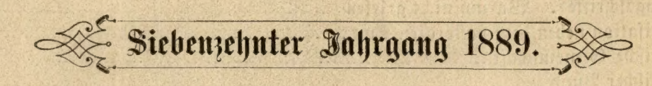


Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.



St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1889.

Inhalts=Verzeichniß.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. Januar 1889. Nro. 1.

Vorwort.

Jerem. 17, 5—8.

Wenn man durch eine Reihe von Jahren die Entwicklung des kirchlichen Lebens auf einem größeren Gebiete zu überschauen im Stande ist, so drängt sich einem, wenn man sich gewöhnt die Augen offen zu haben, die Erkenntniß unwillkürlich auf, daß es kaum unzuverlässigere Berechnungen und Pläne gibt als die kirchlichen und namentlich die kirchenpolitischen. Gleichwohl werden sie immer und immer wieder gemacht und jeder Jahreswechsel gibt für Manchen die Gelegenheit, einmal wieder seine Berechnungen für's nächste Jahr darzulegen, oder soviel von seinen Plänen kundzugeben, als er zu ihrer Durchführung für nöthig hält. Es wird dabei eben immer wieder davon ausgegangen, daß ja auch alle kirchlichen und kirchenpolitischen Dinge sich durch Menschen vollziehen und nicht minder durch sie vermittelt sind wie die sonstigen Ereignisse innerhalb der Menschenwelt. Daher müsse sich die Zukunft auf Grund dieser Verhältnisse mit derselben Wahrscheinlichkeit voraussehen und planen lassen, wie auf andern Gebieten. Freilich trifft es dort auch sehr oft zu, daß man sich gründlich verrechnet, aber es läßt sich dann oft genug nachweisen, daß man den Rechenfehler hätte sehen müssen, wenn man nur die Augen hätte aufmachen wollen.

Mehr aber als hier hat es sich in der Geschichte des Reiches Gottes klar genug gezeigt, was der Prophet sagt: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weicht." Wir wollen hier nicht darauf eingehen, daß oft die ganze Thätigkeit eines Menschen sich wesentlich davon abhängig macht, wie weit sie sich in der Gunst und unter dem Schutze eines Mächtigen dieser Zeit, sei es ein Fürst, oder vielleicht nur ein eine Gemeinde beherrschendes Gemeindeglied, halten kann. Es liegt klar zu Tage, wie zweifelhaften Bestand dann solche unter einer künstlich gemachten Temperatur aufkeimenden Saaten haben. Nichtsdestoweniger ist auch diese Art, Fleisch zu seinem Arm zu machen, heute so gut in Uebung wie zu Jeremias Zeiten.

Man ist aber immerhin in vielen Fällen etwas klüger geworden. Nicht sowohl der einzelne Mensch ist es, auf den man sich verläßt, als vielmehr die Menschen im allgemeinen. Da gibt es immer noch Menschen, die sich auf den Gerechtigkeitssinn, den Edelmuth, die Wahrhaftigkeit und Treue der Men-

schen verlassen und in vielen Fällen erfahren müssen, daß sie sich verrechnet haben. Freilich gelten diese unter Denen, die sich auf Menschen verlassen, immer noch als die Einfältigen, die auf Eigenschaften der Menschen rechnen, die sich bei vielen überhaupt nicht und bei keinem vollkommen finden. Deßwegen haben's andere noch immer verstanden, sich in anderer Weise auf Menschen zu verlassen und namentlich da, wo es sich um unmittelbare äußere und äußerlich sichtbare Erfolge handelt, da glaubt man, in Beziehung auf die Mittel nicht allzu wählerisch sein zu dürfen. Bei alledem aber ist dieses sich verlassen auf Menschen nicht ein offener, sondern ein heimlicher Abfall von Gott, es nimmt die Form des Vertrauens auf Gottes Hilfe, des Eiferns um Gottes Sache, des Arbeitens für Gottes Reich an, während die innere, die Herzensstellung des Menschen dabei die von dem Propheten bezeichnete wird, daß nämlich das Herz sich von dem Herrn abwendet. Das hatte der Prophet unter seinen Zeitgenossen vielfach zu sehen bekommen. Aeußerlich hielt man sich an Jehova, seinen Namen führte man im Munde, gegen den Tempel, das äußerliche Heiligthum, zu reden, war lebensgefährlich (vgl. Jerem. 26). Jene falschen Propheten führten wohl den Namen Jehovas im Munde, aber den Untergang Babels weissagten sie eben dann, als jene in Jerem. 27, 3 erwähnte Völkerverbindung zu Stande kam. Da hieß es dann: „So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels"; in Wirklichkeit aber waren es die Pläne und Berechnungen jener Propheten, welche mit dieser Ueberschrift versehen wurden, um die Leichtgläubigen zu berücken. Und ist das nicht auch vielfach die Signatur unserer Zeit? Was wird heute nicht alles unter die Bezeichnung Reich Gottes gestellt! Widersprechende Dinge und ganz entgegengesetzte Bestrebungen werden Reich Gottes und Wirken für das Reich Gottes genannt, so daß man oft in Versuchung kommen könnte, im Hinblick auf dieses Treiben, ein bekanntes Wort Christi in umgekehrter Weise anzuwenden und zu fragen: Ist etwa Gott mit sich selbst uneins und wie will sein Reich bestehen?

Dieser ganze Widerspruch kommt aber eben daher, daß man anstatt auf Gott zu hoffen, sich auf Menschen verläßt, die zeitlichen Formen, in welchen das Reich Gottes sich ausgestaltet, für das Reich Gottes selbst ausgibt und die äußern Mittel, welcher das Reich Gottes sich bedient, zu irdischen Zwecken benützt.

Man verläßt sich auf Menschen, indem man sowohl ihre Bedürfnisse wie ihre Schwächen benützt, denn auf beides kann man weitaus in den meisten Fällen sicher rechnen. In dieser Rechenkunst findet allerdings jeder Kluge im Vatican seinen Meister, aber leider auch viele dort ihren Lehrmeister. Dort versteht man's und von dort lernt man's. Man rechnet nicht auf die göttliche Macht, sondern auf die menschliche Schwäche, nicht auf Gottes Weisheit, sondern auf Menschen Thorheit, nicht auf den Glauben an das Reich Gottes, sondern die Angst vor einem Pandämonium auf Erden, nicht auf die gewisse und lebendige Hoffnung des ewigen Lebens, sondern auf eine unklare und krankhafte Furcht vor dem leiblichen Tode, nicht auf die Ruhe des Herzens im lebendigen Gott, sondern auf die Betäubung der Gewissen in todten Werken.

Man hofft nicht darauf, daß die Menschen der ewigen Gotteswahrheit sich beugen, aber man rechnet darauf, daß sie es nicht wagen werden, einer zeitlichen Anordnung der Kirche sich zu widersetzen. Recht mag immerhin Recht bleiben, d. h. man frägt nichts darnach, aber man rechnet darauf, daß die Menschen das einmal Geschehene nicht mehr ungeschehen machen können, und sich darum darein finden werden. Man erwartet nicht, daß ein Christ wirklich um Christi willen irdischen Gütern entsagen könne, aber man rechnet darauf, daß das Versprechen diesseitiger Vergeltung auch versteckten Weltsinn zum Geben veranlasse.

Nicht minder aber verläßt man sich auf Menschen und hält Fleisch für seinen Arm, indem man die Formen, in welchen sich das Reich Gottes ausgestaltet, den Menschen für die Sache selbst gibt, in der allerdings oft zutreffenden Annahme, daß dem Menschen der scheinbar sichere Besitz von Formen, die im Laufe der Zeit verhärtet und zum todten Buchstaben geworden sind, lieber ist, als das Leben im Glauben. Es ist viel leichter, gewiß zu sein, daß man die reine Lehre irgend einer Kirche habe, als daß man sich prüfe, ob man im Glauben stehe. Es ist dem Menschen viel leichter, einer jeden beliebigen subjectiven und unreifen Schriftauffassung Berechtigung zuzuschreiben als auf Grund der Einheit des Schriftwortes darnach zu streben, daß wir alle hinankommen zur Glaubenseinheit und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes und zur rechten Mannhaftigkeit, die die wahre Freiheit nicht in der Beliebigkeit, sondern in der Vollkommenheit findet. Es ist für den Menschen viel leichter, zu wissen, ob er ein vollberechtigtes Glied seiner Kirche ist, als in der Gewißheit, daß Gott das Wollen und Vollbringen wirke, mit Furcht und Zittern zu schaffen, daß er selig werde. Es ist dem Menschen viel bequemer, sich als Schüler dieses oder jenes theologischen Meisters auszugeben, als sein Licht derart leuchten zu lassen, daß die Menschen seine guten Werke sehen und darob den Vater im Himmel preisen. Es gilt dem Menschen viel mehr und ist für seinen natürlichen Stolz viel befriedigender, ein Arbeiter um Tagelohn im Weinberg der Kirche zu sein, als ein Kind Gottes, das nichts thun kann, als im Bewußtsein seiner eigenen Schwachheit den Vater anrufen. Es ist dem Menschen viel lieber, als Führer und Leiter zu gelten, als sich kindlich unter die erziehende und züchtigende Hand des himmlischen Vaters zu beugen. Es dünkt dem Menschen etwas viel höheres hier in der Welt als ein hervorragendes Glied der Kirche große Thaten zu thun, als in Geduld und Glauben zu warten auf die Herrlichkeit, welche an den Kindern Gottes soll geoffenbart werden. Dieses alles ist aber nichts anderes als fleischliche Schwäche, die sich an die Form anstatt die Sache hält. Wie wird sie aber in der Welt ausgenützt? Bildet sie nicht gerade den Arm solcher, die in dieser Zeit mächtig werden möchten und es auch oft wirklich werden?

Ebenso ist es aber auch ein Verlassen auf Menschen, wenn man die äußeren Mittel, welche das Reich Gottes in seinen Dienst zieht, zum Zweck des menschlichen Wirkens macht. Freilich wird auf diese Weise sehr oft ein sichtbarer und greifbarer Erfolg erzielt. Da läßt sich's mit Zahlen, mit Be-

schlüssen, Anordnungen und Einrichtungen, an der Zahl der Glieder und der Summe des Geldes zeigen, welche Fortschritte das „Reich Gottes" gemacht hat. Aber ist's nicht so, daß sich alle diese Dinge zum Reiche Gottes nur so verhalten wie Nahrung und Kleidung zum Leben und zum Leibe. Auch da heißt es, euer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet. Aber wir sollen wissen, daß, wenn wir das alles beschafft haben, so haben wir so wenig ein Reich Gottes geschaffen, als wir ein Jahr unseres Lebens gesichert haben, damit, daß wir Speise auf ein Jahr gesammelt haben, oder daß wir die Gesundheit unseres Leibes nicht dadurch herbeiführen können, daß wir ihn mit neuen Kleidern bedecken.

Ist es aber nicht auch so, daß man da die Ordnung der Dinge umkehrt, daß man vielfach sich und andere betrügt, wie jener reiche Mann sich durch seine Vorräthe versorgt glaubte. Das heißt auch, Fleisch für seinen Arm halten. Dadurch werden die einzelnen Kirchen in den Dienst des vergänglichen Wesens derart verstrickt, daß sie von demselben nicht mehr loskommen können. Es mag vielleicht nur bittere Nothwendigkeit sein, wenn ein kirchliches Blatt vor einiger Zeit sagte, die Hauptfrage der Kirche (d. h. seiner Denomination) sei die Geldfrage. Wenn es aber wirklich einmal so steht, dann liegt die Sache ebenso, wie dort bei der Salbung Jesu in Bethanien, wo eben auch die Geldfrage von Judas selbstsüchtiger Weise in den Vordergrund geschoben wurde und manche der Jünger durch das Verhalten des Judas sich blenden ließen.

Ebenso steht es mit den Mitteln äußern Ansehens und Einflusses oder äußerer Ordnungen und zweckmäßiger Einrichtungen. Man bedarf das Alles so sehr, daß man glaubt es gar nicht entbehren zu können, aber die Hauptsache ist es nicht und wo das Reich Gottes nicht vorhanden ist, da kommt es durch zeitliche und äußere Mittel nicht zu Stande. Der Herr sagt nicht umsonst, es sei bereitet von Anbeginn der Welt. Immerhin aber kann man oft genug wahrnehmen, daß man handelt, als ob der Herr gesagt hätte: Trachtet am ersten nach diesen zeitlichen Mitteln und das Reich Gottes wird euch dann von selbst zufallen. Es ist aber das eine Verkehrung göttlicher Ordnung, die ihr Gericht findet. Sie ist eben nicht blos ein theoretischer Irrthum oder eine unrichtige Formulirung des an sich wahren, sondern ein verkehrter Weg, der um so tiefer in die Irre führt, je länger man auf demselben geht, so daß man zuletzt auch bei dem besten Willen nicht mehr daraus herauskommen kann. Das ist eben die ἐνέργεια πλάνης der kräftige, wirksame Irrthum, der als Gericht über diejenigen kommt, welchen die Wahrheit nicht zum Lebenselement geworden ist, sondern die derselben nur als einem Gegenstand ihrer Erkenntniß und einem etwaigen Mittel für ihre Zwecke gegenüber stehen. Wo es aber so weit gekommen ist, da beginnt jenes ruhe- und rastlose Jagen und Treiben, das nur die innere Haltlosigkeit verdeckt, jene Thätigkeit, welche die Güter des Reiches Gottes gleichsam fabrikmäßig herstellen will, weil sie eben auf einem Boden steht, auf welchem nichts mehr wachsen kann und den Samen verloren hat, welcher durch seine eigene innere

Lebenskraft wächst und reift. Die umgestoßene und verworfene göttliche Lebensordnung will man durch künstliche und kluge menschliche Maßregeln ersetzen, welche der so unbeständigen, zeitweiligen Macht ihre Wirksamkeit und ihren Bestand sichern sollen. Aber der Fluch liegt darauf.

Segen dagegen liegt auf dem Vertrauen auf Gott. Dort ist die Lebensquelle, die jedem offen steht, — der es gelernt hat, jene Weltklugheit abzulegen, der es über sich gebracht hat auf jene Machtmittel zu verzichten und erreicht hat, sich keine irdischen Ziele zu stecken, sondern eben das seine Lebensaufgabe sein läßt, daß er in der Kraft d s ihm von Gott verliehenen Lebens reich werde an Früchten der Gerechtigkeit. Wie er dabei von den Menschen angesehen wird, wie viel er nach menschlichem Urtheil ausrichtet, das ist ihm zwar nicht ganz gleichgültig, aber es ist ihm nicht die Hauptsache. Die Anerkennung von Menschen macht ihn nicht eitel, sondern vorsichtig, daß er nicht der Versuchung verfalle, dafür zu wirken, daß er von Menschen gesehen werde. Die Verkennung von Menschen gibt ihm zwar vor allen Dingen Anlaß sich selbst zu prüfen, kann ihn aber weder entmuthigen noch irre machen. Wer sich auf Gott verläßt, will das, was er ist, nicht durch der Menschen Gunst noch durch seinen eigenen Willen, sondern durch Gottes Gnade sein; er ist zufrieden und gewiß, daß er (was er für Menschen auch immer sein mag) für Gott etwas ist zum Lobe der göttlichen Herrlichkeit. Und wenn der Weg eines solchen auch vor Menschen verborgen ist und sein Recht vor Menschen übergeht, er weiß, vor seinem Gott geht es nicht über. Dieser Glaube gibt ihm wieder neue Kraft auf seinem Lebenswege und in seiner Lebensaufgabe, bis das Ziel erreicht, die Aufgabe gelöst und die wahre, ewige Ruhe erlangt ist.

Ueber die Gerichte Gottes, mit Zugrundelegung von Joh. 9, 1—7.

(Eingesandt von P. Enßlin.)

Selig sind die Augen, die da sehen das ihr sehet; denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen das ihr sehet und haben es nicht gesehen; und hören das ihr höret und haben es nicht gehöret. Luk. 10, 23 u. 24. Diese Worte sprach der Herr insonderheit zu seinen Jüngern, die in seine Nachfolge getreten waren und täglich Neues zu sehen, zu hören und zu lernen bekamen. Eben dieses Sehen und Hören war für sie eine Schule, in der sie für ihren künftigen Beruf vorbereitet wurden, eine Schule, in der ihnen aber auch nicht alles selbstverständlich war; denn sie sehen sich oft genöthigt, ihren Meister über dies und jenes zu fragen und um Aufschluß zu bitten; so z. B. gerade hier in Anbetracht des Blindgebornen, dessen trauriges Loos sie zur Frage drängte: „Meister, wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?“ Sie sehen eben hier ein Gericht Gottes vorwalten: wer aber an demselben schuld sein mochte, das wagten sie für sich selbst nicht zu entscheiden. Aus der Sicherheit aber, mit welcher die Jünger diese Frage stellten, geht hervor, daß sie an keinen blinden Zufall glaubten, sondern auf dem

Grund der heiligen Schrift standen und mit Gewißheit annahmen, daß die Blindheit jenes Menschen aus der Hand Gottes kam. Der Herr hatte sie auch wegen dieses einfältigen Glaubens nicht gestraft; denn trotzdem, daß derartige Dinge in ganz natürlicher Weise eintreten können, zeugt er selbst davon, daß sich sein Vater der geringsten Dinge annehme, daß kein Haar von unserem Haupte falle und kein Sperling vom Dache, ohne seinen Willen. Matth. 10, 29. 30. Die Jünger hatten auch auf Grund der heiligen Schrift das vollste Recht zu behaupten, daß die Blindheit dieses Menschen als eine Fügung Gottes anzusehen sei, zumal auch die ganze heilige Schrift das Wort Zufall nicht kennt, sowenig als den Begriff eines von ungefähr, ohne besondere Absicht und Leitung des himmlischen Vaters, geschehenen Ereignisses. Die Frage der Jünger in Betreff des Blindgebornen setzt unleugbar obige Behauptung voraus und ihre Sicherheit darin, treibt sie zu der Stellung, daß sie es mit den Heimsuchungen und Gerichten Gottes nicht so leicht nehmen konnten. Sie mußten als nüchtern denkende Menschen in denselben auch das „Warum" zu beantworten suchen, was ihnen hier in Anbetracht der Blindheit jenes Menschen besonders schwierig zu sein schien. Eines stand ihnen zwar sicher, nämlich das, daß die Sünde die Ursache gewesen sein mußte, warum dieser Mensch mit Blindheit heimgesucht wurde; nur waren sie sich darin nicht gewiß, wer dieses Gottes-Gericht verschuldet haben mochte. Hatten sie aber zu solcher Folgerung ein Recht? Ihre zuversichtliche Frage: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?" läßt schließen, daß sie sich zu solcher Folgerung berechtigt glaubten. Aus den Gerichten Gottes, wie sie in der Geschichte des Volkes Israel auftraten und aus dem Gesetze, unter welchem sie standen, lernten sie Gott als einen Heiligen und Gerechten kennen; denn Gerechtigkeit und Gericht sind seines Stuhles unerschütterliches Fundament, Ps. 97, 2. Er vertilgt die Gottlosen und gibt ihnen was sie verdienen. Ps. 94, 2. Seine Gerechtigkeit erweist sich in Zorn und Eifer, wenn man von ihm und seinem Bunde abfällt, oder wenn man in Feindschaft und Grimm gegen sein Volk den Bund und seine Träger zu vernichten und seine Heilszwecke zu vereiteln sucht. Ps. 37, 38. Hosea 14, 10. Gott ist ein verzehrendes Feuer gegen das Böse, er eifert gegen die Uebertreter seines Gesetzes, weßhalb auch von Christo selbst gedroht wurde: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle also umkommen." Luk. 13, 3. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes offenbart sich darum in besonderen Strafgerichten und Unglücksfällen. Man betrachte die Erweisung derselben an unsern gefallenen Stammeseltern bei der Sündfluth, bei den Gerichten über Sodom, bei der Vertilgung der Kananiter, bei der wiederholten Zerstörung Jerusalems. Man achte besonders auf das göttliche Wiedervergeltungsrecht, wie es namentlich in der Geschichte Davids sich zeigt und wie es überhaupt durch das Schwert der Obrigkeit und durch die Gesetze der Natur an den, ihnen zuwiderhandelnden, Menschen sich geltend macht. Von dieser Seite betrachtet, konnten sich die Jünger vollkommen berechtigt glauben, in der Blindheit jenes Menschen ein Strafgericht Gottes zu wähnen, zumal sie auch besonders als Strafe für die Sünde bezeichnet wird,

5. Mose 28, 28. und die Jünger als Gesetzesmenschen nicht ohne weiteres eine andere Ursache desselben finden konnten. Ihnen war es darum nur fraglich, wer denn eigentlich gesündigt haben mochte, er oder seine Eltern. Der Natur der Sache nach konnte zwar der Blindgeborne noch nicht gesündigt haben, ehe er geboren war, daher auch mit Recht noch keinem Strafgericht unterworfen werden. Allein wegen künftiger Sünden, die Gott vermöge seiner Allwissenheit schon vor seiner Geburt erkannt haben mochte, konnte auf ihn die Schuld geworfen werden. Doch durfte es den Jüngern fraglich erscheinen, ob es sich auch mit der Gerechtigkeit Gottes vertragen möchte, solch Wiedervergeltungsrecht schon vor der Zeit an dem noch Schuldlosen zu üben. Sie dachten daher auch an die Eltern, deren Sünden möglicherweise durch die Geburt eines blinden Sohnes gestraft werden konnten, was nach 2. Mose 20, 5 in gewissen Fällen wohl anzunehmen war. Doch mochte gerade in diesem Falle eine solche Behauptung unrichtig sein, zumal eben Gott doch ein Gerechter ist, der nicht den Unschuldigen für den Schuldigen büßen läßt. Hes. 18, 20. Sie kamen darum mit der Sache vor ihren Meister, dem sie auch das vollste Vertrauen schenkten, in dieser Angelegenheit entscheidenden Aufschluß geben zu können. Sein Urtheil aber stimmte weder mit der einen, noch mit der andern Muthmaßung der Jünger überein, sondern deutete auf eine andere Ursache, an die sie eigentlich bisher noch nicht denken konnten, zumal sie noch allzusehr auf dem Boden des Gesetzes standen und auch von der allgemeinen Anschauung beeinflußt waren, denn er spricht: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm." Mit dieser Erklärung wollte zwar der Herr gewiß nicht in Abrede stellen, daß solche Uebel in keinem Falle als Gerichte Gottes angesehen werden dürfen und daß denselben gewiß nicht eine Sündenschuld zu Grunde liegen könne; denn sowohl in Bezug auf die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, als auch in Betreff der Strafwürdigkeit des Menschen, stimmte Jesus vollkommen mit der Lehre der alttestamentlichen Offenbarung überein. Weder den Blindgebornen noch seine Eltern wollte der Herr mit dieser Auskunft als sündlose Menschen hinstellen, denn auch in seinen Augen ist niemand gut, als allein Gott. Mark. 10, 18. Der Tod ist ja auch zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle Sünder sind. Röm. 5, 12. Vor Gott ist kein Lebendiger gerecht, Ps. 103, 2, zumal durch des Gesetzes Werke kein Fleisch gerecht wird. Röm. 3, 20. In Wahrheit gibt es ja nur einen Gerechten, nämlich Jesus Christus, an den auch der Tod keine Macht hatte und ohne den auch die Gerechten des alten Bundes nicht vollendet werden konnten, Hebr. 9, 9, dieweil er allein im Stande war, die Gerechtigkeit aufzurichten, die vor Gott gilt. 2. Kor. 5, 21. Nach dem Gesetze konnte also weder der Blindgeborne noch seine Eltern von der Sündenschuld freigesprochen werden, auch wenn sie sich der Gerechtigkeit eines Hiobs hätten rühmen mögen; denn auch Hiob mußte gegenüber der Gerechtigkeit Gottes verstummen und die Heimsuchung Gottes als züchtigende Gnade annehmen lernen. Hiob 42, 1—6.

Hieraus erklärt sich auch die Berechtigung der allgemeinen Strafgerichte

Gottes, in welchen der Gerechte mit dem Gottlosen hinweggerafft werden kann, oder zu leiden hat; denn sie sollen offenbaren, daß Gott ein heiliger ist und alle Menschen Sünder und Schuldner und nur seine Gnade Gerichte von uns abhalten mag. Hes. 21, 3—5. Luk. 13, 8. Wenn darum der Herr sagt: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern," so läßt er die Möglichkeit stehen, daß Gott nach seiner Gerechtigkeit Gerichte über uns kommen lassen könnte und müßte, wenn keine Gnade walten dürfte; aber er deutet doch vielmehr auf die Gnade Gottes hin, welche in der Heimsuchung das Kind geboren, wie überhaupt in derartigen Gerichten Gottes vorwalten mag. Denn wenn Gott nur nach seiner Gerechtigkeit mit den Menschen handeln wollte, dann würden sie ihm nicht so viele Mühe machen, wie in Jes. 43, 24. gesagt ist: „Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten." Er durfte ja nur zu warten, bis sich die Menschen für's endliche Gericht reif gemacht hätten. Allein bei dieser Art von göttlicher Geduld würde kein Mensch der Verdammniß entkommen, oder selig werden, sondern vielmehr alles dem Verderben und Untergang preisgegeben sein. Denn wenn Gott in dieser Zeit und argen Welt, da der Fürst dieser Welt sein Werk des Abfalls treibt, keine Strafgerichte kommen ließe, würde er ein verborgener Gott bleiben und zuletzt von Niemand mehr erkannt werden, wie es auch bei den Heidenvölkern geworden ist, die Gott ihre eigenen Wege gehen ließ und darum auch ganz vom lebendigen Gott abgefallen sind. Aehnlich wäre es mit dem Volk Israel gegangen, wenn Gott nicht an seiner Verheißung festgehalten hätte und keine Strafgerichte über dasselbe hätte kommen lassen; denn trotzdem, daß ihm das Gesetz und Verheißung anvertraut war, fiel es immer wieder von Gott ab, sobald es keinen Druck der Strafgerichte zu spüren hatte. Wie oft wurde in seiner Geschichte geklagt: „Da ist nicht der verständig sei, da ist nicht der nach Gott frage." Jes. 9, 13. Röm. 3, 11. Gottes Barmherzigkeit herrschte darum auch in den Strafgerichten von Anfang an. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe. Hes. 18, 30—32. Wo darum noch eine Sprache außer der der Strafgerichte Gottes vernommen werden konnte, da hielt er sogar mit denselben zurück, wie aus der Sendung der Propheten und insbesondere aus der des Propheten Jonas deutlich zu sehen ist. Gott ist wohl gerecht und heilig, aber auch gnädig und barmherzig und seine Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht. Jak. 2, 13. Wo darum der Mensch sich unter dem Einfluß des göttlichen Gesetzes und der Wahrheit gestellt hat, und wo er nach der Gerechtigkeit vor Gott trachtet, da offenbart sich gewöhnlich das Gericht als ein Gnadengericht, durch welches ihm fürs Himmelreich Vorschub geleistet wird, oder durch welches er zubereitet werden soll, daß Gottes Werke an ihm geoffenbaret werden können. Sehen wir auf die Führung des Volkes Israel, in welcher sich Gottes Gerechtigkeit und Gericht, aber auch Gnade und Barmherzigkeit in überschwänglicher Weise geoffenbaret haben, so müssen die Gerichte über das Volk hauptsächlich als eine Vorbereitung für das Heil in Christo, oder für die Offen-

barung des Werkes Gottes durch den Messias, angesehen werden; denn ob es gleich durch viele derselben hindurch gehen mußte, so sollte doch das Heil von den Juden kommen und der Segen für alle Völker durch den Samen Abrahams. Wie es aber im Großen mit dem Volke Israel war, so ist es auch im Kleinen mit der Führung des Einzelnen, der zum Volke Gottes gehört. Durch Gnadengerichte muß es Licht werden in den Herzen der Menschen, daß sie sich selbst richten und die Herzensstellung erlangen, in welcher sie das Ziel und Zweck der Offenbarung der Werke Gottes erreichen mögen, nämlich das Oeffnen der inneren Augen, um Jesum als den Sohn Gottes erkennen und anbeten zu können. Denn hierzu gehört nicht nur eine kalte Annahme der Wohlthaten Gottes, wie bei den neun Aussätzigen, welche die Gnade in Christo nicht erkannten; sondern eine Würdigung derselben, wie bei dem Samariter, der wieder umkehrte und Gott die Ehre gab. Diese Würdigung aber wird hauptsächlich durch Heimsuchungen Gottes erzielt, welche aufs Wort merken lehren, gnaden- und heilsbedürftig machen; denn sie drängen zur Frage: „Wer hat gesündigt?" oder: Womit habe ich das verschuldet? Die Gnadengerichte fördern eben die Sünde ans Licht, was absolut nöthig ist, um in die Gemeinschaft mit Gott kommen und in derselben stehen zu können; denn eine einzige Sünde, welche im Versteck gehalten wird, trübt das Verhältniß zu Gott und läßt nicht zum Frieden kommen. Sie fordern darum auch zur Buße auf, machen nüchtern, daß sich der Mensch unter die gewaltige Hand Gottes beugen lernt, seine Sünde erkennt und bereut, nach Gnade verlangt und so befähigt wird, Gottes Werke an ihm offenbaren zu lassen. Neben dem aber dienen die Gnadengerichte Gottes auch zum Schutz vor Seelengefahr, vor Irr- und Abwegen, weshalb oft auch im Gnadenstande noch ein Pfahl im Fleisch stecken bleiben darf. 2. Cor. 12, 7—9. Sie sind auch in der Hand des Herrn als Prüfungs-, Uebungs- und Reinigungs-Mittel, wodurch Geduld und Glauben bewährt und die Reben am Weinstock Christi beschnitten und fruchtbar gemacht werden in Ausübung guter Werke. 1. Petri 1, 7. Röm. 8, 18. Von dieser Seite betrachtet, wird eigentlich der Sinn der Antwort Christi: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern," erst recht verstanden; denn der Heimsuchung Gottes am Blindgebornen lag an und für sich nicht die Vergeltung oder Bestrafung der Sünde zu Grunde, sondern vielmehr die gnadenreiche Absicht, daß die Werke Gottes an ihm offenbar werden sollten. Wenn die rechte Herzensstellung auch ohne diese Gnadenheimsuchung hätte zu Stande kommen können, dann möchte sogar behauptet werden, daß derselbe rein nur aus dem Grunde blind geboren werden mußte, weil sich der Sohn Gottes an ihm als das Licht der Welt offenbaren wollte. Allein eine solche Behauptung, die zwar im vorliegenden Falle im Sinn der Antwort Christi liegen mag, kann doch nur vom Herzenskündiger selbst begründet werden, sie würde aber trotz ihrer Richtigkeit doch nicht in Abrede stellen, daß der Blindgeborne ein Sünder war, der Gottes Gerechtigkeit in seiner Führung zu billigen und sich um seiner Sünde willen doch unter die gewaltige Hand Gottes zu beugen hatte. Wird aber überdies

der Zweck seiner Blindheit in Betracht gezogen, mit welcher er zur Verherrlichung Christi und zur Darstellung des Heils dienen sollte, so ist dennoch Grund und Ursache genug vorhanden, dieselbe als eine Gnadenheimsuchung Gottes zu betrachten, für die er Gott dankbar zu sein hatte; denn obgleich darin Gottes Gerechtigkeit zur Geltung kommen durfte, so lag doch die Gnade darin, daß dadurch sowohl ihm als vielen andern die inneren Augen aufgethan würden, Jesum als den Sohn Gottes erkennen und ihn anbeten zu können; denn neben dem, daß dem Blindgebornen vom leiblichen Uebel geholfen werden durfte, lag dem Oeffnen der leiblichen Augen der Endzweck zu Grunde, den Glauben an Jesum, als den Sohn Gottes und als das Licht der Welt zu bewirken. Solche Offenbarung war auch in Bezug auf sein Erscheinen in der Niedrigkeit und Knechtsgestalt nothwendig. Der Menschensohn mußte auch als Gottessohn offenbar werden, oder die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater aller Gnade und Wahrheit, mußte trotz seiner Knechtsgestalt durch Werke der Erlösung an den Tag treten, damit der Glaube eine überzeugende Grundlage haben möchte. Obgleich der Herr die Anforderungen zeichensüchtiger Menschen zurückwies, oder die Ausbreitung seiner Wunder zuweilen verbot, so beruft er sich doch ausdrücklich auf seine Wunder und Zeichen, als Zeugnisse seiner göttlichen Sendung und der Erfüllung der messianischen Weissagungen. Joh. 5, 36. Zum Beweis seiner Gottessohnschaft gehörte eben nicht nur sein eigenes Zeugniß, sondern auch das Zeugniß seines Vaters, das hauptsächlich durch seine Wunderwerke redete. Diese Zeugnisse waren darum von großer Bedeutung, sie wurden nicht allein für die damalige Zeit gegeben, sondern auch für die Zukunft und sollten bis ans Ende der Welt fortwirken. Allein damit ist nicht gesagt, daß diese von Christo gegebenen Zeichen für alle Zeiten und in allen Fällen hinreichend sein sollten und nach seinem Tode keine mehr nöthig wären; denn schon die Niederlage, die Jesus nach dem Rathschluß Gottes in seinem Leiden und Sterben erfahren mußte, machte neue Wunder und Offenbarungen der Werke Gottes nothwendig, um den Glauben an den Auferstandenen und erhöhten Christus aufzurichten und seine Jünger als Apostel zu legitimiren. Ueberdies aber ist in Betracht zu ziehen, daß das Offenbaren der Werke Gottes in der Stiftungszeit der Kirche nicht allein die Ehre Gottes und das geistliche Wohl der Menschen fördern sollte, sondern auch den von Gott heimgesuchten Hülfe und Erlösung bringen durfte.

Die Gnadengerichte Gottes, wie sie aber noch immer und überall vorwalten, fordern, auch wenn sie nach den Gesetzen der Natur kommen und wieder weichen dürfen, dennoch ein gnadenreiches Entgegenkommen Gottes, zuweilen aber ein wunderbares Eingreifen Gottes, ähnlich wie es sich im Aufthun der Augen des Blindgebornen darstellte. Die Zeit der Wunder ist also noch nicht vorbei, zumal die Gnadengerichte, die sie nöthig machen, noch nicht aufhören und heutzutage der nämliche Glaube verlangt wird, wie zur Stiftungszeit der Kirche, wenn das Heil der Seele und Hülfe und Erlösung aus den Gerichten Gottes erlangt werden sollen. Der Glaube aber

hat auch noch heute die nämliche Wunderkraft und Verheißung wie zur Apostelzeit, es können und müssen deshalb da, wo wahrer Glaube ist, noch immer Zeichen und Wunder geschehen, obgleich sie, wie Bengel sagt, wegen der Schwachheit der Gläubigen und wegen der Unwürdigkeit der Welt nicht immer offenbar werden dürfen. Im Verborgenen, das heißt, nicht vor den Augen der Ungläubigen, geschieht darum manches Wunder, das Auge des Glaubens aber nimmt es wahr und gibt Gott die Ehre, insbesondere da, wo es gewohnt ist, alles das, was in die Lebensführung des Menschen eingreift, aus der Hand Gottes anzunehmen. Allein im Vergleich zur Stiftungszeit der Kirche geschehen in unseren Tagen doch wenig Wunder und in den Gnadengerichten des Herrn wird nicht immer des Herrn Hülfe und Erlösung erlangt, was eben seine Hauptursache im Glaubensmangel hat, der da und dort auf einem solchen Niveau steht, daß er es auch mit den Gnadengerichten Gottes nicht genau nimmt, und diese nicht aus der Hand Gottes kommen sieht. Von vielen muß gesagt werden, was einst die Propheten vom Volke Israel sprachen: „Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht." Jerem. 5, 3. oder: „So kehrt sich das Volk nicht zu dem, der es schlägt und fragt nichts nach dem Herrn Zebaoth." Jes. 9, 13. Wo aber Gott schlägt, da sollte zum ersten das „Warum" erforscht werden; zum andern aber auch die Gnade Gottes gesucht werden, wie sie in Christo dem Blindgebornen entgegen kam, und wie sie auch heute dargeboten wird. An sie wird der Mensch durch die Gnadenheimsuchungen und Gerichte Gottes gewiesen und zwar nicht umsonst; denn so wie beim Blindgebornen durch Christi Gnade das leibliche Uebel aufgehoben werden durfte, so können auch heute noch die Gerichte Gottes, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, aufgehoben werden, weil sie nicht in das Gebiet der Unabänderlichkeit gehören und nicht immer bleiben müssen. Matth. 18, 27. Es darf entweder eine Erlösung vom Uebel eintreten, oder eine Genüge durch Gnade gegeben werden, die in dem Schwachen sich mächtig erweist, 2. Cor. 12, 9, und zwar eben auf Grund der Genugthuung Christi für unsere Sünden durch sein Leiden und Sterben, wie geschrieben steht, Jes. 53, 4. 5: „Fürwahr er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. — Durch seine Wunden sind wir geheilet." Es kommt nur darauf an, daß wir durch die Heimsuchungen Gottes einmal die rechte Stellung zu Christo und der geoffenbarten Wahrheit einnehmen lernen, daß wir wahrhaft an seine Gnade glauben, völligen Gehorsam in seiner Nachfolge erweisen und beharrlich beten, oder mit Ernst seine Gnade suchen, auch wenn wir die Fürbitte der Gläubigen in Anspruch nehmen und uns zum Fasten hergeben müßten. Nimmermehr will Gott durch seine Gnadengerichte unser Verderben, sondern vielmehr, daß die Werke Gottes offenbar werden; denn er will nicht immerdar hadern, noch ewiglich Zorn halten. Ps. 103, 9. Er ist ein Gott, der da hilft, und ein Herr, Herr, der vom Tode errettet. Ps. 68, 21. Wer auf ihn traut, der soll nicht zu Schanden werden. Röm. 9, 33. Sollte es auch in den Anfechtungen und Heimsuchungen als durchs Wasser oder durchs Feuer gehen, so sollen wir doch nicht umkommen, Jes. 43, 2; denn alle Dinge sind möglich dem, der da

glaubt. Mark. 9, 23. Kann auch um unserer Schwachheiten willen nicht jeder Pfahl im Fleisch weggebetet werden, dieweil er seinen heilsamen Zweck erreichen soll, so wird doch dem gläubigen Gebet eine Antwort zu theil, die eben dieselbe, oder eine noch größere Gnade Gottes enthält, als eine Erlösung vom betreffenden Uebel. Jes. 65, 24; 2. Kor. 12, 9. Leider lassen sich viele, noch ehe sie ernstlich die Gnade Gottes gesucht haben, im Beten lässig machen, und geben sich, noch ehe sie eine Antwort auf ihr Gebet erhalten haben, der Meinung hin, daß ihr Uebel bleiben müsse. Man kann sich freilich in dieser Meinung zu stärken suchen, indem man einseitig den Zweck der Leiden und der Heimsuchungen Gottes betrachtet. Sie sollen allerdings den inneren Menschen fördern, ihn in der Geduld und Ergebung üben, und vor Seelengefahr schützen. Allein hüte man sich vor einer Geduld und Ergebung, in welcher die Werke Gottes nicht offenbar werden können und in welchen man doch zu Menschenhülfe und zu allerlei, oft unerlaubten Mitteln, seine Zuflucht nimmt, um vom Uebel los zu werden; aber es im Glauben nicht wagen mag, die Hülfe des Herrn durch Gebet und Fürbitte zu erlangen. Eben hier ist Geduld und Glaube der Heiligen, wo die Werke Gottes offenbar werden können; denn nur die Geduld, welche ausharrt, im Beten nicht laß wird und immer hofft, nur die Ergebung, welche sich ganz nach Gottes Willen richtet und eine gänzliche Hingabe an Gott in sich schließt, können in den Gerichten Gottes zum Ziele kommen.

Insbesondere müssen sich Geduld und Glaube in solchen Heimsuchungen Gottes erproben, welche zum Kampf mit dem Reiche der Finsterniß auffordern; denn da kann nur durch anhaltendes Gebet und Fürbitte, unter Umständen nur durch Beten und Fasten der Sieg errungen werden. Matth. 17, 21. Viele Hindernisse, welche die Hülfe des Herrn aufhalten, können ja oft erst nach anhaltendem Beten beseitigt werden, weil sie auch oft erst ans Licht gefördert, oder dem Menschen zum Bewußtsein gebracht werden, nachdem durch anhaltende Gerichte Gottes in ihm eine lautere und geistliche Gesinnung ausgeboren worden ist. Sollte darum Gottes Hülfe nicht noch eintreten dürfen, nachdem er die Hindernisse erkannt und beseitigt sind, welche sie aufgehalten haben? Sollte Gott nicht noch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen und sollte auch beharrlich sein mit seinen Verheißungen? Der Herr spricht: „Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze.“ Luk. 18, 7. Wer auf halben Wege stehen bleibt, kommt nicht zum Ziele. Wenn aber der Herr spricht: Dein Glaube hat dir geholfen; Matth. 9, 22., oder: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt, Mark. 9, 23. und wiederum: So du Glauben hast, sollst du die Herrlichkeit Gottes sehen! so schreibt er eben doch dem Glauben eine Macht zu, von der er sich überwinden läßt, oder der er das Privilegium beigelegt hat, das erlangen zu können, was die Gottesfürchtigen begehren, da den Sieg davon tragen zu dürfen, wo der Kampf des Glaubens gekämpft wird, damit die Werke Gottes offenbar werden können. Ps. 145, 19. Matth. 16, 18. Mark. 16, 17.

Aber bei allem Glauben, dem so große Macht eingeräumt ist, eifert der

Herr doch um seine Ehre; denn wir sollen uns nicht dieser Macht rühmen, nach Willkür mit ihr umgehen dürfen, dieweil sie nicht in unserer eigenen Würdigkeit begründet ist, sondern eine reine Vergünstigung und Gnadenertheilung Gottes ist, um seines Sohnes Jesu Christi willen. Aus diesem Grunde können die Heimgesuchten, an denen die Werke Gottes offenbar werden sollen, nicht immer allein für sich fertig werden, oder zum Ziele kommen; sie sind, damit sie die Gnade Gottes erkennen und ihm als Unwürdige die Ehre geben können, in ihrem Glauben an solche Personen gewiesen, denen der Herr die Gabe gegeben hat, den Segen und durch die Gnade durch Handreichung oder durch Fürbitte und Händeauflegen zu vermitteln. Eben dieser Weg ist der geeignetste und einfachste, um zum Ziele zu kommen; denn einerseits wird auf demselben aller Grund zur Selbstüberhebung abgeschnitten, andererseits aber auch dem Gedemüthigten die freie Gnade nahe gebracht und vermittelt, die er sonst schwerlich in diesem Grade erreichen würde. Nach dieser Ordnung wird auch auf Seiten der Diener Christi die Ehre Gottes gefordert; denn sie sind in der brüderlichen Handreichung gehalten, sich als bloße Werkzeuge in der Hand des Herrn anzusehen, die von sich selbst, durch eigene Würdigkeit dem Heimgesuchten keine Erlösung vom Uebel geben können, sondern zu warten haben, bis der nöthige Glaube des Heimgesuchten vorhanden ist, und der Herr selbst Hand anlegt. Es muß eben in allen Fällen, wo die Werke Gottes offenbar werden dürfen, ein ähnliches Zeugniß gegeben werden, wie es einst Petrus Akt. 3, 12—16 gegeben hat, da er sagt: „Ihr Männer von Israel — was sehet ihr auf uns, als hätten wir diesen wandeln gemacht durch unsere eigene Kraft oder Verdienst? — In dem Namen Jesu von Nazareth — stehet dieser allhier vor euch gesund. Akt. 4, 10. Daß heutzutage die Werke Gottes so wenig offenbar werden, ist freilich noch kein Beweis dafür, daß kein Glaube vorhanden ist und daß keine Wunder mehr geschehen, oder keine Gnadengerichte Gottes mehr durch göttliche Hülfe aufgehoben werden. Wo Glaube ist, da ist auch eine Macht, oder wie Bengel sagt, eine Wunderkraft, obgleich sie der Schwachheit der Gläubigen und um der bösen Welt willen nicht immer offenbar werden dürfen. Allein es können viele trotz ihres Glaubens und vielen Betens nicht zum Ziele kommen, weil sie es selbst erzwingen wollen und die brüderliche Handreichung verschmähen, indem sie behaupten: „Hilft mein Gebet und Glaube nichts, so helfen auch die eines andern nichts!" Wie viele mögen sich zur Zeit Christi gerade in diesem Sinn auch an seiner Knechtsgestalt geärgert und darum auch die Vermittlung der göttlichen Gnade durch ihn weder gesucht noch erlangt haben, wie aus Matth. 13, 58 klar und deutlich hervorgeht. Es hat sich darum bei den Heimgesuchten der Glaube in diesem Stück zu realisiren, daß sie an der Knechtsgestalt Christi, wie sie sich noch heute in seinen Dienern darstellt, kein Aergerniß nehmen, sondern sich um ihrer eigenen Unwürdigkeit willen der göttlichen Ordnung unterwerfen und die göttliche Gnade durch Vermittlung derer, die in seinem Namen handeln, zu erlangen suchen. Blumhardt sagt darum aus seiner Erfahrung: „Wie oft kommen die Leute und sagen fast in Verzweiflung, sie beten so viel,

und es wolle sich nicht ändern! Laut der ganzen neutestamentlichen Oekonomie, wie sie in allem — durchblickt, will Gott seine Gaben durch Vermittlung brüderlicher Handreichung darbieten, oder er will's durch Werkzeuge thun."

Wie viele Gnadengerichte Gottes könnten darum noch heute gehoben, oder Werke Gottes offenbar werden, wenn einerseits die brüderliche Handreichung mehr in Anspruch genommen würde und andererseits dieselbe mehr von denen gepflegt werden möchte, die berufen sind, Botschafter an Christi Statt zu sein. Aber leider trifft es heutzutage bei vielen zu, wie der selige Blumhardt sagte: daß ihnen die Arzneikunde mit ihrer Kunst das ersetzen soll, was die Träger des Evangeliums für die Gemeinde haben sollten — und darum auch insbesondere bei Geisteskranken — sei's auch mit den schönsten Trostsprüchen, nichts wissen, außer dem Jakobusschen: „Gott berathe euch!"

Diesem Mangel liegt eben doch auch mehr oder weniger ein, mit falscher Aufklärung übertünchter, Unglaube zu Grunde, der die Sprache und den Zweck der Heimsuchungen Gottes nicht verstehen will und des Herrn Hülfe nur von den natürlichen Mitteln abhängig macht. Würden die Gnadengerichte Gottes mehr im kindlichen Glauben erkannt werden, so daß sie ihren Zweck erreichen könnten, dann würde es sowohl mit dem Suchen der brüderlichen Handreichung, als auch mit der Pflege derselben besser bestellt sein; denn eines macht das andere nothwendig. Eben darum muß nothwendiger Weise, hauptsächlich von Seiten der Diener Christi, in den Heimsuchungen Gottes auch das: „Warum" erforscht werden, damit sie in denselben rathen und zur wahren Hülfe weisen, ja sie sogar vermitteln können. Wo der Geist Gottes ist, da ist Licht, so daß bald erkannt werden mag, Wo und Wie die Werke Gottes offenbar werden sollen. Herr, schenke uns dieses Licht!

Die Kirchenvisitation in unserer Synode.

(Referat von P. F. C. Krüger.)

Bei eingehender Ueberlegung drängen sich uns die Fragen von selbst auf: Warum gebraucht das unsere Synode nicht, was andere Kirchenkörper schon lange verwerthen? Warum wird dieser alte Brauch nicht auch bei uns eingeführt, der fast so alt ist wie die christliche Kirche? Ist es vielleicht die Furcht vor der Inspektion, und daß es auch hie und da eine Correction geben könnte? Doch wohl nicht. In der Ausübung unseres Amtes und der daraus folgenden Pflichten brauchen wir keine Visitation zu fürchten, wenn wir in der Furcht Gottes unsere Aufgabe gelöst haben.

Es gehört nun einmal eine strikte Controlle zur Regelung aller Funktionen eines solchen kirchlichen Körpers, wie unsere Synode einer ist, von oben bis unten. Diese Controlle war und konnte, da das beobachtende Element fehlte, bisher nicht vorhanden sein. Und hier erfüllt die Visitation ihren Zweck, man kann nur durch dieselbe zu diesem Ziel gelangen — es wird dadurch das eine fehlende Glied in unserer Synode ersetzt.

Ohne unseren synodalen Vätern einen Vorwurf machen zu wollen — es kann ja nicht alles auf einmal geschehen, war wohl auch damals nicht nöthig — erkennen wir hier eine Lücke in unserem synodalen Organismus, und sie auszufüllen sind wir uns selbst und unseren Gemeinden schuldig. Die Gemeinden sind synodal und wollen von der Synode überwacht werden, sie verlangen es — um paradox zu reden — daß sich bei ihnen auch hin und wieder die Synode sehen läßt. Der Pastor ist ja immer da, er ist von der Gemeinde gewählt und angestellt; und wenn die Gemeinde an seiner Treue auch nicht zweifelt, so soll doch auch einmal einer kommen, den die Synode direkt sendet, der die Synode repräsentirt, um Pastor und Gemeinde zu besuchen.

Diese Institution mag Manchem kleinlich vorkommen oder mag auch gar hie und da Einen verletzen, wenn es heißt, er soll inspicirt werden. Doch es ist nach meinem Dafürhalten etwas Großes, etwas Wichtiges, solch eine Inspektion, es ist gerade das, was uns erst fest macht in unserer Behauptung auch vor Menschen: Du hast deine Pflicht gethan.

I.

Die Visitation ist eine altherkömmliche Institution der christlichen Kirche zur Inspicirung und Regulirung des gesammten Gemeindelebens, die sich allezeit als nothwendig erwiesen.

Es besteht in dieser Welt nichts ohne Ordnung. Gott selbst hält Ordnung in seinem weisen Walten und die christliche Kirche soll und muß auch Ordnung halten analog einem wohlgegliederten Organismus. Dazu gehört eine Gliederung, eine Theilung der Arbeit und Arbeitskraft, wodurch ein jedes Organ seine Stellung erhält, worin es sich bethätigen und seine Kraftfülle entfalten kann. Und in keinem Organismus gibt es auch nur ein Organ, das überflüssig wäre, ebenso gibt es kein Organ, das nicht von andern abhängig wäre: eins wird vom andern regulirt.

Zeigt sich uns nicht dasselbe Verhältniß in der christlichen Kirche? Und muß sich nicht jeder synodal-kirchliche Körper organisiren, sich gliedern, in die einzelnen Zweige der Arbeit sich theilen, um die eine große Aufgabe zu erfüllen: den Leib Christi zu überwachen, auszubauen, zu stärken, zu vervollkommnen nach innen und nach außen? Das beobachtende Organ darf dabei durchaus nicht fehlen. Denn was man bemerkt, kann man in seiner Bahn leiten oder in eine richtige Bahn bringen; was man nicht bemerkt, bleibt auch unserer Einwirkung unzugänglich.

Dieser Gedanke ist nicht etwa neu, sondern wir finden ihn in seiner praktischen Verwerthung fast seit den Anfängen der christlichen Kirche. Schon die Apostel mußten organisatorisch zu Werke gehen, und, wenn wir wollen, so können wir in dieser Organisation die Visitation auch bereits statuiren. Allerdings finden wir kein apostolisches Dekret über Visitation; aber wir sehen, daß die Apostel die Gemeinden besuchten oder besuchen ließen durch geeignete Personen — und besuchen ist doch visitiren. Die Apostel konnten

schon in der einen Gemeinde zu Jerusalem die Arbeit nicht allein bewältigen, und errichteten das Diaconat, wählten Männer, die Handreichung thaten, also an erster Stelle Glieder der Gemeinde besuchten, und selbstverständlich werden sie über den Befund solcher Visitation den Aposteln Bericht erstattet haben. Als aber die Zahl der Gemeinden sich mehrte und insonderheit unter den Heiden zunahm, da entstand, ob aus oder neben dem Diaconat, wissen wir nicht, die Visitation als ganz selbstverständliche Nothwendigkeit. So können wir annehmen, daß Barnabas, den die Gemeinde von Jerusalem nach Antiochia sandte, um die Gemeinde zu stärken und Paulus (Saulus) einzuführen, eine Art von Visitator war. Und wenn Paulus den Timotheus von Beröa nach Thessalonich sendet und sich durch ihn über den Zustand jener Gemeinde nach Korinth berichten läßt, so gehört das gewiß in die Kategorie der Visitation. Wenn aber Paulus auch selbst die Gemeinde besuchte, so lag das in den damaligen Umständen; er war Missionar, und ein Missionar muß schließlich alles in einer Person sein. Doch als Paulus gefangen in Rom war, erhielt er die Berichte über die Zustände der Gemeinden fast ausschließlich auf visitatorischem Wege, und nach diesen Berichten konnte er seine Briefe an die Epheser, Colosser und Philipper 2c. einrichten. — So wäre die Visitation wohl biblisch nachweisbar, nur war sie da ohne eine besondere Verordnung.

Diese unausgebildete visitatorische Praxis im apostolischen Zeitalter hat sich im darauf folgenden Zeitalter der christlichen Kirche mehr und mehr ausgebildet, weil es das Wachsthum derselben erforderte. Wir finden schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche die Theilung der Arbeit nach einer strikten Regel. So traten neben und untereinander das Bischofs-, das Presbyter- und das Diakonenamt. „Der zufällige und freie Verkehr aller Gemeinden durch reisende Brüder," sagt Dittmar, „bekam eine festere, geregeltere Gemeindeverbindung, und hier finden wir neben den lokalen auch schon die synodalen Grundformen." Welchem dieser drei Stände das Visitationsamt oblag — das Diaconat bestand nicht mehr nach apostolischem Begriff — können wir nicht bestimmen, vielleicht war es noch der jeweilige Bischof oder Presbyter selbst, da die jedenfalls noch nicht zu große Anzahl Gemeinden, die sich zu einer Diöcese vereinigten, ihm dazu nicht zu viel Schwierigkeiten boten, vielleicht war es aber auch der Diacon einer hervorragenden Gemeinde. Es kommt im Wesentlichen auch nicht darauf an, zu beweisen, wer der Visitator war, sondern daß visitirt wurde.

Verfolgen wir diesen Gedanken nun weiter, so finden wir im Mittelalter, im Reformationszeitalter, ja bis in die neueste Zeit, die Visitation eingeführt. Die Bezeichnung Dekan in Süddeutschland (Superintendent in Norddeutschland) war bereits im frühen Mittelalter gebräuchlich und hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Daß heutzutage einem Dekan das Amt der Visitation obliegt, ist ja allbekannte Thatsache. Wie wichtig Dr. Luther diese Funktion hielt, davon legen Zeugniß ab seine Visitationsartikel, die er eigens zu diesem Zweck schrieb. In allen Kirchen Deutschlands finden wir das Visitariat eingeführt. Und auch viele Synoden Amerikas haben zur Förderung und Regu-

lirung des kirchlichen Lebens diese Einrichtung angenommen. — Und welch eine Macht darin liegt, sehen wir vor allen Dingen an der katholischen Kirche!—

Nach alledem fragen wir uns: Warum wird in unserer Synode diese Einrichtung nicht eingeführt, die doch schon so alt ist, und manches, ja vieles für sich hat? Haben wir die Visitation nicht nöthig? Haben wir schon Beamte genug in unserer Synode? Wir mögen die letzte Frage mit Ja oder Nein beantworten, so steht doch die Behauptung fest: *Und wenn die Zahl der Beamten noch so groß ist im Organismus unseres synodalen Körpers*, — sie ist es thatsächlich aber nicht — *und es fehlt ein wichtiges Organ, so fehlt uns viel.* — Darum muß noch ein anderer Gedanke in Betracht gezogen werden, nämlich

II.

Unserer Synode, als einem kirchlichen Organismus, fehlt das Visitariat als ein Bestandtheil der inspicirenden Administration.

Ja, unserer Synode fehlt die Visitation, und die Consequenz davon ist, daß daraus eine unfreiwillige Emancipation der Pastoren und Gemeinden entspringt. Wem ist der Pastor für seine pastoralen Funktionen an seiner Gemeinde Rechenschaft schuldig? Man könnte antworten: der Synode; und das ist recht und billig. Gut; aber die Synode verlangt constitutionell schließlich weiter nichts von ihm, als auf Treue und Glauben einen jährlichen Bericht — die Ausfüllung eines gedruckten Schemas. Daß der Pastor dabei ganz nach eigenem Ermessen verfahren kann, liegt auf der Hand; denn niemand hat ihn direkt in seiner pastoralen Arbeit gesehen, niemand hat ihm in seine Gemeindebücher zu sehen, niemand hat das Recht, ihn zu fragen, wie es in seiner Gemeinde und in etwaiger Gemeindeschule steht — niemand sieht ihn, niemand frägt ihn, als das gedruckte Schema. Und wer frägt ihn, ob er es je der Mühe werth erachtet, eine Predigt gründlich zu disponiren, zu schreiben und zu memoriren? Da thut es nicht einmal der gedruckte Buchstabe des Schemas. Hier heißt es im vollsten Sinne des Worts: Wer es thut, thut gut; wer es nicht thut, thut auch gut. Wie viel Werth aber gerade die Ausarbeitung der sonntäglichen Predigten hat, zeigt die kirchliche Verordnung in Deutschland, wonach dem Visitator auf jeden Sonntag bis zur Dispenszeit eines Geistlichen, eine geschriebene Predigt vorgelegt werden muß — ja sogar die Predigttexte werden vorgeschrieben! Und da hat sich niemand zu beklagen über Zeit und Umstände, wie es unter uns so oft geschieht, weil es einfach Vorschrift ist. *Und ist es nicht wahr: wenn Disposition und Predigten geschrieben werden,* können auch welche *gedruckt werden?* bisher sind aber, so viel ich weiß, noch keine von unserer Synode herausgegeben worden.

Man wird nun leicht einsehen, daß der Ausdruck unfreiwillige Emancipation hier ganz richtig steht; denn in unserer Synode kann ein Pastor an seiner Gemeinde schalten und walten wie er will — und er muß es thun — wenn nur keine Klage laut wird. Kein Inspicient sieht es, wie er laborirt

und frägt ihn nach diesem oder jenem. Was wunder, wenn man endlich zu der Ueberzeugung kommt: in meiner Gemeinde bin ich doch wirklich wie ein selbständiger Herr. Ja, ob man will oder nicht, man wird unfreiwillig darauf geführt, weil man auf sich allein angewiesen ist. — Auf den Distrikts-Conferenzen werden für besondere pastorale Funktionen Beschlüsse gefaßt; aber weil Niemand nach der Möglichkeit der Befolgung derselben sieht, so kann man es ja auch lassen, da wir Pastoren, ganz auf uns selbst angewiesen, es doch besser wissen müssen, was man von den Gemeinden verlangen kann (?).

Aber auch den Gemeinden nicht minder kommt ein solches Privileg zu gut. Es gilt hier synodale und nicht synodale Gemeinden ins Auge zu fassen. Den letztern ist es meistens am liebsten, wenn sie nicht viel mit der Synode zu thun haben; sie stehen in kirchlicher Beziehung auf dem Höhepunkt der Emancipation, sind niemand anders als sich selbst verantwortlich, obgleich sie von einem synodalen Pastor bedient werden, und halten es für eine Bevormundung, wenn sie etwas für die Synode thun oder doch wenigstens zulassen, wenn in ihnen etwas für die Synode gethan wird. Hier ist insonderheit ein Fall beachtenswerth, wenn es sich um Anschluß handelt an die Synode. Dann sagt man uns einfach: „Wir wollen uns der Synode nicht anschließen, weil wir dann diese und jene Pflichten auf uns zu nehmen haben." Das hört man in den meisten Fällen. Und der Pastor kann dann auch noch der Gemeinde recht geben, und sie noch nicht für stabil oder willig dazu erklären. Man ist genöthigt, es zu glauben, ja wir Pastoren müssen es verlangen, so lange die Dinge so liegen, wie gegenwärtig, daß die Synode uns Glauben schenkt; denn ein Visitator hat ja keinen Einblick in die Gemeindeverhältnisse gethan. Aber auch synodale Gemeinden können und werden von diesem Privileg Gebrauch machen. Das Recht ist ihnen einmal eingeräumt, die Gefahr der Emancipation liegt nahe — und sie werden sich so frei und selbständig als möglich stellen.

Doch so angenehm als dies Privileg auch erscheinen mag, so hat es doch auch seine Schattenseiten und kann Pastoren und Gemeinden manchmal sehr lästig werden. Das innige Verhältniß und die gegenseitige Freude an der freien, uncontrollirten Arbeit kann auch gestört werden. Nun sind Pastor und Gemeinde in erster Instanz auf sich selbst angewiesen, und es dauert meistens lange, bis der betreffende Distriktspräses davon Kenntniß erhält und mit dem ernannten Untersuchungskomitee ins Feld rücken kann. Da ist dann meistens die Emancipation zu einer Destruktion geworden, und es ist dann äußerst mühevoll — wenn es überhaupt noch gelingt — diese Disharmonie wieder in eine Harmonie zu bringen. Wie leicht hätte da der Visitator ins Mittel treten können und, um so zu sagen, *kraft seines Amtes und als Repräsentant der Synode diese Dissonanz zu lösen!*

(Schluß folgt.)

Vorwort zum pädagogischen Theile.

So wie es jedem Christen, insonderheit aber jedem christlichen Lehrer und Erzieher geziemt, an der Schwelle des neuen Jahres auf seine Wirksamkeit zu seinem eigenen Wohl, wie zum Wohl der ihm Anvertrauten im verflossenen Jahre prüfend zurückzublicken, und auf seine Thätigkeit zu seinem und der Seinen Heil im neu angetretenen Jahre mit neuem Eifer, neuer Liebe und Treue hinaus zu blicken: so gebühret es auch unserem theuren Deutschen Evangelischen Lehrerverein von Nord-Amerika an der Schwelle des neuen Jahres, auf die ihm mittelst der Theologischen Zeitschrift übertragene literarisch pädagogische Wirksamkeit im verflossenen Jahre prüfend zurückzublicken, und die pädagogischen Aufsätze und Artikel in den 12 Nummern der Theologischen Zeitschrift des vergangenen Jahres vor seinem Geistesauge Revue passiren zu lassen.

Würden wir dann sehen und erkennen, wie der eine oder andere der Aufsätze für die pädagogische Weiterbildung von geringem Werthe wäre, so wollen wir uns fragen: „Habe ich als Glied des Lehrervereins es als meine Pflicht erkannt, einen Theil meiner Zeit und Kräfte in diesen für unsern Verein gewiß nicht unwichtigen literarischen Dienst zu stellen? Oder aber, habe ich mich davon zurückgezogen und es Andern überlassen mit der Entschuldigung: „Meine pädagogische Wissenschaft ist zu gering, Andere zu lehren, vielmehr muß ich von Andern lernen?" Fragen wir aber weiter: Welche von den pädagogischen Aufsätzen sind die zweckdienlichsten? Gewiß diejenigen, deren Inhalt die selbstgemachten Erfahrungen des Lehrers im Unterrichte und in der Erziehung in aller Demuth und Bescheidenheit den Kollegen darbietet, mögen solche Aufsätze auch in Form und Darstellung das Gepräge anspruchsloser Einfachheit an sich tragen.

Fänden wir ferner, daß bezüglich der Aufsätze im vergangenen Jahre mehr zweckdienliches und gediegenes hätte eingesandt werden sollen, so können wir dennoch nicht umhin und fühlen uns gedrungen, unsern herzlichen Dank zu bezeugen jedem der Lehrer und Pastoren, die der Redaktion im verflossenen Jahre durch Einsendung mit viel Fleiß ausgearbeiteter Artikel gedient haben. Es ist nun unser aufrichtiger Wunsch und herzliche Bitte, daß unsere bisherigen Mitarbeiter auch im neuen Jahre mit neuem Eifer und neuer Liebe sich an dieser literarischen Wirksamkeit betheiligen wollen.

Aber zugleich ersuchen wir beim Eintritt in das neue Jahr auch andere Lehrer und Pastoren (namentlich Pastoren, die neben dem Pfarramte auch das Schulamt zu verwalten haben), und insonderheit jedes Glied des Lehrervereins im Interesse unsers Vereins einen Theil ihrer Zeit und Kräfte dieser den Lehrern unserer Synode gewiß willkommenen und zu Nutz dienenden Lektüre zu widmen. Möge es am Ende des neu angetretenen Jahres 1889 in obiger Beziehung von Jeglichem unter uns heißen: „Er hat gethan, was er konnte." So laßt uns denn mit vereinter Kraft dahin streben, daß den Abonnenten der Theologischen Zeitschrift das Lesen der pädagogischen

Aufsätze und Artikel eine willkommene und lehrreiche Lektüre sei, die da diene zur Förderung rechter, Gott wohlgefälliger Pädagogik. Der Herr, unser Gott und Heiland, ohne den wir auch auf literarischem Gebiete nichts thun können, das zum wahren Heil und zu echter Humanität der Lehrer wie der Schüler, der Erzieher wie der Zöglinge gereicht, wirke dazu in uns Allen das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

Warum werden Erziehungsschriften hier zu Lande so verschwindend wenig gelesen?

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

In unserer schreib- und leseseligen Zeit wird dem Publikum eine wahre Fluth von Schriften und Zeitungen geboten (von den Schund- und Schand-Romanen deutsch-amerikanischer sogenannter Volksschriftsteller, bis zu den für billiges Geld nachgedruckten Sachen einer E. Marlitt oder eines G. Hesekiel) und es gibt kaum eine Seite des Lebens, die nicht Berücksichtigung fände durch die verschiedensten Blätter. Für Belehrung, Unterhaltung, für alle nur erdenklichen Berufsarten, für alle Parteien in religiöser und politischer Hinsicht, für alle Stände, für Alt und Jung, kurz, für alle nur denkbaren menschlichen Interessen existiren Journale, die auch alle ihre Abnehmer und Leser finden. Unter diesen Zeitungen ist aber allermeist eine Klasse, die von dem Publikum entweder mit nur gleichgültigen Augen angesehen oder aber wohl gar mit einer gewissen heiligen Scheu, selten aber mit der rechten Theilnahme behandelt werden. Das sind die Schriften, welche die Erziehung betreffen. Aber wie, die Erziehungsblätter, welche sich doch die edelste und höchste Aufgabe, die der Menschenbildung, gestellt haben, finden eine nur so spärliche, eine so kalte Aufnahme? Wie, in aller Welt so fragen wir mit Recht, wie ist denn das nur möglich? So fragt man — und wir wollen jetzt, so gut es eben geht, diese Frage zu beantworten suchen, warum so viele Menschen von den Erziehungsschriften im Allgemeinen nichts wissen wollen.

Zuerst wollen wir die Umstände nennen, in denen man oft fälschlicher Weise die Ursache dieser so bedauerlichen Erscheinung finden will. Man sagt, die Leute haben kein Geld und keine Zeit, um Erziehungsschriften anzuschaffen und zu lesen. Die erste Entschuldigung trifft dann doch keineswegs zu; wo die Tische mit den oben genannten Schand-Romanen und Novellen, mit Modezeitungen und andern Tagesblättern, vielleicht gar mit der bekannten und berüchtigten „Chicagoer Arbeiterzeitung" (und viele andern, namentlich „illustrirten" Blättern) bedeckt sind, so sollte man kein Geld und keine Zeit haben, Erziehungsschriften zu halten und zu lesen? O sancta simplicitas! Hat man dazu das nöthige „money," dann sollte man, so sollte man doch billig meinen, auch alljährlich einige „Dimes" erschwingen können, um gute Erziehungsschriften halten zu können! Viele dieser Erziehungsblätter sind wahrlich so spottbillig, daß auch der weniger Bemittelte

sie anschaffen kann. Und nun die liebe Zeit? Der eingefleischte Amerikaner sagt wohl — ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir für heute dahingestellt sein lassen: "Time is money!" — Nun, wie viel auch die viegeschäftige, deutsch-amerikanische Hausfrau und sogenannte Hausmutter auf ihren Schultern haben mag, welche Berge von wirklicher Arbeit auch der Hausvater von morgens früh bis abends spät zu überwinden haben mag, ein halbes Stündchen, und wäre es auch nur das Kaffeestündchen, wird schon gefunden werden, wo man einen Blick in ein Blatt thun kann, welches der höchsten menschlichen Kunst, der Kunst der Ausbildung der gesammten deutsch-amerikanischen Jugend gewidmet ist. Andere sagen: „Die natürliche Ursache liegt in der allzugroßen Ueberfüllung mit Lektüre überhaupt." Falsch! Ein jeder kann sich doch aus der Fluth der Zeitungen und Zeitschriften gerade das heraussuchen, was seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen entspricht; er hat ja beileibe nicht nöthig, alles mitzuhalten. Noch ein anderer Aufschluß wird damit gegeben, daß man sagt: „Man will sich nicht belehren und beschulmeistern lassen." Das ist auch nicht ganz „ohne," aber auch noch lange nicht „allgemein richtig." Denn über das Wetter, über die Gärtnerei, über Pferde- und Hundezucht, über Zucht und rationelle Behandlung der Kanarienvögel, vielleicht gar über die Kunst des Brauens von „Münchener Hofbräu" und über tausend andere Dinge läßt man sich gerne belehren — man schafft sich vielleicht gar darüber Spezialwerke an — und wir wollen das gar nicht so sehr tadeln. Nach diesen mehr oder minder hinkenden Ursachen wozu auch, und vielleicht nicht in letzter Linie, die mancherlei Mängel der Erziehungsschriften gehören, die mitunter nur zu sichtlich zu Tage treten, wollen wir kurz und deutlich die wahren und wesentlichen Ursachen anzudeuten uns bemühen. Die erste und Hauptursache ist der Mangel an Interesse für die Sache der Erziehung überhaupt. Weil das gemeine Volk (the people) die Ideale der Erziehung nicht kennt, welche sich die wahre Erziehung stellt, und weil es glaubt, daß alle andern Faktoren wie Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Staat, Kirche, Gesellschaft, Vereine ꝛc erhaben über Pädagogik sind, welcher man, wie einem richtigen „Aschenbrödel," nur ganz so nebenbei ein wenig Beachtung zu schenken brauche. Und doch verleiht die wahre Erziehung nur und einzig allein erst allen andern Faktoren Grund und Boden.

Ein anderer, nicht weniger triftiger Grund für das Nichtlesen pädagogischer Blätter ist wohl noch der, daß den Lesern, resp. Nichtlesern — wozu auch leider noch viele Lehrer und andere gehören, die sich von amtswegen verpflichtet halten sollten, **mehr** Pädagogik zu studiren — daß ihnen die Sache der wahren Erziehung zu ernst, und daß sie lieber gar keins, oder aber ein Witzblatt mit amerikanischen Illustrationen (Karrikaturen, und wenn es auch die elendesten Fratzen enthielte) lieber in die Hand nehmen, als eine Erziehungsschrift. Unsere Zeit krankt an der sogenannten Anekdoten-Wuth, und die meisten Blätter suchen sich zu überbieten in der Auftischung sogenannter pikanter und erheiternder Späße und **Knallerbsen.**

Dadurch wird freilich der rechte, wahre Sinn für die ernsten, wichtigen, ja, man möchte nicht ohne Recht sagen, „heiligen Fragen" der Erziehung, der echten, wahren Volkserziehung mehr wie unterdrückt, vielleicht gar muthwillig zu Boden getreten. Wenn aber nur einmal Eltern sich klar geworden sind über die Bedeutsamkeit der wahren Erziehung ihrer Kinder, dann kommt ihnen auch wohl einmal hie und da der Gedanke, daß denn doch der eine und der andere „gute Rath" eines Blattes nicht zu verschmähen sei. Aber siehe da, da tritt dann wieder der Stolz auf die eigene Erziehungs-Weisheit dazwischen. „Was mir der Herr Pastor, was mir der „teacher" mit seiner „Allerweltsweisheit" sagen will, das weiß ich doch schon längst selbst," sagt Mancher in seiner „unfehlbaren Selbst-Erziehungs-Methode," um das Nichtbefolgen eines gutgemeinten guten Rathes zu entschuldigen; aber noch weit, weit mehr sagt man: „Was mir denn da so eine „Zeitschrift für Kinder-Erziehung" weiß machen will, das habe ich selbst längst vergessen, — quod erat demonstrandum — das weiß ich selbst hundertmal besser, als so ein armseliger Federfuchser von magister. — Man nimmt an, daß dem Vater mit dem ersten Kinde zugleich ein für allemal die höchste Potenz des pädagogischen Verstandes kommt und daß man, um seine Kinder gut erziehen zu können, keinen Lehrmeister, am allerwenigsten aber so einen Wisch von „Erziehungsblatt" brauche. Wie Bienen, Blumen im Zimmer und Kanarienvögel zu behandeln sind, darüber muß man sich wohl von „Fachschriften" belehren lassen, wie man aber seine höchsten Kleinode auf dieser Erde, wie man seine Kinder zu behandeln, recht zu erziehen habe, darüber ist keine Belehrung nothwendig, das versteht sich ja von selbst. Ein solch stolzer Vater sagte mir gelegentlich, als ich mit ihm über die, meiner Ansicht nach, nur allzufalschen Erziehung, vulgo „Verziehung," seines Söhnleins sprechen wollte: „Ei was, Schulmeister, bei mir heißt es einfach: „Folgen," sonst — „Haue!" — item: „umgekehrt ist auch gefahren!" — „Das ist," sagte er, „meine ganze Erziehungsweisheit. Eine andere habe ich nicht nöthig. Nun, wohl ihm, wenn er denn damit das Erziehungsschifflein ohne jedweden Schiffbruch in den Hafen bringt!

Und nun wollen wir noch auf bittere Schicksale und auf Ursachen hinweisen, die, wenn auch weniger oft, doch hier und da in den Familien auftreten. Einmal ist es das Unglück, was sie mit der, wie sie in ihrer „Affenliebe" meinen, unfehlbaren Erziehung ihrer Kinder haben. Da hat sich in der einen Familie ein furchtbarer Faulpelz entwickelt, in der anderen so ein kleiner Neidhammel, und wieder in einer anderen ein grenzenloser Leichtsinn, oder gar ein kleiner Verbrecher. Ja, wenn solche Eltern dabei nur ein klein wenig selbst reuig an ihre eigene Brust schlügen und ihre eigenen Fehler einsehen wollten! Aber sie wollen das alte, aber das ewig wahre und richtige Wort: „Was der Mensch ist, das ist er einzig und nur allein durch die Erziehung geworden," nicht gelten lassen, berufen sich vielmehr auf das „Angeborensein" von Fehlern und Ge- wenn nicht gar Verbrechen. Wie mannigfach und verschieden aber auch die natürlichen Anlagen sein mögen,

als „Verbrecher" kommt denn doch wahrlich kein Kind auf die Welt, und selbst dann nicht, wenn es zu gewissen Fehlern die Anlage mitbrächte, so kann doch diese durch eine weise und vorsichtige Erziehung zum Guten geleitet werden. Mit Schaudern und Entsetzen denke ich hier an die erzieherischen Fehlgriffe eines Vaters; ich ahnte schon dazumal nichts Gutes; das Verhängniß kam schneller, als man dachte, die Söhne zierten die Anklagebank. Und was meinte der Vater? Naiv meinte er, es sei halt so Bestimmung gewesen, an ihm liege es wahrlich nicht! Nun freilich, er hatte ihnen nicht direkt gesagt: „Stehlet nur!" aber er hatte sie so erzogen, daß sie auf diese höchst traurige, abschüssige Bahn geführt wurden. Und nun zum Schluß: noch zwei Ursachen für die große Abneigung gegen Erziehungsschriften. Die eine ist die schlimmste und bedauernswürdigste. Sie beruht in der Erziehung — der schlechten — wollte ich sagen, welche die Erzieher selbst genossen haben. Wer selbst als Zögling viel Unrecht erduldet, wer vielleicht selbst unnöthig gepeinigt, oder wohl gar unverschuldet „tyrannisirt" wird, wer in seinem Herzen durch die Erziehung „verdorben," verzogen worden ist, dem ist später die Erziehungssache nur eine Sache des allergrößten Aergers, eine nur allzu üble Erinnerung — und so weist er alle Lektüre, welche Winke und wohlgemeinte Rathschläge betreffs einer guten Erziehung enthält, weit von sich. Die andere Ursache ist in etwa verzeihlich, wenn auch nicht so ganz. Sie beruht in dem Mangel an besonderer „Kinderfreundlichkeit" und Liebe zur Jugend im Besonderen. Freilich, die treffen wir dort ganz besonders, wo keine Kinder im Hause sind — löbliche Ausnahmen von der Hauptregel gibt es auch hier — wo dieser Sonnenschein in der Familie fehlt. Kein Wunder, wenn da die Sympathie für Erziehungsblätter nicht besonders vorhanden ist. Doch lieber Leser, aufmerksame Leserin, deine Geduld ist sicherlich zu Ende; deßhalb genug! Ich schließe mit den Worten des Dichters:

„Es ist kein Bösewicht so auserlesen
Der einmal nicht ein lenksam Kind gewesen." —
„Und das hast du gethan?*)
So zürnen hundert Väter
Und neunundneunzig sind gewesen selbst die Thäter."

Rechnen.

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

In der uns übersandten „Deutschen Post" aus C...... (Vereinigte Staaten) finden wir einen Artikel mit der „Spitzmarke" „„Rechnen,"" der zum Verfasser einen Pastor Dr, Rotermond aus C...... hat. Dieser Herr unterhält seit einer Reihe von Jahren dort eine mehrklassige Privatschule, welche, wie uns mitgetheilt wird, die lobenswertheste und empfehlendste Beurtheilung der dortigen Presse gefunden hat.

Der uns übersandte Artikel aus des Herrn Pastors höchsteigener Feder

*) George Washingtons Vater.

gibt uns ein recht klares Bild von dessen pädagogischem Verständniß und läßt leicht auf seine, so gut empfohlene Schule schließen.

Herr Rev. Dr. Rotermond schreibt wörtlich so: „Vor mir liegt ein Schulblatt aus Deutschland, in welchem das „Rechnen" mit Rücksicht auf „verbalen und realen Realismus" behandelt wird. Das dort Gesagte entspricht so recht der gerühmten „Gründlichkeit und Langsamkeit."

Die Hauptregel ist hier wie überall in der „deutschen Pädagogik": Ja nicht vorwärts gehen, als bis das Durchgenommene vollständig zum rechten Verständniß der Schüler gebracht ist. Und zu diesem „Verständniß" rechnet man in Deutschland so vielerlei, daß im ersten Schuljahr nur die Zahlen im Zahlenkreis von 1—20, in zweiten die von 1—100, im dritten die von 1—1000 durchgenommen werden und im vierten Schuljahre erst das Tafelrechnen auftritt. (Is that so?) Wer so etwas in den Vereinigten Staaten liest, der sagt: „Ja, die Lehrer in Deutschland wissen einfach die Zeit nicht todtzuschlagen. Alle Welt, wenn wir hier zu Lande die Kinder so hinhalten wollten, wenn wir ihnen erst im vierten Jahre die Tafel zum Rechnen in die Hand geben wollten! (Hier wird es gerade umgekehrt gemacht, d. h. alles auf der Tafel „gefinisht."

In dem Aufsatz steht, schreibt Herr Rev Dr. Rotermond, „es ist ein großer Unverstand sehr vieler Eltern, daß sie ihren Kindern die Zahlen so lange vorplappern, bis sie dieselben aus dem Gedächtnisse nachplappern können." Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran, daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann! denkt dabei wohl mancher teacher der Ver. Staaten, der sich im Gegentheil höchlichst freut, wenn die Eltern seiner Zöglinge ihm die große Mühe des Einpaukens abgenommen und die Kinder das mechanische Zählen gelernt haben.

Der Volksschullehrer-Stand in Deutschland ist in Gefahr, vor lauter Gründlichkeit im Grunde stecken zu bleiben und anstatt den Kindern Freude am Unterricht zu machen und ihnen das Verständniß zu öffnen, sie ganz zu vernageln. Unpraktisch wenigstens ist solcher Unterricht im höchsten Grade, zeit- und geldraubend dazu. Bei einem solchen System schiebt man sich mit aller Langsamkeit vorwärts und lernt nur das Faullenzen aus dem „ff."

Die deutschen Lehrer müßten nur einmal alle einen praktischen Kursus in Nord-Amerika durchmachen. Sie bekommen die Kinder, wenn sie kaum sprechen können, so groß sie auch immer sein mögen. Der „Unverstand" der Eltern hat auch noch nicht viel an ihnen verdorben; sie können vielleicht bis 10 zählen, aber sie kennen sonst noch keinen Buchstaben und kein Zahlzeichen. So, heißt es hier zu Lande, jetzt aufgepaßt, jetzt angefaßt: In zwei, höchstens drei Jahren muß so ein amerikanisches Kind mit allen Rechnungsarten des bürgerlichen Lebens bekannt gemacht sein, muß fließend lesen und ohne Fehler schreiben können, den Katechismus und die bibl. Geschichte wissen, einen Brief schreiben, geographische Kenntnisse und Gott weiß, was noch alles mehr haben.

„Unmöglich,“ sagt der Lehrer in Deutschland. So etwas steht doch nirgends in einem Lehrbuche der Pädagogik, kein System lehrt das so.

Aber unsere Lehrer verstehen es, wie schon oben gesagt, aus dem „ff,“ und die meisten von ihnen sind nicht einmal Pädagogen von Fach und quälen sich zum wahren Glück nicht um „verbalen und realen Realismus,“ wenn das Kind nur etwas dabei lernt.

Es soll hier versucht werden, im Anschluß an amerikanische Lehrbücher den Gang des Rechenunterrichts in vielen hiesigen Schulen zu zeigen.

Das amerikanische Kind hat seinen „Helfer,“ sein Buch mit den Tabellen der betreffenden Operationen in den vier Species in dem Zahlenkreis von 1—1000. Wir haben nur das Einmaleins von diesen Tabellen, und das genügt uns vollkommen. Der Zahlenbegriff von 1—5 und der von 1—10 muß natürlich durch Anschauung klar gemacht werden. Die bekannten Operationen der Addition und der Subtraktion folgen dann schon auf der Tafel. Ist dieser Anfang — jedenfalls das schwierigste Stück des ganzen Rechenunterrichts — gemacht, ja, dann geht es leichter voran. Sobald es nur irgendwie angeht, und sobald es das Verständniß der Zahlen erlaubt, soll das Kind möglichst mechanisch weiter addiren und subtrahiren. Es ist, so sagt der Public-School-teacher, reine Zeitverschwendung und nützt dem Kinde im besten Falle rein gar nichts, wenn der Lehrer sich bemüht, dem Kinde das dekadische Zahlensystem zum Bewußtsein und innigem Verständniß zu bringen; er zeige ihm vielmehr, wie es bei der Addition und Subtraktion mehrstelliger Zahlen zu verfahren hat, und wenn es dem Kinde irgend welche Beschwerde macht, die Zahlen auszusprechen — zu lesen — so kümmere er sich auch hier nicht weiter darum, sondern lasse das Kind nur ruhig bis in die Millionen weiter addiren und subtrahiren, nur damit es Sicherheit und mechanische Fertigkeit im Operiren selbst erlange. Dann beginnt die Multiplikation mit der mechanischen, und meinetwegen auch verständnißlosen Einübung des Einmaleins. Ist dann dieses glücklich mündlich und schriftlich hinreichend eingeübt, so zeige der Lehrer, wie man verfährt mit der Multiplikation mehrstelliger Zahlen, auch wieder nur ganz mechanisch, und lasse das Kind multipliciren bis in die Millionen hinein. Die Division macht anfänglich größere Schwierigkeiten; aber sobald das Kind gelernt hat, von einer nicht aufgehenden Division den Quotienten und den Rest anzugeben, kann man sehr bald fortschreiten zur Division eines mehrstelligen Dividenten durch einen nur einstelligen Divisor; hernach kommt der mehrstellige Divisor an die Reihe.

So werden die vier Species „eingeübt,“ aber nur in ganz abstrakten Zahlen ohne irgend welche eingekleideten Aufgaben. Jetzt kommt der Decimalbruch an die Reihe. Natürlich muß das Kind jetzt etwas wissen von Einer, Zehner, Zehntel u. s. w. Es begreift jetzt auch schon, was der zehnte Theil oder zehnmal zu bedeuten hat; und wenn ihm auch die vollständige Bedeutung des dekadischen Zahlensystems verschlossen bleibt, so weiß er doch am Ende so viel, was die Ausdrücke: Zehntel, Hundertstel u. s. w. besagen wollen.

Der Lehrer quäle und e l e n d e das Kind übrigens nicht viel und nicht m i t viel R e g e l n und Lehrsätzen, die es vielleicht versteht aber nicht behält, sondern zeige ihm, wie man die vier Species in Decimalbrüchen m a c h t und gebe ihm dann die Hauptregel für Multiplikation und Division zum Auswendiglernen.

Was gewöhnliche Brüche sind, muß natürlich durch die Anschauung gezeigt werden; dann aber zeige man die Operation selbst und gebe die Regel zum Auswendiglernen. Zahlreiche Beispiele, die natürlich gut geordnet sein müssen, sollen dem Kinde Gelegenheit geben, sich wie überhaupt eine große Fertigkeit und Sicherheit zu verschaffen.

Damit ist der erste Kursus geschlossen. Der zweite bringt zunächst die Anwendung des bis dahin Gelernten in einer Reihe von Beispielen, möglichst aus dem praktischen Leben, wobei es jetzt hauptsächlich darauf ankommt, das eigene Urtheil zu üben. welche Operationen man anzuwenden hat, eine gegebene Aufgabe richtig zu lösen. Im weitern Verlauf lernt das Kind richtige Urtheile bilden durch den Dreisatz und die Zinsenberechnungen, wenn man nicht vorzieht, denselben, wie in amerikanischen Lehrbüchern üblich, die Lehre von den Proportionen voraufzuschicken. In den Gesellschafts- und Mischungsrechnungen wird dieses l o g i s c h e Urtheil noch weiter ausgebildet und geübt, und damit ist der zweite Kursus und das Pensum für die eigentliche Volksschule absolvirt.

Der deutsche Lehrer will gründlich sein: er vergißt aber bei aller seiner Gründlichkeit, daß jede Wissenschaft unendlich ist, und daß er bei aller Gründlichkeit dem Kinde nur einen Theil beibringen kann.

Es kommt also alles auf die Frage an: „Wieviel ist unumgänglich nothwendig, daß das Kind wisse, damit man weitergehen kann?" Dieses Nothwendige muß das Kind natürlich wissen; kann man ihm noch mehr beibringen, so mag es ja sein; sobald das aber Mühe macht, so ist es schon mehr Quälerei für die Kinder und Zeitvergeudung. Im weitern Verlauf des Unterrichts hat man Veranlassung genug, das Beiseitegeschobene nachzuholen, und dann kann man es den Kindern mit nur wenigen Worten zum vollen Verständniß bringen, während man früher mehrere Stunden dazu hätte haben müssen.

Was uns in den Vereinigten Staaten fehlt, fährt dieser Herr Rektor seiner mehrklassigen Privatschule fort, ist ein gutes Rechenbuch, das nach obigen Prinzipien und Andeutungen ausgearbeitet wäre."

Wir möchten denn doch das Schulblatt aus Deutschland sehen, das dem Schreiber obiger Zeilen vorgelegen haben soll, das Rechnen mit Rücksicht auf „v e r b a l e n und r e a l e n Realismus" behandelt; den „praktischen deutschen chu[illegible] mann" möchten wir denn doch bei Namen kennen, der den Schreiber obiger Auslassungen, die für jeden verständigen deutschen Lehrer — hüben wie auch drüben — ein unverständlicher Kladderadatsch sind. In seinem ganzen sinnlosen Geschreibsel hat er nur eine Wahrheit u n b e w u ß t dazwischen gebracht, und die lautet: „Die Lehrer in Deutschland sowohl, als auch die deutschen Lehrer hier an unsern Gemeindeschulen wissen einfach die

Zeit nicht todtzuschlagen!" Das wissen sie allerdings nicht, und kein **deutscher Lehrer** — hier wie dort — wird sich darnach sehnen, diese Kunst zu lernen. Der Herr Rektor und seine Zöglinge müssen diese Kunst allerdings lernen, denn bei dieser pädagogischen Hetzjagd bleibt ihnen so viel Zeit übrig, daß sie genügend Gelegenheit haben, diese edle Kunst in die Praxis zu übersetzen. Wir beneiden sie darum nicht; wir **deutschen** Lehrer haben für unsere Zeit viel **edlere** Verwendung.

Geradezu absurd, ja lächerlich ist seine Behauptung, daß in Deutschland erst im vierten Schuljahre das Tafelrechnen auftritt, und es beweist doch nur zur Evidenz, wie wenig denn doch der Herr gelehrte (?) Doktor sich in der deutschen Schulkunst umgesehen hat. Und gerade diese deutsche Schulkunst wäre es werth, daß sie im wahren Interesse der **amerikanischen** Zöglinge und auch denen in seiner Privatschule bekannt, daß sich recht viele Präceptoren vom Schlage des Dr. Rotermond damit vertraut machten. Diese Art Schulmonarchen hätten dann keine Zeit mehr, ihre Unterrichtszeit mit ihren Zöglingen mit nutzloser Spielerei todtzuschlagen! Diesen Unsinn — den „des Zeittodtschlagens" nämlich — zu widerlegen, wäre lächerlich, jeder deutsche Kollege diesseits des Oceans wird wohl mit dem größten Vergnügen bereit sein, diesen Herrn aufzuklären.

Seine „neue Methode des Rechenunterrichts" braucht er sich nicht in Deutschland patentiren zu lassen, die ist ihm nicht gefährdet. Lediglich im Interesse der **armen** Kinder, die bei ihm mit Rechenunterricht **traktirt** werden, die einer so völlig verständnißlosen Methode zum Opfer fallen müssen, wäre es doch mehr als wünschenswerth, wenn sich der Herr Schul-Rektor von C...... nach dieser echt deutschen Gründlichkeit in der Psychologie umsehen wollte, dann würde er wohl, bei einigem guten Willen, einsehen daß bei einer solchen, wie von ihm verzapften Hetz-Rechenmethode, sich das Kind vielleicht ein gewisses Maß mechanischer Rechenfertigkeit aneignen kann, daß aber ein verständnißvolles Denken und folgerichtiges Urtheilen, daß doch in erster Linie durch den Rechenunterricht erzielt werden soll, dadurch keineswegs erreicht werden kann. Das dem Herrn Pastor fehlende Rechenbuch wird er wohl selbst „**verfassen**" müssen, ein anderer denkender Mensch, noch viel weniger ein Schulmann von Fach, wird sich zu einem solchen pädagogischen Verbrechen nicht wohl finden lassen.

Kirchliche Rundschau.

Die Enthüllungen aus dem Generalkonzil gehen geradezu ins Sensationelle über und die enthüllten Dinge ins Scandalöse. Es wurde in „Kelle und Schwert" eine solche kirchenpolitische Drahtzieherei blos gelegt, wie sie kaum schlimmer gedacht werden kann. Der betreffende Schreiber hatte sich erboten, die Wahrheit der Geschichte: „Wie Dr. Späth nach Hamburg kam," eidlich zu erhärten. Dr. Späth, dem diese Geschichte nichts weniger als angenehm war, ließ eine Erklärung in „Kelle und Schwert" erscheinen, in welcher er seinerseits die ganze Geschichte als „erfunden" bezeichnete und sich erbot, seinen Eid gegen den Eid des ihm unbekannten Einsenders zu setzen und es dem

Urtheil der Kirche zu überlassen, zu entscheiden, wer von beiden „ein meineidiger Bube" sei. Es war aber auch zu ärgerlich. In Hamburg hatte Dr. Späth das Generalkonzil als ein Musterbild hingestellt und es als einen sehr praktischen Gedanken bezeichnet, auch ein deutsches Generalkonzil zu bilden, welchem das amerikanische als Vorbild dienen könnte. Nun kommt der unbekannte Artikelschreiber und erzählt so genau, als ob er selbst dabei zugesehen hätte, die Praktiken, vermittelst deren Dr. Späth sich zum Delegaten des Generalkonzils gemacht hat. Er soll nämlich gesagt haben: „Ich lasse mich dann vom Generalkonzil als Delegat hinübersenden. Ich werde die lutherische Konferenz in meinem Präsidentenbericht erwähnen und dann Dr. Schmucker zum Vorsitzer des Präsidentenberichtskomites ernennen und derselbe wird, nach Verabredung, den Vorschlag, einen Delegaten zu senden, einbringen."

Genau so sei es dann auch geschehen. Dr. Schmucker sei von Dr. Späth zum Komite-Präsidenten ernannt worden und dieser habe seinerseits wieder Dr. Späth zum Delegaten vorgeschlagen. Späth habe dann die Gelegenheit benützt, um nach Kräften gegen Kropp zu agitiren.

Wenn nun Dr. Späth diese Dinge als „eine pure Erfindung" bezeichnete, so konnte er allerdings mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten, daß der betr. Korrespondent von K. u. Sch. die Sache nicht aus erster Hand habe und darum ein Gegenbeweis nicht werde erbracht werden können.

Nun kommt aber kein anderer als Pastor Wischan, einer der Philadelphiaer Amtsgenossen des Pastor Späth und erklärt in einem neuen Artikel sich als Verfasser des Berichtes „Wie P. Späth nach Hamburg kam," in welchem er noch unter neun Rubriken eine Menge andere Dinge namhaft macht, die zu wiederholen wir allerdings hier keine Veranlassung haben.

Ebenso drastisch, wie diese persönlichen Händel, sind die Bemerkungen, mit denen der Bericht des Präsidenten der Pennsylvaniasynode von K. u. Sch. versehen worden ist.

Die ganze Sache ist allerdings weniger im einzelnen interessant, als im ganzen lehrreich. Einerseits liefert sie einen thatsächlichen Beweis zu Matth. 10, 26 und andererseits gibt sie eine Illustration dazu, wie Dinge, die bei einiger Aufrichtigkeit, Entschiedenheit und Selbstverleugnung sich möglicherweise noch hätten bessern lassen, durch Halbwahrheiten, bewußte Mißverständnisse und kluges Manövriren zwar nicht erhalten, aber doch so lange hingehalten werden können, bis die Katastrophe unvermeidlich wird und unaufhaltsam hereinbricht.

Daß der Papst seine Umtriebe zur Wiederherstellung des Kirchenstaates angesichts ihrer gänzlichen gegenwärtigen Aussichtslosigkeit werde fallen lassen, hat wohl Niemand erwartet. Ja es scheint gerade, als ob man die politischen Pläne der Kurie größer und kühner gestalten wolle. Dem Muthigen gehört ja die Welt, warum könnte ihm nicht auch das Königreich Italien angehören. Will Italien nicht ein Stück seines Gebietes zur Bildung eines Kirchenstaates hergeben, so könnte man vielleicht ganz Italien zum Kirchenstaat und den Papst zum „geistlichen" Fürsten dieser Welt und zum weltlichen König von Italien machen. Was dieser Gedanke seit dem Jahre 1859 an Neuheit verloren hat, hat er jedenfalls an Kühnheit gewonnen. Wie er sich verwirklichen soll, vermag Keiner zu sagen. Aber daß er sich nicht verwirklichen könnte ohne den Umsturz aller politischen Verhältnisse, ohne einen großen europäischen Krieg, oder eine allgemeine sociale Revolution, bei der es der Kurie möglicherweise gelingen würde, wieder oben auf zu kommen, das weiß Jeder. Die Partei der Unversöhnlichen am Vatican rechnet schon mehr oder minder gewiß mit einer solchen Sündfluth (cataclismo), welche das aufgelaufene Schiff der päpstlichen Weltmacht wieder flott machen soll. Der Papst selbst soll allerdings gerade in dieser Hinsicht nicht allzu hoffnungsvoll sein; aber von seinen Ansprüchen auf weltliche Macht läßt er, wie aus seiner Antwort auf die Adresse der Kardinäle hervorgeht, nichts ab. Er sagte nämlich: „Man faßt das wahre erhabene Geschick Roms nicht, man will seine Größe mindern und es einfach zur Hauptstadt eines Königreiches herabdrücken, während Rom doch offenbar das Haupt, die Königin des Erdkreises

ist. Durch seine Geschichte ist es vorherbestimmt worden zum Sitze des Statthalters Jesu Christi und es wird immerdar die Hauptstadt der ganzen katholischen Welt bleiben."

Bleibt Leo XIII. bei dieser Ansicht und kommt er endgültig zur Einsicht, daß auch mit den klügsten Encycliken und den beredtesten Adressen, mit den schlausten diplomatischen Noten und den rücksichtslosesten Forderungen der Katholikentage der zertrümmerte Kirchenstaat sich nicht mehr zusammenleimen läßt, dann wird er, soweit es möglich ist, mit den Intransigenten an der Herbeiführung des cataclismo arbeiten und wenn Leo XIII. es nicht thut, so thut es vielleicht — man könnte beinahe sagen, sicher — sein Nachfolger. Ob sie aber wirklich den cataclismo herbeiführen können und, wenn sie es können, ob er zu ihren Gunsten ausfallen wird, das werden sie so wenig sicher beantworten können als wir. Daß man sich aber trotz aller Klugheit — auch im Vatican manchmal verrechnen kann, hat sich schon seit 400 Jahren immer wieder bewiesen.

In Baden werden seitens der **Ultramontanen** die größten Anstrengungen gemacht, die Orden und Ordensmissionen wieder einzuführen. Daß die Berliner Germania dabei nach Kräften mithetzt und besonders den gebildeten kath. Beamten entsetzliche Lauheit in der Uebung ihrer Religion vorwirft, hat folgende Aeußerungen eines badischen Katholiken hervorgerufen. Er sagt u. a. folgendes:

„Was die Jesuitenmissionen betrifft, so hat Herr Pfarrer Hansjakob auf der Haslacher Versammlung besonders hervorgehoben, daß der Jesuitenpater Roh nach der Revolution von 1849 dort Religion, Friede und Gehorsam gepredigt habe. Ja, wenn die Herren Patres ihre Wirksamkeit auf diese drei Grundsäulen der staatlichen Ordnung beschränken wollten, so würden wir sie hochwillkommen heißen, obschon wir glauben möchten, daß auch der Ortsgeistliche die Befähigung und den Beruf zu einer solchen Predigt besitze. Aus eigener Erfahrung können wir bestätigen, daß ein Jesuitenpater in unserem Wohnort so vortrefflich über gedachtes Thema gepredigt hat, daß Katholiken, Protestanten und selbst Israeliten seinen Worten mit Andacht lauschten. Kein einziges verletzendes Wort kam über seine Lippen, befriedigt und erbaut verließen seine Zuhörer die Kirche. Auch mich und meine Frau — wir waren beide streng katholisch — entzückte des Paters Vortrag so sehr, daß wir uns vornahmen, bei demselben die Oster-Beichte abzulegen. Hier sollten wir nun erfahren, welch mächtiger Unterschied zwischen Kanzel und Beichtstuhl herrscht! Der Friedensengel auf der Kanzel verwandelte sich in ein wahres Scheusal im priesterlichen Gewande! Flugs waren Männer und alte Weiber absolvirt. Als aber meine junge, hübsche Frau an die Reihe kam und ihr Sündenbekenntniß ablegen wollte, da schnitt ihr der „Stellvertreter Gottes" sogleich das Wort ab und bemerkte: sie solle ihm nur auf seine Fragen antworten, die sich bis auf ihr vierzehntes Lebensjahr zurück erstrecken werden. Welcher Art diese Fragen waren, konnte ich niemals erfahren. Nach dreiviertel Stunden kam endlich die arme, engelreine Frau auf ihren Platz zurück mit blutrothem Gesichte und Thränen in den Augen. „Um Gotteswillen, was ist denn vorgekommen, du siehst ja schrecklich aus, und alle Leute sehen dich darum an, daß du so lange in der Beichte festgehalten wurdest." „Das ist ein Schandkerl, nur fort aus der Kirche," war die kurze Erwiderung. Auf dem Heimwege erzählte sie mir dann weiter, der Schandmensch habe Fragen an sie gerichtet und dabei Ausdrücke gebraucht, die ihr Schamgefühl aufs tiefste verletzten, und die sie mir unmöglich wiederholen könne. — Und solche Ordensbrüder will man jetzt wieder mit aller Gewalt in unser Land hineinbringen? Mit solchen „versittlichenden" Kräften glaubt Windthorst die Sozialdemokratie niederhalten zu können? Wir sagen: mit solchen Zangen reißt man dem Volke die Religion aus dem Herzen und treibt sie in das Lager der ihr hohnsprechenden Sozialdemokraten."

Ueber die römischen Andachtsmittel aber und die Ablässe folgen die höchst bezeichnenden Worte: „Mag es der Jesuitenpater verantworten, wenn unser Katholizismus in Folge jener Beichte so verblaßte, das wir jetzt nur noch zu den Parias, zu den sogen. Taufbuch-Katholiken gehören. Es trat nämlich zu dem Vorgang im Beichtstuhl noch ein weiterer Umstand, der unsere Abneigung gegen die Kirche zur Reife brachte. Meine Frau

sollte zur Buße acht Tage lang jeden Abend die Litanei aus dem Gebetbuch der Erzbruderschaft „Maria von Trost" beten. Dieses Buch „getreulichst nach dem vom Papst Clemens X. herausgegebenen und für ewige Zeiten bestätigten Breve „Ex injuncto nobis" vom 27. März 1675 und dem neuesten, von der heiligen Kongregation der Ablässe durch Urkunde vom 7. März 1853 ausdrücklich gutgeheißenen römischen Bruderschaftsbüchlein, bearbeitet von Josef Löcherer," muß man lesen, um aller Sympathien für die katholische Kirche bar zu werden. In der Litanei wird u. a. die gnadenreiche Mutter Gottes mit folgenden Titeln angefleht: „Du Jakobsleiter, bitte für uns." „Du schneeweiße Lilie unter den Dornen, bitte für uns." „Du unversehrter brennender Dornbusch, bitte für uns." „Du verschlossener, wohlriechender Garten, bitte für uns." „Du wohlgeordnetes Kriegsheer, bitte für uns." u. s. w.

Noch interessanter sind die Vorschriften wie man Ablässe gewinnen kann, wenn man sich „in diese so berühmte und ablaßreiche Bruderschaft wirklich aufnehmen läßt und sich dabei eines 5gesätzigen, nicht eines 6- oder 7gesätzigen geweihten Rosenkranzes bedient." — Unter der Legion von Ablässen wollen wir nur zwei herausheben: S. 93. Ziff. 3. „Alle Tage, so oft sie für die Wohlfahrt der heiligen Kirche und Ausrottung der Ketzereien fünf Vaterunser und Ave beten, gewinnen sie 40 Jahre Ablaß." — Ziff. 4. Alle Tage können sie auch Ablässe von anderen Ordensständen und deren Bruderschaften, Kirchen ꝛc. gewinnen: z. B. 100 Jahre und 100 Quadragenen (Quadragena ein Zeitraum von 40 Tagen) Ablaß, wenn sie stets einen regelmäßig geweihten, 5gesätzigen Muttergottesrosenkranz andächtig und reumüthig bei sich tragen; 264 Jahre Ablaß und noch darüber, so oft sie einen Muttergottesrosenkranz mit 5 Gesätzel andächtig beten und den Namen „Jesus," so oft derselbe vorkommt, ehrerbietig aussprechen; 50 Jahre und noch darüber, wenn sie solchen Rosenkranz in einer Kirche oder Kapelle beten: 60,000 Jahre mit ebenso viel Quadragenen Ablaß aber, wenn und so oft sie ihn nach einer reumüthigen Beichte abbeten, Durch den Besuch einer Augustinerkirche können sie alle Ablässe gewinnen, welche allen Orden für den Besuch ihrer Kirchen je verliehen wurden.—Ziff. 5. Jene Mitglieder, welche die „löbliche Gewohnheit" (!) haben, in der Regel alle Wochen zu beichten, können noch überdies unter der Woche alle Ablässe gewinnen, welche sonst die Beichte verlangen; sie können z. B. alle Tage durch Abbetung der 5 Vaterunser und Ave für ein Verstorbenes fürbittweise eine Seele aus aller Pein des Fegfeuers erlösen ꝛc. ꝛc. Sie können ferner bei jedem Rosenkranz von 5 Gesätzel, den sie unter der Woche beten, den reichen Ablaß von 60,000 Jahren gewinnen ꝛc.

Also Ablaß von vielen Millionen von Jahren durch das einfache Mittel eines Rosenkranzes von 5 Gesätzel. Welche Kirche ist in der Lage, uns ein solches Uebermaß von Gnadenmitteln anzubieten, wie sie uns hier von der alleinseligmachenden katholischen Kirche dargeboten werden? Wie kann man noch einen Augenblick im Zweifel über den großen Segen der Orden und Bruderschaften sein? Die Herren Kiefer, Fieser und Genossen mögen es verantworten, daß sie den Dieben, Mördern und sonstigen Verbrechern den Weg zu den großartigen Ablässen zu versperren suchen. Wenn aber waschächte Katholiken, wie sie die Freiburger Versammlung, „die Germania," der „Bad. Beobachter" ꝛc. im Auge haben, all das glauben, was das bezeichnete Büchlein auftischt — und sie müssen es glauben, denn das Opus beruht nicht nur auf einer Urkunde der heiligen Kongregation vom 7. März 1863, sondern erhielt auch unterm 12. Februar 1856 Nr. 644 und 711 die Approbation des Erzbisthums München und Freising — so kann man sich nicht darüber auflassen, daß solche Katholiken nicht den Weg zu den höheren Staatsämtern finden, und zwar schon deßhalb nicht, weil ein solcher Katholik schwerlich die Referendärsprüfung bestehen wird."

Außerdem hat der Freiburger Katholikentag und die ihm nachfolgenden kleineren Agitationsversammlungen die Wirkung gehabt, daß die Evangelischen Christen sich wieder darauf besonnen haben, was ihnen von Rom droht, wenn die Zustände wieder eintreten sollten, wie sie zur Zeit des berüchtigten Konkordatsschlusses (28. Juni 1859) waren. Es hat sich das namentlich in dem ungemein lebhaften Interesse für das Reformationsfest gezeigt.

In Freiburg selbst wurde am Reformationsfeste beschlossen, eine zweite evangelische Kirche mit 1200 Sitzplätzen zu bauen. Von den auf 160,000 Mark ($38,000) veranschlagten Baukosten sind ein Drittel durch freiwillige Beiträge aus der evangelischen Gemeinde (seit 1883 gesammelt) gedeckt, 60,000 Mark sind als Anleben innerhalb der Gemeinde untergebracht, so daß man Hoffnung hat, die ganzen Baukosten zu decken, ohne den Weg einer besonderen kirchlichen Besteuerung betreten zu müssen.

Eine Deputation, welche um Zulassung der Orden in Baden petitioniren wollte, wurde nicht einmal zu einer Audienz beim Großherzog zugelassen, ein Beweis, daß wenigstens bei Hofe kein diesen Bestrebungen günstiger Wind weht.

Mit dem Kampf um die Schule hat Windthorst auch insofern ein glückliches Kampfobject gefunden, als er einerseits sicher sein kann, daß er nicht zu fürchten hat, durch einen baldigen weiteren Sieg den Bestand des Centrums wieder aus Mangel an Beschäftigung bedroht zu sehen und andererseits der Kampf für ihn sehr ehrenvoll zu werden droht nach dem bekannten Sprichwort: „Viel Feind, viel Ehr.“ Es entstehen nämlich den Plänen Windthorst's sogar Gegner innerhalb des eigenen Lagers, indem die katholischen Lehrer keineswegs mit der Aussicht sich befreunden können, von den römischen Priestern und Bischöfen abhängig zu werden.

Die durch den Austritt Spurgeons aus der Baptist Union in Fluß gekommene Bewegung ist noch nicht zu Ende. Man suchte die streitenden Parteien zu vereinigen, ohne auf die Bekenntnißfrage einzugehen und definirte die Baptist-Union als eine Vereinigung von Predigern, welche die gleichen evangelischen Anschauungen (sentiments) hätten. Die Einführung eines formulirten Bekenntnisses wurde abgelehnt, aber dennoch beschlossen, daß ein Komite eine Erklärung der evangelischen Anschauungen ausarbeiten und vorlegen sollte. Darüber kam es natürlich zum Streit. Es wurden 7 Sätze aufgestellt, von denen indeß in den Eingangsworten gesagt war, daß sie nicht als Glaubensgrundlage (credal basis) gelten sollten. Indeß konnte man sich weder von der einen noch von der andern Seite dabei ganz beruhigen. Ein Theil wollte diese 7 Punkte zu einer Bekenntnißformel erhoben wissen, verlangte also Streichung der Bemerkung, daß die 7 Punkte nicht als Glaubensgrundlage zu betrachten seien. Die andern aber wollten auch nicht einmal diese 7 Punkte aufgestellt haben. Dr. Clifford, der diesjährige Präsident der englischen Baptisten sagte: „Wenn die Bibel, wie auch in jenen 7 Punkten festgestellt ist, der einzige vollkommene autoritative und unfehlbare Ausdruck der evangelischen Wahrheit ist, wie ist daneben noch ein anderes Glaubensbekenntniß möglich oder gar nöthig?“

In einem Sinne hat er allerdings recht, jene 7 Punkte wären allerdings nicht nöthig, wenn der erste der sieben Punkte gelten soll, welcher unter den Hauptpunkten des evangelischen Glaubens zunächst nennt: „Die göttliche und „volle“ Inspiration und Autorität der heiligen Schrift in allen ihren Theilen, als höchste und hinreichende Richtschnur des Glaubens und Lebens, sowie das Recht und die Pflicht individuellen Urtheils in der Erklärung derselben.“

Wenn der Schlußsatz: „sowie das Recht u. s. w.“ überhaupt etwas sagen soll, so kann er nur sagen, die Schrift gilt, aber nur so wie sie jeder auslegt, oder um es in anderen Worten zu sagen: Jede mit Hilfe des Wortlautes der heiligen Schrift bona fide gebildete Ansicht ist als Schriftwahrheit zu respectiren. Damit hört natürlich aller Lehrstreit auf, man kann „das aufregende Thema beiseite legen,“ denn gibt es einmal keine allgemein giltige Wahrheit mehr, so hat das Suchen nach einer Erkenntniß und allgemein giltigen Darstellung derselben in den Wissensformen eines jeden Zeitalters keinen Sinn mehr. Es tritt dann in der Kirche jener gemüthliche Zustand ein, daß Jeder lehrt was ihm recht däucht, ohne daß er sich mit Beweisen zu plagen braucht, daß er Recht habe und ohne daß ihm die anderen beweisen können, daß er nicht recht hat.

Außerdem wird jedes theologische Studium überflüssig, denn an individuellem Urtheil steht der Laie dem Theologen nicht im mindesten nach, meist umgekehrt. Dann kann man sich ganz „dem praktischen Dienst der Kirche widmen,“ dessen praktische Re-

sultate und Ziele im Laufe der Zeit natürlich immer praktischer werden. Und wenn man überhaupt noch die Praxis befolgt, sich zu einer kirchlichen Gemeinschaft zu vereinigen, so hat das eben auch nur praktische Gründe, man fährt auf diesem Wege viel besser, als wenn man sucht, auf dem allein richtigen aber schmalen Wege zu bleiben und fortzuschreiten, um nicht nur vorwärts, sondern zu einem ganz bestimmten Ziele zu gelangen.

Man sollte es nicht glauben, daß es Predigten gibt, von denen man sagen muß, sie enthalten leider Wahrheit und sind doch keine Bußpredigten, indem die Wahrheit im Dienste der Rohheit oder Leichtfertigkeit mißbraucht wird. Eine solche Predigt lieferte der bekannte Bremer Prediger Schwalb bei der Einführung seines Nachfolgers an der Martinigemeinde in Bremen. Wir entnehmen dem Berichte darüber folgendes:

„Nach Verlesung des Textes, des Gleichnisses vom großen Abendmahl, klappte Schwalb die Bibel schleunigst zu, legte sie weg und begann: „Geehrter Herr Amtsbruder! Ich habe mich lange besonnen, was ich Ihnen sagen soll, endlich ist mir dies eingefallen: Nöthige sie hereinzukommen. Unsere Martinigemeinde ist nicht groß. Als ich vor 21 Jahren hier eingeführt wurde, da war die Kirche auch zwar nicht so voll wie heute, aber es waren doch viele Leute drin. Allmählich wurde es anders, es wurden weniger. So dürfen auch Sie nicht denken, daß Sie immer eine so volle Kirche haben. An den nächsten Sonntagen werden sich viele der heute Anwesenden durch ihre Abwesenheit bemerkbar machen. Darum müssen Sie allen nachgehen. Es sind hier viele, die in kein Kirchenregister gebucht sind. Darum ist es schwer, viele herzuzuholen; man kommt da leicht in den Weinberg eines andern, man jagt unschuldig einem treuen Herrn Kollegen Seelen ab und muß sich daher vorsehen. Doch mit einer Ausnahme. Es ist hier eine Gemeinde; ich brauche sie nicht zu nennen, wir kennen sie alle; zu der gehört ein Drittel unserer ganzen Bevölkerung, gehören also 43,000 Seelen, und sie hat nur fünf Geistliche; hören Sie, verehrter Herr Amtsbruder! 43,000 Seelen und nur fünf Geistliche, da kommen auf jeden fast 9000 Seelen. Die Herren haben zu viel! das ist ja eine unheimliche, ungesunde Arbeit! Wir wollen diesen armen, überbürdeten Herren Kollegen etwas helfen. Brechen wir also ein in diese Domgemeinde. — Ach, da habe ich sie genannt! rc. Doch ich bin zu alt und zu schwach für diesen Feldzug; ich habe hier in 21 Jahren meine beste Kraft verzehrt; thun Sie es daher." Schwalb verbreitete sich noch des weiteren darüber und empfahl es, alle zu besuchen. Es sei schicklich, einen Besuch zu erwidern; die Leute würden ihn in der Kirche wieder besuchen. Dann fuhr er fort: „Jesus herzt die Kinder. So machen Sie es auch. Herzen Sie Ihre Schüler und segnen Sie auch Ihre Schülerinnen! Die dürfen alle für Sie schwärmen. Sie kommen zu Ihnen in die Kirche, und wenn die Kinder erst kommen, dann kommen auch bald die Eltern, um zu sehen, für wen ihre Kinder schwärmen." Er griff dann aus dem Text die Worte heraus: „Ich habe ein Weib genommen" und fuhr fort: „Als ich vor 21 Jahren hierhergekommen, sagte mir ein Freund: Suche zuerst die Frauen an Dich zu fesseln, dann kommen die Männer schon mit. Mir ist das — ich weiß nicht, wie es kommt — nicht gelungen. Unsere Gemeinde ist eine Männergemeinde, aber doch ist es mir geschehen, daß ein Gemeindeglied, einer Ihrer Wähler, verehrter Herr Amtsbruder, mir sagte, er könne nicht zur Kirche kommen er müsse Sonntags in die schönen Augen seiner Frau sehen. Suchen Sie also die Frauen in die Kirche zu bekommen und auch die Mädchen, dann kommen die Männer und Jünglinge schon nach."

Eine Jerusalemswallfahrt per Dampf wird allem Anschein nach bald nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehören, wenn man sich auch darauf wird beschränken müssen, von Jaffa nach Jerusalem auf einem schmalspurigen Geleise zu fahren. Es soll nämlich einem gewissen Joseph Nabo die Konzession zur Errichtung einer solchen Bahn ertheilt worden sein. Wenn also der Bau der Bahn ebenso unerwartet rasch vor sich gehen sollte wie die Erlangung der Konzession, so wird man in etwa zwei Jahren auch in Jerusalem am Bahnhof ankommen kann.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. Februar 1889. Nro. 2.

Die Kirchenvisitation in unserer Synode.

(Referat von P. F. C. Krüger.)

(Schluß.)

Das führt uns auf einen neuen Gedanken im Referat, nämlich darzulegen

III.

Die Einführung eines Visitators und seiner Competenz zur gesegneten Wirksamkeit in unsern synodalen Organismus.

Bei der Einführung kommt es vor allen Dingen auf die Wahl an. Da stehen nun zwei Fragen zur Beantwortung vor uns, nämlich einmal: aus welchem administeriellen Organ unserer Synode soll der Visitator genommen werden und sodann: wie soll er erwählt werden?

In unserer synodalen Administration besteht constitutionell die Zweitheilung, in der Praxis aber die Dreitheilung. Constitutionell haben wir die Generalsynode und die Distriktssynoden; ihnen reiht sich als dritter noch die Pastoralconferenzen an, die sich als selbstverständliche Nothwendigkeit, ohne constitutionelle Befugniß, gebildet haben und die Billigung der Synode finden. Wir können hierbei die Einrichtung der Pastoralkonferenzen nicht ohne weiteres beiseite setzen, da nach meiner Anschauung gerade hier dem Visitator sein Wirkungskreis angewiesen werden soll.

Aus einem dieser drei Organe muß, wenn es je geschieht, der Visitator genommen werden. Und auf den ersten Blick sehen wir, daß das nicht von der Generalsynode ausgehen kann; denn die Generalsynode im Großen und Ganzen genommen, kann nie und nimmer einen vollkommenen Einblick haben in die einzelnen lokalen, synodalen Arbeitsfelder. Auch würde dadurch, daß die Generalsynode nur alle drei Jahre zusammentritt, während welcher Zeit der Visitator ebenso oft seine Stelle wechseln könnte, jedesmal die Visitatorstelle auf eine unbestimmte Zeit im Laufe von drei Jahren unbesetzt bleiben. Unterbrochen aber soll dies Amt nie werden.

Wir sind angewiesen, unser Augenmerk auf die Distriktssynoden zu lenken, und auch aus ihnen, meine ich, kann nicht der Visitator hervorgehen, da in einem Jahre nach der Wahl ebenfalls viele Visitatoren auf unberechenbare Weise genöthigt sein könnten, zu abdiciren. Ebenso würde auf der andern Seite die Wahl der Visitatoren jedesmal bei den jährlichen Distriktskonferenzen eine ganze Umwälzung von Anstellungen in den betreffenden Distrikten

hervorrufen, was sich die Gemeinden schwerlich gefallen lassen würden, auf Grund ihres freien Wahlrechtes bei der Neubesetzung.

Es bleiben uns nur noch die Pastoralkonferenzen übrig — so zu sagen, gegenwärtig das fünfte Rad am Wagen — und aus ihnen und für sie sollte der Visitator gewählt werden. Wie ist aber das möglich, da die Pastoralkonferenzen doch nicht kompetent sind?

Genau genommen, gibt es nur zwei Arten der Wahl, nämlich die Wahl im eigentlichen Sinn und die Ernennung. Je nach Umständen ist die eine Art der andern vorzuziehen. Und da wir die Unmöglichkeit durch die Generalsynode, auch die Schwerfälligkeit derselben durch die Distriktssynoden und ihre Unzulässigkeit durch die Pastoralkonferenzen erwogen haben, so kann von einer Wahl im eigentlichen Sinn schlechterdings nicht die Rede sein, und es bleibt uns nur noch der Modus der Ernennung übrig. Und wie die Sache bisher dargestellt worden ist, so kann dies Privileg nur in die Hände der Distriktspräsides gelegt werden. *Der Distriktspräses ernennt für jede Pastoralkonferenz einen Visitator.* So kann diese Institution nie unterbrochen werden, da jeder Rücktritt und jeder Stellenwechsel dem Distriktspräses zu rechter Zeit anzuzeigen ist, und ihm dann das Recht zusteht, zu jeder Zeit, während und außer den Konferenzen, geeignete Männer zu ernennen.

Auf diese Weise sollte das Visitariat für allezeit gesichert sein, und wir haben jetzt noch die *Kompetenz des Visitators*, seine Befugniß in der Ausübung seines Amtes darzulegen.

Die Kompetenz des Visitators sollte constitutionell geregelt sein. Die Art nach eigenem Gutdünken und nach bestem Gewissen und Wissen zu handeln, wäre hier nicht gut angebracht. Die Sache müßte ganz synodal sein und betrieben werden, damit sich nichts Persönliches dabei einmischte. Im Namen der Synode und für die Synode sollte der Inspicient erscheinen, und was er zu vollbringen hat, das sollte ihm die Synode vorschreiben, sollten ihm die synodalen Statuten sagen. *Seine Kompetenz sollte also nur so weit reichen, wie sie die synodalen Statuten vorschreiben.* Sollte die Visitation eingeführt werden, so müssen dementsprechend die synodalen Statuten erweitert werden. — Man könnte einwenden, das sei zu mechanisch, zu gebunden. Doch darauf sei erwidert: Lieber nach einem geregelten Modus visitiren, den beide Theile als Gesetz kennen und anerkennen und sich darnach zu richten wissen, als wie durch eine freie, eigenmächtige Visitation Unheil anrichten. *Alles Subjektive hat der Visitator fahren zu lassen und nur objektiv im Namen der Synode zu handeln.* So kann und muß das Persönliche zurücktreten, und der Visitator wird dem zu visitirenden Pastor und seiner Gemeinde jedesmal willkommen und ein lieber Gast sein. Allerdings wird auch auf die Persönlichkeit und insonderheit auf den Charakter des Visitators Rücksicht zu nehmen sein. Und da mögen die Distriktspräsides ihre Beurtheilungsgabe bei der Ernennung an den Tag legen.

Und endlich fragen wir uns: Was hat nun der Visitator zu inspiciren? Den ganzen Bestand einer Gemeinde insoweit sie der Synode verpflichtet ist, und zwar sollen hier beide mit einbegriffen sein, sowohl Pastor als auch Gemeinden. Die Pastoren haben der Synode gegenüber alle die gleichen Verpflichtungen, wenn sie innerhalb der Synode definitiv angestellt sind. Die Synode hat also auch das Recht, durch den Visitator jeden Pastor zu fragen: nach seiner Wirksamkeit in der Gemeinde, nach der gewissenhaften Ausarbeitung seiner Predigten, nach der gewissenhaften Buchführung, nach dem geistlichen und socialen Leben in der Gemeinde, nach Alltags- und Sonntagsschule, ja der Visitator sollte die Befugniß haben, nicht nur nach alledem zu fragen, sondern, wenn irgend möglich, alles in Augenschein zu nehmen, aus eigenster Ueberzeugung kennen zu lernen, um sich dann ein gesichertes Urtheil bilden zu können. — Ganz anders steht der Visitator den Gemeinden gegenüber, die nur zum Theil synodal sind und nach ihrer äußern und innern Gestaltung oft sehr von einander abweichen. Daß da nur der Umstand in Betracht kommt, wenn es sich um Beilegung oder Abstellung von Klage- und Beschwerdesachen handelt, ist ja an sich selbstverständlich.

So mag denn, wenn es die Synode für zweckmäßig hält, in Gottes Namen die Visitation eingeführt werden, und der Visitator kommen. Er sollte uns als Diener Christi und unserer theuren Synode immer ein lieber Besuch sein, den wir herzlich willkommen heißen. Er soll nicht über die Gemeinde, nicht über die Pastoren herrschen, sondern im Namen Jesu ihnen dienen. Er soll Niemand überraschen, sondern uns sein Kommen vorher anzeigen, damit der Ortspastor auch die Gemeinde vorher zu einem Gottesdienst einladen kann, den dann selbstverständlich der Visitator zu halten hat. Und bei der Inspicirung soll ihn der Geist der Demuth, der Milde und des Friedens leiten, damit das immer sein Impuls sei: W i r s i n d B r ü d e r i n C h r i s t o J e s u!

Beten.

Eingesandt von P. M. Otto.

„Betet ohne Unterlaß."

Einst traten die Apostel zu dem Herrn, und baten ihn: „Herr lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger beten lehrte!" Diese Worte zeigen uns, daß in den Herzen der Jünger ein Verlangen erwacht war, auch beten zu lernen, sodann aber auch, daß das Gebet gelehrt und gelernt werden müsse; daß es also eine Kunst sei. Diese Kunst kann aber jeder Jünger des Herrn lernen, wenn er sich in die Schule Jesu und des heil. Geistes begibt, und fleißig ist in der Uebung des Gebets. Wie die Jünger des Herrn baten: „lehre uns beten," so sollen auch wir diese Bitte immer wieder an ihn richten, damit wir das Beten immer besser lernen; immer vollkommener darin werden. An dieser großen Kunst haben wir unser Leben lang zu lernen, und werden sie, auch bei treuer Uebung, nie ganz vollkommen auslernen. —

Beten heißt mit Gott reden! Das Gebet ist ein Gespräch des Menschen

mit Gott; — des Menschenherzens mit dem Herzen Gottes; des Kindes mit seinem Vater. Die Liebe des Kindes treibt es zum Vater, mit ihm zu reden, ihm sein Herz darzulegen, Gemeinschaft mit ihm zu pflegen. Im Gebet erfahren wir erst recht, in welchem Verhältniß wir zu Gott stehen; wie es mit unserm Glauben, unserer Liebe und Hoffnung bestellt sei; ob wir uns als sein ganzes Eigenthum wissen und darstellen; ob sein Wille uns Gesetz, und unser Wille dem seinen ganz unterthan sei; ob wir nicht mehr uns selbst, sondern nur ihm allein leben und dienen wollen. Wir müssen das Wort unseres Vorbildes Jesu, das er in Gethsemane gebetet hat: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe" zu unserm eigenen machen, und uns ganz willenlos vor den Vater hinlegen, damit sein Wille allein geschehe!

Bei dieser Thätigkeit, in diesem Verhältniß des Menschen zu Gott, soll die Welt und alles Ungöttliche fern bleiben; da soll der Mensch mit seinem Gott ganz allein sein. Der Heiland sagt: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen." — Diese Abgeschiedenheit von Allem wird empfohlen als eine nöthige Sache, damit Nichts von Außen den Beter stören möge. Diese äußerliche körperliche Einsamkeit ist nun leicht zu erreichen, nicht eben so leicht aber das Alleinsein des Menschen mit Gott. Das Herz mit all seinen Gedanken, Wünschen und Sorgen ist auch mit uns ins Kämmerlein hinein gegangen, und das beunruhigt uns und stört unsere Andacht, indem sich andere Gedanken in unser Gebet einschleichen, und damit zwischen Gott und uns treten und uns von ihm scheiden. Welcher ernstliche Beter sollte das noch nicht schmerzlich erfahren haben?

Ein rechtes Gebet soll geschehen „andächtig, bußfertig, demüthig, gläubig, im Namen Jesu."

Die Erlaubniß zum Gebet, welche Gott uns gegeben hat, ist das größte Vorrecht, die herrlichste Auszeichnung eines Christen in der Welt, und von diesem Vorrecht: „zum Gnadenthron zu treten," zu Gott zu nahen, sollten wir mit Freuden den fleißigsten Gebrauch machen. Das Kindesrecht sollte zur süßen Lust werden, durch welche unsere Kindschaft immer mehr befestigt würde und wir derselben immer gewisser und froher werden könnten.

Einem Kinde Gottes ist deshalb die Uebung des Gebets nicht ein Frohndienst, zu welchem es getrieben werden müßte, nicht eine Last, die es tragen soll, sondern eine liebe Beschäftigung, dabei man nicht müde und matt wird, sondern wobei man sich neue Lust und Kraft zu allem Guten holen kann. Aber eben die Andacht! das ist die große Sache; eine schwere Aufgabe. Im Gebet stehen wir vor dem großen Gott, dem Herrn Himmels und der Erden. Wir wollen mit ihm reden, ihm unsere Anliegen vortragen und ihn um Dies und Jenes bitten! Bei diesem Geschäft sollte das Herz ganz, mit allen seinen Kräften anwesend und betheiligt sein. Die Wichtigkeit der Sache und die Scheu vor Gott sollte all unser Denken und Wünschen nur auf Gott gerichtet sein lassen. Das Feuer der Andacht auf dem Altar unseres Herzens

sollte so stark brennen, daß es im Stande wäre, alles Fremde, Unheilige zu verzehren, und von demselben „ein süßer Geruch" zum Herrn aufstiege, daran er Wohlgefallen haben könnte. — So sollte es sein; aber es ist leider nicht so, und das ist eine sehr demüthigende Erfahrung.

Andacht ist ferner nöthig, um den Gegenstand des Gebets im Auge zu behalten. Wir Menschen haben so viele Bedürfnisse, die befriedigt sein wollen und sollen, und deshalb sollte ein Beter nie im Ungewissen sein, was er beten wolle; die Gegenstände des Gebets sollten ihm stets bewußt sein, daß er darüber mit seinem Gott reden könnte. Aber auch das ist nicht immer der Fall. Es fehlt die rechte Gebetestimmung, das lebendige Gefühl unserer Abhängigkeit von Gott und unsere Noth, und deshalb kommt es auch nicht zum rechten Aussprechen dessen, was uns noth thut. „Wir wissen nicht, was wir beten sollen!" — Stehen wir aber beim Gebet vor dem großen heiligen Gott, dann sollten wir, Anstands halber, aus Ehrfurcht vor ihm, wissen, und sagen können, was wir ihm sagen wollen, und was wir von ihm begehren.

Wenn wir im Gebet vor Gott treten, dann soll uns auch seine Heiligkeit und unsere Sündhaftigkeit recht zum Bewußtsein kommen, und die rechte Bußfertigkeit bei uns hervorrufen. Wie kann ein Sünder vor den heiligen Gott treten? Er darf es thun, wenn er mit jenem Zöllner beten will und kann: „Gott, sei mir Sünder gnädig." An den Herzen mit solcher Gesinnung hat Gott ein Wohlgefallen. Den Bußfertigen will Gott ihre Sünden vergeben, und wo dieses Verlangen vorhanden ist, da darf der Sünder auch vor Gott erscheinen.

Ein rechtes Gebet muß geschehen im wahren Glauben. Wenn der Beter im rechten Verhältniß zu seinem Gott steht, wenn er dessen gewiß ist, daß Gott sein Vater, daß er ein Kind Gottes sei, dann ist der Glaube da; ein solcher kann „mit getroster Zuversicht zu Gott beten als ein liebes Kind zu seinem lieben Vater." Der Vater heißt uns beten; er hat verheißen, uns zu erhören, das sollen wir im Glauben festhalten, ihn an seine Verheißungen mahnen und ihm vorhalten, daß es seine Ehre, seine Wahrhaftigkeit erfordere, unser Gebet zu erhören. „Und nicht laß sollen wir werden." Anhalten sollen wir im gläubigen Gebet; das ist auch der Wille des Vaters, damit er erhören und geben könne!

Zum Gebet gehören auch Worte, ausgesprochene oder unausgesprochene. Die Klage ist nicht selten: „ich kann nicht beten; ich finde keine Worte." Wer so sagt, der bekennt eben damit, daß er die große Kunst des Gebets noch nicht gelernt habe, daß er also auch noch kein Kind Gottes sei. Einem solchen muß man Gellerts Worte vorhalten: „Denk nicht, daß dir's an Worten fehle, wenn nur dein Herz dich beten heißt." — Ein Kind weiß recht wohl, was es mit seinem Vater, mit seiner Mutter reden will, und an den Worten wird es ihm auch nicht fehlen. Es kann zwar im Christenleben, wie auch der Apostel sagt, Zeiten und Umstände geben, da „wir nicht wissen, was wir beten sollen." Also Zeiten der inwendigen Trockenheit und geistlichen Armuth; aber auch dann sollen wir beten, wenn auch mit wenigen Worten, dahingehend, daß

solche Armuth aufhöre. Unsere Vorfahren haben solche kurze Gebete „Stoßseufzerlein" genannt. Solche mögen sein: „Herr, erbarme dich!" „Herr, hilf mir, ich bin dein!" u. drgl.

Wenn es aber bei dem Gebet auch nicht auf schöne, wohlgesetzte Worte ankommt, welche wir vor Gott bringen wollen, so soll doch die Majestät des hohen Gottes den Beter vor albernen Reden bewahren! Die Ehrfurcht und heilige Scheu soll uns immer begleiten, wenn wir vor das Angesicht des heiligen Gottes treten wollen. Und diese Scheu wird uns auch bewahren, daß wir nicht anders, als in geziemenden Worten mit ihm reden werden. An einem einfältigen, kindlichen Gebet hat der Vater ein Wohlgefallen.

In dem Bisherigen war von dem Gebet des Einzelnen im Kämmerlein die Rede. Etwas Anderes ist es um das gemeinschaftliche, öffentliche Gebet. Da steht der Beter nicht nur vor Gott, sondern auch vor Menschen, und zwar solchen, denen er durch sein Gebet etwas sein und nützen soll. Er redet an ihrer Statt, in ihrem Auftrag, und diese seine Stellung erfordert, daß er sich dessen bewußt sei und bleibe, und also im Gebet nicht seine subjektiv persönlichen Gefühle und Anliegen vorherrschen lasse, sondern seine Umgebung und Aufgabe im Auge behalte. Ist schon jedes Gebet eine sehr wichtige Thätigkeit, so ist es das öffentliche noch viel mehr. Es soll die Gedanken, Gefühle und Anliegen der Anwesenden ausdrücken und dadurch dieselben zur Andacht, zum Mitgehen, Mitbeten veranlassen. Dieses soll ja doch der Zweck eines öffentlichen Gebets sein, und diese Anforderungen an einen solchen „Vorbeter" werden also nicht zu hoch gestellt erscheinen.

Was lehrt uns nun die Erfahrung, wenn wir nach den Leistungen auf diesem Gebiete fragen? Entsprechen sie obigen Anforderungen? In einzelnen Fällen wird es ja geschehen, aber sie bilden nur die Ausnahmen. Die Regel ist vielmehr, daß solche Aeußerungen betrübende Armuthszeugnisse von dem Herzenszustande des Betreffenden und seiner Untüchtigkeit zum öffentlichen Gebet sind. „Herzensgebete, Gebete aus dem Herzen" werden sie genannt. In vielen Fällen sind aber solche „Gebete" nichts anderes, als Ausflüsse des Kopfes und Gedächtnisses, angelernte Redensarten, an denen das Herz wenig oder gar keinen Antheil hat. — „Die Noth lehrt beten" — d. h. der Betreffende m u ß eben beten, und er wird nicht gefragt, ob er es auch könne. Man sagt freilich: Ein Christ, ein Kind Gottes muß auch beten können! Ja, er kann es auch, nämlich für sich. Ob er auch andern vorbeten könne, das ist eine andere Sache! — Denken wir uns z. B. einen Hausvater, der seine tägliche Morgen- und Abendandacht halten soll. Er hat seine Familie um sich, und für sie soll er Hauspriester, also besonders auch Vorbeter sein. Und zwar soll er aus dem Herzen beten, denn nur auf diese Weise kann er seinem Gott seine Anliegen und Bedürfnisse recht vorlegen. Das klingt nun recht schön und hat den Schein der Wahrheit. Aber nun die Wirklichkeit!? Wird nicht in solchem Fall ein ewiges Einerlei der Gedanken, bei ganz geringem Wechsel der Worte zum Vorschein kommen? Es muß schon eine sehr g e i s t r e i c h e Person mit einem Herzen v o l l L i e b e zu Gott sein, wenn ihre Gebete i n d e r R e g e l d a s sind, was sie sein sollen und wollen.

Und was für eine Erbauung kann durch ein solches Gebet, (durch ein untaugliches) bei den Zuhörern bewirkt werden? Ohne Zweifel eine sehr geringe. Das sogenannte „Herzensgebet" als öffentliches, ist im Allgemeinen nicht zu empfehlen. Dieses fühle ich mich gedrungen, auszusprechen, obwohl ich weiß, daß ich mit dieser Ansicht ziemlich isolirt dastehe. Es ist dies auch nicht ein plötzlicher Einfall oder eine absonderliche Grille, sondern eine persönliche, langjährige Erfahrung; wenn man will, ein Armuthszeugniß über meinen Herzenszustand! Diese Erkenntniß treibt mich aber immer an, dem Uebelstand abzuhelfen, und am Geiste reicher zu werden. Ein Hausvater wird also wohl thun, wenn er sich, im Gefühl seiner Armuth eines Hilfsmittels bedient, das seinen Mangel ersetze. Es wird ihm gewiß nicht zum Schaden gereichen, wenn er ein Gebetbuch gebraucht; es muß aber e i n g u t e s sein. Denken wir uns, ein solches Buch enthalte tägliche Morgen- und Abendgebete für vier Wochen, so ist damit eine Abwechslung und ein Reichthum geboten, den auch der geistreichste Beter „aus seinem Herzen" niemals hervorbringen kann. Aber, wird man mir entgegenhalten, ein anderer kann mir doch nicht sagen, was ich beten soll! Meine Anliegen sind andere, als die Seinen! Wir wollen nicht vergessen, daß wir es mit dem öffentlichen Gebet zu thun haben, wenn auch nur im Familienkreise, und für diesen Fall darf man unbedenklich sagen, daß jedes gute Gebetbuch die Anliegen eines solchen berücksichtigt und zur Sprache bringt. Sodann wird der Beter beim Gebrauch eines Buches auf solche Gedanken gebracht, die ihm ohne dasselbe nicht eingefallen wären, die aber auch für ihn und seinen Zustand ganz passend sind. Und dieser Punkt darf gewiß wohl in Anschlag gebracht werden, indem Geistes- und Gedankenarmuth gar oft ein Hinderniß des Gebets sind.

Man wird mir ferner einwenden: „Das Ablesen eines Formulars ist kein Gebet." Das kann zugegeben werden, jedoch nicht unbedingt. Es kommt darauf an, w i e dasselbe gelesen wird. Warum sollte das Ablesen eines Formulars nicht so gut ein Gebet sein, als so manche Expektoration, „Herzensgebet" genannt? Zu jedem Gebet gehört das Herz, die Andacht, ohne welche es kein Gebet gibt. Wenn nun aber das Lesen eines Formulars mit der rechten Andacht geschieht, — was ja doch auch möglich ist; — wenn die lesende Person mit den Gedanken ihres Herzens ganz bei dem Gegenstande ist, dem Gedankengang des Formulars folgt, und sich die Gedanken desselben zu eigen macht, sie gleichsam durch sein Herz, durch seine Gedanken hindurchgehen läßt, so kann eine solche Thätigkeit wohl ein Gebet sein und heißen. Gebrauchen wir doch in unserm privaten Gebet oft Worte der hl. Schrift und Liederverse, also auch Gedanken und Worte, welche nicht unser Eigenthum sind. Dabei hat der Gebrauch eines Formulars noch den Vorzug, daß es dem Beter Gegenstände des Gebets vorführt, die ihm selbst nicht nahe liegen und die er gewöhnlich in seinem Gebete nicht berührt, aber berühren sollte. Auch wird dabei die Monotonie, Unordnung und öftere Wiederholung so manches „Herzensgebets" vermieden. Unordnung im Gebet nenne ich das, wenn ein Gebet mit danken beginnt (was nach meiner Meinung in den mei-

sten Fällen geschehen sollte), fortschreitet ins Gebet, zur Bitte übergeht, dann wieder ins danken kommt u. s. w. Gott ist ein Gott der Ordnung; er hat Gefallen an der Ordnung auch des Gebets!

Ein weiterer Einwand lautet: in einem Gebetbuche seien die besonderen Verhältnisse und Anliegen der Beter nicht berücksichtigt. — Dieser Einwurf ist wohl der schwächste, der hier gemacht werden kann. Die allgemeinen Bedürfnisse sind bei allen Menschen gleich, und was die besonderen betrifft, so ist es ja nicht unmöglich, diese am geeigneten Ort in das Formular einzufügen. Sind ja doch auch im Vater Unser nicht alle Specialitäten aller Menschen ausgesprochen, und doch wird allgemein zugegeben, daß in demselben Alles enthalten sei, was ein Christenmensch in diesem Leben bedarf. Ein rechter Beter, dem es ein rechter Ernst in der Sache ist, der wird auch sein Gebetbuch recht gebrauchen können. — Auch wird man fragen dürfen: sind denn die „Herzensgebete" vollkommen und musterhaft? Ist an ihnen Nichts auszusetzen?

Der Gebrauch eines Gebetbuches hat auch den großen Vortheil, daß der Beter sich nicht verirrt. Es ist eine nicht ganz seltene Erscheinung, daß ein Beter von seinem Gebiet abkommt und auf ein anderes geräth, und das sollte beim Gebet nicht geschehen. Verwandt damit ist auch das, daß statt eines Gebets eine Ansprache, Erklärung an Gott gemacht wird, wovon hier eine Probe aus einem Erbauungsbuch gegeben werden soll: „— Du bist des Todes schuldig. Das war das entsetzliche Urtheil, welches deine Mörder über dich aussprachen, du unschuldigster Herr Jesu. O, wie dringt es mir ins Ohr, und fährt mir gleich einem zweischneidigen Schwert durch die Seele! Nicht dich, du hast ja nie eine Sünde gethan, und ist kein Betrug in deinem Munde erfunden, du Heiligster und Reichster. Nein, mich trifft dies Urtheil. Ja, über mich ruft das richtende Gewissen, das gebrochene Gesetz, die beleidigte Gerechtigkeit und Majestät Gottes: ‚Du, du bist des Todes schuldig.' Heißt es nicht: ‚Verflucht sei Jedermann, der nicht bleibt in allem dem, das geschrieben ist in dem Buch des Gesetzes, daß er es thue?' Steht nicht geschrieben: ‚So jemand das ganze Gesetz hält, und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig?' Ach, und siehe, ich habe nicht eines nur von deinen heiligen Geboten, ich habe sie Alle übertreten. Ein Heer von Sünden lagert sich wider mich. Fleischessünden, Hoffartsünden, Lügen und Heucheleien, Haß und Neid, erkannte und unerkannte Sünden klagen mich an. ‚Der Tod aber ist der Sünden Sold.' ‚Welche Seele sündigt, die soll sterben.' ‚Du bist des Todes schuldig!' spricht dein heiliges Gesetz zu mir, und mein Herz sagt schaudernd: Ja und Amen! Aber zugleich blickt es wie der Missethäter, über welchen schon der Stab gebrochen ist, nach Gnade suchend, zu dir hin, und siehet dich, wie du an meiner Statt dastehst, wie du dich für mich armen Sünder richten und verdammen, ja ans Kreuz schlagen lässest, wie zu meiner Errettung das schreckliche Urtheil ‚du bist des Todes schuldig!' über dich erklingt. Und da erwacht in mir die selige Hoffnung, daß ich im Glauben an dich dennoch fragen darf: ‚Wer will verdammen? Christus ist hier, der ge-

storben ist.' O Herr, stärke diesen Glauben in meinem Herzen, daß er im Leben und Sterben mir Trost verleihe, und daß ich, weil du für mich dich hast richten und verdammen lassen, dereinst dem ewigen Gerichte freudigen Muthes und in gewisser Zuversicht meines Heils entgegen gehe. Amen!"

Diese „Rede" besteht zwar aus schönen Worten, Sündenbekenntniß und Selbstanklage, aber — die vier letzten Linien ausgenommen, — ein Gebet ist sie nicht.

Das Gebet soll ja ein Gespräch des Herzens mit Gott sein, aber doch nicht eine Aufzählung von solchen Dingen, die zwar an sich nicht verwerflich, aber zum Inhalt eines Gebets und für die Zuhörer nicht taugen. — In einem Gebet sollten auch keine Lückenbüßer vorkommen; aber wie oft kommen sie vor, und wie wenig erbaulich sind sie. Damit ist gemeint die öftere Nennung des Namens Gottes, wobei man deutlich genug wahrnehmen kann, daß der Beter in Verlegenheit ist; daß ihm der Faden auszugehen droht. Das ist für den Betreffenden, sowie für die Zuhörer eine große Verlegenheit, welche allen erspart bleiben sollte. Solche Erfahrungen sind Aufforderungen, daß wir trachten sollen, auch in diesem Stück immer vollkommener zu werden.

Aber nun der Pastor in dem Verkehr mit seinen Gemeindegliedern, bei den Haus- und Krankenbesuchen, — soll auch er bei solchen Gelegenheiten ein Buch gebrauchen? Etwa die Kirchenagende? — Das möchte für manchen gar nicht so übel sein, obwohl es in unserer Zeit und in unsern Verhältnissen nicht mehr gut möglich ist. Auch sind dieses wieder andere Fälle, als die oben genannten. Was zunächst die Krankenbesuche betrifft, so ist es, in Anbetracht der verschiedenen Menschen und Verhältnisse, oft sehr schwer, die rechte Form und den passenden Inhalt des Gebets zu treffen. Beten wir *für* den Kranken, dann ist die Sache leichter, als wenn wir *mit ihm, aus seinem Herzen*, in seinem Namen beten sollen. Wir sollen dabei seinen Sinn treffen, wohl auch denselben auf Gott hinlenken und so sein Herz zur rechten Andacht hinführen und bewegen. Das erfordert Ernst und Aufmerksamkeit. Zur rechten Behandlung eines Kranken gehört besonders Schonung, d. h. seinen leiblichen und geistlichen Zustand wohl berücksichtigen und demgemäß mit ihm umgehen. Und besonders das Gebet soll seinen Umständen und seinem Bedürfnisse so viel als möglich angemessen sein. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man in seine Anschauungen und religiösen Meinungen eingehen oder gar dieselben gut heißen soll. Gar oft ist es ja der Fall, daß dieselben ganz verkehrt sind, und also berichtigt werden müssen. Da gilt es dann, mit der nöthigen Sorgfalt und Weisheit zu verfahren, um nicht mehr zu verderben als gut zu machen. Ein solches Gebet soll dann einfältig, deutlich und kurz sein, daß der Kranke demselben folgen und einen Segen davon haben kann. Die *Weisheit* des Pastors wird hierin das Richtige zu finden wissen.

Wie soll es aber im öffentlichen Gottesdienste mit dem Gebet gehalten werden? Soll dasselbe ein freies oder vorgeschriebenes sein? Die Antworten werden verschieden sein. Etliche sagen, man solle sich an die Agende hal-

ten und sie gebrauchen; Andere: freies Gebet soll mit dem agendarischen abwechseln, und noch Andere wollen nur freies Gebet. Die alte Kirche fand für gut, diese Sache zu regeln und ihre Diener an bestimmte Normen zu binden, um dadurch jeglicher Willkür zu wehren. Und diese Ordnung hat gewiß nicht zum Wenigsten dazu beigetragen, die Eintracht in der Kirche zu erhalten. Auch unsere Synode hat eine Agende hergestellt, damit dieselbe in ihren Gemeinden gebraucht werden soll. Das geschieht aber nicht in allen Gemeinden, indem noch andere Agenden gebraucht werden. Das sollte aber nicht sein; es ist Ungehorsam gegen die Synode. Auch in dieser Sache darf man an das Wort der Schrift erinnert werden: „Gehorsam ist besser denn Opfer," und ein agendarisches Gebet ist in den meisten Fällen besser, als ein sogenanntes freies. Oder wozu ist denn die Agende da, wenn sie nicht gebraucht wird? Es wäre ohne Zweifel eine interessante Entdeckung, den Ursprung und Anfang des „freien" Gebets im Gottesdienste zu erfahren. In der protestantischen Kirche ist dieser Brauch nicht entstanden, und ich für meinen Theil bin der Ansicht, daß derselbe von den Methodisten herkommt. Und die Methodisten sind dadurch entstanden, daß es den Stiftern desselben in der Mutterkirche nicht mehr gefiel, weil sie den Ordnungen derselben äußerlich und innerlich nicht mehr gehorchen wollten, indem sie glaubten, einen neuen und bessern Weg zum Himmel gefunden zu haben, und wobei sie zugleich aus dem Verhältniß der Gehorchenden in das der Regierenden übertraten. Und so auch die übrigen Diffenters. Ihr erster Schritt war, ihre Ablösung von der kirchlichen Autorität, und Errichtung einer neuen, selbstgemachten Ordnung. Der Austritt, das Verlassen der Kirche brachte auch das Aufgeben des kirchlichen Gebetbuchs und den Gebrauch desselben mit sich. Wie das Besserwissen und Besserkönnen ein charakteristisches Merkmal des Methodismus ist, so zeigt sich dasselbe auch in der Uebung des öffentlichen Gebets. Wenn man freilich bedenkt, daß der Methodismus auf Straßen und Marktplätzen anfing, so kann es nicht befremden, daß das öffentliche Gebet ein „freies" war. Unsere Synode will aber nicht eine „Denomination" unter andern sein, sondern ein Glied der „allgemeinen christlichen Kirche", und deshalb darf nicht gefragt werden: ob wir eine Veranlassung oder ein Bedürfniß gehabt haben oder noch haben, von der altehrwürdigen Sitte, die noch heutigen Tages in der Kirche unseres alten Vaterlandes besteht, abzugehen und eine neue anzunehmen? Wir sind doch in den übrigen Einrichtungen noch so ziemlich der alten Kirche gefolgt; wir bauen die Kirchen noch ebenso, wie unsere Vorfahren; wir gehen zum Gottesdienst in die Kirche; wir singen noch dieselben Lieder wie sie; wir gebrauchen noch die von ihnen angeordneten Perikopen, wenn auch nicht mehr allgemein; nur die agendarischen Gebete sollen nicht mehr gebraucht werden! — Kann Jemand einen triftigen Grund angeben? Sonst wollte ich sagen, um der Consequenz willen legen wir auch das Gesangbuch bei Seite, und ahmen dem Grafen Zinzendorf nach, welcher die Lieder, während des Gesangs der Gemeinde, producirte und sogleich vorsagte. Das möchte freilich mehr Schwierigkeiten haben, als das „freie" Gebet!

An das freie oder Herzensgebet in der Kirche, beim öffentlichen Gottesdienst müssen nun aber noch strengere Forderungen gestellt werden, als an das häusliche, private. Es ist ein Theil des Gottesdienstes, und soll also nach Form und Inhalt desselben würdig und angemessen sein. Ganz besonders unangenehm ist es, wenn das Gebet nach der Predigt nichts anderes ist, als eine Fortsetzung oder Wiederholung der vorangegangenen Predigt, also eine Gebetspredigt. Mit dem Amen sei auch die Predigt zu Ende, und das folgende Gebet möge eine Bestätigung, eine Besiegelung derselben sein. Solche, meist auch noch lange, Gebetspredigten können bei manchen Zuhörern den aus der Predigt empfangenen guten Eindruck und Segen leicht wieder zerstören, und also Schaden anstatt Nutzen bringen. Von jedem Pastor wird vorausgesetzt, daß er predigen könne; er hat ja darauf studirt; ebenso wird von ihm erwartet, daß er auch vor der Gemeinde „aus dem Herzen beten könne." Diese Erwartung mag gerecht sein, aber sie wird nicht immer befriedigt. Auf eine ganz erträgliche Predigt folgt ein fast unerträgliches „Gebet", mehr dazu angethan, den Zuhörer in der Geduld zu üben, als ihn zu erbauen. Das sollte nicht stattfinden! Würde aber die Agende gebraucht, dann käme doch wenigstens ein dem Ihalte nach gutes Gebet vor die Gemeinde. Auch die Gemeinden sind schon von dem Geiste angesteckt, daß sie meinen, der Pastor müsse „aus dem Herzen" und nicht aus dem Buche beten! Auf diese Meinung sind sie gekommen durch die Pastoren und deren Praxis. Mancher Pastor sieht das als ein besonderes Vorrecht an, das er nun auch gebrauchen will; einem andern erscheint es als eine Last, die er nun unwillig trägt. Es kommt hier viel auf die kirchliche Erziehung und Anschauung des Einzelnen an. Meine unmaßgebliche Meinung hierin ist diese: daß Pastoren unserer Synode welche in der lutherischen Kirche aufgewachsen sind, sich eher an die Agende halten, dagegen die aus der reformirten Kirche mehr das „freie" Gebet befürworten und üben. Und wenn sich die Sache so verhält, so ist die Ursache davon in der principiellen Verschiedenheit der beiden Kirchen zu suchen. *Sitte und Gewohnheit begründen oft die Ueberzeugung des Einzelnen und der Gemeinschaft.*

Eine sehr wichtige Sache bei dem öffentlichen Gebet ist auch der Vortrag desselben. Wie man von einem Predigtton spricht, und dabei die deklamatorische Bewegung der Stimme meint, so muß auch von einem Gebetston geredet werden. Aber diesen Gebetston nun zu beschreiben, das dürfte eine schwere Aufgabe sein; es kann mit Worten nicht wohl dargelegt werden. Es ist leicht zu sagen was er *nicht* sein soll, nämlich kein „Predigtton; kein Schulmeisterton, kein Deklamationston." Aber was soll er denn sein? Dieses zu erkennen ist Sache des Gefühls, welches der Beter haben soll, und wo es zum Ausdruck kommt, den Zuhörer auch alsobald anspricht. Auch wird man sagen dürfen, daß, wie es verschiedene Arten des Gebets gibt, es auch einen verschiedenen Gebetston geben werde. Ein Lob- und Dankgebet soll sich anders anhören als ein Bußgebet, wenn beide recht betont werden. Es sei und bleibe Ton und Stimme *natürlich*, wie bei anderen Reden, und

suche keine Künstelei. Ich habe einen Mann gekannt, der den Ton seiner Stimme beim Gebet so unnatürlich veränderte, daß Jemand, der ihn beim Gebet gehört, aber die Person nicht gesehen hätte, denselben nachher im gewöhnlichen Gespräche nicht wieder erkannt hätte. Der Gebetston sei auch nicht in unmäßig starker, oder gar schreiender, — Gottes Ohren sind nicht dick geworden — auch nicht in murmelnder, unverständlicher, weil sonst die Zuhörer keinen Nutzen davon haben. — Er sei ein geweihter, der Sache angemessener, der auch die Zuhörer in die rechte Gebetsstimmung hineinführe.

Der Predigtton, das Deklamiren, lernt der Student in der homiletischen Unterweisung. Wo aber lernt er den Gebetston? Oder hat man diesen nicht zu lernen; ist er jedem angeboren? Die Erfahrung lehrt, daß das nicht der Fall sei. Ist „der gute Vortrag der Predigt eine Kunst und eine Tugend"; so gewiß nicht weniger der gute Vortrag des Gebets. Und wie jener, so muß und soll auch dieser gelernt werden. Ich habe noch nie gehört, daß zu diesem Zweck Anweisungen oder Regeln gegeben worden wären, aber die Sache scheint mir wichtig genug, daß es geschehen sollte, wohl ebenso wichtig, als die Anweisung über den Vortrag der Predigt. Die Studenten der Theologie haben zwar öfters Gelegenheit, ihre Lehrer und älteren Pastoren beten zu hören, und wenn diese ihnen ein gutes Vorbild geben und sie darauf merken, so ist das eine gute Gelegenheit zu lernen und sich zu vervollkommnen. Doch dürften besondere Anweisungen dennoch stattfinden!

Es war beabsichtigt, vorstehenden Bemerkungen auch noch Wünsche in Bezug auf unsere synodale Agende beizufügen. Weil dieselbe aber gegenwärtig einer Revision unterzogen wird, so kann es unterbleiben. Hoffen wir, daß dieselbe in verbesserter Gestalt zum Vorschein komme, damit sie, bei rechtem Gebrauch, viel Segen in der Synode stiften möge. — Das erhöhte Haupt der Kirche wolle seinen heiligen Geist, den Geist des Gebets je länger, je reicher über uns ausgießen, daß wir durch denselben die große Kunst des Gebets immer besser lernen und üben mögen!

Die Nothwendigkeit des gesunden Pietismus für die evang. Kirche.

Von Sup. a. D. Braun-Carrow.

(Aus der kirchlichen Monatsschrift.

Für einen von vielen Geächteten habe ich heute einzutreten, eine ehrenvolle Aufgabe, wenn man erwägt, daß auf der langen Ächtungsliste Namen stehen wie Spener und Francke, Zinzendorf und Spangenberg, Steinmetz und Urlsperger, Löhe und Harms, Wichern und Fliedner, Jaenicke und Goßner, M. Göhrke und G. Knaak, Werner und Müller, alles Pietisten, alles Männer, deren Angesicht die liebenswürdigen Züge ernster Freundlichkeit, beglückenden Friedens, geheiligter Energie zu unermüdetem Wirken für Gottes Reich an sich trägt — und vielen von uns tritt wohl eine liebe Gestalt vor die Seele, welche die charakteristischen Merkmale des Pietismus an sich trug und ihr Wort, ihre Fürbitte, ihr Wandel ist uns zu bleibendem Segen geworden.

Um so ehrenvoller die Aufgabe, als nach meiner festen Ueberzeugung das Vorhandensein eines gesunden pietistischen Elementes die Lebenskraft unserer theuren evangelischen Kirche bedingt.

I. Der Weg, den sie zu gehen hat, um sich selbst zu behaupten, ist fest — denn es ist der Weg des Wortes Gottes und des Glaubens: „selig allein aus Gnaden" — aber er ist schmal, abschüssig zur Rechten und zur Linken bis hinab zu alles verschlingenden Abgründen. Rechts der Objektivismus katholischen Kirchenthums, der dem einzelnen seine Seligkeit verbürgt, soweit er unter die Autorität ihrer Ordnungen sich beugt — links ein Subjektivismus, der glücklich ist, außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können, losgebunden von aller, auch der heiligen Autorität des Wortes Gottes. —

Rechts die Mittlerschaft einer geschlossenen Priesterphalanx — links ein allgemeines Priesterthum, welches das geordnete Amt für Lehre und Sakrament in separatistischem Ansturm beseitigen möchte bis hin zum Geschrei der rothen Internationale: Nieder mit den Pfaffen!

Rechts ein pharisäirender Werkdienst, der im Katholicismus dem Verdienst Christi abbricht, im alten und modernen Rationalismus demselben den Abschied gibt, — links ein Ruhen auf trägem Polster rechtgläubiger Lehre, weiter unten die moderne Ueberzeugung von einem Gotte, welcher der Sünde nimmer zürnt, von einem wunderbaren Mittler, dessen Leiden und Sterben so bedeutungslos als unverständlich ist, bis hinab zu dem Sadducäismus der Massen, leider auch unseres Volkes: „Lasset uns essen und trinken und stehet auf zu spielen, denn morgen sind wir todt."

Rechts eine Stabilisirung der Dogmen in unveränderlichem Bekenntniß, die nichts als scholastische Bearbeitung für die Wissenschaft übrig läßt, das ewige Wort unter die endliche Tradition herabdrückt — links eine Verachtung des Bekenntnisses, die der freien Meinung des einzelnen gestattet, die Grenzsteine wegzutragen, welche Kirche von Kirche scheiden und somit den Begriff der Kirche vernichten — bis hin zur Lehre vom inneren Licht, welches heller sein soll, als jenes, von dem der Ps. 119 singt: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und das Licht auf meinem Wege." —

Rechts eine Wundersucht, die um der Maria und der vielen Heiligen willen das unaufhörliche, sinnenfällige Eingreifen in das Ergehen des einzelnen fordert — links eine Verachtung und Verketzerung des Bittgebets bis zur Aufhebung des persönlichen Verhältnisses zwischen uns und unserm Gott, — bis hin endlich zur alten und modernen Leugnung der Wunderthaten der Menschwerdung, Auferstehung, Himmelfahrt des Sohnes Gottes, mit denen die Kirche steht und fällt.

Rechts eine Buchstaben-Inspiration der Schrift, welche das Recht historisch-kritischer Forschung aufhebt und noch einmal rechts eine Unfehlbarkeit hierarchisch monopolisirter Auslegung, die dem Laien ungern die Bibel in die Hand gibt, bis hin zur Verketzerung der Bibelgesellschaften, links eine Nichtachtung des göttlichen Charakters der Schrift, die ihre Freude lediglich an der

kritischen Bloßstellung derselben hat bis hin zu der eitlen und frivolen Korrektur der eigensten und klarsten Worte des Heilandes.

Rechts ein mystisch quietistisches Versinken in sein Innenleben und in die Gottheit bis zur pantheistischen Färbung hin — mönchisch-einsiedlerische Weltflucht müßig stehen am Markt ohne Weinbergsarbeit — links veräußerlichte Vielgeschäftigkeit ohne innerliche Festigkeit und Gründlichkeit, Martha-Art ohne Maria-Sinn; — bis hinab zur modernen Theorie der Weltbeherrschung nach dem Motto: „Alles ist Euer" aber ohne den Zusatz „Ihr aber seid Christi" bis hin zur Weltsucht, die den Himmel aufgibt, spottend und scherzend, wenn nur dem Sinnengenusse hier Emanzipation zugestanden wird.

Rechts ein Optimismus in Katholicismus und Orthodoxie, der im Besitz eines machtvoll geschlossenen Kirchenthums oder der reinen Lehre und einer ihn befriedigenden Verfassung hinwegsieht über den innern Verfall — links ein Pessimismus, der unzufrieden mit dem ganzen Eindruck, den die Kirche macht, sie hier als Babel verachtet, oder dort verzagt von der Rettungsarbeit sich zurückzieht. —

Man wird willig zugestehen, daß diese Gefahren von rechts und links allezeit unserer Kirche gedroht haben, daß dieselben noch heute vorhanden sind: Ein Blick in die Geschichte der evangelischen Kirche, in die Erscheinungen der Gegenwart drängt uns die Ueberzeugung gewaltsam auf. Und, sehe ich recht, heute mehr den sonst in diesem Jahrhundert. Erhebt doch eine ganze theologische Schule weithin hallenden Protest gegen das Bekenntniß in seiner Zentral-Lehre von der Rechtfertigung, wie gegen die persönlich-innerliche Art der Frömmigkeit des Pietismus, im Zorn gegen den Katholicismus wacker katholisirend hier wie dort. Und regt sich doch in den Kreisen der Rechtgläubigkeit eine Stimmung, die um der Engherzigkeit des ungesunden Pietismus willen von diesem selbst die Bekenntnißtreue zu lösen geneigt ist.

Ja, jene oben skizzirten Gefahren werden immer vorhanden bleiben für die evangelische Kirche, deren Wahrheitsquelle das Gotteswort allein ist, dessen ganzen Inhalt sie dem Gelehrten unbefangen darbietet, damit er mit wissenschaftlich-kritischem Ernst immer neu die Herrlichkeit ihres Grundbekenntnisses ins Licht stelle, dem Laien zu seinem erbaulichen Beroeensischem Forschen, ob sich's auch also verhalte, wie er gelehrt wird und zu täglicher Stärkung seines eigensten Glaubenslebens.

Jene Gefahren müssen bleiben für eine Kirche, deren Wesen entgegen hierarchischer Stellvertretung die persönliche Stellung des einzelnen zu seinem Gott und Heilande ist, die keine Seligkeit kennt, außer der aus eigener Buße in eigenem Glauben erfahrenen.

Einer Kirche, die allein steht mit ihrer Gnadengewißheit auf dem Verdienste des Gottmenschen und alle Werke und alles Eigene, auch den Glauben verdienstlos achtet, und doch mit ihrem lebendigen Glauben, dem Glauben eines Paulus und Jakobus, eines Petrus und Johannes das ganze Leben umspannen will, alles durchdringend, alles verklärend —

einer Kirche, die das Unkraut duldet, bis zur Zeit der Ernte, aber allezeit bemüht, es durch den Zauber des lautern Evangeliums in Weizen zu wandeln —

eine herrliche Kirche — so objektiv gebunden in freier Pietät an das ewige Wort und subjektiv im Erfassen Seiner Wahrheit — so objektiv in ihrer Stellung zum Bekenntniß und doch so liebevoll es subjektiv immer wieder aus dem Worte erzeugend, so objektiv gestellt auf das Verdienst Christi, und so kindlich empfänglich in edelster Subjektivität dies Verdienst persönlich gläubig sich zueignend; so objektiv fest und klar die Norm und Grenzsteine für ihre Gliedschaft setzend, und voll so subjektiv erbarmender Liebe die Schwachen tragend, die Irrenden zurechtführend, die Verlorenen suchend.

Wo ist die schwere Möglichkeit, diese Kirche der Mitte gleichmäßig zu bewahren vor alles verknöcherndem Objektivismus und alles verflüchtigendem Subjektismus, vor Hierarchie und Separatismus vor Werkdienst und Verachtung der Heiligung, vor todter Orthodoxie und vor tödtender Leugnung, vor Buchstäbelei und zersetzender Kritik, vor Weltflucht und Weltsucht, vor satter Selbstzufriedenheit und verzagter Schwarzseherei? —

Die Möglichkeit liegt im gesunden Pietismus.

II. Freilich ein wunderlich Rezept, wenn man sich die Gestalt des Pietismus zeichnen läßt von einem weiland Schelwig, Mayer, Löscher, ein wunderlich Rezept, wenn man mit dem gelehrten, unermüdet emsigen Sammler Ritschl mehr Werth darauf legt — verzeihen Sie den Ausdruck —, die Härchen in der Speise zu finden, als an der kräftig gesalzenen Art derselben sich zu freuen, mit der ein Spener, Francke, Zinzendorf die Starre der othodoxen Kirche gelöst, die todte belebt, die in faulem Müßiggang sich zersetzende vor Fäulniß bewahrt hat.*)

Und noch einmal — ein wunderlich Rezept, wenn wir unter einen Pietisten uns den Ritter von trauriger Gestalt denken, wie er heute in der landläufigen Vorstellung des Unglaubens lebt: sauertöpfig, muckerisch, vor lauter Sündenbewußtsein ohne Freude, jede Fröhlichkeit hassend, mönchisch zurückgezogen, thatlos richtend über jeden, der einen weiteren Horizont hat, gesetzlich puritanisch gebunden — ein finsterer, unausstehlicher Geselle.

Daß in den vom Pietismus beeinflußten Kreisen auch solche Gestalten zu finden waren und hin und her auch jetzt noch auftauchen, wäre zu leugnen vergeblich und sie werden immer vereinzelt und in Gruppen wieder da sein, so

*) Ich sage hier nicht zu viel: Als ich in R.'s Pietismus die Partieen A. H. Francke las oder gar Zinzendorf, Z., der gewaltige Gottesmann, dem Herder die Grabschrift schrieb: „Es ging ein Eroberer über die Erde, wie es deren nicht gegeben hat und wie einen Sieger ohne Gleichen hat man ihn zu Grabe getragen — da hat sich mein Herz empört bei dieser Art voreingenommener Darstellung in dem Gedanken: Der junge Theologe, der hieraus seine Vorstellung sich bildet von diesen Männern, der hat vielleicht für immer genug von ihnen.

Wie anders, wenn wir Spener und die Bedeutung des Pietismus uns zeichnen lassen von Hoßbach, dem Freunde Schleiermachers und Schweder oder wenn wir von Renner uns begeistern lassen für Steinmetz, Lau, Urlsperger!

sicher in einem großen relativ noch so gesunden Organismus allezeit kranke Partieen vorhanden sind und so gewiß auch die gläubige Menschheit eine irrende bleibt, welche die ewige Wahrheit immer nur im unvollkommenen Reflexe in die Welt hinauszustrahlen im Stande ist.

Aber man wird zugeben: Die Romantik des Ritterthums studiren wir nicht an der Figur des Don Quixote — und um ein Volk in seiner Kraftfülle unparteiisch zu beobachten, gehen wir nicht in seine Lazarethe; und um eine kirchliche Richtung in ihrem Werth zu erfassen, bleiben wir nicht kleinlich, philisterhaft, engherzig mit dem Auge an ihrer Schwäche hangen, beherzigen auch, daß des Menschen größte Stärke zugleich seine Schwäche zu sein pflegt. —

Den gesunden Pietismus allein haben wir im Thema für unsere evangelische Kirche nothwendig erachtet, klar davon überzeugt, daß die krankhafte Entartung desselben nicht zum kleinsten Theile dazu beigetragen hat, die Massen des Volkes der Kirche zu entfremden.

Eine Skizzirung seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung wird dem Geächteten von vornherein unsere Sympathie gewinnen:

Der Bruch mit Rom, die Regulirung der Grenzen zwischen Lutherthum und Kalvinismus, die Frontstellung gegen Schwärmer und Sektirer machen die endlosen Streitigkeiten bis zur Zeit Speners hin verständlich. Wir entschuldigen es, daß auf den Ausbau jener gewaltigen gothischen Dome protestantisch-orthodoxer Scholastik alles Augenmerk der Theologie sich richten konnte; — der Blick aber in die sittlichen Zustände des Volkes und in die Streitigkeiten, die den Namen der pietistischen tragen, zeigen uns auch, daß die allerhöchste Gefahr da ist, über ein lehrreines Kirchenthum die Nothwendigkeit der lebensreinen Gemeinschaft der Gläubigen zu vergessen, die rechte Gläubigkeit gering anzuschlagen, wenn nur Rechtgläubigkeit dem Wort und Sakrament gegenüber gewahrt bliebe, kurz ein Grundprinzip der evangelischen Kirche zu verleugnen, wonach die gläubige Aneignung dessen, was der Herr in Wort und Sakrament bietet, im persönlichen Erfassen des einzelnen und die gläubige Darstellung des Geglaubten in einem geheiligten Leben urevangelisches Charakteristikum bleibt. Wenn wir bedenken, daß alles, was heutzutage auch die meisten Gegner des Pietismus für kirchlich selbstverständlich halten, von der damaligen Orthodoxie verketzert wurde, Bibelstunden, Hausandacht und Privaterbauung, Speners Forderung, den Laien Antheil zu geben an der Regierung der Kirche, katechetische Unterredungen mit Kindern und Konfirmirten, die Konfirmation selber, die sorgfältige Vorbereitung auf die Beichte, die äußere Mission, die innere Mission, so ermessen wir die Größe der Gefahr — das Leben ist in Lehrreinheit und polemischem Lehreifer erstickt.

Der gesunde Pietismus hat nirgends mit der reinen Lehre gebrochen, fest und treu stand er selbst auf dem Bekenntniß, gerade darum milde gegen Lehrabweichungen anderer; nirgends hat er Miene gemacht, die lebensarme Kirche zu verlassen oder aufzugeben als dem Tode verfallen. Und diese Treue und Milde soll ihm unvergessen bleiben gegenüber einer ungesunden Art von

Konfessionalismus, die die Gemeinschaft mit den Gleichbekennenden aufhebt um der Zugehörigkeit willen zur unirten Landeskirche, sich scheidend und die sich nähernden abweisend.

Jene Gefahr aber hat er klaren Blickes und warmen Herzens verstanden und gefühlt und unter Martyrium standhaft bekämpft und, gottlob! abgewendet. Seine Predigt trug statt des trostlos polemisirenden — biblisch-erbaulichen Charakter; — die Kanzelberedsamkeit verdankt ihm die Ausbildung bis zu der glanzvollen Höhe, in der sie heute auf vielen Kanzeln biblisch-wuchtig in klassischer Formvollendung, vernünftig klar in herzandringender Wärme die Gemeinden erbaut.

Das Gotteswort hat er in einfach erbaulicher Form den Studirenden in den collegiis philobiblicis, dem Volke in den Bibelstunden und dem Drängen auf häusliche Erbauung wieder in die Herzen gebracht zu lebendiger Aneignung und Verwerthung für's Leben, das einfachste Verständniß des zum Heile Nothwendigen in der von ihm zuerst angebauten Form katechetischer Unterredung dem armen, schullosen todtgepredigten Volke — groß und klein — erschlossen, ein Verdienst, das ihm allein schon unvergängliche Anerkennung sichert, auch wenn er sonst nur Tadelnswerthes aufzuweisen hätte.

Und diese Sorge für das Verständniß des dem Heile Nöthigen und für die gläubige Aneignung und Darstellung des Geglaubten hat die Liebe entfesselt und erfinderisch gemacht. Von hier aus sein Eifer für die eigentliche Volksschule, sein eigenstes Kind, *) das ihm heute oft mit Undank lohnt, für die Rettung der Verirrten und Verwaisten, zunächst in jenen großartigen Francke'schen Stiftungen.

Das Bekenntniß zu bekennen, nicht mit der Ueberzeugung und den Lippen, sondern mit dem Leben in eigener Heiligung und sich verzehrender Arbeit an der Heiligung anderer — das war seine urgesunde Art. Darum ist seine Schwäche die Vernachlässigung und Geringschätzung der damaligen — vergessen wir das nicht — der damaligen Wissenschaft eines philosophischen Dogmatismus und einer philologisch mehr als nüchternen Exegese. Und diese Schwäche ist seine Stärke; in dieser Einseitigkeit gewinnt er Zeit und Kraft, unermüdet an sich und anderen zu arbeiten in seiner einfachen, biblischen Art.

Seine Schwäche ist, daß er die personifizirte Richtung auf Seelsorge, seine Thätigkeit dem Gewissen und dem Gemüthsleben fast ausschließlich zuwendet, statt auch den dritten Faktor, die Vernunft hinzuzunehmen, um den ganzen Menschen gläubig zu erneuern, wie es die Schwäche des Orthodoxis-

*) Es ist das freilich nicht zu vergessen, die Hebung der Volksschule im eigentlichen Sinne ist nicht das Werk jener Philanthropen, die nur ihre Aufklärung für klingende Münze an den Mann oder Kinder zu bringen verstanden, sondern jener Pietisten und Pädagogen wie Francke und Pestalozzi. Auch der Unterricht in den sog. Realien (Mathematik und Naturwissenschaften) ist weder durch die Orthodoxie, — die konnte ihn nicht brauchen — noch durch die Aufklärung, — die konnte nichts mehr lernen — sondern durch die Pietisten in den Schulunterricht eingeführt worden. D. R.

mus ist, am logischen Momente klebend einseitig auf gläubig-vernünftige Klarheit zu dringen.

Aber jene Schwäche ist seine Stärke, der Orthodoxie weit überlegen. Sein Bußernst packt die Gewissen und seine Glaubensinnigkeit in oft großartiger Hingabe des Herzens an die Liebe Christi beugt auch trotzige Herzen. Das Gemüthsleben und das Gewissen bleiben die Grundfaktoren, aus denen der geheiligte Wille resultirt, nicht das bekenntnißsichere Verständniß der Vernunft; das credo, ut intelligam — „ich glaube damit ich verstehe" behält seine Wahrheit. Darum sind die Erweckungsprediger aller Zeiten pietistisch gefärbt — das Herz dem Herrn gewinnen zu heiliger Hingabe im Glauben an das, was er für uns gethan, d. h. das Gewissen in Liebe schärfen, daß man's Ihm an den Augen absehen lernt, was Ihm Freude macht, d. h. den Willen und den Wandel heiligen. Es ist dagegen möglich, bei voller Bekenntnißklarheit ein unbekehrtes Herz, einen sich selbst lieblos zu- und Gott abgewendeten Willen zu haben. — Ungezählt sind die Scharen, die der Pietismus, stark in seiner Einseitigkeit, dem Heiland zu gläubiger Liebe gewonnen hat, und die unendlich reiche und noch heute blühende asketische Literatur aus seiner Feder hat Stille im Lande hindurchgerettet durch die glaubensdürre Wüste des Deismus und Rationalismus. Es leugnet kein Verständiger, daß dies das Verdienst Joh. Arndt's und H. Müllers, Scrivers und Bogatzky's ist, neben dem in aller Dürre und Oede blühenden, in reicher Liebesarbeit thätigen Glaubensleben der Brüdergemeinde.

Auf der Grenzscheide zwischen dem am früh hereinbrechenden marasmus senilis und an kantischer Gründlichkeit absterbenden Rationalismus und dem neu erwachenden Glaubensleben steht Schleiermacher, für fast alle Gebiete der Theologie und jedenfalls für ein neues Leben in der Kirche bahnbrechend. Pietist von seiner Kindheit her ist er sich treu geblieben in der Innigkeit des persönlichen Verhältnisses zu dem geschichtlichen Jesus Christus, in der zentralen Bedeutung, die der Heiland ihm einnimmt in der christlichen Kirche, Pietist, indem er die ganze Religion gründet auf das Gefühl, sagen wir auf das Gemüthsleben. Wir wundern uns nicht, daß befruchtet von seinen Ideen, so bekenntnißuntreu oft und so stark ketzerisch, ein Theologengeschlecht reift im Sonnenschein eines herzenswarmen neuen Pietismus, dem Christus wieder A. und O. geworden, der Glaube an Sein Verdienst allein Kern und Stern, die Liebe zu Ihm die treibende Kraft zum Wirken für sein Reich, und dem von dieser pietistisch innigen Liebe zu Christo aus der Sinn aufgeht für die Herrlichkeit evangelischen Bekenntnisses. —

Und so sind es die Pietisten wieder, welche an die Stelle dünkelhafter Selbstgerechtigkeit des Rationalismus das Verdienst des für uns leidenden und sterbenden Erbarmers setzen, an die Stelle satter Selbstzufriedenheit, klare Erkenntniß und tiefes Gefühl der eigenen Verdorbenheit und Verlorenheit ohne die in Christo rettende Gottesgnade, und einen brennenden Eifer, sein Reich außerhalb und innerhalb der Kirche zu bauen in barmherziger Samariterliebe.

Heidenmission, alle Anstalten der inneren Mission — man überdenke

einmal flüchtig die Großartigkeit des Aufwandes von wahrer Menschenliebe auf beiden Gebieten, die bekenntnißtreue und doch so herzenswarme Predigt unserer Tage, die Sonntagsschulen und Versammlungen der Konfirmirten, die Bibel- und Missionsstunden, die Innigkeit des Gebetsumganges der Gotteskinder durch Jesum Christum mit ihrem lieben himmlischen Vater, die willenskräftige, opferfreudige, leidensfähige Thätigkeit im Beruf, sie ist pietistischer Art. Pietistisch die Milde gegen Lehrabweichungen, wie sie aus der innigen Herzensstellung zum Herrn hervorgeht, die ihm ein für allemal eignet, sofern er das Auge auf den Zentralpunkt fest gerichtet, die Lehrunterschiede an der Peripherie geringwerthiger achtet, um ihretwillen der Liebe zu denen kein Halt gebietet, die mit ihm eins sind in der einen großen Liebe zu Christo. Pietismus ist der Ernst, den wir mit dem allgemeinen Priesterthum machen in dem Heranziehen des Laienelements in den Dienst und das Regiment der Kirche, in dem Drängen auf häusliche Erbauung und auf das konstante Gebetsleben der Gläubigen. Wer von uns hat nicht das Gefühl, daß die Bekenntnißtreue zur todten Orthodoxie führen muß, wenn sie das pietistische Element der herzensinnigen Liebe zu dem Herrn und den pietistischen Heiligungsernst von sich aussonderte. Daß sie nicht todt ist, verdankt sie dem sie belebenden Pulsschlag des Pietismus, der durch ihre Adern zuckt. Löhe und Harms-Kliefoth und Meinhold sind Lutheraner von reinstem Wasser, aber auch genuine Pietisten. —

Zweimal somit ist der Pietismus Lebensretter für die evangelische Kirche geworden, einmal dieselbe weckend aus dem erstarrten, für wahre Lebensheiligung unbrauchbar gewordenen Orthodoxismus, das andere Mal — wunderbar — die durch sein theilweises Mitverschulden unter dem Ansturm der Aufklärung vom Bekenntniß gelöste, in werkheiligem Tugendstolz verödete Kirche des Nationalismus zurückleitend zu der alleinigen Quelle der wahren Lebensheiligung, dem lebendigen Glauben an die Rechtfertigung und Versöhnung des Sünders mit Gott durch den Herrn Jesum Christum; in zwiefachem Prozeß hat er ein Urtheil bestätigt: „Kein Glaube ohne Liebe" und „Keine Liebe ohne Glaube" — Zentralstelle und Lebensquelle für beide das Kreuz auf Golgatha. Keine lebendige Bekenntnißtreue ohne herzinnige Liebe zu dem, d e n wir bekennen in Wort und Wandel — keine Orthodoxie berechtigt ohne Pietismus.

Völlig erstaunlich ist Ritschl's Urtheil,*) „in den Bestrebungen und dem Leben des Pietismus lasse sich eine strikte Bezogenheit auf die Rechtfertigungslehre nicht erkennen." Das wohl könnten wir dem Pietismus mit größerem Recht vorhalten, daß a l l e s bei ihm auf diesem Zentraldogma basire, alles Leben von diesem Punkte aus Ableitung und Ursprung empfange;

---

*) Dieses Urtheil ist vielleicht nicht so erstaunlich wenn man bedenkt, daß man zwischen der Rechtfertigungslehre Luthers und der Lutheraner zu unterscheiden hat. Für Luther galt auch das: „Ἐκ μέρους γινώσκομεν," (1. Kor. 13, 9) und seine Rechtfertigungslehre war der an seine Erkenntnißformen gebundene Ausdruck, der von ihm erlebten Wahrheit, während für die orthodox-lutherischen Theologen die Rechtfertigungslehre die Grundformel für die Auflösung ihrer theologischen Probleme war. D. R.

daß gerade durch die ausschließliche Betonung des Leidens, in dem das Lamm Gottes unsere Sünde trug eine unberechtigte Verkennung des Zusammenhangs der christlichen Heilslehren und damit Geringschätzung derselben in der späteren Halleschen Schule eintrat, wodurch er einer Mitschuld an separatistischer Neigung wie rationalistischer Geringschätzung des ganzen Bekenntnisses theilhaft geworden ist.

Aus dieser Skizze gewinnen wir leicht den Gesammteindruck und die Einzelzüge im Angesicht des Pietismus: Er ist, kurz gesagt, innerhalb der Kirche die Richtung auf Heiligung des Lebens auf Grund des die Gewissen und Herzen bewegenden Glaubens an die Liebe Gottes in Christo Jesu, dem alleinigen Erlöser und Versöhner der in Sünde und Schuld verlorenen Menschen, verinnerlichter Glaube, der seine Kraft nach außen hin in Liebe bethätigt. So beurtheile ich ihn auf Grund eingehender Studien und ich bin überzeugt, ihn richtig beurtheilt zu haben.

Damit ist ihm fremd die einseitige Werthlegung auf Lehrreinheit und Kirchenthum, als würde durch diese Darstellung der sichtbaren Kirche die echt lutherische Bedeutung der unsichtbaren Kirche aufgehoben. Die Lehre soll hinein in Gewissen und Herz, den Willen befruchten zu heiligender Liebesarbeit an sich und anderen; er ist der Schutz für die Kirche der Mitte nach rechts hin gegen erstarrenden Orthodoxismus. — Kultus und Verfassung sind seiner innerlichen Art nicht Selbstzweck, sondern Mittel die Bahn frei zu halten und frei zu machen für die, welche im persönlichen Empfangen das Glaubenstheil sich aneignen und für andere verwerthen in mühe- und entsagungsreichem Wettlauf. Damit schützt er die Kirche des in Knechtsgestalt einhergehenden Jesus vor der Versuchung, in der Herrlichkeit machtvollen katholischen Kirchenthums einherprangen zu wollen. — Er ist der treue Jünger des Gekreuzigten, in Liebe zu Ihm an sein heilig Wort gebunden; damit eine Schutzmauer der Kirche, die auf Wort und Glauben allein steht, gegen alle kirchemeidenden und kirchefeindlichen Gelüste. (Fortsetzung folgt.)

Im Dämmerstübchen.

Rückblick und Selbstprüfung.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Es ist still geworden um mich her; alle meine Schüler sind ihre Straße gezogen; mit gerötheten Augen oder erregtem oder beschämtem Blicke auch diejenigen, welche wegen nicht gelieferter häuslicher Arbeiten noch zurückbleiben mußten. Aber in mir ist es noch nicht stille geworden — warum das? Ich bin mit meinem Tagewerk, mit der Lösung meiner heutigen Aufgabe, mit mir selbst — nicht zufrieden. Die Jugend war heute so zerfahren und zerstreut. Freilich es war Montag, und auch in den Schulen ist nicht selten eine Spur vom „blauen" Montag zu bemerken. Und gestern war auf der einen Seite der Stadt Waldfest, auf der andern großes Gartenkonzert: wie viele meiner Schüler mögen da von ihren Eltern mitgenommen worden und über Gebühr lange aufgeblieben sein! Noch müde ist mancher morgens gewiß erst spät hastig

in die Kleider gefahren, um nur nicht zu spät zur Schule zu kommen, ohne sich noch auf den Unterricht rüsten zu können. Ja der Sonntag, dieser Tag der Sammlung und Stille, ist vielfach ein Tag der Zerstreuung und geistiger wie körperlicher Ermüdung geworden, und die Schule hat es zu büßen. Aber liegt alle Schuld auf seiten der Schüler und des Hauses? Hast du dir selbst bei rechter Prüfung nichts zu sagen? Du hast es ja schon ausgesprochen, daß du unzufrieden mit dir selbst seist. Warum das? Offenbar hast du es heute an Geduld oder besser: an Beharrlichkeit und an der nöthigen Ruhe fehlen lassen. Ruhe in der Haltung, Sicherheit im Blick, Sparsamkeit und Bestimmtheit im Wort hat doch auch bei dir schon oft jugendliche zerfahrene Geister gebannt, die zerstreuten Sinne fixiert, die rechte erfolgreiche Aufmerksamkeit zustande gebracht. Warum heute nicht? Weil du dich durch eine gewisse Ungeduld aus deiner Festung treiben ließest, aus der siegesbewußten Ruhe, die irgend welchen Erfolges immer gewiß ist. Die Ruhe hat etwas Königliches, etwas von der Majestät, die des Eindrucks auf andere nicht verfehlt. Kannst du dir einen Geistlichen denken, der bei seinen Funktionen auf Altar oder auf der Kanzel hin- und herspringen wollte? Oder einen König, der, vom Throne steigend, schnellen Schrittes der Thür zueilte? Ein gewisses Etwas von dieser Würde muß der Lehrer in seinem Amte auch haben. Anders ist es mit seiner Haltung beim Spiel der Jugend, etwa in den Freiviertelstunden oder bei Spaziergängen; da darf er bis auf einen gewissen Punkt ein Kind unter Kindern sein, immer noch seine Würde wahrend. Doch haben mich meine Gedanken eigentlich weiter geführt, als ich wollte. Würde und Ruhe sind Begriffe, die sich nicht decken, sondern nur nahe bei einander liegen.

Aber verzagt will ich den Tag doch nicht schließen. Wenn ich in gewissenhafter Vorbereitung mich für den Unterricht gerüstet und am frühen Morgen mir den Segen Gottes erfleht habe, sollte ich da nicht getrost und der guten Zuversicht sein, daß doch auch die heutige Arbeit keine ganz erfolglose sein wird? Wieviel geht es nicht im Leben per contraria, innen und außen! Hätte ich mehr meines starken unsichtbaren Bundesgenossen gedacht, so hätte ich den Sieg davon tragen müssen. Wenn dies nun nicht geschah, so war eben mein ungeduldiges Wesen ein gut Theil schuld daran. Aber es lag vielleicht in noch etwas anderem? Hatte ich nicht etwa das Pensum für die eine oder andere Stunde zu groß bemessen, und nun sollte doch das ganze fertig gebracht werden! Das trieb mich wieder in eine gewisse Unruhe und Eile. Aber bei dem Eilen fehlt es am nöthigen Verweilen, und im zugigen Winde entwickelt sich keine behagliche Wärme. „Immer mehr Selbstgericht, dann kommst du immer mehr zum Licht."

Also das nächstemal mehr Ruhe, nicht die Ruhe gleichgültiger Schlaffheit, sondern diejenige froher Siegesgewißheit. Einst sagte in einer großen Lehrerversammlung ein ehrwürdiger Greis, es war der selige Metropolitan Münch von Nauheim, der viel in Erziehung und Unterricht gearbeitet hat: „Alle Abende finde ich, wie viel ich den Tag über versehen habe, und am Morgen fange ich die Arbeit in Gottes Namen getrost wieder von neuem an." Das ist gewiß ein probates Rezept.

Warum unsere Gemeinden der deutschen Schule ihre Aufmerksamkeit schenken sollten.

(Eingesandt von P. H. Stamer.)

Die Evangelische Synode von Nord-Amerika ist gezwungen, für die Erhaltung unserer Volkssprache in ihrer Mitte energisch in die Schranken zu treten. Sie hat zwar stets der Gemeindeschule warm das Wort geredet, sie hat auch mit dem Proseminar eine Lehrer-Abtheilung in Verbindung gebracht, um das Lehrerbedürfniß befriedigen zu können; allein die Gemeinden haben doch im Ganzen und Großen der Schulsache gegenüber sich ziemlich kühl verhalten — ob aus Unkenntniß, oder aus pekuniären oder sonstigen Gründen, mag dahingestellt bleiben. Darum soll durch von der Synode ernannte Schul-Komiteen nicht nur die Stellung der Lehrer zur Synode einer endgültigen Regelung näher gebracht, sondern auch das Interesse der Gemeinden für deutsche Schule geweckt werden. Dazu soll auch diese Arbeit beitragen.

Wenn gesagt wird, man könne der Englisirung unserer Nachkommenschaft nicht hemmend in den Weg treten, so ist das doch wohl eine lahme Behauptung, die nur von Solchen aufgestellt werden kann, welche gern die Dinge gehen lassen, wie sie gehen wollen. Wahrheit ist, wir **können** unsern Kindern und Kindeskinder das Juwel der deutschen Sprache erhalten, vorausgesetzt natürlich, daß wir das **wollen**, und dieses Wollen dann dadurch bethätigen, daß wir in unserm Kreise für **gute** deutsche Schulen sorgen und unsere Kinder deutsch erziehen. Dem **evangelischen Christen** aber sollte dieses Wollen nicht mangeln. Er sollte wissen, daß, wenn Jemand seine Sprache aufgibt, er auch seine ganze geistige Eigenthümlichkeit, wie die ihm von Gott verliehenen besondern Anlagen aufgibt. Er sollte auch wissen, daß es heiligste Pflicht ist, das von der Reformation überkommene Erbe uns und unsern Nachkommen hier zu Lande zu bewahren. Derjenige versteht aber einen Luther, einen Melanchthon &c. nicht mehr recht, der die Sache dieser Männer nicht mehr redet.

Die Gemeindeschule muß eine **gute** sein, soll sie ihren Zweck erfüllen. Das ist der Grund, warum an ihr Fachmänner thätig sein müssen. Der Pastor mag der Schule noch so viel Pflege angedeihen lassen — er wird den Lehrer von Beruf niemals ersetzen. Einmal kann er nicht seine ungetheilte Kraft und Zeit der Schule widmen, und sodann fehlt ihm auch die pädagogische Bildung wie die praktische Anleitung. Auch das darf nicht unerwähnt bleiben, daß er auch in der Schule in erster Linie immer Pastor ist, d. h. den religiösen Unterricht bevorzugt, worunter dann die andern Fächer selbstverständlich zu kurz kommen oder gänzlich vernachlässigt werden. Etwaige Ausnahmen dürften nur die Regel bestätigen. Die nachfolgende Tabelle wird veranschaulichen, was die von einem Pastor geleitete Schule leistet, und welche Anforderungen an einklassige, bezw. zweiklassige Schule, falls solche in den Händen gediegener Lehrer sich befindet, gestellt werden können.

Deutsch.	Ist der Pastor Lehrer. Cursus 2—3jährig.	Einklassige Schule. Cursus 6jährig.	Zweiklassige Schule. Cursus 6jährig.
Katechismus	gut.	Kenntniß aller Katechismus-Antworten wie der Haupt-Bibelsprüche.	sehr gut.
Biblische Geschichte	gut.	Kenntniß aller bibl. Geschichte Alten und Neuen Testaments.	sehr gut.
Memoriren von Gesangbuchs-Liedern	—	12 Kernlieder.	20 Kernlieder.
Lesen	mittelmäßig. Buch f. Mittelklassen.	gut und mit Verständniß. Buch für Oberklassen.	sehr gut und mit Verständniß. Buch für Oberklassen.
Schreiben	mittelmäßig.	gut — sehr gut.	sehr gut.
Grammatik	—	Declination, Comparation, Präposition u. Conjugation in Bezug auf die 3 Hauptzeiten.	ziemlich.
Stylistische und orthographische Aufgaben	—	Dictat, leichtere Briefe, Rechnungen und Quittungen 2c., und kleine Aufsätze.	Dictat 2c., inhaltsreiche Briefe, größere Aufsätze.
Singen	unvollkommen.	ca. 30 Volks- und Sonntagsschul-Lieder, sowie die gebräuchlichsten Choral-Melodien.	2stimmiger Gesang.
Dauer des Unterrichts im Jahre	5—6 Monat à 16 Schultage.	11 Monat; per Woche 5 Tage.	11 Monat; per Woche 5 Tage.
Stundenzahl pro Tag	$5^1/_2$ Stunden.	$5^1/_2$ Stunden.	$5^1/_2$ Stunden.
Englisch.			
Lesen	—	fourth Reader.	fifth Reader.
Schreiben	—	gut — sehr gut.	sehr gut.
Grammatik	—	—	das hauptsächlichste aus derselben.
Stylistische Uebungen und Uebersetzen	—	ziemlich.	gut.
Rechnen	Die 4 Species mit ganzen Zahlen.	die 4 Species mit Brüchen. Regel de tri.	bis Zinseszins incl. Decimalbrüche.
Geographie	—	Kenntniß der U. St. gut; von N. A. ziemlich; von Deutschland ziemlich.	Kenntniß der U. St. sehr gut; von N. A. gut; von Deutschland gut; von Europa ziemlich.
Zeichnen	—	—	ziemlich.
Dauer des Unterrichts im Jahre	5—6 Monat à 16 Schultage.	11 Monat; per Woche 5 Tage.	11 Monat; per Woche 5 Tage.
Stundenzahl pro Tag	$5^1/_2$ Stunden.	$5^1/_2$ Stunden.	$5^1/_2$ Stunden.

N. B. Die deutschen Schulbücher sind die von der Evang. Synode von Nord-Amerika herausgegebenen.

Bildungsideal und Bildungsziel der Volksschule.

(Einem Aufsatze der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung entnommen.)

Die Bildung eines Menschen durch Unterricht kann erst dann beginnen, wenn bei ihm durch die natürliche Entwickelung bereits ein bestimmter Bewußtseinsinhalt gewonnen worden ist, d. h. wenn durch Sinnesthätigkeit und andere Vorgänge seelische Erzeugnisse von hinreichender Stärke entstanden sind, die mit den entsprechenden Bezeichnungen (Wörtern) sich verknüpft haben, damit durch deren Gebrauch vonseiten des Unterrichtenden jene seelischen Gebilde im Zöglinge wieder hervorgerufen werden können.

Wenn man immer bedacht hätte und noch bedächte, daß der Unterricht nur die seelischen Vorgänge im Schüler veranlassen könne, und daß das Kind dasjenige, was sein Inneres bauen und formen soll, durch eigene Thätigkeit erzeugen müsse, daß die Summe der Arbeit, welche ein jeder leisten kann, abhängt von den natürlichen Anlagen und dem bereits errungenen geistigen Besitze: so würde man die armen Kinder nicht mit Dingen behelligen, für deren Erfassung sie nicht die nöthigen Vorbedingungen (apperzipirende Vorstellungen) besitzen, würde man dieselben nicht mit so vielem Stoff überschütten, wie es leider immer noch geschieht, würde man die Klassen nicht überfüllen, wodurch alles Individualisieren unmöglich wird, würde man nicht so großes Gewicht auf die Menge des gedächtnißmäßigen Wissens, sondern vielmehr auf die Regsamkeit und Gelenkigkeit der geistigen Kraft legen.

Wer einen jungen Menschen bilden will, muß bei dessen vorhandenem Bewußtseinsinhalte anknüpfen und ihn durch naturgemäße und zielbewußte Leitung zu weiteren Entwickelungen fortführen. Man bildet einen Menschen, wenn man ihn veranlaßt, richtige und klare Vorstellungen der verschiedensten Art zu erzeugen und sie durch Begriffe zusammenzufassen und zu ordnen, damit dadurch ein sicheres und richtiges Urtheilen und Schließen möglich wird.

[„Man kann diese Art der Bildung auch die Bildung des Verstandes oder des Denkvermögens nennen, sowie dann in Folgendem die Bildung des Willensvermögens oder des Charakters beschrieben wird.“]

Mit der Vorstellung ist immer das Gefühl verbunden als eine besondere Art des Bewußtwerdens unseres innern Lebens. Auf die Gefühle kann nur durch Vorstellungen ein Einfluß ausgeübt werden, und durch Bildung dieser wird zugleich auf jene gestaltend eingewirkt. Bei der Bildung der Gefühle handelt es sich darum, daß durch bestimmte, dazu geeignete Vorstellungen lebendige Gefühle erregt, durch Wiederholung und Verbindung mit großen Vorstellungsmassen gestärkt, von allem Unhaltbaren befreit und durch wohlgeordnete und festgefügte Begriffe beherrscht werden.

Die weitreichende Bedeutung der Gefühle für unser Leben liegt in dem Umstande, daß sie Antriebe für unser Wollen sind. Wie das Gefühl immer mit Vorstellungen verbunden ist, so finden wir es auch als Begleiter derjenigen nnern Thätigkeit, die wir Willen nennen. Derselbe ist der Gesammtausdruck

des Seelenlebens, der Erfolg des Zusammenwirkens der Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen.

Zielpunkt der erzieherischen Thätigkeit ist vorzugsweise das Wollen, welches in Bewegungen unseres Leibes, d. h. in Handlungen zum Ausdrucke kommt. Durch das Handeln erst wird das Wollen befruchtet, wird es kräftig und vielseitig.

Weil ein kräftiges Handeln nur dann möglich ist, wenn der Körper fähig ist, den an ihn gestellten Anforderungen nachzukommen und dem Willen völlig dienstbar zu sein, so müssen dem Leibe durch ausreichende Pflege und methodische Uebungen die nöthige Gewandtheit, Ausdauer und Kraft gesichert werden. Körperpflege und Körperübung bilden wesentliche Stücke der menschlichen Bildung.

Das Gesammtergebniß des oben geschilderten Bildungsvorganges besteht also darin, daß mit richtigen und klaren, wohlverbundenen und wohlgeordneten Vorstellungen lebhafte, nachhaltige, gereinigte und durch Begriffe beherrschte Gefühle verbunden sind, welche die Antriebe bilden zu einem starken und vielseitigen Wollen, das sich in Handlungen äußert, deren Ausführung durch einen wohlgebildeten und kräftigen Leib begünstigt werden.

Der Unterschied zwischen formaler und materialer Bildung ist nur ein theoretischer, denn jede wirkliche und mit dem vorhandenen Gedankenvorrathe in Verbindung tretende Vorstellung vermehrt einmal den Gedankeninhalt (das Material), geht aber auch in eine bestimmte Form ein und verstärkt dadurch die Wirkungskraft der bereits vorhandenen Vorstellungen.

Also keine Form ohne Inhalt! Aber welchen Inhalt sollen wir der beschriebenen Form des Geistes und Gemüthes geben? Nur denjenigen, der für den Menschen und dessen inneres Leben von Werth ist.

Um diesen Werth zu bestimmen, muß man die Stellung des einzelnen Menschen zur gesammten Menschheit und zur ganzen Welt ins Auge fassen. Die Außenwelt findet ihr Gegenstück in dem Bewußtsein des Menschen; die Welt im Kleinen, welche derselbe in sich trägt, vereinigt sich in einem Punkte, in seinem Ich. Er wird zwar in seinem Wirken bestimmt von der äußeren Welt, aber nur in der Weise, daß die Vorstellungen von den Dingen der Außenwelt und von den gesetzmäßigen Geschehen in der Natur eben Bestandtheile seines in dem Ich vereinigten Bewußtseins sind, von dem aus die Veranlassung zum Wirken nach außen ausgeht, d. h. von seinem Willen. In demselben offenbart sich die Gesammtwirkung des inneren Lebens, er ist der Schwerpunkt des ganzen Bewußtseins, und in der Güte des Willens ist der Werth des Menschen begründet.

Das Zusammenleben der Menschen erfordert, daß der einzelne seinen Willen beschränke und sich zu bestimmten Leistungen an die Gesammtheit und an einzelne verpflichte. Ohne diese Voraussetzung kann die Menschheit als Ganzes weder bestehen, noch kann sie die ihr innerhalb des Weltganzen zuertheilte Aufgabe lösen. Es erwachsen daraus für den Willen jedes Menschen bestimmte Richtlinien, die für ihn zwingend sind, und die wir sittliche Gesetze nennen.

Zur Bildung eines Menschen gehört vor allen Dingen, daß ein sittlicher Gedankenkreis in ihm begründet werde. Die sittlichen Verhältnisse kommen ihm in dem unmittelbaren Umgange mit Menschen zur Anschauung; er lernt sie aber auch aus der Geschichte kennen. Hier treten ihm die Zwecke des menschlichen Wirkens vor Augen, während ihm eine verständige Auffassung der Natur die Mittel zur Erreichung dessen, was der Mensch will, zeigt. Die wahre Werthschätzung, verbunden mit der rechten Naturbetrachtung, ergiebt eine richtige Weltanschauung.

So wenig aber der Mensch den Plan, nach welchem sich alles in der Welt vollzieht, erkennen kann, ebenso wenig vermag er die Wirkung, welche die gesammte Natur in ihrer majestätischen Größe und die gewaltigen Ereignisse in derselben auf ihn ausüben, vollständig zu erfassen; er vermag nicht das entsprechende Gegenbild voll und ganz in sich zu entwerfen und zu ungetrübter Klarheit zu bringen. Dazu wird ihm bei seinem Wirken nach außen bewußt, wie beschränkt und engbegrenzt dasselbe ist, wie wenig er vermag gegenüber der bewegenden Weltkraft. Dieses Unvermögen seines Erkennens und Wirkens macht sich ihm durch religiöse Gefühle bemerkbar, die sein Selbstbewußtsein zurückbeugen und auf das rechte Maß begrenzen, die ihn antreiben zum Suchen nach dem höchsten Wesen und die, bei fortschreitender Erkenntniß sich verstärkend und klärend, ihn zur völligen Unterwerfung unter Gott und zur innigen Hingabe an denselben nöthigen. Wo das Erkennen und Wissen aufhört, da beginnt der Glaube. Er ist das Bedürfniß des nach Einheit und Harmonie strebenden Geistes. Durch ihn ergänzt der Mensch das, was die Erkenntniß unvollendet läßt, in ihm gelangt das Gemüth zur Ruhe.

Die religiösen Gefühle regen sich sehr früh im menschlichen Gemüthe; sie sind die Morgendämmerung des erwachenden Gottesbewußtseins. Dessen Stärke und Reinheit steigt mit der wachsenden geistlichen und gemüthlichen Bildung in geradem Verhältnisse. Bei dieser Entwickelung sind die religiösen Gefühle die treuen Begleiter des Menschen. Verschieden an Klarheit und Stärke in den einzelnen Menschen, leiten sie jeden auch da sicher, wo die helle Einsicht fehlt.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Das Gottesbewußtsein steht eben in steter und enger Beziehung zu dem sittlichen Handeln. Die sittlichen Ideen, die anfangs nur in einzelnen konkreten Fällen sich uns bemerklich machen und dunkel geahnt werden, gelangen bei fortschreitender geistiger und gemüthlicher Durchbildung zu immer größerer Selbstständigkeit und höherer Klarheit im Bewußtsein. Der Mensch ist aber vermöge des bei der inneren Entwickelung wirkenden Gesetzes der Verdichtung und Vereinigung der niederen Bewußtseinsgebilde in höhere gezwungen, alle sittlichen Ideen, sowie die des Wahren und Schönen in dem höchsten Wesen zu vereinigen.

Für den Menschen ist Gott nicht nur der Urgrund alles Lebens, sondern auch der natürlichen und sittlichen Weltordnung. Gott ist die oberste Autorität,

deren jeder Mensch für sein sittliches Handeln bedarf, der höchstgebildete wie der mindergebildete.

Andererseits drängt sich aber auch dem Menschen auf: Gott ist die ewige allumfassende Liebe, von der alle gute und alle vollkommnere Gabe kommt, die selbst dem verirrten Menschen nachgeht, ihn sucht, trägt und zu sich zieht, die ihn mit einem Worte erlöst. Daraus aber fließt für den Menschen Trost, die innere Ruhe und Gewißheit auf den Beistand Gottes, welche jenen befähigen, den sittlichen Forderungen gerecht zu werden. So verleiht denn die Religion dem sittlichen Willen Nachdruck und Kraft.

Wer nun sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen auf Gott richtet und seinem heiligen Willen unterwirft, dessen Handeln ist ein folgerichtiges, den sittlichen Ideen entsprechendes. Sein Inneres hat einen Mittelpunkt, sein Streben einen Zielpunkt, aller Widerspruch ist aufgehoben — er ist Charakter.

[Anmerkung der Redaktion: „Aus der vorstehenden Erörterung ergiebt sich, daß der Autor dieses Aufsatzes die Offenbarung Gottes in den Werken der Schöpfung und in dem von Gott im Gewissen dem Menschen eingepflanzten Gottesbewußtsein als Grundlage und Quelle des Glaubens und der sittlich-religiösen Bildung darstellt, aber der Offenbarung Gottes in seinem eingebornen Sohne, Jesus Christus, durch sein Wort und Evangelium nicht gedenkt, sie nicht erwähnt. Daß aber die Offenbarung Gottes in der Natur und im Gewissen des Menschen zur sittlich religiösen Bildung und zum wahrhaftigen, seligmachenden Glauben nicht ausreicht, das beweist die große Unwissenheit und der tiefe sittliche Verfall der Heiden, die Gottes Wort und das Evangelium von Jesu Christo nicht haben, das beweist auch die wahrhaft thörichte Philosophie und Afterweisheit und Gesetzlosigkeit vieler in der Christenheit, die Gottes Wort und Evangelium verachten. Gottes Wort im Alten wie im Neuen Testamente ist die felsenfeste Grundlage unseres Glaubens, der sittlich religiösen Bildung des Menschen. Darum sollen wir die in Christi Tod und Auferstehung getauften Kinder im Hause und namentlich auch in der Schule, zwar nicht mit starker Speise, aber doch mit der lauteren Milch, aus Gottes Wort und Evangelium geschöpft, nähren, damit schon frühe der echte Grund des christlichen Glaubens und der sittlich-religiösen Bildung in sie gelegt werden."]

Die Volksschule hat die Grundlage der sittlich-religiösen Bildung zu gewähren. So z. B. verlangt auch das sächsische Schulgesetz, daß die Volksschule der Jugend „die Grundlagen sittlich religiöser Bildung" gewähre. Die Volksschule hat ferner alle Interessen in dem ihrem Werthe für die Gesammtbildung entsprechenden Gleichgewichte zu erregen. Das ist das unabänderliche Bildungsziel der Volksschule. Es kommt nicht sowohl auf die Menge, sondern auf die Art der Behandlung der Unterrichtsgegenstände an. Die Volksschule, die nur Mithelferin an dem Werke der Erziehung ist; die eine große Zahl ganz verschieden begabter und vorgebildeter Zöglinge hat, so daß nur von einer geringen Beachtung der Eigenthümlichkeit der Schüler die Rede sein kann; die nur eine kurze Zeit ihr Bil-

dungswerk an den Kindern treiben kann und dieselben zu einem festgesetzten Termine entlassen muß, selbst wenn viele derselben sich noch nicht selbst führen können: sie muß sich vor allen Dingen beschränken und darf das zu bearbeitende Gebiet des Wissens und Könnens nicht weiter ausdehnen, als unbedingt zur Erreichung des oben angegebenen Bildungszieles nothwendig ist.

Innerhalb des Rahmens der allgemeinen Bildung sind als für das bürgerliche Leben nöthige Kenntnisse und Fertigkeiten diejenigen zu bezeichnen und der Jugend durch die Volksschule zu gewähren, welche der Mensch im Umgange mit Menschen, bei der Ausübung bürgerlicher Pflichten, bei dem Wirken und Schaffen im feindlichen Leben nöthig hat. Jedoch hat die Volksschule nur die allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, deren jeder ohne Rücksicht auf einen besonderen Beruf bedarf; denn die Volksschule hat es als allgemeine Bildungsanstalt nicht mit der Fach- oder Berufsbildung zu thun.

In der besonderen Rücksicht derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, deren Besitz das wirkliche Leben, das Fortkommen in der Welt von einem jeden gebieterisch fordert, innerhalb des Rahmens der allgemeinen Bildung, d. i. des gleichschwebenden vielseitigen Interesses, besteht das Bildungsziel der Volksschule. Würde dieselbe die harmonische Gestaltung des inneren Lebens der Schüler vernachlässigen, so wäre ihre Arbeit nicht Erziehung, sondern Abrichtung; wenn sie aber die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens außer Acht ließe, so wäre sie unpraktisch.

Der Volksschullehrer darf bei seiner erzieherischen Thätigkeit die großen Gesichtspunkte nicht aus den Augen verlieren; ihm muß das Bildungsziel als Richtschnur immer vor Augen schweben, er muß sich aber auch der Grenzen, die der Volksschule gesteckt sind, bewußt bleiben und immer bedenken, daß er für das Leben, nicht für die Schule zu erziehen hat.

Kirchliche Rundschau.

Wie rücksichtslos oder eigentlich gewaltsam man verfährt, wenn es sich um römische Interessen handelt und römisch gesinnte Persönlichkeiten diese Interessen verfechten, das zeigt sich in der Mißachtung der gesetzlichen Formen bei der Beschlagnahme der Schrift des Pastor Thümmel: Rheinische Richter und römische Priester." Die Schrift wurde nämlich ohne Angabe der beanstandeten Stellen in Beschlag genommen. Die Angabe derselben wurde auch nachträglich trotz der Einsprache des Buchhändlers Wiemann nicht zugestanden. Die Beschlagnahme erfolgte also ungesetzlich. Als Wiemann den beschlagnehmenden Amtsrichter darauf aufmerksam machte, daß er im Sinne des Preßgesetzes § 27, um einen Neudruck der Broschüre ohne die beanstandeten Stellen veranstalten zu können, die Bezeichnung letzterer Stellen verlange, erwiderte dieser: „Das sei ohne Belang, denn die Druckschrift werde, wenn diese Stellen fehlten, als interesselos nicht gekauft werden." Als sich Wiemann bei dieser völlig belanglosen, subjektiven Aeußerung des Richters nicht begnügte, wurde ihm eine lange Reihe von Seitenzahlen bezeichnet, mit dem Vermerk, dort stehen die angeklagten Stellen, während das Gesetz vorschreibt, die Stellen wörtlich zu bezeichnen, mit Angabe derjenigen Gesetzesparagraphen, gegen welche sie nach der Ansicht des Richters verstoßen

sollen. In dem betreffenden Schriftwechsel wurde Wiemann dann des weitere — völlig im Widerspruch gegen die Absicht des § 27 des Preßgesetzes auf die demnächst anberaumte Gerichtsverhandlung vertröstet: „Da werden die Angeklagten schon vernehmen, um welche Stelle es sich handle." Der beschlagnehmende Richter hatte ferner die Schrift nicht gelesen, sondern „nur einzelne Stellen." Eine Empfangsbescheinigung für die bei Wiemann beschlagnahmten 215 Exemplare der Broschüre erhielt er, entgegen gesetzlicher Vorschrift, nicht. Remedur ist nicht geschaffen worden, obwohl der Landgerichtspräsident von Elberfeld zugab, daß der beschlagnehmende Richter sich einer Verletzung des Gesetzes schuldig gemacht, und er selbst in einem auf die Beschwerde Wiemanns ertheilten Bescheide unterm 16. April 1887 „in der Eile übersehen habe, daß der § 27 des Reichsgesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 allerdings von Beschlagnahme im Allgemeinen handelt und daher auch auf die richterliche Beschlagnahme Anwendung findet, Ihnen somit bei der Beschlagnahme..... die sie veranlassenden Stellen der Schrift unter Anführung der verletzten Gesetze......hätten bezeichnet werden müssen." Ebensowenig erhält Wiemann Entschädigung für die ihm von dem gesetzlos vorgehenden Amtsrichter zugefügten Vermögensverluste. Wiemann hat nun unterm 20. November 1888 die Angelegenheit dem deutschen Reichstag unterbreitet.

Der Bremer Prediger Schwalb hat sich vom **Protestantenverein** losgesagt. Er schreibt nämlich: „Durch die Veröffentlichung meines Büchleins: Gebahren und Leistungen des kirchlichen Protestantismus und durch meinen Vortrag bin ich zu der Redaktion des Deutschen Protestantenblattes und zu dem Protestantenverein in ein Verhältniß gekommen, das mich genöthigt hat, meinen Austritt aus beiden förmlich zu erklären. Ich wünsche, daß meine Ketzereien mir allein zugerechnet werden und möchte auch in Zukunft mit dem von jeher nur oberflächlich für mich passenden, jetzt aber vollständig grundlosen Titel „Protestantenvereinler verschont bleiben."

Es kann dem Protestantenverein ganz sicher nur angenehm sein, wenn er nicht mehr genöthigt ist anzuerkennen, daß auch Dr. Schwalb (dessen auf Seite 32 der vorigen Nummer gegebene Rede ihn gewiß hinreichend charakterisirt) zu den Seinigen gehöre! Man wäre ihn dort längst schon gerne los gewesen.

Die Maßregeln zur Russifizirung der Ostseeprovinzen gehen immer noch ihren alten Gang, und daß man den Protestantismus vor allem ausrotten will, ist klar genug. Die andere Frage, was nachher kommen soll, oder ob man für das weggenommene etwas besseres werde bieten können, legen sich die staatlichen und kirchlichen Machthaber Rußlands überhaupt nicht vor, da sie wohl wissen, daß nach dem Gelingen ihres Werkes sie höchstens den Trost haben könnten, daß es in den Ostseeprovinzen wenigstens nicht mehr besser bestellt sein werde als im übrigen Rußland. Wie es aber dort, namentlich in religiöser Beziehung steht, weiß man in der übrigen Welt selten. Nicht nur Anglikaner und Altkatholiken im allgemeinen setzen immer noch ihre Hoffnung auf eine Vereinigung mit der griechischen Kirche, sondern auch ein Mann wie Döllinger hält dieselbe für einen zu schönen Hoffnungen berechtigenden Theil der christlichen Welt. Diesen Anschauungen gegenüber ist es ebenso interessant wie werthvoll, zu hören, was die eigenen Propheten Rußlands von demselben sagen. Trotz der Macht eines Pobedowszew tritt ein in letzter Instanz von demselben abhängiger Professor der Philosophie und Kirchengeschichte an der geistlichen Akademie in Petersburg mit den Beweisen dafür hervor, daß während der ganzen Zeit seines Bestehens der sog. „Heilige Synod" nichts für die geistige Entwickelung des Volkes gethan hat und daß die russische Kirche das Volk unrettbar ins Verderben führen muß, wenn es sich nicht westländischen Einflüssen erschließt.

Andere weisen auf Aehnliches hin, so sagt einer: „Christen heißen wir, aber nicht für uns reifen die Früchte des Christenthums," ein anderer: „Eine doppelte Mauer des Zwanges durch Kriminalgericht und Zensur schützt die orthodoxe Kirche vor direkter Berührung mit fremder religiöser Ueberzeugung. Alles, was gegen Andersgläubige geschrieben wird, war weder klug noch talentvoll und zum Theil sogar gewissenlos." In geradezu jämmerlichem Zustande befindet sich nach den Darstellungen eines Pater Sossima die

niedere Geistlichkeit. Furchtbar roh und beschränkt sind ihre Anschauungen. Sie befördern die so schädlichen Hoftheilungen, weil durch Anwachsen der Haushaltungen ihre Einnahmen, z. B. durch zahlreichere Exorcismen, wachsen. Im Uebrigen sind ihre Einnahmen sehr gering. Ist der Pope ein energischer und verschmitzter Charakter, so gelingt es ihm bisweilen sich zum Dorfwucherer aufzuschwingen. So weit die russische Zunge klingt reicht auch der festgewurzelte Aberglaube, daß die Begegnung eines Popen unheilbringend ist, und wird ausgespieen, um das befürchtete Unheil abzuwenden. Bei dem Exorcisiren oder Weihen der Häuser gilt es in vornehmer Gesellschaft meist als Hauptvergnügen, die Geistlichkeit betrunken zu machen, sie zum Vortragen vo Solo- oder Duotänzen zu bewegen, die Popenbärte an den Eßtisch zu siegeln und Aehnliches. Die Priester sagen geradezu heraus, daß sie nicht im Stande seien dem Volke die Schrift auszulegen. Ihr Unterhalt sei zu gering. „Aber“ — sagt der genannte Pater Sossima — „wenn der Priester durchaus keine leichte, vielmehr eine anstrengende Arbeit hat, so ist doch nicht seine ganze Zeit besetzt; mindestens eine Stunde bleibt ihm doch in der Woche, um des Herrn zu gedenken. Wenn er einmal in der Woche, zu einer Abendstunde damit anfinge, auch nur die kleinen Kinder um sich zu sammeln: Die Väter würden davon erfahren und auch sie würden allmählig kommen. Die Sache ist so einfach; auch der Unterhalt des Priesters würde verstärkt, aber selbst vom geringsten Maße der Seelsorge und der Mittheilung und Auslegung des Wortes Gottes ist keine Spur. Im Westen Europas wird man es für unglaublich halten und doch ist es so. Die Thätigkeit der Geistlichen beschränkt sich ausschließlich auf rein mechanische Ritualhandlungen und Teufelaustreibungen.

Unter solchen Umständen kann von einer religiösen Erkenntniß des Volkes natürlich keine Rede sein. Das Volk ist zwar fest überzeugt, daß die orthodoxe Kirchenlehre die allein richtige, christliche Lehre ist, das ist aber auch alles. Der Inhalt dieser Lehre selbst ist ihm ein ungelöstes Räthsel. Die ganze Kenntniß des Volkes in dieser Hinsicht ist die gewohnheitsmäßige Bekanntschaft mit den liturgischen Gebräuchen und ritualen Vorschriften, das gedächtnißmäßige Innehaben einiger Schlagwörter und kurzer Gebete, einige Heiligennamen und verworrene Bruchstücke von Legenden. Dämonologische Vorstellungen füllen die Seele des orthodoxen Mannes; während unter den Sektirern, deren Zahl eine unheimlich große ist, oft ausgedehnte Bibelkenntniß, meist verbunden mit abenteuerlicher Auslegung, anzutreffen ist.

Statt des Christenthums ist nach der Ansicht des Universitätsprofessors Ikonnikow in Kiew von Byzanz aus nur ritualer Mechanismus nach Rußland importirt worden, verbunden mit allen Rohheiten und Kulturwidrigkeiten der slavischen und finnischen Traditionen, welche neben Heiligenlegenden und Askesevorschriften den ganzen Inhalt der volksthümlichen Orthodoxie ausmachen. So gibt sich diese Orthodoxie schließlich als Unkenntniß der christlichen Lehre und als Unglauben zu erkennen. Statt des Glaubens an Gott findet sich der Teufelsglaube sehr entwickelt vor; namentlich im Norden ist das russische Christenthum kaum vom Schamanismus zu unterscheiden. Selbst der orthodoxe Geistliche bethätigt sich als gewerbsmäßiger Zauberer und nur als Zauberin kann die russische Frau sich eine soziale Stellung erringen.

Eine solche Kirche, die soll die Stelle der lutherischen Kirchen der Ostseeprovinzen einnehmen, das ist nicht viel besser als Rückfall ins Heidenthum.

Die Freundschaft zwischen Papst und Kaiser scheint nicht auf die Dauer berechnet zu sein. Es mag sein, daß Leo XIII. dem deutschen Kaiser sowie dem Fürsten Bismarck die ehrliche Absicht zutraut, bei dem jetzigen Friedenszustand stehen zu bleiben; sich selber dagegen traut er eine solch unrömische Haltung auf die Länge nicht zu. Er hat sich daher in der neuesten Zeit wieder an den französischen Gesandten gemacht und soll sich von diesem über seine polnisch-russische Politik berathen lassen. In Frankreich selber ist man für derartiges Entgegenkommen sehr erkenntlich, und da die römische Frömmigkeit weiter nichts ist als ein geistliches Uniformstück, so kann sie ja sehr leicht an- und abgethan werden. Diesmal wird sie natürlich angethan, und die Kriegsschule

von St. Cyr, sowie das Polytechnikum von Paris, die vor kurzem noch radikal waren, haben schon bedeutende Fortschritte in der Aneignung römischer Frömmigkeit gemacht.

Ebenso wie der Papst halten es die römischen Bischöfe mit dem Kulturfrieden. Sie sind damit noch lange nicht zufrieden. In einer Adresse, die sie an den Kaiser richteten, sagen sie unter anderm: „Die Gewähr einer glücklichen Zukunft des Vaterlandes erblicken wir in den wiederholten allerhöchsten Kundgebungen, in welchen Euer Kaiserliche und Königliche Majestät die christlichen Grundwahrheiten, die Hebung der religiösen und sittlichen Güter des Volkes als den Leuchtthurm bezeichnen, zu welchem die Menschheit unablässig aufblicken muß, um den Frieden hienieden und die höheren ewigen Interessen zu sichern. Und daraus schöpfen wir auch die freudige Zuversicht, daß unter der Regierung Ew. Majestät die friedlichen und wohlwollenden Beziehungen zwischen Kirche und Staat, deren erste Strahlen die letzten Lebensabende des hochseligen Großvaters verschönerten, sich befestigen und ausgestalten werden als der sichere Hort in der Sturmfluth der umsturzdrohenden Lehren und Ideen der Gegenwart."

Der Kaiser hat jedenfalls verstanden was man will, denn er sagt in seiner Antwort: „Daß ich die Glaubensfreiheit meiner katholischen Unterthanen durch Recht und Gesetz gesichert weiß, stärkt meine Zuversicht auf dauernde Erhaltung des kirchlichen Friedens." Die Augen des jungen Kaisers scheinen noch scharf genug zu sein, um an diesen „ersten Strahlen" sehen zu können, wo es hinaus will; er hält sie jedenfalls für genügend, und weiß, daß unter der Hitze des vollen römischen Regiments alles verdorren würde, was unter dem Schatten der Reformation erwachsen ist.

Daß der Papst die Bemühungen Deutschlands und Englands, den afrikanischen Sklavenhandel zu beseitigen, gern zu einem unter seiner Leitung geführten Kreuzzug aufbauschen möchte, weiß Jedermann. Aber ganz lebhaft wird man in die Zeit der Kreuzzüge zurückversetzt, durch ein Blatt, das diese Bestrebungen unterstützt, und die alte Kreuzfahrer-Devise: „Gott will es," als Titel führt.

Literarisches.

Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Keller. Leipzig. Verlag von Hirzel.

Der durch seine Forschungen über die vorlutherischen deutschen Bibelübersetzungen wohl bekannte Verfasser des Buches zieht hier auf einem ähnlichen Gebiete eine Menge bisher wenig oder gar nicht bekannter Thatsachen hervor und stellt sie zum Theil in ein ganz neues Licht. Es ist nicht die Lebensgeschichte von Staupitz allein, welche dem Buche seinen Werth gibt und es interessant macht, es sind das vielmehr die Erörterungen der Beziehungen Staupitzens zu verschiedenen Kreisen, in welchen sich — um es mit einem Wort zu sagen — evangelische Bestrebungen regten, sowie über das Verhältniß der Anschauungen von Staupitz zu denjenigen evangelischen Ideen, welche auch durch das ganze Mittelalter hindurch nicht ausgestorben sind und endlich die Weiterverarbeitung und Verbreitung dieser Ideen zum Theil in verstümmelter, zum Theil in verkehrter Gestalt, in denjenigen Kreisen, welche in ihren Reform- oder auch Umsturzbestrebungen untergegangen sind.

Zunächst ist es Nürnberg mit seinem für jene Zeit reichen geistigen Leben, das uns vor Augen geführt wird. Schon im Jahre 1516 hatte Staupitz in Nürnberg in evangelischem Sinne gepredigt. Die Wirkung der Predigten war eine ganz außerordentliche gewesen, so daß Staupitz nach dem Zeugniß Scheurls mit den Beinamen Schüler und Junge des Paulus belegt ward, während andere ihn als Herold des Evangeliums und als einen wahren Gottesgelehrten bezeichneten. Der Wirksamkeit von Staupitz ist es mit zu verdanken, wenn sich Nürnberg mit größerer Theilnahme dem Auftreten Luthers zuwandte, als irgend eine andere Stadt des Reiches.

Wie in Nürnberg, so hatte Staupitz auch in München gewirkt. Den Inhalt seiner damaligen Reden hat er in der Schrift „Von der Liebe Gottes“ niedergelegt, welche auch von Luther sehr hoch geschätzt wurde.

Weiterhin wird gezeigt, wie namentlich Staupitz es war, durch den Luther nicht blos auf das „Glauben“ der Vergebung der Sünden hingewiesen, sondern auch in denjenigen evangelischen Gedankenkreis eingeführt wurde, den man gemeinhin mit dem Namen der Mystik mitbegreift und der in der „deutschen Theologie“ sich darlegt. Es wird dann dieser Erscheinung weiter nachgegangen und gezeigt, wie in den mittelalterlichen Oppositionsparteien gewisse mehr oder weniger „evangelische Ideen“ sich fortgepflanzt haben, welche in der Reformation zum Theil aufgenommen und weiter verarbeitet, zum Theil aber wieder abgewiesen worden sind. Hier trennen sich nun Luthers und Staupitzens Wege. Außerdem ging Luther weiter als Staupitz es zur Zeit für gut hielt, und da Staupitz die von ihm widerrathenen Schritte zwar nicht hindern, aber auch nicht verantworten wollte, so blieb ihm nichts übrig als Luther seinen Weg allein weitergehen zu lassen. Seine evangelische Ueberzeugung hat Staupitz zwar nicht aufgegeben (seine Schriften stehen heute noch auf dem Index unter den verbotenen Büchern erster Klasse), aber, nachdem er durch seine Uebersiedelung nach Salzburg sich auf das Gebiet seiner Gegner begeben hatte, so konnte er nur in sehr beschränktem Maße für ihre Ausbreitung wirken. Eine ähnliche Trennung von Luther vollzog sich ja auch bei verschiedenen Persönlichkeiten, namentlich in Nürnberg die unter dem Einfluß von Staupitz gestanden hatten. Die Ideen, als deren Vertreter Staupitz im Unterschied von Luther dasteht, sind indeß keineswegs mit ihm verschwunden. Sie wurden von verschiedenen Seiten aufgenommen und weiter gebildet. Freilich nicht immer in richtiger Weise und fast durchweg ohne äußerlich sichtbaren Erfolg.

Zunächst ist es der Anabaptismus, der diese Gedanken aufgreift, aber sie weder als Lehre zur Geltung zu bringen, noch sie als Grundlage einer Gemeinschaft in die Erscheinung treten zu lassen im Stande ist. Vielmehr werden diese Anschauungen verkümmert und verkehrt einerseits unter dem Druck der äußern Verhältnisse und der Unlauterkeit einzelner Führer, andererseits schlagen sie vielfach in ihr Gegentheil um und die Reste der Anabaptisten hängen zuletzt noch zäher an bloßen Aeußerlichkeiten, wie ihre lutherischen und reformirten Gegner und Unterdrücker. Sie sind eben nicht bloß äußerlich unterdrückt worden, sondern haben sich auch innerlich dem Einfluß des Geistes ihrer Zeit nicht entziehen können.

Ein anderer Kreis, in welchem diese Ideen sich erhalten, aber in anderer Weise fortgebildet und umgebildet wurden, sind die Bruderschaften der Werkleute. Auch hier war der Gang der Dinge ein ähnlicher. Zu festen Gestaltungen ist es auch hier nicht gekommen, aber es ist nicht zufällig, daß gerade die Vertreter der Künste des Buch- und Bilderdrucks vorzugsweise im Dienste der Reformbewegungen am Ende des Mittelalters standen.

Verschwunden sind allerdings mit Durchführung der Reformation viele dieser Anschauungen, welche die Reformatoren und die Reformationskirchen abgewiesen haben und nach der Lage der Dinge abweisen mußten, aber nur zeitweilig. Ueberwunden waren sie nicht. Es wird zum Schluß des Buches darauf hingewiesen, wie sie am Anfang des 17. Jahrhunderts wieder auftauchen, ohne indeß zur Geltung gelangen zu können.

Das ist im Wesentlichen des Inhalt des Buches. Unnütz wäre es, in eine weitere Auseinandersetzung über Einzelheiten oder gar über die Prinzipien und Tendenzen desselben einzutreten. Unionstendenzen und Unionsprinzipien finden sich in dieser Schrift, und wir wollen nicht verhehlen, daß sie zum Theil viel weitgehender sind als die unsrigen. Das nimmt aber der Schrift ihren Werth nicht, umsoweniger als der Verfasser eben offen damit hervortritt, weil es ihm nicht darum zu thun ist das Urtheil anderer zu bestimmen, sondern sein eigenes zu begründen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. März 1889. Nro. 3.

Die Nothwendigkeit des gesunden Pietismus für die evang. Kirche.

Von Sup. o. D. Braun-Carrow.

(Aus der kirchlichen Monatsschrift.

(Schluß.)

Der Pietismus mit seiner Jesusliebe — man denke an Zinzendorf und die Brüdergemeinde — kennt ausschließlich einen Mittler zwischen Gott und Menschen, der nicht für einen Stand zum weitergeben, sondern für alle das Heil vermittelt, das Amt aber geordnet hat als Wächter für Wort und Sakrament. Darum schützt er die Kirche des allgemeinen Priesterthums gegen alle hierarchischen Gelüste. — Er erinnert herzandringend die einzelnen an ihren Beruf, ihre eigene Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, darum sich selbst und dann ihr Haus, die Ortsgemeinschaft, die Heiden zu retten durch das Hören und Lesen des Wortes, durch Beten und treue Benutzung des Sakraments. So prägt er aus den Charakter der evangelischen Kirche als den des allgemeinen Priesterthums; so bahnt er die Wege unserer heutigen Laienverfassung. — Und doch bleibt er fest gebunden an das Amt, das die Versöhnung predigt und Wächterdienste leistet, daß die Mittel für das allgemeine Priesterthum lauter und rein erhalten bleiben, somit eine Wehr gegen subjektivistische Willkür des einzelnen gegen den Ansturm auf das Amt.

Er kennt kein Verdienst der Menschen, lauter arme, verlorene Sünder, die aus Gnaden selig werden durch das, was der Heiland für sie gethan — aber er kennt auch keinen Glauben an die Gnade, der ruhen und rasten kann, sondern nur den, der da heiligt durch und durch. Er hat kein Bewußtsein davon, daß man seiner Seligkeit gewiß sein könne auf Grund seiner eigenen Glaubensleistungen in Demuth, Weltbeherrschung, Geduld, Berufstreue, sondern „ich jage ihm nach, daß ich es ergreifen möchte“ das ist die ihn beständig vorwärts treibende Losung — biblisch — paulinisch — lutherisch. Darum wird sein Bußernst bisweilen krankhaft ohne die evangelische Siegesfreudigkeit des Glaubens: „Er hat genug für mich gethan“, darum ist aber auch seine Predigt so gewaltsam drängend, darum ist seine rastlos arbeitende Liebe so herzgewinnend. — Und damit ist er Schutz gegen pharisäische Glaubens- und rationalistisch-humanische Werkgerechtigkeit, wie gegen allen todten Glauben, der die Werke schuldig bleibt.

Er kennt keinen Gott, der unheiliger Liebe voll der Versöhnung entrathen könnte, sondern nur den, der in Christo liebend seine heilige Majestät der Sünde und dem Sünder gegenüber behauptet, den Ernst Seiner Gerechtigkeit und die Größe Seines Erbarmens zugleich dokumentirt.

Und wer von uns hätte je in geheiligter Stunde vor dem Angesicht des heiligen Gottes in klarer Erkenntniß seiner Sünde gestanden und sein Gewissen hätte ihm nicht das furchtbare „Verloren, verloren in dir selbst" zugerufen. Und wer von uns hätte je in solchen Stunden unter dem Kreuze gekniet und dann nicht den Friedensgruß gehört und gefühlt: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben". Und wer von uns wäre dem Pietismus nicht dankbar, daß er keinen Frieden im Glauben kennt ohne Buße, in einer Zeit, wo eine theologische Schule sich aufthut, der Christus nur eine historische Größe ist, „dessen Anschauung nichts bedeutet, als die Unterordnung des Willens unter das Muster der göttlichen Gnade in einem Menschen, welcher der religiösen Gemeinschaft, in die man sich eben durch jene Unterordnung einreiht, sowohl ihre Versöhnung mit Gott gewährleistet, als auch den obersten gemeinschaftlichen Zweck im Guthandeln einprägt", wo man die sündenkranke Menschheit heilen will durch die Arznei, daß das Schuldbewußtsein und die Furcht vor dem heiligen Gotte Einbildung sei, die zu beseitigen Jesus in die Welt gekommen. Wir sind überzeugt, daß solche homöopathischen Kuren wirkungslos verlaufen.

Es ist wahr: Der Pietismus hat wenig Respekt gehabt vor der Wissenschaft — wir sind darin seine Gegner — aber doch hat ihn nur die Wissenschaft abgestoßen, die losgelöst vom lebendigen Glauben auch in der Theologie ihre Verstandswege ging. Er konnte um des allgemeinen Priesterthums und der persönlichen Stellung des einzelnen zum Heil willen nicht los von der Forderung: Erbauliche Betrachtung der Schrift vor allem und Lehren und Predigten bedingt durch voraufgehende ernste Bekehrung. Das war das Eine. Und ist das unrichtig? Fordern Sie es nicht mit Recht von uns, daß wir das, was wir lehren und predigen, an uns erfahren haben und in unserem Wandel darstellen; sind das nicht die Worte, die zu Herzen gehen, welche wirklich von Herzen kommen? Durch kahle, wenn auch noch so reine Lehrvorträge nicht, durch die werden nicht dem Herrn Kinder geboren, wie Thau aus der Morgenröthe. Und das andere: An keine wissenschaftliche Bearbeitung geht man ohne Vorurtheil; ob man spekulirt oder exegesirt — das Vorurtheil ist da. Wer's nicht zu haben meint, lebt seiner Einbildung. Wo nun die Bibel traktirt wird ohne das Vorurtheil: „Ihr meinet, Ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget" und darum ohne die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde", d. h. ohne das seiner Sünde sich bewußte und gnadenbedürftige Herz, welche Frucht kann von Kanzel und Katheder den Hörenden geboten werden? Und wo man von vornherein fest ist in dem Vorurtheil: Menschenwort ohne Inspiration — da ist sie selbstverständlich nur ein Gegenstand, kritische Schärfe wohlfeil daran zu üben. Wir verstehen es, daß der Pietismus als Vorbedingung die Be-

kehrung fordert und haben die Meinung, er habe nicht nur auf eine fruchtbringende Exegese wie auf die Entwicklung positiver Dogmatik und Ethik in eminenter Weise eingewirkt, sondern es werde auch heute keinem Bibelerklärer, Dogmatiker, Ethiker schaden, wenn er in seinen Kollegien jenes pietistische Präservativ vorweg anwendet und seinen Hörern die pietistisch erbaulichen Winke für praktische Verwerthung im Amte nicht schuldig bleibt. Manches Kolleg würde manchem dadurch viel interessanter werden.

Ich denke an Tholuck's Joh. Evang. noch heute darum dankbar, weil ich bei ihm zum ersten mal den Hauch warmer Herzenswärme fühlte, der seine Exegese anregend belebte. Leben wir nicht in einer Zeit, wo die mit Nothwendigkeit freie theologische Wissenschaft bisweilen es vergißt, daß das gebotene Korrektiv für die ihr nöthige Freiheit die herzenswarme Liebe zu Christo sein muß, daß hier der feste Punkt ihr gegeben sei im Zentrum der Heilslehre, von wo aus sie den ganzen Kreis der Disziplinen bis in die äußerste Peripherie zu überblicken habe?

Daß sie so unwissenschaftlich nicht waren, die alten Pietisten, beweist Spener, der ein tüchtiger Theologe und daneben noch ein großer Heraldiker war; das beweisen die Lehrpläne Francke's und des Abtes Steinmetz im Kloster Bergen, die neben den alten Klassikern, selbst Plautus und Terenz auch noch Raum finden für die Naturwissenschaften; das beweisen die Pietisten unseres Jahrhunderts, deren Namen vom Firmament der Theologie wie zahllose Sterne, auch erster Größe, herniederstrahlen.

Die innige Liebe zu Christo, dem Inbegriffe und der Vollendung aller Gotteswunder schließt beim Pietismus die Sucht aus nach immer erneueten, sinnenfälligen Wunderthaten. Er bedarf ihrer nicht zur Erhaltung des Glaubens. Aber das heilige Vertrauen zu Ihm bürgt ihm für die Wahrheit Seiner Verheißung: „Was Ihr den Vater bittet in meinem Namen, das wird Er Euch geben." Die Bitten aller, die in leiblicher Noth an Ihn sich wenden auf der Straße von Dan bis Bersaba, sind ihm vorbildlich, die IV. Bitte läßt er sich nicht nehmen, viel weniger das Bittgebet selbst.

Ihnen, wie mir, ist es unzweifelhaft traurig, daß unser Jahrzehnt eine Theologie geboren hat, die unter Aufhebung des wahren Respekts vor dem Worte Gottes, unter dem ausdrücklichen Geständniß, daß Jesus ausdrücklich fast nur das Bittgebet im Auge habe, dem Pietismus, dessen Vorsehungsglaube ihm sonst sympathisch ist, den Vorwurf macht, daß ein verwerfliches Merkmal an ihm dies persönliche Verhältniß des einzelnen zu seinem himmlischen Vater sei, daß er seinen Gott bittet um alles, geistiges wie leibliches, wie „die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten." Vergißt diese hochmüthige Richtung, die keines Bittgebetes zu bedürfen vorgibt, daß der Pietist nur da der Erhörung gewiß ist, wo er die Ueberzeugung hat, daß es seinem ewigen Heile zuträglich sei, daß er auch die Versagung für Erhörung nimmt in unbedingtem Vertrauen in die in Christi Liebe ihm absolut vollendete und immer sichere allweise Vaterliebe?

Nun, das Gebet um Sündenvergebung ist ein Bittgebet. Soll es fallen?

Nun! Das pietistische Bittgebet der Monika hat — so glauben wir — einen Augustin, das Flehen betender Mütter wohl nach ihm 1000 verirrte Söhne herumgeholt. Die betende Schaar des alten Jaenicke hat auch den Siegern bei Großbeeren Respekt abgenöthigt; das Bittgebet hat Francke's Anstalten gebaut und das Hermannsburger Missionshaus und Georg Müllers Wirken ist ein Bittgebet, und Luther war ein großer Pietist auf diesem Gebiet. — Sollen wir das hinnehmen, daß man uns die Majestät der Kindesbitte um alles hinwegdeduzirt, die von den Tagen Christi her, ja was sage ich, der Erzväter her uns im Leben trägt, tröstet, rettet?

Sie, theuren Mütter, können Sie denn ohne Fürbitte den Sohn in der Fremde wissen, versucht, irrend, krank? Sie, theuren Väter, können Sie denn den Nothschrei lassen, wenn doch die Noth mit magerem Finger an die Thüre pocht und die Sorge sich dreist zu Tische setzt? Können wir denn am Krankenlager der Geliebten sitzen, ohne daß die Hände sich falten, können wir denn aufhören, an den Grüften um Trost zu schreien? Sollen denn Ihre Pastoren nicht mehr beten für ihre Gemeinde, für sich um Kraft und Weisheit, nicht mehr m i t den Mühseligen und Beladenen? Ich schlage vor: Wir bleiben Pietisten und jauchzen: Das Bittgebet im Glauben
Läßt sich kein Amen rauben.

Ist's Pietismus? Auch gut; es ist seliger Pietismus. Er bewahrt uns vor Wundersucht; denn er bedarf für seinen Glauben der neuen Wunder nicht; das alte Wunder der Kreuzigung und Auferstehung ist ihm groß genug; aber er bewahrt uns auch den Halt im Leben, das Herrnwort: „Bittet, so werdet Ihr nehmen, daß Eure Freude vollkommen sei." —

Der wundeste Punkt soll im Pietismus die mystisch-quietistische, mönchische Weltflucht sein. Und wir verschweigen nicht, daß auf diesem Punkte manches auszuscheiden ist. Die Lichtseiten aber und das Wahre an dieser sogenannten Weltflucht vorauf! Schlagworte wirken nicht; wir Deutschen sind zu gründlich und zu nüchtern, um uns dauernd dadurch irritiren zu lassen.

Ob er wohl mehr weltflüchtig oder mehr weltbeherrschend war, der alte Spener, der auf hoher Warte die Schäden der Zeit übersieht und dessen rastlose Thätigkeit und dessen unglaublich großer Einfluß für ein ½ Jahrhundert der evangelischen Kirche ihr Gepräge gibt? Ob es wohl mönchisch-quietistische Weltflucht ist, wenn Francke allmählich ganze Schaaren der ärmsten Kinder sammelt, nährt, kleidet, erzieht und aus seinen Seminarien und aus seinen Hörsälen Tausende von Zeugen Christi in die ganze Welt entsendet. Weltflucht und nicht Weltbeherrschung wäre die Signatur des Lebens eines Zinzendorf, Harms, Werner, Wichern, Fliedner? Nun ich wünsche unserer Kirche allezeit ein paar Dutzend solcher weltflüchtigen Gesellen und die Engel Gottes, die sich freuen über einen Sünder, der Buße thut, sollten so leicht aus ihrer Freude nicht herauskommen. —

Jeder Quietismus ist einfach ausgeschlossen vom g e s u n d e n Pietismus, weil es seine Grundaufgabe ist, den Glauben in Leben umzusetzen. —

Aber der Mystizismus! Der verlorene Sohn ist in dem besten Augenblick seines Lebens — er schlug in sich — Mystiker, sofern beschaulich ernste Betrachtung des eigenen Lebens bis in die Gedanken- und Empfindungswelt, und sofern das ernste Stehen vor dem Angesichte des heiligen Gottes etwas mystisches ist. — Diese stille Kontemplation bleibt für uns alle gleich nothwendig, so gewiß äußeres Leben aus inneren Motiven, Veränderung des Wandels aus Herzens-Reue und Herzens-Glauben geworden ist. Wenn also hierin der Pietismus mystisch ist, so wollen wir ihn getrost pflegen als etwas ferngesundes.

War aber in irgend einem Hauptvertreter dieser Richtung — ich kenne keinen — etwas pantheistisch-mystisches, so weisen wir das ab, als zum Pietismus absolut nicht gehörig; denn dieser kennt nur den persönlichen Gott, der sein Leben leitet, der ihn erlöst und mit sich selbst versöhnt, zu dem er betet. Er kann also gar nicht auf den Gedanken kommen, sich in müssiggängerischer Beschaulichkeit magisch mit diesem Gott vereinigen und darin seine Seligkeit suchen zu wollen. Wo schwarmgeistige Leute, Weiber und Männer, solchen Ideen huldigten, da haben sie sicher aufgehört, gesunde Pietisten zu sein.

Weltflüchtig also im mönchisch-einsiedlerischen Sinne war er nicht, auch nicht mystisch-quietistisch. Aber doch weltflüchtig in einem besonderen Sinne — ich gebe das zu; und ich billige das nicht: Er ist bemüht, die Welt der Sünde in sich zu beherrschen, er beugt eine Welt von Sündern, ihren Unglauben überwinden, unter die Herrschaft des freundlichen Jesus, er tritt in großartiger Weise in geduldigem Tragen die Welt der Uebel unter die Füße und behält dabei ein Angesicht voll Frieden. Er lernt in der Welt des Todes dem Könige der Schrecken ruhig ins Angesicht sehen. — Sie gestehen, er hat etwas geleistet auf dem Gebiet der Weltbeherrschung, vielleicht mehr, als mancher moderne Theologe, der viel davon redet und es als sein Lebensziel und das A und O seiner Ethik hinstellt. —

Aber ein Gebiet hat er bei Seite liegen lassen in heilig ängstlicher Scheu, daß er dort könne Schaden nehmen an seiner Seele, daß der Versuch, auch dort die Herrschaft Christi aufrichten zu wollen, ihm vielleicht eine Knechtschaft eintragen könne.

Die sogenannten Mitteldinge, die Künste und Freuden der Erde, hat er scheu gemieden, obgleich nicht schlechthin verurtheilt. Ich denke an Spener's milde, nüchterne Auslassungen, die ganz an Luther erinnern.

Wir verstehen diese Scheu. Mancher, der heute auf Grund evangelischer Freiheit Spiel und Tanz und Schaustellen und sonstige, Pausen füllende Lebensfreude für sich in Anspruch nimmt, hat sich mehr zugetraut, als er leisten konnte; statt sie zu durchdringen mit ewigem Gehalt, sie so zu verklären, daß sie zur Freude in dem Herrn wurden, ist er von ihnen beherrscht zum Weltkinde geworden.

Aber nichtsdestoweniger halten wir fest: Wenn wir auch diese Scheu des Pietismus besonders der Art oder Entartung der damaligen Weltfreude

gegenüber verstehen, so haben wir doch ein Recht auf evangelische Freiheit und eine Pflicht, alle Lebensgebiete, auch diese vom Glauben heiligen und verklären zu lassen.

Diese Art der Weltflucht hat ihn manchmal unliebenswürdig, auch herbe im Urtheil und hat die Kinder der Welt bange gemacht vor dem freudescheuen Gesellen. —

Wir wollen ihm darin nicht folgen, aber besonders in der Gegenwart die heilige Scheu von ihm auch hierin lernen, daß wir nicht die Freiheit zum Deckel der Bosheit machen und statt weltbeherrschend als weltbeherrschte Leute einhergehen. Es lag doch Tapferkeit darin, daß er alles meiden konnte um dessentwillen, der uns geliebt hat bis zum Tode am Kreuze und heldenhaft bleibt mir's doch, daß er sich den härenen Mantel der Entsagung trotzig um die Schulter schlug, vorbei an den Stätten der Weltfreude und innerlich traurig über der Welt Eitelkeit und fröhlich zugleich in seinem Gott sagen konnte: „ich brauch Dich nicht; ich habe ein Besseres funden". Wir Pastoren haben viel Ursache, hier kein Aergerniß zu geben den Schwachen und das „seid nüchtern und wachet" einer dem andern hier mit verdoppelter Stärke zuzurufen. Und ich glaube nicht, daß wir in der Gegenwart besondere Ursache haben, vor weltflüchtigem Wesen zu warnen, wo die Weltsucht und Ewigkeitsflucht mit erschrecklich deutlichen Zügen im Angesicht der Zeit zu lesen steht und wo auch hier und da Theologen vergessen, daß eine Charakterstärke dazu gehört, in der Weltfreude doch von der Welt unbefleckt zu bleiben, wie sie nicht vielen eigen ist.

Ich für mein Theil habe ihn doch lieb trotz dieser Einseitigkeit; ich hatte eine liebe Mutter, so ohne wissenschaftliches Erkennen und so voll Klarheit des Glaubens, so weltflüchtig dem sündigen Weltwesen gegenüber und so voller Liebe gegen die Kinder der Welt, so voll Noth und Krankheit und so voll Frieden und Freude. Und wer so die Herrlichkeit des Pietismus von Angesicht gesehen und ihm so viel verdankt als ich, der behält ihn lieb und beurtheilt seine Schwächen milde.

Jedenfalls bewahrt er unsere Kirche vor Weltsucht, wie sie mitten unter uns im alten und neuen Humanismus lebt, der trunken von Kunst und Wissenschaft mit blödem Auge und lachendem Herzen vorbeisieht an Sünde und Jammer, in scherzendem Spiel s e i n e r Meinung nach die Welt beherrschend, nach u n s e r e r Meinung verfallen oft genug dem warnenden Worte: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist." —

Endlich der Pietismus schützt uns gegen allen Optimismus; denn mit seinem ernsten Blick für die Sünde und das Elend und mit seinem getrosten Blick in die bessere Zukunft lehrt er uns acht haben auf die Schäden der Zeit; mit seiner thätigen Liebe zu den Armen und Elenden, den Mühseligen und Beladenen schützt er uns vor dem verzagenden Schwarzsehen, das keine Rettung hofft, darum nicht zugreift, sondern aus Babel hochmüthig separatistisch scheidet.

Wohl hat man gesagt: grade an Separation und Sektirerei hat ja der

Pietismus den größten Schuldantheil. Und in der That hat sich beides reichlich an ihn gehängt. Aber ist denn das jemals anders gewesen in Zeiten scharfer Wendungen, anders in den Tagen der Reformation?

Kann dafür der gesunde Pietismus mit Recht verantwortlich gemacht werden, der treu innerhalb der Kirche in der Arbeit geblieben ist, wenn, freilich durch ihn klar geworden, vielen die Augen aufgingen gegen die heillosen Schäden der Kirche, wenn hochmüthig und verzagt etliche richtend aus ihr scheiden, als die orthodoxen Diener am Wort die Verfolgung begannen gegen die, welche jene Schäden beseitigen wollten? Ist es seine Schuld, wenn auch in diesem Jahrhundert gegen das neue Leben im neuen alten Glauben der Rationalismus seinen Zorn und Spott losließ, wenn die Polizeiverordnungen die Konventikelleute, die nach meiner Erfahrung die treuesten Kirchenbesucher waren, zu Verbrechern stempelte, und wenn dann Schwache und Urtheilslose und Verbitterte eine Kirche verließen, von deren Vertretern sie keine Besserung erwarten durften, und die den Laien jeden Einfluß auf die Gestaltung der Kirche versagten? Hat er Schuld, so ist sie nicht so groß, lange nicht so groß, wie die der verblendeten und zornmüthigen und verfolgungssüchtigen Gegner. — Scheiden wir aus, was sich Ungesundes weniger in ihm als neben ihm abgelagert hat, die Neigung zu richtendem und sich sonderndem Separatismus, schwärmerischem Mystizismus, methodistisches puritanisches Wesen in Bußkampf und auch wohl Bußkrampf und Gnadendurchbruch bis zur Angabe der Bekehrungszeit — Spener weiß davon nichts, kämpft vielmehr dagegen; wir leugnen nicht, daß diese krankhafte Art ihm zeitweise angehaftet hat. — Scheiden wir aus die weltscheue, bisweilen im Bußernst freudlos stecken bleibende Eigenthümlichkeit, die auch unser Volk hier und da der Kirche entfremdet hat, scheiden wir aus seine frühere Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaft und eine in kränkelnder Weise bisweilen sentimentale und gefühlselige Art mit dem Heiland umzugehen — so behalten wir im gesunden Pietismus die Innerlichkeit des Glaubenslebens, bestimmt nach außen in wahrhaft geheiligtem Leben sich darzustellen — heiligenden, vertrauensseligen Gebetsumgang mit dem Herrn, innige Liebe zu dem Gekreuzigten und den von ihm Erlösten, zu den Elenden und Verirrten, heiligen Ernst der Sündenerkenntniß und des Sündenhasses — unbedingtes herzliches Verlangen nach der Gnade und seligen Frieden in Christo lebend, sterbend, offenes Auge für die Schäden der Zeit und Liebe und Thatkraft sie heilen zu wollen. Treues Stehen zu Kirche und Amt und ebenso treues Feststehen auf dem allgemeinen Priesterthum.

Heilige Scheu vor der Befleckung mit der Welt Sünde und herzliches Erbarmen mit den Sündern in der Welt — einen ernsten Predigerstand, ein williges Mitarbeiten der Laien, eine biblische, andringende, herzenswarme Predigt, sämmtliche Mittel der Erbauung frei gemacht und wirksam in Kirche, Schule, Haus und alle Gebiete der Liebesarbeit offen vor uns!

Ist ers nicht werth, daß wir ihm gut sind, ihn entschuldigen, gutes von ihm reden, alles zum besten kehren?

Kann er nicht in seiner Gesundheit gläubiger, innerlicher und inniger Herzensstellung zu Christo den ganzen Menschen erfassen nach Vernunft, Gemüth, Gewissen und so den Willen fest auf ein Ziel richten und stark machen auf dem Wege?

Es ist meine Ueberzeugung: Er kann es und er wird dann unserer Kirche ein Schutz sein zur Rechten und zur Linken. — Groß ist in breiten Schichten der offene Haß gegen das Evangelium vom Kreuz, von Sünde und Gnade; nicht rechtgläubige Lehre, sondern gläubige herzbewegende Liebe überwindet ihn.

Kein Pietismus ohne Liebe zum Bekenntniß unserer evangelischen Kirche; keine Bekenntnißtreue ohne Pietismus; darum unserer Losung: hie gesund pietistisch allezeit! —

Die Sonntagsfrage.

(Eingesandt von P. E. Klietsch.)

Exod. 20, 8—11. lesen wir: „Du sollst den Sabbathtag heiligen. Sechs Tage u. s w.......darum segnete der Herr den Sabbath und heiligte ihn." In diesen Worten ist der Sabbath als Ruhetag nach sechs Arbeitstagen von Gott eingesetzt, gesegnet und geheiligt, und dem Volke der Juden die genauesten Vorschriften und Gesetze über die Heilighaltung des Sabbaths von Jehovah gegeben worden. Auf obige Worte des Alten Testamentes nun gründen heutzutage die meisten Christen die Heilighaltung des Sonntags und erklären jede Arbeit und jede weltliche Freude am Sonntag für eine schwere Sünde. Alle diejenigen, welche sich dieser Auffassung vom Sonntag nicht anschließen, werden wegen ihres freieren Standpunktes von den puritanisch Gesinnten für unchristlich, weltlich gesinnte Menschen angesehen. Solche Vorwürfe zwingen uns immer wieder aufs Neue, zu prüfen, wer denn auf dem Boden der wahren christlichen Erkenntniß stehe, wie es sich mit der Heilighaltung des heutigen Sonntags verhalte, und ob dieselbe durch obiges Gebot gerechtfertigt werden kann. Es kommt für uns deshalb darauf an, zu erkennen, warum wir Sonntag feiern, und worin die richtige Sonntagsfeier besteht? Es wird behauptet, daß wir den Sonntag als einen Feiertag beobachten, weil Gott im Alten Testamente geboten hat: „Gedenke des Sabbathtages, daß u. s. w." Sehen wir uns dieses Gebot näher an und beantworten wir die Frage, welcher Tag unter den Tagen der Woche der Sabbath sei, dessen Heilighaltung in obigem Gebot befohlen wird. Es ist der siebente, d. h. der letzte Tag in der Woche. Das ist aber unser Samstag oder genauer gesagt, die Zeit von Freitag Abend 6 Uhr bis Samstag Abend 6 Uhr. So haben wenigstens die Juden, denen ja zunächst das Sabbathgebot gegeben wurde, von jeher bis auf den heutigen Tag die betreffende Vorschrift aufgefaßt. Daraus aber ergiebt sich, daß kein Christ, ob er sich orthodox oder freisinnig nennt, das Gebot vom Sabbath beobachtet, denn der Sonntag der Christen fällt nicht auf den letzten Tag der Woche, sondern auf den ersten. Man versucht nun, sich über diesen

Unterschied hinwegzusetzen, indem man behauptet: Es kommt ja nicht darauf an, daß wir den letzten Tag der Woche heiligen, sondern das ist die Hauptsache, daß wir einen von den sieben Wochentagen beobachten. Diese Ausflucht aber erweist sich als eine irrige, wenn wir auf die Begründung der Feier des Sabbaths im Gebot achten. Diese lautet: In sechs Tagen hat der Herr u. s. w., und ruhete am siebenten Tage. Darum......" Die Wahl des Ruhetags ist nach diesen Worten keineswegs in das Belieben derer gestellt, denen das Gebot gegeben war, sondern die erste und wesentliche Bedingung für die rechte Beobachtung desselben ist vielmehr die, daß genau zu derselben Zeit, in welcher Gott geruht hat, also von Freitag Abend 6 Uhr bis Samstag Abend 6 Uhr, kein Werk gethan werde. Aber auch nach einer andern Seite wird sich zeigen, daß selbst die eifrigsten Fanatiker für eine puritanische Sonntagsheiligung nicht im entferntesten daran denken, das Sabbatbgebot in Kraft treten zu lassen. Wenn es z. B. heißt: „Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn" u. s. w., so heißt das mehr, als du sollst am Sonntag deine Werktagsarbeit bei Seite legen und auch deinen Untergebenen einen Ruhetag gönnen. Der Jude durfte am Sabbath absolut keine Arbeit verrichten oder verrichten lassen. So durfte nicht gepflügt, nicht geerntet (2 Mos. 34, 21), kein Holz gesammelt (4 Mos. 15, 32), kein Feuer zur Speisebereitung in den Häusern angezündet werden, wie auch die Thiere nicht zur Arbeit benutzt werden durften. Wo aber findet sich ein Christ, der sich auf die Dauer mit den am Samstag bereiteten Speisen begnügen würde? Wo eine christliche, ordnungsliebende Hausfrau, die am Sonntag ihre Hausarbeit liegen ließe und verlangte, daß Kinder, Gatte und Hausgenossen im Winter den Tag in einem ungeheizten Zimmer verbringen sollten? — Nein, es kann keinem Zweifel unterliegen, das alttestamentliche Gebot vom Sabbath wird, weder was den Tag, noch was die Art der Feier anbelangt, von keinem Christen mehr gehalten, ohne daß er sich ein Gewissen daraus machte.

Wie ist das zu erklären? Wir stehen auf den Schultern Jesu Christi und seiner Apostel. Jesus aber hat über den jüdischen Sabbath das Urtheil gegesprochen, als er den Juden sagte: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen. So ist des Menschen Sohn auch ein Herr über den Sabbath." Marc. 2, 27. 28. — Paulus aber hat die Consequenzen daraus gezogen, als er sich der Aufgabe gegenüber gestellt fand, die heidnischen Kreise im römischen Reiche für das Christenthum zu gewinnen. Er hat unumwunden und unzweideutig erklärt: Das jüdische Sabbathgesetz hat für die Christen keine Gültigkeit mehr! In diesem Sinne schreibt er an die Colosser 2, 16: „Lasset euch kein Gewissen machen über die Feiertage oder die Sabbathe." Allerdings wollten die Christen, die vorher Juden gewesen waren, von der Feier des jüdischen Sabbaths nicht lassen. Darum sagt ihnen Paulus: Ihr möget immerhin den Sabbath beobachten, wie ihr es gewohnt seid. Aber die Christen aus dem Heidenthum brauchen das nicht und sollen das nicht. Seine diesbezüglichen Worte lauten: Röm. 14, 5: „Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere hält alle

Tage gleich. Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß. Welcher auf die Tage hält, der thut es dem Herrn, und welcher nichts darauf hält, der thut es auch dem Herrn." Wie entschieden Paulus gegen die jüdische Beobachtung des Sabbaths durch die von ihm bekehrten Heidenchristen war, geht hervor aus dem, was er an die Galater schreibt. Gal. 4, 10. 11. lesen wir: „Ihr haltet Tage und Monate und Feste der Jahreszeiten (wie sie durch die Gebote des Alten Testamentes bestimmt waren). Ich fürchte euer, daß ich nicht vielleicht umsonst an euch gearbeitet habe." V. 11 wörtlich: *φοβοῦμαι ὑμᾶς μήπως εἰκῇ κεκοπίακα εἰς ὑμᾶς.* „Ich fürchte für euch, daß ich umsonst an euch gearbeitet habe." Somit sieht also der Apostel in der Beobachtung des jüdischen Sabbaths eine Gefahr für das Christenthum.

Allerdings findet sich schon im Neuen Testament die Feier des Sonntags, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir Paulus als den Stifter des Sonntags betrachten. Aber diese Sonntagsfeier bestand nur darin, daß die Christen sich am Sonntag in früher Morgenstunde versammelten, um gemeinschaftlich das Mahl des Herrn zu feiern. Im Uebrigen ging ein jeder Christ am Sonntag seinen gewöhnlichen Geschäften nach. Es verstand sich das ganz von selbst. War doch eine große Anzahl von Christen Sklaven, und ihre Herren heidnische Römer, die keinen Ruhetag kannten. Daher konnte es ihnen nicht einfallen, ihre Sklaven jeden Sonntag von der Arbeit zu entbinden.

Wenden wir das Gesagte auf unsere Verhältnisse an, so steht das unbedingt fest: Es gibt kein göttliches Gebot, welches den Christen, die auf dem Boden des Neuen Testaments stehen, verböte, am Sonntag zu arbeiten oder einer sittlich erlaubten, weltlichen Beschäftigung nachzugehen. Das jüdische Sabbathgebot hat auf den christlichen Sonntag keinen Bezug. Wir dürfen als Christen am Sonntag Alles thun, was auch am Werktag als Christen zu thun erlaubt ist. Wenn also Jemand am Sonntag arbeiten muß, so kann er das ohne jeden Gewissensbiß thun. Es kommt auch nicht darauf an, daß wir gerade den Sonntag als Feiertag beobachten. Wenn es z. B. den Gesetzgebern unseres Landes besser erschiene, jeden zehnten Tag für einen Feiertag zu erklären, so könnten wir uns als Christen ruhig damit einverstanden erklären. Freilich hat sich seit der Zeit Constantins immer mehr die Sitte herausgebildet, den Sonntag von weltlicher Arbeit zu befreien. Dieser erließ im Jahre 321 ein Gesetz, daß am Sonntag keine militärischen Uebungen und keine Gerichtsverhandlungen stattfinden sollten. Aber Feldarbeit war ausdrücklich erlaubt wegen der Abhängigkeit von der Witterung, und keine andere Art von Arbeit oder Beschäftigung war ausdrücklich verboten. Dieses Gesetz aber stützte sich nicht auf das alttestamentliche Gebot; vielmehr auf das Hauptgebot des Neuen Testaments von der Nächstenliebe. Der römische Kaiser ging seinen Unterthanen mit einem guten Beispiel voran, indem er seinen Beamten und Untergebenen einen von den sieben Tagen der Woche frei gab, damit sie an diesem Tage ihre eignen Herren seien. Von diesem Gesichtspunkte aus sollten auch heute alle staatlichen Sonntagsgesetze dictirt sein und ausgeführt werden. Der christliche Staat soll dafür sorgen, daß die arbeiten-

den Klassen, die den Reichen und Mächtigen dienen müssen, soweit das möglich ist, wenigstens einen Tag haben, wo sie sich als freie und unabhängige Menschen fühlen und bewegen können, damit sie sich von der Last und dem Druck der Wochenarbeit erholen und sich ihrer Würde als Menschen und Kinder Gottes bewußt werden. Ihnen ruft Christus zu am Sonntag: „Ihr habt ebensoviel Recht auf Freiheit und seid ebensoviel werth, wie jeder andere Mensch. Ich wünsche euch die wahre Freiheit und Gleichheit. Kommet und sehet, wie freundlich der Herr ist.“ Den Mächtigen und Reichen aber ruft er am Sonntag zu: „Eure Diener und Arbeiter sind vor Gott ebensoviel werth als ihr seid; sie sind, wie ihr, Kinder Gottes und haben Anrecht auf einen Tag der Ruhe zum Heil ihrer Seele.“ — Die christliche Sonntagsgesetzgebung kann also nur eine Gesetzgebung zum Schutze der Schwachen sein. Sie darf, wenn sie eine christliche bleiben will, nicht weiter gehen und bestimmen, wie ein Jeder seine Sonntagsfreiheit gebrauchen soll. Das widerspricht der Freiheit und Selbstbestimmung, die das edelste Vorrecht des Menschen ist. Wie aber Jeder seinen Sonntag verlebt, das mag er allein verantworten und mit seinem Gott abmachen. Mißbraucht er die Freiheit, so hat er die Folgen zu tragen. Will er sie recht gebrauchen, so weiß er, daß es seine erste und heiligste Pflicht ist, dem zu danken, der ihm die Sonntagsfreiheit so theuer am Kreuzesstamm erkauft hat. Und das geschieht, indem er sich mit der Gemeinde des Herrn im Hause Gottes versammelt und seine Lob- und Danklieder erschallen läßt. Die Kirche ist ja, ich möchte fast sagen „leider,“ heute der einzige Ort geblieben, wo wir Menschen uns als wirklich gleichberechtigt fühlen müssen. An allen andern Orten, die wir am Sonntag besuchen können, treten uns die Unterschiede in der menschlichen Gesellschaft aufs schroffste entgegen. Im Hause Gottes hebt der Geringe sein Haupt empor; im Hause Gottes schlägt der Hohe seine Augen nieder. Hier stehen wir alle als Kinder desselben himmlischen Vaters und als Sünder, die in gleicher Weise ermangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen. Was nun die Anzahl der Stunden betrifft, die wir auf den öffentlichen Gottesdienst oder besondere Andachts-Uebungen verwenden sollen, oder auf die Werke der Liebe, die man Sonntags thun will, so richtet sich das Alles nach den Gaben eines Jeden, und selbst nach dem Grade der Frömmigkeit, zu dem man gelangt ist. Gott hat keine genaue Richtschnur über die Benutzung des Sonntags gegeben. Der Sonntag muß im Geist christlicher Freiheit gefeiert werden und nicht in einem Formendienste, wo man mehr auf das Aeußere als auf die Stellung des Herzens sieht. Man könnte den ganzen Sonntag in Andachtsübungen zugebracht und ihn doch wenig geheiligt haben. Selbst wenn Jemand jeden Sonntag mehrere Versammlungen besuchte, würde dieser Tag ihm wenig nützen, wenn er keinen Augenblick der stillen Einkehr hätte, um sich mit dem Herrn zu unterhalten, sein Gewissen zu prüfen, Ihm seine Sünden zu bekennen, zu Ihm zu beten, sowohl für sich, als für alle Menschen und besonders für das Volk Gottes, und endlich, um mit Sammlung die heilige Schrift zu lesen und zu betrachten. Wegen Mangels an solcher Zeit der Sammlung haben viele Christen so wenig Nutzen

vom Sonntag, indem sie, anstatt direkt mit Gott zu verkehren, es nur durch Vermittlung derer thun wollen, die beim öffentlichen Gottesdienst beten oder reden. Das Wesentliche für die Heiligung des Sonntags ist dieses: zu wissen, daß dieser Tag dem Dienste des Herrn geweiht sein, und ein Christ ihn zu nichts Anderm gebrauchen sollte. Darum wird er sich immer mehr losreißen von weltlichen Geschäften oder Dingen, die ihn von der Gegenwart des Herrn entfernen. Bei allem, was wir thun und treiben, bei Mahlzeiten, Spaziergängen und Unterhaltungen, sollen wir die Heiligkeit eines solchen dem Herrn geweihten Tages empfinden. Sind doch die so gefeierten Sonntage die beste Vorbereitung für den Himmel. Wer den Sonntag lieb hat, ist wie für den Himmel gemacht; wer ihn nicht lieb hat, dem würde es wohl selbst in der ewigen Ruhe Gottes nicht gefallen.

Doch damit sind wir schon auf das Gebiet der wahren, christlichen Sonntagsfeier übergegangen, und diese weiter zu behandeln, lag nicht in der Absicht des Verfassers.

Zur inneren Mission.

(Eingesandt von P. L. Haas.)

Unsere Synode betrachtet gewiß mit Recht die innere Mission als eine sehr wichtige, ihr gestellte Aufgabe, deren Vernachlässigung sich sehr bald an der Synode selbst rächen müßte. Ist doch der Betrieb der inneren Mission ein wesentlicher Factor der schnellen Ausbreitung der Synode nach allen Seiten hin.

Wer nun aber in der Arbeit mit drinnen steht, und erfährt, wie die jetzige Art und Weise des Betriebs arbeitet, der wird zu der Ueberzeugung getrieben: Die Verwaltung der inneren Mission sollte eine Reorganisation erfahren. Man vergegenwärtige sich doch einmal, wie jetzt die innere Mission getrieben wird.

Die Synode zählt 13 Distrikte, von denen jeder ein Missionscommittee, bestehend aus wenigstens 3 Gliedern (incl. Distriktspräses) hat. Das gibt mit der Synodalmissionsbehörde zusammen wenigstens 42 Mann; es sind aber eher mehr.

Jede Distriktscommittee sucht nun ihrerseits in ihrem Distrikt die Sache der inneren Mission nach Kräften zu fördern. Da wird berathen, werden Sitzungen gehalten, Correspondenzen geführt rc. Schließlich stellt jede Committee ihre Bedürfnisse zusammen; jede sucht möglichst viel für ihren Distrikt zu bekommen.

Nun laufen alle diese Voranschläge in die Hände der Synodalmissionsbehörde und siehe, da stellt es sich heraus, daß wenigstens die doppelte Summe gefordert ist, als was in der Kasse zur Verfügung steht. Da wird also da abgezogen, dort weggestrichen, ein oder etliche Posten fallen ganz weg. So verändert gehen die Voranschläge zurück. Da gibts nun Enttäuschung und Unzufriedenheit, die sich bis hinaus in die Arbeitsfelder erstreckt. Denn

weil der Theile so viele sind, muß mancher Bruder mit weniger zufrieden sein als er erbeten hatte, und doch hat er vorher schon möglichst wenig erbeten und knapp genug gerechnet!

Bedenkt man nun, welch ein Aufwand von Arbeit in sämmtlichen Committeen nöthig war, um zu einem Ergebniß in Betreff der Bedürfnisse zu kommen, bedenkt man, daß sie alle ihre Rechnung ohne den Wirth machen (wie man zu sagen pflegt), so daß es in sehr vielen Fällen heißt: Beschließet einen Rath und es werde nichts daraus! Bedenkt man endlich die Mühe der Synodalbehörde, die es ja nicht allen recht machen kann und dafür oft nur Undank erntet; bedenkt man weiter die bedenkliche Erscheinung, daß die Distrikte, weil sie aus der Synodalmissionskasse nicht genug bekommen, anfangen sich selbst zu helfen, so daß in der Folge die Kasse noch weniger einnimmt. Wird alles das erwogen, so wird man mir beistimmen, daß eine Reorganisation des Betriebs der inneren Mission nöthig sei.

Aber wie soll das geschehen? Es mögen da verschiedene Wege eingeschlagen werden. Ein Weg wäre: Auflösung der Centralkasse und Betrieb durch jeden Distrikt. Dann aber würde, wie ich fürchte, gerade da, wo es am nöthigsten ist, die innere Mission am wenigsten betrieben werden, weil es an Mitteln fehlte. Darum würde ich lieber den andern Weg vorschlagen: Man stelle die innere Mission unter einen Verwaltungsrath, der ganz analog dem der äußeren Mission zu arbeiten im Stande ist, wobei die Distriktscommitteen in Wegfall kämen. Hat ein solcher Verwaltungsrath die ganze Vollmacht über die Kasse, dann kann er stets wissen, wie viel er hat und wie viel er ausgeben darf. Würden etwa die Distriktspräsides ex officio zu solchem Verwaltungsrath ernannt, so hätte jeder Distrikt seine Vertretung und es könnte mit weniger Arbeit dasselbe geleistet werden, was jetzt der gewaltige Apparat von 13 Committeen leistet. Zugleich würde eine Last von den Schultern der Ehrw. Synodalbeamten gewälzt, die jetzt das undankbare Amt als board of equalization verrichten müssen, und es dabei keinem recht machen können.

(Bemerkung der Redaktion.)

Ein Vorschlag der gemacht werden könnte ist: Einen Vertheilungsmodus festzusetzen der einerseits den Distrikten einen Anspruch an die von ihnen aufgebrachten Gelder gewährte, andererseits aber auch der allgemeinen Kasse für innere Mission eine größere Summe zur Verwendung übrig ließe. Würde z. B. der Modus, nach welchem von den Distriktskassen je $\frac{1}{2}$ der Einnahmen an die Synodalkasse abzuliefern ist, in Beziehung auf die Missionskasse in der Weise angewendet, daß die eine Hälfte der aus jedem Distrikt kommenden Gelder für innere Mission der allgemeinen Kasse, dagegen die andere Hälfte dem Distrikt zufiele, so wäre jedem Distrikt von vornherein eine bestimmte Summe gesichert, die von seiner eigenen Thätigkeit abhängt und ihm nicht entzogen werden kann, so lange er selbst glaubt, derselben zu bedürfen. Andererseits bliebe auch der synodalen Missionskasse eine ausreichende Summe,

um denjenigen Distrikten auszuhelfen, deren Kräfte für ihr eigenes Missionsgebiet nicht ausreichen und für diejenige Missionsthätigkeit, welche für die Ausdehnung des Gebietes der Synode unbedingt erforderlich ist.

Dadurch würde ein Dreifaches erreicht. Erstens wäre über die Hälfte der Gaben für innere Mission schon verfügt ohne besondere Arbeit des synodalen Missionscommittee; zweitens könnten solche Klagen über Verkürzung nicht vorkommen, wie sie sich im Protokoll des Süd-Illinois-Distriktes (Seite 14) finden, und endlich würde sowohl jeder gerechte Grund, wie auch jeder ungerechtfertigte Vorwand dafür wegfallen, daß einzelne Distrikte zur Selbsthülfe greifen.

Gerade dieses letztere ist für das Gedeihen der inneren Mission insofern bedenklich, als in Distrikten, die vielleicht mit einem gewissen materiellen Rechte und unter dem Drucke der Nothwendigkeit von dem richtigen und durch die Generalsynode von 1877 sanktionirten Grundsatze, daß „die Ausgaben für innere Mission der Synode aus einer gemeinschaftlichen Kasse bestritten werden," abgedrängt werden, sich mit der besondern Kasse leicht auch ein Sondergeist bilden kann, von dem die Synode im Ganzen als eine Art Ausland betrachtet wird, dem gegenüber man vor allen Dingen seine Unabhängigkeit wahren müsse.

Auf der andern Seite wird man zugestehen müssen, daß die Billigkeit erfordert, daß die Leistung und Leistungsfähigkeit der Distrikte bei der Berücksichtigung ihrer Ansprüche auch mit in Betracht gezogen werden dürften. Theilt man den Distrikten von vornherein etwa die Hälfte des von denselben aufgebrachten Geldes zu, so ist das gar keine so große Aenderung der thatsächlich schon bestehenden Verhältnisse, wie die folgende Tabelle es darstellt.

Name des Distrikts.	Collektirt für innere Mission im Jahre 1887.	Bewilligt für innere Mission im Jahre 1888.	Summe der stimmfähigen Glieder und der bedienten aber nicht an die Gemeinden angeschlossenen Familien.
Maryland	$ 47	$ 400	3596
New York	622	350	5586
Ohio	480	250	6647
Michigan	294	830	4563
Indiana	785	400	6572
Süd-Illinois	616	50	4751
Nord-Illinois	982	1425	7626
Wisconsin	240	550	3108
Minnesota	184	928	1572
Iowa	517	375	2381
Missouri	1182	960	5980
Kansas	482	2225	2743

Von den zwölf Distrikten, welche in derselben angeführt sind, haben sechs mehr aufgebracht als sie zugewendet erhielten. Die Gesammtsumme dessen,

was als Ueberschuß von sechs Distrikten an die gemeinsame Kasse kam, beträgt rund $1800. In Wirklichkeit waren also nicht etwa $8500 zu vertheilen, sondern nur jene $1800 plus der Hälfte des Reinertrags des Friedensboten etwa $3700, also im Ganzen etwa $4500. Besieht man sich die Sache weiter, so findet sich, daß etwa die Hälfte davon für Missionszwecke auf Gebieten verwendet worden ist, die zwar nominell dem Missouri- und Kansas-Distrikt zugerechnet werden, faktisch aber niemals zu dem Gebiet jener Distrikte gehören können, sondern so bald wie möglich eigene Distrikte bilden müssen. (Ist mit Texas schon geschehen.)

Diese unnatürliche Verbindung eines weit entlegenen Missionsfeldes mit einem Distrikt wird dem Distrikt zur Last und der Missionsarbeit nicht zum Vortheil. Es hat daher auch seiner Zeit der frühere VII. (jetzt Kansas Distrikt) den Antrag an die Generalsynode gestellt, es möge ihm die Mission in Californien abgenommen und von der Generalsynode betrieben werden. Der Antrag ist abgewiesen worden; sieht man aber genauer zu, wie der betreffende Beschluß der Generalsynode lautet, so kann man sich der Erkenntniß nicht erwehren, daß die Frage, welche hier in der Form dieses Antrages auftauchte, zwar kurzer Hand beseitigt, aber keineswegs erledigt worden ist. Der betreffende Beschluß lautet nämlich: „Weil die Synode nur durch die Distrikte innere Mission treiben kann und nach den Statuten dieser Betrieb geregelt ist, so kann die Synode sich nicht darauf einlassen, dem bisherigen VII. oder jetzigen Kansas Distrikt die Mission in Californien abzunehmen. Weil aber die Reisekosten der Pastoren in Californien auf die Konferenzen ihres Distriktes so groß sind, so soll der § 21 der Synodalstatuten auf die californischen Brüder zunächst keine Anwendung finden."

Es ist nun schon ein mißlich Ding, wenn man Grundrechte, wie die Statuten, ohne weiteres suspendirt, um einen Beschluß einer Versammlung möglich zu machen, die unbedingt an die Beobachtung dieser Grundrechte gebunden und zu ihrer Handhabung und Wahrung verpflichtet ist. Muß man, um einen Beschluß aufrecht zu erhalten, einen Paragraphen der Statuten außer Kraft setzen, so ist das ein Beweis, daß der Beschluß mit den Statuten nicht vereinbar ist. Doppelt mißlich aber ist die Suspendirung einer ausdrücklichen Bestimmung der Statuten, wenn dieselbe geschieht zu Gunsten eines Grundsatzes, der in den Statuten nirgends ausgesprochen und der vorliegenden unbestimmten Fassung weder richtig noch allgemein gültig ist.

Selbstverständlich ist allerdings das, daß die Synode innerhalb des Gebietes der Distrikte nur durch die Distrikte innere Mission treiben kann; ebenso selbstverständlich aber ist es auch, daß sie außerhalb dieses Gebietes nicht an die Distrikte gebunden ist. Es wird nun Niemand behaupten wollen, daß Californien innerhalb des Gebietes des Kansas Distriktes liege oder Texas innerhalb des Gebietes des Missouridistriktes gelegen habe. Ebensowenig bildet der Missouri Distrikt mit Texas als Anhängsel, oder Kansas Distrikt mit dem ihm angehängten Californien geographisch ein

abgeschlossenes und begrenztes Gebiet, wie das von § 26 der Statuten verlangt wird.

Würden nun die faktisch zur Vertheilung kommenden Gelder nach einer bestimmten Rate zwischen der Mission innerhalb der Distrikte und der Mission außerhalb der Distriktsgrenzen getheilt und würde für den letzteren Zweck nicht weniger als ein Drittel und nicht mehr als die Hälfte der noch zu vertheilenden Summe festgesetzt, so wären unter die sechs Distrikte, welche faktisch noch etwas aus der Missionskasse erhielten, noch $2500 bis $3000 zu vertheilen gewesen. Es gäbe das im Durchschnitt $400 bis $500 auf einen der Distrikte. Würde man nun ferner bedenken, daß kein Distrikt mehr als das Doppelte der Durchschnittssumme erwarten kann und jeder wenigstens die Hälfte derselben erwarten darf, so wäre bei einiger Umsicht sowohl die Höhe der Forderungen seitens der Distrikte, sowie die entsprechende Gewährung seitens der vertheilenden Behörde ziemlich leicht zu berechnen, so daß ein starkes Verrechnen nicht wahrscheinlich wäre. Außerdem würde der Betrieb der innern Mission an Festigkeit und Stetigkeit gewinnen, da den einzelnen Missionsgebieten gegenüber weder übermäßige Bewilligungen noch völlige Verweigerungen möglich wären.

Freilich bedürften dann die Verhältnisse der innern Mission außerhalb der Distrikte einer besonderen Regelung. Diese ist aber deßwegen möglich, weil die Regelung der innern Mission durch die Statuten (§ 46, 47 und 48) eine so unbestimmte ist, daß man ganz gut behaupten kann, daß die Statuten zwar den Distrikten die Verpflichtung auflegen, in ihrem Gebiete innere Mission zu treiben und über ihre Thätigkeit regelmäßig zu berichten, im übrigen aber freie Hand lassen. Einen Theil der Statuten sollte aber die Regelung der Mission außerhalb der Distrikte nicht bilden, weil dieselbe sich wechselnden Verhältnissen anpassen muß und die Statuten nur auf Antrag einer Mehrheit der Distrikte und durch zwei Drittel Majorität der Generalsynode verändert werden können.

Anschauungs-Unterricht im Rechnen.

(Eingesandt von H. Scherer.)

In manchen Schulen machen die Schüler nicht die gewünschten Fortschritte im Rechnen. Der Schüler laborirt im Dunkeln; das nothwendige Verständniß des Gegenstandes ist nicht vorhanden. Warum nicht? Vielleicht ist der Lehrer mit der vom Schüler geläufig hergesagten Regel zufrieden, während das Kind nicht einmal die Meinung der hergesagten Rule versteht. Hat ein Schüler z. B. keinen Begriff von Kubikfuß, so ist es für ihn von geringem Werth zu wissen, daß 128 Kubikfuß ein Cord macht. Habe letzthin einem Examen beigewohnt. Der Prüfende diktirte seinen Schülern: "Principal 2000 Dollars, per cent 6, time 6 years, 2 months, 10 days, find the interest!" — Gleich waren die Schüler mit der Antwort bereit. Ein Sachkundiger richtete dann folgende Fragen an die Klasse: „Was ist

1 per cent? 2 per cent? ½ per cent?" u. s. f. Allgemeines Stillschweigen. Die Schüler hatten keinen klaren Begriff von percentage. Der Unterricht im Rechnen muß eben anschaulich betrieben werden. In Mensuration z. B. lasse man einen Schüler einen Kubikzoll machen, einen andern einen Kubikfuß, den dritten einen rechtwinkligen Körper, den vierten einen Cylinder u. s. f. Beim Unterricht in Currency bringen Lehrer und Schüler alle nur möglichen Münzen und erklärt der Lehrer den Unterschied zwischen Federal, German and French coins. Ist die Klasse in Compound Numbers, brauche Wage und Gewicht und zeige wie verschiedene Sachen gewogen werden. Wiege Sachen wie Salz, Zucker, Kaffee 2c. und formire dann the Table of Avoirdupois Weight. Dann wiege Gold- und Silbersachen und formire the Table of Troy Weight. Zeige den Unterschied zwischen dem Gewicht von einem Pfund Gold und einem Pfund Kaffee. Werden die Tabellen auf diese Weise gelehrt, vergißt sie der Schüler nie, und das Rechnen geht leicht, weil — es „Licht" geworden ist.

Wie ist der geographische Unterricht in unsern Volksschulen zu betreiben?

(Eingesandt von W. H. Blankenhahn.)

Im Hinblick auf mancherlei Hindernisse, welche die Wirksamkeit eines Elementarlehrers und besonders hier in Amerika in unsern deutsch-englischen Schulen hemmen, bedarf es keines Beweises, daß die Hauptunterrichtsgegenstände, als Religion, Lesen mit Sprachlehre, Schreiben und Rechnen, wenn sie bleibende Frucht bringen sollen, dem Lehrer eine schwere Aufgabe bieten und wenig Zeit übrig lassen für den Unterricht in den Realien. Man sollte dem Unterricht in den Realien, also auch dem geographischen, nur unter günstigen Verhältnissen, z. B. in den Stadtschulen, wo die Kinder täglich zur Schule kommen können, was auf dem Lande sehr oft nicht möglich ist, besondere Stunden auf dem Stundenplane einräumen. In vielen Fällen wird derselbe nur an das Lesebuch und an das Lesen anzuknüpfen haben. Diese Anknüpfung ist freilich mit dem Lesen allein nicht abgethan. Entweder soll man frei erzählen und dann den betreffenden Abschnitt des Lesebuches als Wiederholung nachlesen lassen, oder man sollte lesen lassen und hiernach abfragen und zugleich erweitern und erklären.

Was nun zunächst den Unterricht in der Geographie anbelangt, so sollte sich dieser in seinen ersten Anfängen an den methodischen Grundsatz halten: Gehe vom Nahen zum Entfernten, vom Bekannten zum Unbekannten über. Die Heimath ist für das Kind seine erste kleine Welt in der großen Welt; daher die Heimathskunde der natürliche Ausgangspunkt, wie der Kern- und Mittelpunkt seiner gesammten Erdkunde. Dr. F. W. Schütze sagt: „Wenn der Sinn für Geographie beim Kinde nicht an der Heimath geweckt und geübt wird, dürfte er später nimmermehr oder doch nur in besondern Fällen noch

geweckt werden. Und doch finden sich immer noch Lehrer, denen Heimathskunde ein unbekannter, wohl gar unnützer Gegenstand ist." Pestalozzi erzählt von einem Schulmeister, der seine Dorfjugend so vortrefflich in der Erdkunde unterrichtete, daß sie genau den Weg nach Ostindien angeben konnten, desto schlechter aber um Wege und Stege beim Dorfe Bescheid wußten. Rousseau sagt: „Ich behaupte, daß kein zehnjähriges Kind, das zwei Jahre Unterricht in der Erdkunde gehabt, sich nach den ihm gegebenen Regeln von Paris nach St. Denis finden könne, ohne sich zu verirren. Den Grund jener praktischen Unfähigkeit findet Rousseau darin, daß man die Kinder nur Karten kennen lehre, nur Namen von Städten, Ländern, Flüssen, die für die Schüler nirgends als auf den Karten existiren, auf welcher sie ihm gezeigt werden; dagegen räth er, den geographischen Unterricht damit zu beginnen, daß die Schüler sich in der Umgegend des Wohnorts orientiren und von ihr eine Karte entwerfen lernen. Man gehe also vom Wohnorte des Kindes aus und bringe diesen mit seinen Umgebungen zur Anschauung. Der Lehrer mache dabei die Kinder mit der Lage des Wohnorts zu andern Orten, den Himmelsgegenden und mit den sich hieran reihenden nothwendigsten geographischen Vorbegriffen, z. B. Berg, Gebirge, Thal, Quelle, Bach, Fluß, Strom, Mündung, See, Insel, Halbinsel, Dorf, Stadt u. s. w., auch mit den verschiedenen Ständen und Erwerbszweigen, dem Begriff von Obrigkeit und Gesetz bekannt. Nachdem die Kinder mit dem Wohnorte bekannt gemacht worden, mache der Lehrer dieselben aufmerksam, daß sie jetzt einen ganz kleinen Theil der großen Erde kennen gelernt haben. Nunmehr mache der Lehrer die Kinder zunächst mit dem Globus bekannt. Hierauf könnten nun die wichtigsten Lehren aus der mathematischen Geographie, namentlich die Kugelgestalt und Bewegung der Erde, ihre Größe, Umfang und Durchmesser, Tag und Nacht, heiße, gemäßigte und kalte Zonen, Thiere und Hauptprodukte derselben in faßlich gemachter Weise mitgetheilt werden. An der auf dem Planiglobium dargestellten östlichen und westlichen Halbkugel der Erde zeigt der Lehrer dem Schüler Wasser und Land und das Größenverhältniß des ersteren zum letzteren. Er giebt die Anschauung und die Namen der das Land einschließenden großen Meere nach einer bestimmten Reihenfolge. Dann macht er die Schüler mit den fünf Erdtheilen bekannt. Ebenso mache der Lehrer die Kinder mit der Lage, dem Flächenraum und ihrem Größenverhältniß zu einander bekannt. Ferner sollen die Kinder einiges von den Hauptgebirgszügen, Hauptgewässern und von dem Merkwürdigsten aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, sowie von den Menschenracen hören. Unter Zugrundelegung einer guten Karte, deren Einrichtung vorher genau besprochen werden muß, lernen alsdann die Kinder das Wichtigste aus dem Staate, wozu der Wohnort, von welchem auszugehen ist, gehört, und so dehnt sich der Unterricht allmählich über den ganzen Staat, dann über die angrenzenden und so weiter über die ganzen United States of North America aus.

Von dem Staate, in welchem der Wohnort liegt, sind die Lage, Grenzen, Einwohnerzahl, Beschäftigung derselben, Produkte, Gebirge, wenn solche

vorhanden sind, Flüsse, Hauptstadt und Städte in der Hauptsache durchzunehmen und ebenso ist mit den anderen Staaten zu verfahren. Alsdann sollten die Kinder einen gedrängten Ueberblick über Europa, Deutschland im Allgemeinen, und die übrigen Erdtheile erhalten.

Oefteres Wiederholen ist sehr nothwendig, wenn die Arbeit Frucht bringen soll.

Ueber Lehrerbildung.

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

Motto: Drei Dinge machen den Meister: Wissen, Können und Wollen.

Von seinen Rechten spricht man lieber als von seinen Pflichten. Eine Berechtigung zur Betonung der Rechte liegt dann vor, wenn für irgend eine Person oder einen Stand dieselben den Pflichten nicht entsprechen. Ist dies nicht in Bezug auf den Lehrerstand der Fall? Giebt es nicht noch viele Dinge, die zu verlangen er ein Recht für sich in Anspruch nehmen muß, eben in Hinblick auf seine Verpflichtungen? Es darf darum niemand wunder nehmen, wenn in unserer Fachpresse mit besonderem Nachdruck auf die äußere Verbesserung unserer Lage hingewiesen wird. Rechte und Pflichten! Ist nicht von maßgebender Seite oft anerkannt worden, daß der Lehrerstand seine Pflicht erfülle? Liegt also ein Grund vor, von dieser zu sprechen? Man möchte annehmen: nein. Und doch, die soeben angeführte Anerkennung hat ihre große Gefahr; sie kann zum Ruhepolster für einzelne, ja, für den ganzen Stand werden. Darum ist ein zeitweiliger Hinweis auf die Pflichten wohl berechtigt. Sodann: Wenn aus der Erinnerung an die Pflichten das Streben hervorgeht nach Vervollkommnung in Erfüllung derselben, dann wird der Stand innerlich — und hoffentlich auch äußerlich gehoben. Eine der besten Waffen im Streite gegen Uebelwollen, Vorurtheil und Mißachtung scheint mir die Hebung der Lehrerbidung zu sein. — Ist denn aber eine Hebung der Lehrerbildung möglich und ist sie nöthig? Die Nothwendigkeit ist es zunächst, die von heuchlerischen Freunden und heimtückischen entschieden geleugnet wird. Ein gebildeter Lehrerstand soll ja nach ihnen staatsgefährlich sein. Auch die Möglichkeit wird von Schwachsinnigen bestritten. Eine Hebung der Bildung muß aber möglich sein, und darum ist sie es. Und nothwendig ist sie um des Wohles unseres Standes willen; denn Hebung der Bildung heißt Erhöhung der Leistungsfähigkeit, Vergrößerung des inneren Werthes, Vermehrung der Lebenskraft des Standes. Wer aufhört zu streben, fängt an zu sterben.

Der Lehrer erhält seine Ausbildung auf dem Seminar; auf dieses muß ich demgemäß die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. Klingt es nicht wie ein Vorwurf gegen dasselbe, wenn ich von einer nothwendigen Hebung spreche? So gieb, Verfasser, wird man mir zurufen, die Mängel an, die nach deiner Meinung vorhanden sind; weise uns nach, wo du Unvollkommenheiten entdeckt haben willst — und wir werden dich gebührend zurückweisen! — Es sei

fern von mir, Anschuldigungen auszusprechen; noch viel weniger möchte ich einzeln vorkommende thatsächliche Uebelstände als allgemein vorhandene an die Oeffentlichkeit bringen; denn nichts erscheint mir ungerechter als dies. Nicht Kritik zu üben sei meine Aufgabe, sondern das darzustellen, was nach meiner Meinung erstrebenswerth ist. Und dies halte ich für eine angenehme Aufgabe, weil ich der festen Ueberzeugung sein darf, daß gar mancher Amtsgenosse gleiche oder ähnliche Wünsche hegt; angenehm, weil ich weiß, daß viele, die es angeht, das bereits thun, was ich mir als das Richtige denke; weil ich hoffe, daß das Gesagte nirgends verbitternd, hier und dort aber anregend, vielleicht in einzelnen Fällen auch bessernd wirken kann.

Wer von ganzem Herzen Lehrer ist, dem muß die Stellung eines Seminarlehrers, eines Lehrerbildners, als eine der schönsten, aber auch der arbeits- und verantwortungsreichsten erscheinen. Ich sage: unseres Standes. Ja, das ist die erste Forderung, die ich an den Seminarlehrer stellen möchte, daß er sich aus vollster Ueberzeugung, ohne jeden Rückhalt zum Volksschullehrerstande rechnet. Mögen die Lehrer anderer höherer Anstalten der Meinung leben, sie stehen über den Volksschullehrern, die Seminarlehrer gehören zu uns. Sie sollen die Ersten, die Edelsten, die Tüchtigsten unseres Standes sein, nicht über, sondern zu demselben stehen. Man müßte blind sein, wollte man nicht sehen, daß dieser Wunsch schon zum Theil erfüllt ist. Man gehe in die Städte mit Seminaren und besuche die Lehrervereinsversammlungen, und man wird Seminar- und Volksschullehrer in gemeinsamer Arbeit finden. Und es sind fürwahr nicht die Schlechtesten unter ihnen, die da erklärt haben: „Wir gehören zu euch; wir fühlen, streben und kämpfen mit euch. Uns soll nicht die äußere Besserstellung überheben oder der Gedanke an etwaige Nachtheile muthlos machen.“ Doch das Gefühl der Zugehörigkeit zum Volksschullehrerstande darf sich nicht blos im Verkehr äußern, sondern es muß die gesammte Amtsthätigkeit des Seminarlehrers beeinflussen. Wirkend erst erhält es seinen Werth. Bestimmend muß es sein bei der Aufnahme von Zöglingen, für den Verkehr mit den Schülern, für die Ertheilung des Unterrichts, für die gesammten Einrichtungen des Seminars.

Eine der wichtigsten Lebensfragen des Lehrerstandes ist schon die Art, in der die Aufnahme der Zöglinge ins Seminar erfolgt. Wir müssen die verachten, die es verschulden, daß unwürdige Glieder in den Lehrerstand gelangen. Verschulden, sage ich. Es ist ja gewiß, daß trotz größter Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit Irrthum möglich und thatsächlich ist; wenn aber je die Ansicht herrschend ist: Wir müssen die Klassen füllen, gleichviel, welcher Beschaffenheit die Schüler sind; wenn andere Gesichtspunkte maßgebend gemacht werden als die Fähigkeit, die nach menschlichem Ermessen einstige Tüchtigkeit gewährleistet, dann tritt die Schuld ein für die, welche andere Gesichtspunkte aufstellen, und für die, welche sie befolgen. Ebenso ist es Schwachheit, in Hinblick auf den Stand unverzeihliche Schwachheit, Schüler, die sich als untüchtig erweisen, immer und immer wieder zu

halten, von Klasse zu Klasse weiter rücken zu lassen, sie schließlich auch zur Prüfung zuzuziehen. Gerade dann möge der Gedanke an das *Wohl des Standes* die Seminarlehrer beherrschen, wenn die Zahl der Anmeldungen sich mindert, wenn die Klassen leer zu werden drohen, wenn Lehrermangel in Sicht ist. Der Lehrermangel, so beklagenswerth er an sich ist, lenkt zuerst und am besten die Augen der maßgebenden Kreise auf vorhandene Uebelstände; möge er nie dazu Ursache werden, daß untüchtige Leute in unseren Stand gelangen! Ein standesbewußter Seminarlehrerstand wird dies zu verhindern wissen.

Maßgebend sei der Gedanke an die Zugehörigkeit des Seminarlehrers zum Volksschullehrerstande *für den Verkehr desselben mit den Zöglingen!* Jünglinge von 18 und 20 Jahren sind eben keine Knaben mehr, und wer sie dazu erniedrigen möchte, dem fehlt es am Wichtigsten, an erzieherischem Einsehen und Taktgefühl. Wie wohlthätig muß der Gedanke auf sein ganzes Verhältniß zu den Schülen wirken: Die jetzt deiner Obhut anvertraut sind, sie werden deine Amtsgenossen sein, dazu berufen, Gleiches mit dir zu erstreben, gleichen Idealen nachzueifern, wo du sie dir gebildet hast!

Bestimmend sei das Bewußtsein, daß es einstige Lehrer sind, die er zu bilden hat, vor allem *für die Unterrichtsweise* des Seminarlehrers. Es ist ja selbstverständlich und wird lediglich der Vollständigkeit wegen hier erwähnt, daß durchgehends Stoffbeherrschung für die Fächer, die ihm übertragen sind, unbedingte Forderung ist. *Wissenschaftliche Untüchtigkeit schließt ohne weiteres von der Berechtigung aus, Seminarlehrer im wahren Sinne des Wortes zu heißen.* An diesem Grundsatze rütteln zu wollen, hieße den Lehrerstand systematisch zu Grunde richten. — Das Standesgefühl muß den Seminarlehrer zu *besonderer Treue im Berufe* antreiben. Wie anspornend und ernstmahnend zugleich ist die Ueberlegung: Die jetzt zu deinen Füßen sitzen, sie sind es, denen du selbst die Fackel in die Hand gibst, mit der sie einst deine Arbeit an ihnen beleuchten; du selbst gibst ihnen den Maßstab und die Fähigkeit, diesen zu gebrauchen, um dich zu messen! Und hast du mit Segen an ihnen gewirkt, dann wird dein Bild in ihren Herzen fortleben, begeisternd und erfreuend bei der Ausübung des schweren Berufs! Noch ist die Dankbarkeit in Lehrerkreisen nicht erstorben.

Liebe zum Lehrerstande darf also nicht blos ein Schlagwort im Munde des Seminarlehrers sein; sondern sie muß wahrhaft im Herzen wohnen, seine Wirksamkeit befruchtend. Dieses unbedingt nöthige Standesgefühl würde sich aber von selbst ergeben, ja, es würde wohl in vieler Hinsicht von Vortheil sein, wenn *die Besetzung der Seminarlehrerstellen* wenigstens zum größten *Theil — aus den Reihen der im Volksschuldienste stehenden Lehrer erfolgte.* Männer, die in hervorragender Weise sich in ihrem Amte tüchtig gezeigt haben, die durch Treue im Berufe, Lehrgeschick und vor allem durch Charakterfestigkeit und echten Lehrsinn sich auszeichnen, die außerdem ein oder mehrere Gebiete der Wissenschaft mit aller

Gründlichkeit bearbeitet haben, die gehören an diese Stelle. Vor der Berufung Bewährung! —

Es ist eine ganz eigenartige Schülermischung, mit der das Seminar seinen Unterricht zu beginnen hat. Hier sitzt ein bausbackiger Bauernknabe, dort ein ehemaliger Quartaner des Gymnasiums; dieser hat schon „Alschebra" getrieben, von jenem ist nur Dürftiges zu erlangen. So erscheint es als die erste Aufgabe, auszugleichen. Freilich dürften in Rücksicht auf die hohen Ziele, die sich das Seminar zu stellen hat, die Anforderungen an Wissen und Können der Aufzunehmenden nicht gar zu geringe sein. Das Endziel einer guten einfachen Bürgerschule sollte als Mindestes gelten. In den ersten Jahren muß sich der Seminarunterricht auch methodisch an die Volksschule anschließen. Aber mit der Zeit muß ganz entschieden eine Aenderung eintreten. Es ist doch zweifellos ein großer Unterschied zwischen dem unterrichtlichen Wirken an Schulkindern und an Jünglingen. Wenn man also von „vorbildlichem Unterrichte" im Seminare in dem Sinne spricht, daß der Seminarlehrer seine Zöglinge so unterrichten soll, wie dieser später seine Schüler, so kann sich das nur auf die unteren Klassen beziehen, auf die oberen nur mit so bedeutenden Einschränkungen, daß von vorbildlichem Unterrichte in obigem Sinne nicht die Rede sein kann. Es steht unbestritten fest, daß der Volksschulunterricht von der Anschauung ausgehend, Konkretes verknüpfend, einfache Abstraktionen gewinnen muß. Einfach müssen in jedem Falle die letzteren sein, ja, als Abstraktion im streng logischen Sinne kann das Gewonnene meist nicht gelten. Das Geistesleben des Kindes haftet am Konkreten. Aber die geistige Bildung kann noch höhere Stufen erklimmen; dies muß während des Jünglingsalters geschehen. Je älter der Schüler wird, um so mehr müssen die Abstraktionen an Tiefe und an Kraft gewinnen; allgemeine Gesichtspunkte müssen die geistige Bildung leitend beeinflussen. Darum muß nun der Unterricht mehr durchgeistigt werden, sich wissenschaftlich gestalten. Der Zögling muß dahin gebracht werden, daß er nach Maßgabe richtig begriffener Gesichtspunkte innerhalb eines Gebietes selbständig einen Schritt vorwärts thun kann, daß er kleine Abschnitte selbständig durchdenkt, daß er aus dem Selbstgefundenen Folgerungen zu ziehen vermag, diese an der Hand der Thatsachen zu prüfen, fremde Meinungen mit der seinigen zu vergleichen und sich für und wider zu entscheiden imstande ist. So weit möglich, soll also der Schüler durch richtiges und lückenloses Denken den Stoff selbst verarbeiten; der Lehrer hat dann nur zu leiten und, wenn nothwendig, zu verbessern. Dazu ist aber erforderlich, daß jeder Unterrichtszweig auch von bestimmten einheitlichen Gesichtspunkten aus behandelt wird, die für den Schüler nach und nach zwingend werden und ihm thatsächlich ein selbständiges Fortschreiten, wenigstens stückweis, erlauben. Ferner geht aus dem Gesagten auch hervor, daß die äußerliche Unterrichtsform diesem Ziele angepaßt sein muß. Die „katechetische" Lehrform ist

— mindestens in der mannigfach verbreiteten wässrigen Form — ungeeignet, ebenso die rein vortragende; als die zweckmäßigste dürfte die „dialogische" aufzufassen sein. Es würde zu weit führen, wollte ich über das Wesen derselben mich des weiteren auslassen.

Beispiele mögen das bisher Angedeutete ausführen.

Denken wir an die Wetgeschichte! So bestimmt gefordert werden muß, daß am Schlusse des Unterrichts in diesem Fache eine bestimmte Menge thatsächlichen Wissens vorhanden ist, so wenig darf man in einer bloßen Aneinanderreihung von Thatsachen und Zahlen das Ziel dieses Faches finden. Die geschichtlichen Ereignisse und Zustände haben einen inneren Zusammenhang; diesen auffinden zu lehren, ist die Aufgabe des Geschichtslehrers. Allerdings ist gleich von vornherein vor einem Zuviel zu warnen: Thatsachen kann und darf man nicht erfinden; aber über ihre möglichen Ursachen und Folgen nachdenken, das soll der Schüler lernen. Ist eine Schlußfolgerung, die sich auf Geschichtliches bezieht, falsch, so tritt eben der Lehrer berichtigend ein. Hiebei ist nun die Hauptsache, daß dieser nie versäumt, danach zu forschen, worin das Unrichtige der Folgerung liegt. Gewöhnlich wird dies in der Nichtberücksichtigung der jeweiligen Kulturverhältnisse oder in falscher, bez. ungenauer psychologischer Beobachtung einer geschichtlichen Person zu finden sein. Hiermit sind aber die beiden leitenden Gesichtspunkte für den Geschichtsunterricht angedeutet. Erstens soll also der Schüler so lebendig in die Kulturverhältnisse eines Zeitabschnittes eingeführt werden, daß er die Personen und Ereignisse, Bestrebungen und Erfolge von diesen aus beleuchten kann. Nachzuweisen, wie das der Unterricht erreicht, ist nicht Sache dieser Ausführung; daß aber hier der Platz ist, wo „Geschichtsquellen", Urkunden, Denkmäler, Bilder und ähnl. ausgiebig und von den Schülern selbstthätig ausgenützt werden müssen, darf wohl erwähnt werden. In zweiter Linie haben die geschichtlichen Personen psychologisches und damit nothwendig pädagogisches Interesse. Wer möchte als Erzieher von Lehrern dies außer acht lassen?

Am meisten vorgeschritten in methodischer Beziehung ist unter den Sachunterrichtsfächern die Erdkunde. Die geistvollen Lehren eines Ritter, Peschtl u. a. sind auf fruchtbaren Boden gefallen, und schon seit Jahren haben es tüchtige Schulmänner mit Erfolg versucht, die umgestaltenden Gedanken dieser Männer auch für den Volksschulunterricht zu verwerthen. Wievielmehr gehören sie in den Unterricht des Seminars, aber nicht bloß dem Namen, sondern dem Wesen nach! Und welches ist das Wesen dieser Bestrebungen? Es ist die Absicht, die Erscheinungen des Erdenlebens in Zusammenhang zu bringen, Ursachen und Folgen als solche zu erkennen, das Thatsächliche nicht bloß kennen, sondern erklären zu lernen. Fürwahr, ein Unternehmen, werth, daß viele Berufene ihre ganze Kraft für dasselbe einsetzen. Ehre dem, der daran mitarbeitet, und wäre es auch nur in so fern, als er das Verständniß für diese Bestrebungen anbahnt!

Lange Zeit haben die Naturwissenschaften auf dem Seminar ein kärg-

liches Dasein gefristet; lange haben sie eine Aschenbrödelrolle gespielt. Hoffentlich ist diese Zeit nun vorüber. Wer je in die Lage kommt, aus veralteten Anschauungen heraus in die Bestrebungen der neueren Naturwissenschaft eingeführt zu werden, der kommt sich vor wie ein Wanderer, der vom Berge herab eine neue Landschaft um sich zu sehen meint; es ist dieselbe, die er so manchmal geschaut; aber sie erscheint ihm jetzt in schönerer Beleuchtung, ausgestattet mit Wundern über Wunder. *Eindringen in das Verständniß der uns umgebenden Natur!* heißt ihr nie zu erreichendes, und doch stets zu erstrebendes Ziel. Wohlan, ihr Lehrerbildungsstätten, führt eure Zöglinge hin zu dieser Quelle reinster Freuden! Brecht mit der veralteten Schablone, führt ein in das Verständniß, lehrt die Gesetze ahnen, nach denen die Naturkörper sich entwickeln, sich erhalten, vergehen, in ihren Nachkommen fortleben, aufeinander einwirken und von einander abhängen! Redet nicht blos von der Weisheit des Schöpfers, sondern laßt sie die Zöglinge selbst schauen in den sie umgebenden Dingen! Lehrt, wie man die göttliche, heilige Natur denkend durchwandert; pflanzt die Liebe zu ihr in die jungen Herzen!

Blicken wir auf diese drei Gebiete zurück! Pragmatismus in der Geschichte, Vergleichung in der Erdkunde und Verständniß in den Naturwissenschaften, sind sie nicht im Grunde genommen ein und dasselbe? Sind sie nicht das, was Alexander von Humboldt in unübertrefflicher Kürze und Schärfe als „*Verkettung der Thatsachen*“ in Gegensatz stellt zur „Fülle der Thatsachen“, dem Ziele der älteren Wissenschaft? — Doch was hat sich das Seminar, die Schule der Erziehungskunst, um die Grundsätze der Fachwissenschaft zu kümmern? Nun, man frage sich: Gibt es wohl ein Prinzip, das der Pädagogik mehr zusagen könnte als das genannte? *Ist nicht das Streben nach Verkettung der Thatsachen ohne weiteres methodisch verwendbar?* Ist nicht ein „formal bildender“ Unterricht eben ein solcher, der auf die innere Verknüpfung der Lehrstoffe besonderen Nachdruck legt? Und wenn der Unterricht die Selbständigkeit der Seminaristen in der Verkettung der Thatsachen mit Kraft anstrebt, dann ist er in That und Wahrheit ein „vorbildlicher“ Unterricht. Denn das ist die *Macht des Prinzips, daß es, einmal erzeugt, bestimmend fortwirkt* und so die spätere Thätigkeit des jetzigen Zöglings beeinflußt. — Wie schon angedeutet, sind Vorposten nach dieser Richtung hin bereits in die Volksschulen eingedrungen, am weitesten nach vorn in der Erdkunde (Richter, Weigelt u. s. w.), zur Jetztzeit regt es sich vor allem auf naturkundlichem Gebiete (Roßmäßler, Scheller, Junge u. a. m.), und auch bezüglich der Weltgeschichte sind Anläufe gemacht (Biedermann, die Reinschen Schuljahre u. a.).

Bedeuten aber diese Bestrebungen nicht eine einseitige Betonung des rein Verstandesmäßigen? Wie verhalten sie sich zum Hauptziele der Erziehung, zur sittlich-religiösen Bildung? Schon oft ist ausgesprochen worden, daß sachliche Bildung an sich nichts mit der Sittlichkeit zu thun hat. Man erwäge

ferner wohl, daß die Sittlichkeit erst dann wahren Werth erhält, wenn sie nicht einem dunklen Triebe, sondern einem klaren sittlichen Urtheile entspringt, und dieses zu erzeugen, dazu ist die oben angedeutete Geschichtsbehandlung vorzüglich geeignet. Und weiter: Was könnte jemand hindern, in dem ursächlichen Zusammenhange geschichtlicher Thatsachen das Walten einer sittlichen Persönlichkeit, eines heiligen und gerechten Gottes, zu erkennen? Wer wehrt es, das Gesetzmäßige in den Erscheinungen des Unorganischen, die Thatsachen des organischen Lebens als Ausdruck der Weisheit Gottes, als Beweise seiner Güte aufzufassen? Niemand hindert daran; aber das Ziel aller Erziehung fordert, daß es gethan wird, und geschieht es, dann erhält die religiöse Bildung mächtige Stützen.

Was von den ausgeführten Gebieten gilt: Durchgeistigung! das möchte vor allem auch auf unsere eigentliche Berufslehre, die Pädagogik, angewandt werden. Dieselbe muß sich auf thatsächlich wissenschaftlicher Grundlage aufbauen. Sehen wir der Vereinfachung wegen von der körperlichen Erziehung ab, so finden wir als die Grundpfeiler der Erziehungskunst die Sitten- und die Seelenlehre. Jene zeigt das Ziel, diese den Weg. Wieviele schöne, beherzigenswerthe Worte sind schon über die Nothwendigkeit der Seelenlehre für den Erzieher gesprochen und geschrieben worden! Ein Lehrer ohne dieselbe gleicht fürwahr dem Halbblinden, der nur tastend nach und nach den Weg finden lernt; er ähnelt dem Triebe am Baume, der aus dem Dunkel des Wipfelinneren nach vielen Krümmungen den Weg zum Lichte findet, leicht aber auch verkümmert. Und wenn die Erfahrung zeigt, daß Lehrer ohne „eigentliche psychologische Bildung Vorzügliches leisten", so sind dies Lehrer von Gottes Gnaden, die aber, das beherzige man wohl, durch stete Beobachtung des Kindesgeistes und des eigenen Seelenlebens Erfahrung gesammelt haben und verwerthen. Was hätte eben diesen aber an mühsamen, verfehlten Versuchen erspart werden können! Nur Einsichtslose können die Bedeutung der Seelenkunde für die Erziehungskunst leugnen. Freilich hat der Unterricht in derselben große Schwierigkeiten, die vor allem auch darin liegen, daß sie ein Gebiet ist, auf dem so gegentheilige Ansichten herrschen. Der Lehrer ist gezwungen, sich einen bestimmten Standpunkt zu schaffen. Doch liegen bekanntlich die Gegensätze besonders auf metaphysischem Gebiete und kommen darum für die eigentlich erzieherische Thätigkeit weniger in Betracht. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Christenverfolgungen gibt es zwar nicht mehr; ob aber das gegenwärtige Russifizirungssystem in den Ostseeprovinzen sowie die Maßregeln zur Wahrung des russischen Staatskirchenthums in Wirklichkeit etwas anderes sind, möge man nach Folgendem beurtheilen.

Vor vier Jahren bemerkte Pastor von Ruckteschell, Pfarrer des deutschen evangelischen Diakonissenhauses und des mit ihm verbundenen Hospitals in Petersburg, daß ein ihm fremder Mann allsonntäglich in seiner Kirche erschien, immer auf demselben

Platz sich einfand, kein Auge von ihm wandte und mit sichtbarer innerer Betheiligung der Predigt folgte. Endlich, nach langer Zeit trifft der Unbekannte an der Thür der Sakristei „zufällig" mit ihm zusammen. Da kann jener sich nicht zurückhalten und redet den Pastor an, sagt ihm, er habe ihn bisher vermieden, denn er sei Russe und fürchtete den Pastor zu kompromittiren, nun aber müsse er ihm alles sagen. Und nun erzählt er ihm aus seinem Leben. Er sei gegen den Willen seines Vaters, eines hochgestellten Beamten (v. Woronow), Maler geworden, der Vater habe sich dafür im Zorn von ihm zurückgezogen; dann habe ihn seine Frau (er hatte sehr jung geheirathet) treulos verlassen. Das alles habe ihm das Herz gebrochen und ihn soweit gebracht, daß er sich das Leben nehmen wollte. Da eines Sonntags bat ihn die kleine Tochter seiner Wirthin, er möchte sie doch in die Kirche bringen, die Mutter sei krank. Aus Liebe zum Kinde that er es, und so kam er zum erstenmale in die Kirche des evang. Hospitals. Da ergriff ihn das Wort der Predigt mit Gewalt. Der Herr that ihm das Herz auf, wie der Lydia. Unwiderstehlich fühlte er sich seitdem zur Kirche hingezogen und wurde so aus einem verzweifelten dunklen Menschen ein friedevolles helles Gotteskind. — Welch eine große Freude für den Pastor, als er so erfuhr, daß er hätte dazu dienen dürfen, einer Seele vom Tode zu helfen. Nun wurde es eine innige Freundschaft zwischen beiden — obgleich W. durchaus kein bedeutender Mensch ist und obgleich er nur gebrochenes Deutsch spricht — aber Pastor R. hatte große Freude an seinem kindlich offenen und lautern Wesen und überhaupt liebt man ja wohl die, an denen und für die man arbeiten kann. Sie haben seitdem viel die Bibel zusammen gelesen, viel gebetet, besonders darum, daß das Evangelium doch endlich ein Licht werden möge in allen friedelosen Herzen und Ländern. Des armen W. größter Schmerz war es, daß er nicht zur evang. Kirche übertreten durfte. Jedesmal, wenn zum Abendmahl eingeladen wurde, ging er voll Schmerz aus der Kirche.

So standen die Dinge bis vor Kurzem. Da kam eine dringende Aufforderung an Pastor R., nach Deutschland zu reisen. Es handelte sich um die Rettung eines jungen Menschen, der dort studirt und der sich von Niemand als von ihm beeinflussen läßt. R. beschloß, die Neunundneunzig auf kurze Zeit zu verlassen, um das Eine suchen zu gehen. Der Generalsuperintendent fand den Fall so dringend, daß er in ungewöhnlich kurzer Zeit den Urlaub für R. auswirkte. Der Paß war bereit, am Dienstag sollte er reisen. Es war Sonnabend und er hatte den (frei gewählten) Text Apostelgesch. 16. Aus seinen eigenen Erzählungen wissen wir, daß er noch nie eine Predigt so schnell geschrieben habe; sie „sei ihm geradezu gegeben." Der Advent des Evangeliums in Europa — war das Thema der Predigt. Beim Schreiben wurde er wie nie zuvor ergriffen vom Gedanken: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen; es habe ihn förmlich geschüttelt, so daß er sich immer fragen mußte: was will Gott von mir? Kaum war er mit der Predigt fertig, so trat W. bei ihm ein in großer Erregung: „Du reisest fort? nun kann ich nicht länger warten, du mußt mir morgen mit der Gemeinde das Abendmahl geben. Ich brauche die Stärkung für den Lebenskampf."

Die Folgen, zumal in jetziger Zeit, waren beiden bekannt. Aber nun glaubte R. zu wissen, was der Herr von ihm wollte — er glaubte diese Seele gefährdet, wenn sie länger in der Hinterstellung blieb. — Die Nervenerregung muß schon einen hohen Grad erreicht haben, — bis 3 Uhr Nachts sprachen die beiden mit einander; — die Pastorin konnte ihren Mann in seinem Beruf das zu thun und zu opfern, was er für das Rechte hielt und wozu er bereit war, nicht hindern. — Das war in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag. Den Sonntag schildern Ohrenzeugen seine Predigt, wie sie allen durch Mark und Bein gegangen sei. Auch kühl skeptische Männer seien aufs tiefste erschüttert worden. Es wäre allen zu Muthe gewesen, als ob nun etwas Außerordentliches kommen müsse. Und es kam. Als die Abendmahlsgäste an den Altar traten, kam in ihrer Mitte auch W.! Und dazu sagte R. mit feierlicher Stimme: es sei ein Fremder unter ihnen, der zum erstenmale mit ihnen am Sakrament theilnehme. Dann fragte er W.: Warum kommst du? Er antwortete mit erstickter Stimme: „Weil ich mühselig und

beladen bin und Erquickung brauche." (Das war nicht verabredet, sondern ganz spontan). Die Anwesenden wußten nicht, wie ihnen geschah. — es ist ein Weinen in der Kirche gewesen, als wäre es ein Begräbniß und eine furchtbare Aufregung, denn den Meisten wurde die Situation sofort klar...... Daß dies menschlich nicht klug war, war ja klar; — war es „göttliche Thorheit" (— er wollte ja nicht aus sich so handeln —) hat Gott es zugelassen, so hat er ja auch seinen Zweck dabei. Die offene Art, in der die That geschehen war, entspricht ja ganz dem Charakter R.'s. Er legte später seinem Diakonissenhause den Zusammenhang dar, wenn auch in gehobener Stimmung, so doch mit Ruhe und Klarheit. Wie viele Gebete mögen gerade aus diesem Anlasse um endlichen Anbruch der Gewissensfreiheit in diesem Lande emporgestiegen, wie viele längst geübte Fürbitten gerade hierdurch noch dringender geworden sein um die Brüder, die mit uns denselben theuren Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Noth, Gefahr und Anfechtung leben! — R. zeigte das Geschehene dem Generalsuperintendenten an, welcher davon wie vom Donner getroffen war. Dieser mußte es dem Consistorium, dieses dem weltlichen Gerichte anzeigen. Schwere Gewitterwolken zogen sich drohend zusammen. Die Abreise verzögerte sich bis Mittwoch!

Endlich, Mittwoch, reist R. ab mit W., dem nun der Boden zu heiß wurde. — R. wollte nicht entfliehen, sondern nach Erfüllung seiner Berufspflichten zurückkehren — was freilich nur die, die ihn genau kennen, glauben werden. Am andern Morgen aber ging schon die Schreckensnachricht durch die Herzen: er kommt zurück. An der Grenze hat ihn ein Telegramm des Stadthauptmanns erreicht und er hat telegraphirt: Ich komme! — Was war nun zu erwarten! Das Entsetzen lähmte die Glieder, das Warten war schwer, endlich am Abend kam er — aber wie! Der arme Kopf, die armen Nerven hatten diesem furchtbaren Anprall nicht widerstehen können; er ist sehr, sehr krank. Durch seine Krankheit ist nun die gerichtliche Verfolgung niedergeschlagen, da man ihm seine That nicht zurechnet, — wer weiß, was später noch kommen kann. Nun ist er etwas ruhiger geworden, aber er ist noch immer unklar. Die Krankheit hat ihn gerettet, sonst hätte ihn keine Macht von diesem Schicksal bewahrt, nach Sibirien verbannt zu werden, hinweg von seinem jungen Weibe und seinen fünf kleinen Kindlein!

Ein Oberförster von den Besitzungen des Oberst Paschkoff im Gouvernement Tambow hatte in Petersburg den Versammlungen desselben beigewohnt und von da ab die Gottesdienste der griechisch-orthodoxen Kirche nicht mehr besucht, ohne indessen den Behörden seinen förmlichen Austritt aus dieser Kirche mitzutheilen. Nach dem Lande zurückgekehrt, besuchte er die Gottesdienste der puritanischen und pietistischen Sekte der Molokaner, von welcher gleichfalls auf den Besitzungen des Oberst Paschkoff Mitglieder angestellt sind. Ohne den religiösen Versammlungen selbst zu präsidiren, sprach der Oberförster von der Wahrheit des reinen Evangeliums und daß er nicht mehr an die Vermittlung der Heiligen glaube, auch keine Bilder mehr anbete. Das genügte, denselben verdächtig zu machen. Denn der allmächtige Prokurator des heiligen Synod verfolgt jeden, der irgend wen an dem Glauben der Landeskirche irre macht und die Besitzungen des Oberst Paschkoff werden als Herde evangelischer Propaganda angesehen und sorgfältig von eifrigen Beobachtern überwacht. Im Jahre 1886 wurde der Oberförster von 6—7 Bauern des Dorfes angeklagt, daß er die Heiligen und die orthodoxe Kirche beleidigt habe. Die Worte, welche ihm dabei nachgesagt wurden, standen mit seiner christlichen Gesinnung und gewöhnlichen Ausdrucksweise in schroffem Gegensatz, 4—5 Zeugen waren als überführte Holzdiebe bekannt, deren Rache an dem Oberförster zu Tage lag, so daß ihre Wahrhaftigkeit sehr zweifelhaft war. Dennoch wurde der arme Oberförster im Sommer 1887 vom Gericht verurtheilt und, gefesselt an Händen und Füßen, nach Sibirien transportirt.

Bei einer Unterredung, welche Oberst Paschkoff im letzten Sommer in Deutschland mit dem mächtigen Prokurator Pobedonoszeff hatte, suchte er ihn zu Gunsten seines armen Oberförsters zu stimmen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, das Urtheil wurde nicht zurückgenommen, und der vortreffliche Mann blieb Gefangener im inneren Sibirien.

Ein anderer charakteristischer Zug. P. Suhle, deutscher Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel, wollte im vorigen Sommer nach seiner deutschen Heimath reisen und den Weg über Odessa und Süd-Rußland nehmen. Der russische Agent der Dampfschiffe machte ihn aber darauf aufmerksam, daß durch einen kaiserlichen Befehl allen Geistlichen, welche nicht zur orthodoxen Landeskirche gehören, der Eintritt in Rußland verboten sei, wenn sie nicht einen speziellen Erlaubnißschein der Regierung vorweisen könnten. Der deutsche Gesandte wandte sich darauf an Herrn von Nelidoff, den russischen Gesandten in Konstantinopel, welcher auch seine Vermittlung zur Erlangung der gewünschten Erlaubniß zusagte. Dennoch hat die russische Regierung diese Bescheinigung versagt.

Betrachtet man es schon als Gefahr für die russische Kirche und die Unterthanen des Zaren, wenn ein lutherischer Geistlicher im Kurierzug durch Rußland reist?

Die klerikale „Westfälische Volkszeitung" brachte am 1. September v. J. einen Artikel über das Lutherdenkmal in Worms und im Anschlusse daran eine äußerst scharfe und höhnische Charakterisirung Luthers und seines Wirkens. In Bezug auf das Lutherdenkmal war u. a. gesagt: „Wäre es dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Gesinnungsgenossen aus dem Fürstenstande wirklich nur um evangelische Wahrheit zu thun gewesen, so hätten sie in jenen Tagen Luthers Banner verlassen müssen, aber die fürstlichen Räuber waren lüstern nach dem reichen Gut der Kirche, und Luther war der Mann, den Raub an der Kirche mit dem Schein des Rechts und dem Nimbus der frommen That zu umkleiden. Ein abtrünniger Mönch, der sein feierlich beschworenes Gelübde bricht, der die Fahne der Empörung aufpflanzt gegen die Kirche Gottes und sein Vaterland unsäglichem Elende und der politischen Erniedrigung eines Vierteljahrtausends überantwortet, ist m. E. kein würdiger Gegenstand für ein künstlerisch gedachtes Denkmal. Aber „de gustibus non est disputandum; man errichtet ja heute auch Hutten ein Denkmal, dem Klassiker der Lustseuche, zugleich mit Sickingen, der für 100,000 Goldgulden die zur Kaiserwahl versammelten deutschen Kurfürsten gefangen nehmen und an den französischen König ausliefern wollte." Lutherdenkmal und Huttendenkmal wurden damit in Parallele gestellt, daß Bebel, Liebknecht und Grillenberger auch für ein Denkmal reif sein könnten. In Bezug auf den Mann aus Wittenberg hieß es: „Wiederum sind heillose Buben im Begriff, die konfessionellen Gegensätze zu verschärfen und Bürger gegen Bürger der Religion wegen zu hetzen. Hat man an der geschändeten Kaisergruft in Speyer nicht genug? Es gibt auch in Charlottenburg ein Mausoleum, an welchem ganz Deutschland mit Verehrung hängt. Man hetze nur weiter. Vielleicht verrichtet dann einmal der Kosake in Charlottenburg die Arbeit des Franzmanns. Dann werden die Prädikanten und ihr Anhang vielleicht Ruhe geben. Die Staatsanwaltschaft in Bochum erblickte in dem Artikel eine Beschimpfung der evang. Kirche und event. groben Unfug und schritt gegen den verantwortlichen Redakteur, Buchdrucker R. Schwarze, und gegen den Verfasser des Artikels, Redakteur Fusangel, ein. Das Landgericht in Essen aber setzte die beiden außer Verfolgung, weil einmal die Person Luthers mit der evang. Kirche nicht indentifizirt werden könne, und es zweitens Sache der historischen Forschung sei, denjenigen Theil des Artikels, welcher die Schwächung des damaligen deutschen Reiches auf Luthers Wirken zurückführe, klar zu stellen. Grober Unfug sei in dem Artikel nicht verübt worden. Auf den Rekurs der Staatsanwaltschaft in Bochum hob der Strafsenat des Oberlandesgerichts zu Hamm die Entscheidung des Essener Gerichtshofes auf und verwies die Angeklagten vor die Strafkammer in Bochum. Dort fand die Hauptverhandlung am 16. Januar statt. Das Richterkollegium bestand aus drei Katholiken, einem Protestanten und einem Juden Staatsanwalt Dr. Schulze-Vellinghausen beantragte gegen Schwarze drei und gegen Fusangel sechs Wochen Gefängniß auf Grund des § 166, also wegen Beschimpfung der evang. Kirche, event. auf Grund des § 360, Nr. 11 (grober Unfug). Die heutige Verhandlung, sagte er, habe ein besonderes Interesse, weil viele Evangelische glaubten, eine Beschimpfung Luthers sei straflos. Das sei ein Irrthum. In dem konfessionslosen Staat Friedrichs d. Gr. habe das Allgemeine Landrecht gewisse Grenzen über den Verkehr unter den Konfessionen festgesetzt. Diese aus politischen Er-

wägungen hervorgegangenen Maximen seien leider in das preußische Strafgesetzbuch von 1851 nicht übergegangen. Auch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch habe eine Beschimpfung von Gegenständen der Verehrung und der Lehre ausgeschlossen. Wäre der bez. Antrag Laskers nicht durchgegangen, so könnte es heute gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Angeklagten verurtheilt werden müßten. Aber auch jetzt liege die Sache für dieselben bedenklich. Die Form des Artikels sei weit über das erlaubte Maß hinaus verletzend; das gelte besonders von den Angriffen gegen Luther. Allerdings sei es richtig, daß nicht jede Beschimpfung Luthers eine Beschimpfung der evang. Kirche sei, aber nach der Entscheidung des Reichsgerichts könne in einem konkreten Falle sehr wohl die eine Beschimpfung mit der anderen zusammenfallen. Hoffentlich komme das Reichsgericht bald dahin, jede Beschimpfung Luthers für eine Beschimpfung der evang. Kirche zu erklären; denn Luther sei nicht blos der Stifter und Gründer der evang. Kirche, dieser größten kirchlichen Gemeinschaft des Reiches, deren erster Träger der deutsche Kaiser sei, sondern er werde auch als der geistige Mittelpunkt und Eckstein dieser Kirche von den Angehörigen derselben verehrt. Luthers Lehrsätze, Symbole 2c. seien noch heute in der evang. Kirche maßgebend; deshalb müsse eine Beschimpfung des ersteren auch die letztere treffen. Auch noch aus anderen Beziehungen des Artikels ergebe sich, daß der Verfasser die evang. Kirche habe treffen wollen. Für die Höhe des Strafmaßes sei bestimmend, daß man in evang. Kreisen sehr entrüstet sei über die Art und Weise, wie gegen Luther geschrieben werde. Am 23. Januar wurde das Urtheil gesprochen. Der Redakteur J. Fusangel wurde wegen groben Unfugs zu 14 Tagen Haft verurtheilt, der Buchdrucker kam mit einer geringen Strafe davon. Das Gericht war der Ansicht, daß die Beschimpfung Luthers als erwiesen zu betrachten sei, doch müsse die Beschimpfung der evang. Kirche verneint werden. Luther, hieß es, ist nicht als der Stifter der evang. Kirche anzusehen und kann nicht mit dieser ohne weiteres identifizirt werden. Es lag auch gar nicht in der Absicht Luthers eine neue Kirche zu gründen, sondern er wollte nur Mißstände in der bestehenden Kirche beseitigen. Nach evangelisch-theologischer Auffassung ist Luther nur der Wiederhersteller des alten Glaubens auf der Grundlage der Bibel. Nun wurde zwar die Beschimpfung Luthers, da derselbe als ein Gegenstand der Verehrung der evang. Kirche aufgefaßt werden kann, straffällig sein nach dem alten § 135 des Strafgesetzbuches, nicht aber nach dem neuen § 166, der diese Strafthat ausscheidet. Der § 166 könnte auch dann noch zur Anwendung kommen, wenn aus den Umständen sich der Nachweis erbringen ließe, daß die evang. Kirche getroffen werden sollte, und zwar eingekleidet in eine Beschimpfung Luthers. Dieser Nachweis ist nicht erbracht. Aus dem Anlaß des Artikels, aus seinem Gedankengange geht hervor, daß der Verfasser zwar eine Verunglimpfung Luthers, nicht aber eine Beschimpfung der evang. Kirche gewollt hat; er wollte zwar die evang. Wahrheit, nicht aber die evang. Landeskirche angreifen.

Damit vergleiche man, was in der Februarnummer Seite 60 über die Beschlagnahme des Thümmelschen Schriftchens berichtet wurde.

Wie sehr man römischerseits bemüht ist, den Riß zwischen römischen Katholiken und den übrigen Christen zu erweitern, oder genauer gesagt, wie dreist man römischerseits sich anmaßt, das Christenthum allein zu besitzen, zeigt eine neuerdings in Rom gehaltene Predigt des früheren Erzbischofs Melchers von Köln, welcher offenbar die Ketzertaufe zu rechtfertigen sucht. Der Nachfolger Melchers auf dem Kölner Bischofsstuhl hatte ja einem Priester die Weisung ertheilt, einen übergetretenen Protestanten nochmals zu taufen, da man nicht wissen könne, ob er die richtige Taufe empfangen habe.

Dagegen war es seit den Tagen des Bischofs Stephanus von Rom 253—257 Lehre und Praxis der römischen Kirche gewesen, die Ketzertaufe als giltige Taufe anzuerkennen. Das werden wohl die beiden Bischöfe ganz gut wissen. Wenn der eine aber trotzdem eine nicht römische Praxis empfiehlt und der andere sie damit rechtfertigt, daß die Kirchen der Reformation nicht auf die Lehre Christi gegründet seien, und sie fast alle Sakramente verworfen hätten; ja das einzige Sakrament, welches sie noch gelten ließen, sei nur eine äußere Ceremonie bei ihnen und darum kein Sakrament, so liefern beide einen Beleg

dafür, wie man aus lauter Romanismus in die Häresie hineingerathen kann. Die Protestanten sollen eben in keiner Weise mehr anerkannt werden und darum soll auch ihre Taufe, weil sie vom Standpunkt dieses modernen Romanismus aus als Nichtchristen betrachtet werden, überhaupt nicht mehr als Taufe gelten.

Ein anderes Vorkommniß zeigt das römische Kultuswesen von einer seiner lächerlichen Seiten. Der Abt von Faenza Berardi hatte nämlich in einem Buch über Beichtpraxis behauptet, daß für den römisch-katholischen Glauben auch die Beichte und Absolution per Telephon zulässig sei. Das war nun aber doch etwas zu arg und die Kongregation der Riten hat die römisch-katholische Absolution per Telephon für unzulässig erklärt. Die Gründe für diese Entscheidung sind nicht angegeben, müssen aber jedenfalls sehr tiefer Art sein, denn der Papst hat schon öfter hochgestellten katholischen Persönlichkeiten die Absolution in articulo mortis per Telegraph zustellen lassen. Das war doch nicht unzulässig! Warum kann also römisch-katholische Absolution wohl per Telegraph aber nicht per Telephon zugestellt werden? Die Frage gewinnt allerdings an Verständlichkeit, aber damit noch keineswegs Lösbarkeit, wenn man bedenkt, daß kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Wirksamkeit derjenigen Ablaßbriefe angezweifelt wurde, welche durch Ausfüllen gedruckter Formulare hergestellt wurden. Zu Tezels Zeiten waren allerdings diese Bedenken schon überwunden und man machte mit den gedruckten Ablaßbriefen ebenso gute Geschäfte, wie mit den geschriebenen. Vielleicht wird mit der Zeit, wenn man merkt, daß es in salutem ecclesiae ist, das Telephon auch noch katholisch.

Ueber der **Mönche Armuth** macht das österreichische Jahrbuch von 1882 folgende Angaben: Nach den Erhebungen vom Jahre 1880 besitzen die katholischen Mönchsorden

in Niederösterreich ein Vermögen von					oder auf ein Mitglied	
	über	27	Mill.	Gulden	9.338	Gulden.
Oberösterreich	fast	8	„	„	6,710	„
Salzburg	„	3	„	„	4,857	„
Steiermark	„	$3^{1}/_{2}$	„	„	2,298	„
Kärnten	„	2	„	„	5,980	„
Tirol	„	4	„	„	947	„
Böhmen	„	$13^{1}/_{4}$	„	„	6,417	„
Mähren	über	13	„	„	18,614	„
Schlesien	„	$3^{1}/_{4}$	„	„	7 010	„
Galizien	„	10	„	„	4,892	„

Das Gesammtvermögen der katholischen Ordenshäuser in Oesterreich betrug:

1865 — 75 374,595 Gulden. 1870 — 81,675,263 Gulden.
1875 — 85,077,276 „ 1880 — 87,971,687 „

Davon ist bei jeder Jahresangabe eine Schuldensumme von $2^{1}/_{2}$—$4^{1}/_{2}$ Millionen abzurechnen. Auf ein Ordensglied entfiel ein Vermögen von 10,620 M. Nehmen wir also eine kleine Ordensfamilie mit 20 Köpfen, so kann man bei einem Vermögen von 212,400 M. sich wohl verköstigen. Es reicht auch noch zur Verabreichung reichlicher Klostersuppen an die Bettler. Bei dieser Vermögensberechnung ist aber all das, was die „terminierenden" Orden, die Bettelmönche, für den täglichen Bedarf ihrer Klöster ersammeln, natürlich außer Ansatz geblieben.

Kein Wunder, daß seinerzeit der Provinzial der belgischen Kapuziner als Universalheilmittel für alle socialen Schäden die Ordensregeln des heil. Franz von Assisi empfohlen hat. Die belgischen Mönche werden sich bei ihrer Armuth gerade so wohl befinden wie die österreichischen (vergl. Th. Ztsch. 1887, Seite 383).

Nun gehen aber die Mönche nicht blos „terminiren," sie arbeiten auch an der Bildung des katholischen Volkes. Natürlich vor allem an seiner religiösen Bildung, dann auch an seiner Schulbildung. Einen Normalmaßstab für religiöse Bildung gibt es bis jetzt noch nicht; darum schweigt die Statistik über diesen Punkt. Um so interessantere Dinge weist sie in Bezug auf Schulbildung auf.

Es gab in Oesterreich im Jahre 1880 neben 15,026 kath. Weltgeistlichen (1 auf 1177 kath. Einw.) 15,623 Mönche und Nonnen (1875: 13,476; 1859: 10,762), d. h. 1 Ordensglied auf 1133 kath. Einwohner. Der Erfolg ihrer volksbildenden Thätigkeit: Von 22,144,244 Einw. (Zählung von 1880) können lesen und schreiben 10,930,099, also über 11 Mill. nicht. Rechnen wir hiervon ab (nach derselben Quelle) Kinder bis zu fünf Jahren 2,934,830 und für die vier folgenden Lebensjahre bis zum neunten 2,000,000, zusammen rund 5 Mill., so bleiben immer noch über 6 Mill. Einw. von mehr als neun Jahren, welche weder lesen noch schreiben können. Dabei haben wir von den 22 Mill. des cisleithanischen Oesterreich die Juden und Protestanten noch nicht abgerechnet, welche mehr auf Schulbildung halten, als die Katholiken (erstere ca. 1 Mill., letztere 500,000), deren Abzug also die kath. Schulbildung in noch ungünstigerem Lichte erscheinen ließe.

In Steiermark, wo auf 933 kath. Einw. ein Ordensglied kommt, können 35 % der männlichen und 39 % der weiblichen Bevölkerung, in Galizien 78 % und 83 % weder lesen noch schreiben. Nicht schreiben können in Salzburg, wo ein Ordensglied auf 287 Einw. kommt, 28 % der Bevölkerung, oder 10 % der über 9 Jahre alten Einwohner. In Tirol, wo ein Ordensglied auf 276 Einw. kommt, ebenfalls 28 % der Bevölkerung, in Galizien, wo auf 1312 Einw. ein Ordensglied kommt, 88 %.

Der sog. internationalen Bewegung für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes ist nun auch der österreichische und schottische Episkopat beigetreten und zwar, indem von beiden Ländern aus je ein Schreiben nach Rom ging, in welchem in starken Ausdrücken die weltliche Herrschaft des Papstes gefordert wurde. Der römische Episkopat von Schottland meint: „daß der Papst, dem die oberste Jurisdiktion sowohl über die Könige als deren Unterthanen von Christus dem Herrn übertragen ist, keiner staatlichen Gewalt unterworfen sein darf, und daß ihm die weltliche Macht von Gott schon darum geschenkt wurde, damit er im Stande sei, das Amt des höchsten Hirten frei zu üben.“ Von der Intervention einer weltlichen Macht zu Gunsten des Papstes ist allerdings auch in Schottland nichts zu hoffen. Dagegen hegen die Bischöfe „im Vertrauen auf die göttliche Verheißung (?) den unterschütterlichen Glauben, daß der römischen Kirche zur größten Freude aller guten Menschen ihr Recht werde zurückgegeben werden.“

Der Wahlerlaß des Erzbischofs von Köln hat ein eigenthümliches Nachspiel erhalten. Etwa 140 Wahlmänner haben bei dem preußischen Abgeordnetenhause gegen die Wahl des dem Centrum angehörigen Abgeordneten Trimborn in Krefeld Protest erhoben, indem sie erklären: „Die klerikale Presse und die betreffenden Geistlichen haben nicht angestanden, dem Inhalt des Erlasses die Deutung zu geben, daß nur die Wahl von Centrumsmitgliedern der den Erzdiöcesanen auferlegten Gewissenspflicht entspreche, und daß die Wahl des Mitgliedes irgend einer andern Partei als gleichbedeutend mit einem Eingriff in die vom Herrn der Kirche verliehenen unveräußerlichen Rechte zu betrachten sei.“ — Ob wohl diese Anschauung vom preußischen Abgeordnetenhause getheilt werden wird?

Eine unabhängige katholische Gemeinde hat sich in Belgien gefunden. Der Bischof von Lüttich hatte nämlich dieser Gemeinde einen streng katholischen Priester zugeschickt, dessen Annahme aber verweigert wurde. Die Gemeinde forderte Zusendung eines von ihr namhaft gemachten Priesters, was jedoch vom Bischof schroff zurückgewiesen wurde. Da der Bischof sich auf nichts einlassen wollte, so berief die Gemeinde den protestantischen Pfarrer Gagnebin zu ihrem Seelsorger. Derselbe gewann sich das Vertrauen der Bewohner des Orts in dem Maße, daß etwa 30 Familien zum Protestantismus übertraten. Nun bot der Bischof von Lüttich der Gemeinde den von ihr gewünschten Priester an, da aber die Gemeinde mit ihrem protestantischen Pfarrer zufrieden ist, so hat sie das Anerbieten des Bischofs abgelehnt.

Schulnachrichten.

Lehrer A. W. Ringeltaube, Glied des Lehrervereins, hat die Lehrerstelle an der III. Klasse der evang. Zionsgemeinde in Chicago, Ill., übernommen. — Lehrer H. Herzog ist von der evang. Ebenezergemeinde in St. Louis, Mo., als Lehrer an ihrer Gemeindeschule angestellt worden. — Lehrer Otto Vieweg, Glied des Lehrervereins, seit drei Jahren Lehrer an der evang. Friedensgemeinde in Buffalo, N. Y., hat daselbst resignirt und hat das Schulamt an der evang. Zionsgemeinde in Cleveland, O., übernommen.— Lehrer C. Weiß, Glied des Lehrervereins, seit zwei Jahren Lehrer an der evang. Paulsgemeinde in Carlinville, Ill., hat daselbst am 15. Februar sein Amt niedergelegt, um das Schulamt an der evang. Salemsgemeinde in Chicago, Ill., zu übernehmen.

Der erste Brief eines Kamerun=Negers hat dem „Schwäb. Merkur" vorgelegen. Berücksichtigt man, daß der 14jährige Dualajunge vor Jahresfrist noch nicht einmal die Buchstaben seiner Landessprache niederschreiben konnte, so muß man in der That staunen mit welcher Pflichttreue der deutsche Lehrer seiner oft recht schwierigen Aufgabe nachkommt. Der sauber geschriebene Brief, eigenes Machwerk, lautet folgendermaßen „Kamerun, den 10. April 1888. Lieber Herr...... Deinen Brief habe ich gesehen. Es hat mich gefreut, deswegen schreib ich auch diese Briefe. Ich kann noch nicht so lange Brief schreiben. Weil das Schulhaus nicht fertig ist. — Der Herr Schran (Regierungstechniker) hat das Haus gebaut, er macht auch eine Straße in Kamerun. Wir haben hier aber keinen Roß und keinen Wagen. Ich bin einmal mit mein Herr in Victoria gewesen, da ist auch eine Straße, aber sie haben viel Steinen, in Kamerum sind keinen Steinen. In Victoria ist auch eine Fluß (Bach), der gibt sein Wasser, da baden die Menschen, ich und mein Herr und Gouverneur baden immer drin. Wenn wir nach Victoria waren, ging mein Herr jeden Tag in Wald. Da giebt auch Tulpenbaum. Diese Schulhaus welche wer jetzt sind, ist nicht gut, aber bald geht das weg, dann gehen wir in das Haus hinein. Da hängt dann die Bilder, welche du geschickt hast. Dann hängt man die Glocken auf, dann will ich schreiben, ob sie schön klingt. Ich danke Dir für Deine Bilder, die Du mir geschickt hast. Mancher Schüler kommt nicht mehr in die Schule, weil sie keinen Arbeit machen wollen. Jetzt sind wir 12 Jungens in der Schule. Vielleicht kommen bald die neues Schüler wieder in die Schule. Wir haben die Schnee auf dem Kamerunberg gesehen. Das war am 6. April 1888. Es grüßt Dich Dein........" (Aus der Allg. Deutschen Lehrerzeitung.)

Ein Wechselblatt bringt folgende geistreiche Notiz: „Neue Schulbänke. Die St. Martins-Gemeinde zu Marine City, Mich., hat ihrer lieben Schuljugend eine nicht geringe Freude bereitet, indem sie an Stelle der ganz alten morschen Bänke, neue patent hard wood finish Sitze angeschafft hat. Wer sich mehr darüber freut, der Lehrer, weil er nun nicht mehr den Hammer und Nägel mit sich führen muß, sondern den „Stock" sein einziges Handwerkszeug sein lassen kann; oder die Mütter, weil eine Veranlassung zum Kleiderzerreißen weniger vorhanden ist; oder die liebe Jugend, die nun auf so „neuen, bequemen" Sitzen Weisheit und Erziebung sich geben lassen kann, ist schwer zu sagen." Wir können's natürlich auch nicht sagen; sind aber froh, daß wir wenigstens unsere Weisheit nicht bei einem Lehrer holen mußten, dessen einziges Handwerkszeug der Stock war.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. April 1889. Nro. 4.

Die Berechtigung, die Nothwendigkeit und die Grenzen der Laienthätigkeit.

Referat des Herrn Dr. theol. Fabri, gehalten auf einer Pfingstkonferenz in Gnadan im Mai 1888.

(Eingesandt von P. Schwarz.)

Verehrte liebe Brüder! Wie Sie wissen, war für diesen ersten Gegenstand unserer Verhandlung ein Anderer als Referent bestellt. Leider ist derselbe in letzter Zeit verhindert worden, und das Komite unserer Versammlung hat mich gebeten, für ihn einzutreten. Nur zögernd bin ich dieser Aufforderung gefolgt. Nicht, daß ich unserer Vereinigung nicht gerne diente, aber das Thema in der vorliegenden Fassung machte mir einiges Bedenken, und ich habe dem Komite meine Besorgniß ausgesprochen, daß ich dasselbe kaum so behandeln würde, wie man erwartet und vielleicht zu erwarten ein Recht hat. Möge denn die nachfolgende Verhandlung, was dem kurz einleitenden Worte etwa fehlt, reichlich nachbringen! Die Schwierigkeit, das vorliegende Thema zu behandeln, liegt für mich wesentlich darin, daß die Zuläßigkeit der Nothwendigkeit der Laienthätigkeit innerhalb der Kirche der Reformation mir von vornherein außer Frage ist. Ja, dieselbe scheint mir auch praktisch in der Gegenwart bereits nahezu gelöst zu sein; wenn auch immer wieder einzelne Seiten auftauchen, in denen das Bedürfniß der Laienthätigkeit sich aufs Neue durcharbeiten und in gewissen Grenzen eine Erweiterung sich erringen muß. Von diesen Gesichtspunkten aus sehe ich die Aufgabe meines einleitenden Wortes darin, zunächst nach einem prinzipiellen Ausgangspunkte zu suchen, sodann einen freilich ganz kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Stellung und Entwicklung der christlichen Laienthätigkeit zu geben und endlich mit einigen praktischen Winken zu schließen.

Handelt es sich um einen prinzipiellen Ausgangspunkt, so werden wir auch hier die hl. Schrift zu befragen und auf die Gestaltung der ältesten christlichen Gemeinden unsern Blick zu richten haben. Sowie wir dies thun, wird uns der Eindruck kommen, daß die Frage der christlichen Laienthätigkeit, ihres Bedürfnisses und ihrer Berechtigung — wenigstens in dem Sinne, der heute mit diesem Worte verbunden wird, eigentlich eine ziemlich moderne Frage ist. Wäre sie in der apostolischen oder nachapostolischen Zeit gestellt worden, sie würde, glaube ich, Verwunderung erregt haben und kaum recht verstanden worden sein. Denn die hier aufgestellte Frage hat zur

Voraussetzung, daß bereits eine mehr oder minder scharfe Scheidung von Priesterthum und Laienthum, von Geistlichkeit und christlichem Volke vorliegt. Im ersten Jahrhunderte wenigstens des Bestandes der christlichen Kirche war aber diese Scheidung kaum noch angebahnt, geschweige vollzogen. Die Gemeinden waren noch Versammlungen der Gläubigen an Christum Jesum, und die Aussage von einem Priesterthum aller Gläubigen stand noch in allgemeiner Anerkennung. Wir werden sagen dürfen, die heilige Schrift neuen Testaments kennt überhaupt nur dieses Priesterthum; nach ihr hat jeder wahrhaft Wiedergeborene priesterlichen Charakter. Noch lag das Schwergewicht des kirchlichen Lebens und ihre äußere Darstellung nicht, wie in späteren Jahrhunderten, in ihrer nach außen und innen festgegliederten Organisation, sondern in den Kräften des Glaubens und der Liebe, welche sie als geheiligte Gemeinschaft durchdrangen. Ihre Verfassung war im Wesentlichen korporativ, weder hierarchisch noch staatskirchlich. Dem entsprach es, daß auch die Gestaltung des Gottesdienstes sich im Ganzen an die Grundformen der Synagoge anschloß unter Hinzufügung neuer Elemente, wie des Gemeinschaftsmahles, der Tauffeier und anderer heiliger Bezeugungen. Die äußere Gestaltung der Gemeinden schloß sich, entsprechend ihrem korporativen Grundcharakter, wie in neuester Zeit nachgewiesen worden ist, in ihrer Rechtsgestaltung den damals im römischen Reiche weit verbreiteten Genossenschaftsformen vielfach an. Ein Bedürfniß oder gar eine Nothwendigkeit, zwischen Priesterschaft und Laien eine bestimmte Abgrenzung zu ziehen, war noch nicht vorhanden, denn es fehlte eben noch die Voraussetzung hierzu. Erst wo eine fest umschriebene kirchliche Organisation in den Vordergrund kirchlichen Lebens sich stellt, entsteht Priesterthum und Hierarchie, und damit die Frage nach der Zulässigkeit und der Abgrenzung der Laienthätigkeit. Wo und soweit noch das Priesterthum aller Gläubigen zu Recht besteht, wo die Gemeinden, wenigstens in der großen Ueberzahl ihrer Mitglieder noch Versammlungen von Gläubigen darstellen, kann naturgemäß von einer Laienthätigkeit als solcher noch nicht wohl die Rede sein. Es ist dann noch allgemeine Christenpflicht, an der Erbauung und Ausbreitung des Reiches Gottes auch nach den Seiten hin, für welche später eigene kirchliche Aemter geschaffen wurden, in freier Weise mitzuarbeiten.

So bildet allerdings der Grundsatz des Priesterthums aller Gläubigen die Grundlage des Gemeindelebens in der ältesten Kirche. Aber er allein reichte zu einer geordneten Darstellung des christlichen Gemeindelebens nicht aus. Sollte Unordnungen vorgebeugt, sollte der Leib Christi erbauet werden, so bedurfte es von Anfang an auch besonderer Dienstleistungen in und für die Gemeinde. Es bedurfte Männer, die als von Gott dazu berufen sich erwiesen und daher auch eine bestimmte Autorität genossen. Hier begegnen uns in erster Linie die Apostel, als vom Herrn berufen, mit besonderer Autorität ausgerüstet. Nachfolger fanden sie, wie die vor kurzem ans Licht gezogene in vielem Betracht lehrreiche Schrift: „Die Lehre der zwölf Apostel" zeigt, in apostolischen Reisepredigern, welche wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur

Ausbreitung der Gemeinden, wenigstens zeitweise, wie früher die Apostelgehilfen thätig waren. Diese, wie andere in den Gemeinden bestehende Dienstleistungen — ich ziehe dieses Wort der von Luther gebrauchten Uebersetzung „Amt" zur Klarstellung der Sache vor — ruhten aber noch nicht auf einer streng abgegrenzten amtlichen Wirksamkeit, sondern auf einer Voraussetzung geistlicher Natur. Welche war diese? Keine andere als die, daß zu einer geistlichen Thätigkeit eine göttliche, eine geistliche Begabung vorhanden sein müsse. Ueberall, wo in der heiligen Schrift von Aemtern, d. h. von Dienstleistungen in der Gemeinde die Rede ist, wird daher auch auf die göttliche Gabe hingewiesen. So heißt es Eph. 4, 8: „Gott hat Gaben gegeben", und im unmittelbaren Anschluß daran: „Er hat Etliche zu Aposteln gesetzt, Etliche zu Propheten, Etliche zu Evangelisten, Etliche zu Hirten und Lehrern." Damit ist der zweite prinzipielle Gesichtspunkt für die hier vorliegende Frage gegeben. Es war in der ältesten Kirche nicht nur noch keine Scheidung von Laienthum und Priesterthum vollzogen, sondern auch noch keine Scheidung von Dienstleistungen an der Gemeinde oder von Amt und Amtsgabe. Auch damit war die Frage der Laienthätigkeit und ihrer Abgrenzung ausgeschlossen. Wie der priesterliche Charakter der wahrhaft Gläubigen feststand, so auch die Ueberzeugung, daß es die Bezeugung von göttlichen Gaben und Kräften sei, die Gott selbst in Macht seines Geistes darreiche, welche der Gemeinde zu ihrer Erbauung, wie zu ihrem Wachsthum noth thue. Von besonderer Bedeutung ist, was der Apostel Paulus in seinen Briefen, namentlich in denen an die Korinther, nach dieser Seite andeutet und ausspricht. Man wird ja annehmen dürfen, daß die korinthischen Gemeindeverhältnisse zu der Zeit, als der Apostel schrieb, in manchem Betracht, nach Licht wie Schatten, etwas Singuläres an sich getragen haben; man wird annehmen dürfen, daß die Bezeugung charismatischer Geistesgaben in anderen Gemeinden, wie namentlich auch die Pastoralbriefe andeuten, eine minder mannigfaltige, eine schwächere gewesen sei; unmittelbare Geistesbezeugungen aber und als solche anerkannte werden wir in allen Gemeinden anzunehmen haben. Ist doch der Apostel, ist doch das gesammte Schriftzeugniß davon durchdrungen, daß es die unmittelbare Bezeugung des heiligen Geistes sei, auf welcher das Leben der Gemeinde Christi, ihre Erbauung und ihre Vollendung ruhe. In diesem Sinne sagt der Apostel: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist; es sind mancherlei Dienstleistungen, aber es ist Ein Herr; es sind mancherlei Kraftwirkungen, aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allem; einem Jeden aber wird solche Offenbarung des Geistes gegeben zum gemeinen Nutzen." Darauf folgt die bekannte Aufzählung der verschiedenen Geistesgaben. Dieselben haben eine Beschaffenheit, welche sie theils unmittelbar im Dienste an der Gemeinde, theils mehr als persönliche Begabung in sporadischem Gebrauche erscheinen läßt. Sie ergänzen sich in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit, ja sie dienen sich zu gegenseitiger Korrektur, sie sind höheren und niederen Grades, dienen aber alle, eine jede an ihrer Stelle, zur Erbauung des Einen Leibes Christi.

Damit haben wir, liebe Brüder, zwei Gesichtspunkte von prinzipieller Bedeutung gewonnen, welche, wie ich glaube, auch für die Beurtheilung der uns vorliegenden Frage von Wichtigkeit sind. Der eine, der Ausgangspunkt, ist die Annahme des priesterlichen Charaktes aller Gläubigen; der andere die Nothwendigkeit göttlicher Gaben zum Dienst an der Gemeinde Christi. Werfen wir von diesen Gesichtspunkten aus nun einen ganz kurzen Streifblick auf die geschichtliche Entwickelung der Frage nach der Laienthätigkeit in der christlichen Kirche.

Wenn auch in den ersten Jahrhunderten schon ein Unterschied zwischen Klerus und Laien sich allmählich mehr herausbildete, so war, so lange die Kirche noch unter dem Druck der Verfolgung stand, dieser doch noch kein prinzipieller, und namentlich im Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit sehen wir die Gemeinschaft der Gläubigen noch sehr rege und lebendig. Anders war es, als die Kirche sich der christianisirten römischen Staatsmacht in die Arme warf. Die Scheidung zwischen Klerus und Laien verschärfte sich und fand dann in der weltherrschenden römischen Kirche des Mittelalters einen auch prinzipiellen Abschluß. Vieles, was der christlichen Laienthätigkeit zugekommen wäre, fand jetzt in den aufblühenden Mönchsorden eine gewisse Befriedigung. Hat doch der Franziskanerorden in seinen Minoriten und Tertiariern einen Versuch gemacht, einen unmittelbaren Uebergang seiner Thätigkeit auch in die Volkskreise zu gewinnen, oder wenn man will, auch christliche Laienthätigkeit dem Orden anzuschließen. Die zahlreichen geistlichen Bruderschaften liegen auch in dieser Richtung. Immerhin fehlt es auch im Laufe jener Jahrhunderte niemals ganz an geistlichen Gaben und Kräften, die Einzelnen verliehen und anregend und fördernd weithin wirksam waren. Ich erinnere nur an die lebensinnigen und erleuchteten Kreise, die die Vertreter einer tiefsinnigen Mystik in jenen Zeiten um sich schaarten. Aber solche tiefere Lebensäußerungen des göttlichen Geistes waren der Hierarchie jeder Zeit verdächtig, und wurden nicht nur bewacht und eingeschränkt, sondern auch oft verdammt und gewaltsam unterdrückt. In noch höherem Maße gilt dies von jenen Gemeinden der Stillen und Verborgenen, welche in mancherlei Gestaltungen und unter verschiedenen Namen (Waldenser, Begharden, böhmische Brüder u. a.) sich durch das ganze Mittelalter hindurchziehen, und welche man neuestens mit dem Gesammtnamen der „altevangelischen Gemeinden" zu bezeichnen pflegt. In diesen kehren, wie dies kaum irgendwo in älteren Zeiten der Fall, die Zustände der ältesten Kirche, nicht nur in Absicht auf ihre einfache korporative Organisation, sondern auch in Absicht auf Verbindung von Gabe und Dienst an der Gemeinde vielfältig wieder. Wenn irgendwo ist hier der Unterschied zwischen Priesterthum und Laienthum wesentlich wieder ausgeglichen. An sich schon genug, ganz abgesehen von ihrer reineren auf die Schrift gegründeten Lehre, um sie zum Gegenstande der Verfolgung der mittelalterlichen Kirche zu machen. Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf die bezüglichen Publikationen des Archivrathes Dr. Keller in Münster aufmerksam zu machen. Dieselben bringen

(zusammengefaßt in der Schrift: „Die altevangelischen Gemeinden") vielfach neue Aufschlüsse über die sogen. Sekten des Mittelalters, und wenn diese Aufstellungen auch noch weiter geprüft und gesichert werden müssen, so sind hier doch wohl neue, sehr beachtenswerthe Blicke der Forschung erschlossen. Auch die Arbeiten Dr. Kellers über die Reformationszeit und die bisher sehr ungenügend beachtete Bedeutung der täuferischen Bewegung im Reformationszeitalter möchte ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen.

Gewiß hat die Reformation auch nach Seite der hier behandelten Frage eine Wandlung hervorgebracht. Die ersten reformatorischen Schriften Luthers sind erfüllt von dem Gedanken des geistlichen Priesterthums aller Gläubigen. So bedeutsam dieser Fortschritt, so echt evangelisch dieser Grundsatz ist, so stieß derselbe doch sehr bald, so wie es sich um seine Verwirklichung handelte, auf die größten Schwierigkeiten. Natürlich; denn wo war die Gemeinde der Gläubigen, die auf Grund ihres allgemeinen priesterlichen Charakters sich als solche darstellen und zusammenfassen konnte? Luther fand ja die ganze Menge der in der Kindheit Getauften geistlich vielfach vernachlässigt und verwildert, als christliches Volk vor, wie sollte da eine Scheidung vollzogen werden? Und wenn es möglich gewesen wäre, würde die Reformation als kräftiger, die weitesten Volkskreise erfassender Appell an das christliche Gewissen wider die Verderbnisse Roms, nicht ihren Grundcharakter verloren haben? Würde die von ihr hervorgerufene Bewegung nicht in einige neue größere Sektenbildungen nach Lage der damaligen Zeit ausgelaufen sein? Bald zeigte sich in Absicht auf die hier vorliegende Frage denn auch eine doppelte Störung: demokratisch schwärmerische Anläufe, unter Mißbrauch des wieder verkündeten allgemeinen Priesterthums, und ihr gegenüber, namentlich von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab, die Zurückdrängung jener reformatorischen Grundauffassung und die Wiedererstarkung des kirchlichen Amtsbewußtseins, mit allerlei davon unzertrennlichen hierarchischen Neigungen. Freilich anders, als in der römischen Kirche. War doch die oberste Entscheidung in kirchlichen Dingen durch eine wohl kaum vermeidbare Nothwendigkeit in die Gewalt der Landesherren übergegangen, und damit auch die Sphäre hierarchischen Ehrgeizes für den protestantischen Geistlichen, nach oben zumal, sehr beschränkt geworden. Ueberhaupt ist es in der Entwickelung der protestantischen Kirchenverhältnisse nicht der Hierarchismus als solcher, sondern das Staatskirchenthum, welches seine Bildungen beherrscht hat und noch heute vielfach beherrscht. Auch nach Seite der hier vorliegenden Frage ist dies zu beachten. Es sind nicht die priesterlichen Weihen der römischen Kirche, es sind wesentlich die von der Staatskirche gestellten theologischen und sonstigen allgemeinen Bildungsbedingungen, welche dem kirchlichen Amte, wenigstens innerhalb des deutschen Protestantismus, seinen bezeichnenden Charakter verleihen. Eine naturgemäße Entwickelung, sofern der Staat, der moderne zumal, im unmittelbaren Kontakte mit der allgemeinen Kulturbewegung das Moment der formellen Bildung stets in den Vordergrund wird stellen müssen. So lange die deutsch-

evangelische Kirche wesentlich Landes- und Staatskirche ist, wird daher auch vieles, ja das meiste, was an neuen Bedürfnissen sich regt, nicht in die kirchliche Organisation, z. B. ein Evangelistenamt, eingegliedert werden, sondern nur auf dem Wege der freien Vereinigung sich Raum und Bahn machen können. Je staatskirchlicher der Charakter unserer Landeskirchen in der nachreformatorischen Zeit war, desto mehr zog sich auch der Amtskreis des evangelischen Geistlichen auf die Predigt und Sakraments-Verwaltung zurück, und was an Glaubens- und Liebesthätigkeit vielfach mangelte, ward durch dogmatische Streitigkeiten, so lange wenigstens das Volk an solchen Gefallen hatte, einigermaßen ersetzt. Natürlich gab es auch da vielfach ehrenvolle Ausnahmen, und es bleibt dankbar in Erinnerung, was z. B. auf dem Gebiete des evangelischen Kirchenliedes auch in jenen Zeiten geleistet worden ist. Luther hat bekanntlich, als er die Schwierigkeiten erkannte, dem Grundsatze des allgemeinen Priesterthums kirchlich Raum zu geben, wiederholt dem Versuche das Wort geredet, innerhalb „des großen Haufens" eine Sammlung der Gläubigen zur Erbauung, ja wohl auch zum stillen Abendmahlsgenuß zu unternehmen. Es war zunächst eine Weissagung.

Was damals sich als unausführbar erwies, fand anderthalb Jahrhunderte später im Pietismus, wie in den sich an denselben anreihenden kleineren kirchlichen Gemeinschaftsbildungen, vor allem in der Brüdergemeine, seine anhebende Verwirklichung. Diese stille, aber in sich kräftige Bewegung des Pietismus, welche bekanntlich von England über Holland nach Deutschland sich erstreckte, auf Sammlung der Gläubigen im Schoße der Kirche, auf ihre Bethätigung zur Erbauung und zu mancherlei christlicher Liebesarbeit ward für die Gestaltung der evangelischen Kirche von großer, wenn auch oft noch verkannter Bedeutung. Auch vieles von dem, was wir heute als selbstverständlich zum kirchlichen Gemeindeleben rechnen, kam erst in der Periode des erwachenden Pietismus allmählig zur Erscheinung. So der heute allgemeine so wichtige Konfirmanden-Unterricht, so auch die ersten Ansätze zu all dem, was wir gegenwärtig unter dem Namen der äußeren und inneren Mission zusammenfassen. Es ist wichtig, auch im Blick auf die vorliegende Frage dies festzuhalten, denn diese neu erweckten Arbeiten des Glaubens und der Liebe charakterisieren sich sofort dadurch, daß sie, wenn auch vielfach unter dem Vorgang treuer und erleuchteter Geistlicher wesentlich als Laienthätigkeit zu Tage treten. In dieser stillen, aber doch vielfach kraftvollen Bewegung tritt auch das Prinzip eines allgemeinen Priesterthums der Gläubigen, wie auch der Grundsatz, daß zu geistlicher Thätigkeit eine geistliche Gabe von Nöthen sei, von selbst wieder in die Erscheinung. Ueberall aber, wo eine Gemeinschaft, eine gemeinschaftliche Thätigkeit sich auf Freiwilligkeit und auf das Band des Glaubens und der Liebe stützt, kommen auch die Verhältnisse der ersten christlichen Gemeinden, welche noch keine Scheidung von Klerus und Laien kannten, unmittelbar und unwillkürlich, mehr und minder, wieder zum Vorschein.

Ehe ich einen kurzen Blick auf die Gegenwart und die in ihr

sich vollziehende Entwickelung werfe, gestatten Sie mir eine allgemeine geschichtliche Bemerkung. Die Entwickelung der Kirche und des Reiches Gottes steht mehr, als es in vielen gläubigen Kreisen anerkannt zu werden pflegt, mit der allgemeinen Kulturentwickelung der Völker in Verbindung. So hat uns das Zeitalter der modernen Aufklärung, so viele bedenkliche Schattenseiten wir in demselben finden mögen, das auch für die Entwickelung des christlichen Lebens so wichtige Prinzip der religiösen Freiheit und Toleranz gebracht und ihm in einer bis dahin unbekannten Weise zur öffentlichen Anerkennung verholfen. Nicht gerade unsere Theologen und Juristen, die, wenn auch unter mancherlei Gefahren zu Tage tretende, allgemeinere Aufklärung hat auch Mißbräuche, wie die Hexenprozesse, die ja auch eine Zeitlang in protestantischen Kirchen vorkamen, beseitigt. So sind auch in unserem Jahrhundert manche Fortschritte unserer Kulturentwickelung für das kirchliche Leben von hoher Bedeutung geworden. Ich will nur eines, weil hier unmittlbar nahe liegend, hervorheben. Wer sich noch erinnert der kirchlichen Zustände vor dem Jahre 1848 und damit die Entwickelung der Verhältnisse in den letzten vier Jahrzehnten vergleicht, der kann nur überrascht und dankbar sein, welche Regsamkeit und Ausbreitung christliche Glaubens- und Liebesarbeit inzwischen gefunden hat. Denken wir an die Summa der Glaubens- und Liebesarbeiten, welche wir heute unter dem Namen der inneren Mission, mit Einschluß einiger schon älterer Thätigkeiten, wie der Diakonissensache, zusammenzufassen pflegen. Welche Ausdehnung und Bedeutung hat vor und neben ihnen auch die Heidenmission, und zwar mehr und mehr als christliche Volkssache gewonnen! Für die Entwickelung all dieser Thätigkeiten war es aber eine nothwendige Voraussetzung, daß die zum Theile beklagenswerthen Erschütterungen des Jahres 1848 eine größere Freiheit der Bewegung nicht nur im politischen, sondern vor allem auch im religiösen, im gesellschaftlichen und sozialen Leben bei uns einbürgerten. Während vor dem genannten Jahre hier und dort noch Missionsstunden, ja einfache Erbauungsstunden von Gensdarmen aufgelöst, Kinder von Polizeidienern zur Taufe gebracht worden sind, ist die volle Gewährung des freien Vereinsrechtes auch auf dem religiösen, wie gesellschaftlichen Gebiete von kaum meßbarer Bedeutung für die Entwickelung auch unseres kirchlichen Lebens geworden. In allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist die freie Vereinigung, der Trieb zu gemeinsamen Interessen und genossenschaftlichen Verbindungen in der Gegenwart von hoher Bedeutung geworden. Ich erinnere an unsere zahllosen Vereinigungen auf humanem und sozialem Gebiete, auch an die große, wenn auch der Oeffentlichkeit gegenüber gegenwärtig gesetzlich unterdrückte Organisation der Sozial-Demokratie. Je größer die Gefahren sind, welche neben dem Berechtigten solcher Vereinigungen an und in ihnen öfter zu Tage treten, desto unerläßlicher ist es, daß nicht nur unsere gesammten nationalen Gesellschaftsinteressen, daß vor allem auch die Kirche auf den mancherlei Wegen freier Vereinigung, in Zusammenarbeit aller in ihr lebendigen Kräfte sich nachdrücklich bethätigt. Ist doch der hier wirksam gewordene Grundzug unserer modernen Entwickelun sc kräftig, daß er

auch in das Gebiet unserer seit Jahrhunderten in Stagnation begriffenen kirchlichen Organisationen unaufhaltbar eingedrungen ist. Denn Sie werden mir die Bemerkung gestatten, daß unsere in den letzten Jahrzehnten gemachten Versuche der Einführung synodaler und presbyterialer Organisationen wohl weniger in einem unmittelbar religiösen Gesichtspunkte gründen, als vielmehr ein Ausfluß der in unserem politischen wie sozialen Leben mächtig gewordenen Strömung sind, welche auch die breiten Massen des Volkes zur Vertretung, zu mannigfacher Mitbethätigung im öffentlichen Leben aufgerufen hat. Ohne Zweifel liegt darin im Großen und Ganzen ein Fortschritt unserer kirchlichen Verhältnisse, und es giebt ja nicht wenige Gemeinden und Gegenden, in denen diese Einrichtung kirchlicher Gemeindevertretung im Segen wirksam ist, wenn auch andererseitig an nicht wenigen Orten Gleichgültigkeit und Unglaube in dieten kirchlichen Organen, denen doch zum Theil nicht unwichtige Befugnisse in die Hände gegeben sind, sich in bedauerlicher Weise geltend macht. Bei solcher Lage der Gegenwart ist es begreiflich, daß auch auf kirchlichem Gebiete die christliche Laienthätigkeit unaufhaltsam sich ausbreiten und ihre berechtigte Wirksamkeit gewinnen mußte, und wie ich überzeugt bin, immer mehr gewinnen wird.

Von diesen allgemeinen Gesichtspunkten, von diesen geschichtlichen Streifblicken aus, möchte ich nun noch einige Bemerkungen über die praktische Beurtheilung der vorliegenden Frage, angesichts der gegebenen thatsächlich kirchlichen Verhältnisse machen. Daß Laienthätigkeit ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit sei, bedarf nach allem Gesagten und Angedeuteten keines weiteren Nachweises. Wir stehen ja, wie gezeigt, in den mannigfachsten Gebieten christlicher Bethätigung bereits auch mitten in derselben. Die ganze Fülle der so vielfach gestalteten Arbeiten der inneren Mission bestätigt dies. Sind hier nicht allüberall christliche Laienkräfte thätig? Und wäre sie ohne dieselben nicht geradezu unmöglich? Als ihre Arbeiten vor Jahrzehnten begannen, war auch die Frage der Stellung derselben zum geistlichen Amte eine öfter verhandelte. Aber heut spricht Niemand mehr davon; die Sache hat sich unter Gottes Handleitung einfach, wie von selbst gemacht. Ich glaube, so wird es auch weiter gehen, auch mit jenen christlichen Thätigkeiten, welche nach Lage der Gegenwart ferner nöthig und heute noch mehr oder minder in den Geburtswehen sind. Es ist vielleicht nicht gut, solche Fragen, da wo sie in kreißender Gebärung sich befinden, theoretisch zu viel zu erörtern; denn es ist in solchem Falle schwierig, aus dem Kreise ganz allgemeiner Betrachtungen in nutzbringender Weise herauszukommen. Doch will ich's versuchen, noch ein paar Bemerkungen in Absicht auf die neuerdings oft in Anspruch genommene Grenzbestimmung der Laienthätigkeit zu machen.

Es handelt sich hierbei wesentlich oder ausschließlich um die Abgrenzung gegenüber dem kirchlichen Amte. Die Kirchenbehörden können wir ja wohl außer Betracht lassen. Niemand will in deren Befugnisse dreinreden oder eingreifen. Ein Versuch in dieser Richtung würde, soweit er ernst gemeint wäre, zur Bildung von freien Gemeinden führen und führen müssen. Dazu

liegt aber in der Gegenwart, so viel ich sehe, keinerlei irgendwie dringendes Bedürfniß vor, vielmehr würden manche ernste Bedenken gegen jeden derartigen Versuch sprechen. Es handelt sich also um die Grenzen der Laienthätigkeit gegenüber dem kirchlichen Amte in seiner lokalen Ausgestaltung. Was ist die verordnete Thätigkeit unseres gegenwärtigen kirchlichen Amtes? Kultus und Predigt, Seelsorge, Verwaltung der Sakramente und Kasualien, kirchlicher Jugendunterricht. Niemand denkt, glaube ich, daran, in diese Thätigkeiten eingreifen zu wollen. Wenn aber in der Familie, in der Schule, auch durch Sonntagsschulen der Geistliche hie und da eine anspruchslose Mithülfe findet, wenn ein geförderter Christ in Bibelstunden sich bethätigt, und wo sich ihm Gelegenheit bietet, auch ein Wort des Trostes und der Ermahnung zu seinem Nächsten redet, wenn Gläubige in Erbauungs-Gemeinschaften sich zusammenfinden, so wird kein verständiger, seines Amtes in Treue wartender Geistlicher daran einen Anstoß nehmen, ja er wird sich freuen, je mehr er solche mitwirkende Kräfte in seiner Gemeinde findet. Auch hier kommt es eben wesentlich darauf an, welches Sinnes und Geistes der jeweilig in Betracht kommende Geistliche ist. Dem einen wird die freie Thätigkeit sehr erwünscht, dem anderen bedenklich, dem dritten widerwärtig sein. Schon in diesem Blicke ist es unmöglich, allgemein gültige Grenzbestimmungen aufstellen zu wollen. Es liegt Alles daran, daß die Träger der freien christlichen Thätigkeit mit Glaubens- und Liebes-Sinn und mit Weisheit das Ihre thun, Streit meiden und durch die Arbeit selbst die Bedenken der Gegner allmählig überwinden. Sie sollen sich nicht mit Gewalt eindrängen; öffnet Gott heute nicht die Thür, um so erfolgreicher vielleicht morgen. Der rechte Eifer lehrt uns mit Ruhe, nicht mit Hast vorgehen. In Absicht auf die freie Arbeit selbst und die verschiedenartigen Seiten derselben sind freilich die kirchlichen Verhältnisse und mit ihnen die Bedürfnisse unendlich verschieden. Von unseren einfachen Landgemeinden bis zu unseren Fabrik- und Weltstädten ist ein weiter Weg, und es liegt in der Natur der Dinge, daß namentlich in den letzteren neue Bedürfnisse auf dem Gebiete des religiösen Lebens sich geltend machen. Sie treten um so schärfer hervor, da gerade in den größeren Städten das geistliche Amt fast allenthalben überlastet ist und den nächsten an dasselbe gerichteten Pflichten kaum gerecht werden kann. Hier ist es besonders die Stadtmission, welche, wie man heute in weiteren Kreisen anerkennt, in Unterordnung und im Anschluß an das geistliche Amt zu einer unentbehrlichen Mithülfe geworden ist. Aber auch hier haben sich, soviel ich sehe, die Grenzbestimmungen leicht gefunden.

Es giebt jedoch eine Frage, die sich namentlich im letzten Jahrzehnt als eine für uns in Deutschland neue, mehr und mehr in den Vordergrund drängt. Es ist die Frage der freien Evangelisation, die wiederum vornehmlich für unsere größeren und großen Städte, in denen es wohl noch Geistliche, wenn auch in ungenügender Zahl, aber oft kaum mehr eine wirkliche Kirchengemeinde giebt, in Betracht kommt. Hier legt sich allerdings auch die Frage der Begrenzung, da es sich bei der Evangelisation um öffentliche Verkündigung

des Evangeliums handelt, unmittelbar nahe. Aber schicklicher Weise darf ich hierüber nicht weiter reden, da dieses Thema in der heutigen Nachmittags-Versammlung selbständig behandelt werden soll. Auch diese Frage wird sich aber, wie ich überzeugt bin, durcharbeiten. Wo wirklich ein Bedürfniß vorliegt, da findet sich unter Gottes weiser und gnädiger Handleitung auch immer ein Weg der Befriedigung. Freilich stoßen alle derartigen neuen Bedürfnisse bei ihrem ersten Auftreten — das zeigt die ganze Geschichte der christlichen Kirche — nicht nur auf die Macht der Passivität, des Beharrens, sondern auch mehr und weniger auf Widerspruch und Widerstand. Das darf aber, wo das Bedürfniß klar erkannt ist, niemals entmuthigen. Unternehmungen, zu welchen ein kräftiger, in Vieler Herzen gelegter Glaubensantrieb drängt, bleiben nie ohne Erfolg, und die Kräfte, die sich anfangs stießen, rücken, wie auch die Geschichte der christlichen Laienthätigkeit zeigt, allmählich zusammen, ja fügen sich mit der Zeit in einander. Wenn selbst die Hereinziehung des Laienelementes sich in den unmittelbar kirchlichen Organen als geboten erwies, wie sollte da der freien Glaubens- und Liebesthätigkeit der gläubigen Gemeinde irgendwie ein dauernder Widerstand sich entgegenstellen können? Und nur von solcher handeln wir ja hier, von solcher, die als eine ganz freiwillige, von innen gewirkte auf dem Boden der heutzutage, Gott sei Dank, auch für alle guten Bestrebungen offenstehenden, freien Vereinigungen sich vollzieht.

Mit dieser Zuversicht lassen Sie mich, liebe Brüder, zum Schluß in den Anfang zurückkehren. Alles, was wir hier von christlicher Laienthätigkeit, von mancherlei Glaubens- und Liebesarbeit, von den Thätigkeiten der inneren Mission, von der sich anbahnenden freien Evangelisation gesagt oder doch gestreift haben, zeigt uns diese Arbeiten als Bedürfniß, als nützlich, gut und gesegnet. Wir wollen sie fördern mit Hingabe, mit freudigem Glauben. Aber ein noch höherer Ausblick thut, nach meiner Ueberzeugung, uns noth. Was will die Veranstaltung dieser Versammlungen? Wollen wir über theologische und praktische kirchliche Bedürfnisse uns nur freundlich besprechen? oder wünschen und erbitten wir uns noch ein höheres, darin wir uns innerlich berühren und stärken möchten? ich denke, das ist unser Verlangen. Und wo liegt dies Höhere? Das Fest der Pfingsten, das wir so eben wieder begangen, giebt uns den Fingerzeig. Die christlichen Glaubens- und Liebesarbeiten, die sich erfreulich ausbreiten und im Segen wirken, wir schätzen sie, wir dienen ihnen gerne. Aber es giebt noch ein höheres, wie für den Einzelnen, so auch für die Gemeinde Christi. Gottes Gnade, Gabe und Kraft, vermittelt durch die Wirkung Seines heiligen Geistes, ist es, die zu allen Zeiten, wie an dem Einzelnen, so an der Gemeinde, Besserung und Leben schafft. Darauf sollten wir auch bei allen Einzelfragen, die uns bewegen, vor allem unseren Blick und unser Verlangen richten. Es ist die B e z e u g u n g d e s G e i s t e s, auf welcher die Gemeinde Christi ruht, auf welcher auch das Leben des einzelnen Christen sich erbaut. In diesem heiligen Geiste aber ruht nach dem Zeugniß der Schrift und der Erfahrung aller Gottesmänner eine unerschöpfliche Fülle von Licht, Kraft und Leben. Daß wir es lernten, aus dieser Fülle uns mehr

und mehr geben zu lassen, damit auch das Bild Christi, der priesterliche Charakter der Gläubigen mehr und mehr an uns offenbart werde! „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist," sagt der Apostel, und eben darum betrachtet er auch Alles, was zu christlichem Leben und Wandel dient, als Früchte dieses Geistes. Auch für alle Arbeiten im Reiche Gottes kommt dies unmittelbar in Betracht. Für die Gemeinden der apostolischen Zeit war es, wie wir gesehen, bezeichnend, daß Amt oder Dienstleistung von der Gabe noch nicht geschieden war. Die Dienstleistung war eben die Bethätigung der von Gott in des Geistes Kraft verliehenen Gabe. Halten wir dies, wo es sich um freie Vereinigung der Gläubigen, sei es zu gegenseitiger Stärkung, sei es zu gemeinsamer Glaubens- und Liebesarbeit handelt, stets im Auge. Lassen wir der Kirche alle ihre heilsamen und nöthigen Bethätigungen, fördern wir dieselben, halten wir uns auch bei der Kritik dessen, was ungenügend, schwach und gebrechlich erscheint, so ferne es nicht das Zeichen des Verderbnisses an sich trägt, nicht allzulange auf, meiden wir jeden Streit. Vergessen wir aber nie, daß die rechte Hülfe für alle Zeiten noch eine Stufe höher liegt, und daß das Verlangen nach reicherer göttlicher Geistesbezeugung es ist, worauf es auch in der Gegenwart vor allem ankommt. In dem Maße solches Verlangen uns tief bewegt, werden auch mancherlei Gaben und Kräfte von oben hin und her wieder erweckt werden und in der Macht der christlichen Persönlichkeit zu weithin gesegnetem Ausdruck kommen. In dem Maße wir darin fortschreiten, werden sich auch die Einzelfragen, die uns manchmal Sorge bereiten, oft wie von selbst lösen. So ist z. B. die nach manchen Seiten für uns schwierige Frage der freien Evangelisation im Grunde auch nur die Frage nach der göttlichen Gabe. Ist diese zum Dienst der Verkündigung, mit oder ohne wissenschaftlich theologische Bildung vorhanden, wer will dann den Weg und das Werk eines solchen Mannes aufhalten und hindern? Ja, auch seine Gegner wird ein solcher in der Kraft der Liebe und im Licht des Geistes überwinden. Lassen Sie uns nicht die vorliegende Frage, lassen Sie uns alle noch folgenden Verhandlungen, ja unser ganzes brüderliches Zusammensein in diesen Grundblick fassen und durch alle unsere Erörterungen uns in der Ueberzeugung stärken, daß ein reicheres Maß göttlichen Geistes und göttlicher Kraft zu lebendiger Bethätigung des Glaubens und der Liebe uns vor Allem Noth thut. Sind wir darin einig, so haben wir einen festen unbeweglichen Grund gemeinsamer Bestrebungen. Und aus diesem Grunde heraus wird die einmüthige Bitte uns bewegen: Herr hilf, Herr baue du dein Reich auch in unseren Tagen in deines Geistes Kraft!

Nach längeren Verhandlungen wurden folgende Thesen fast einstimmig angenommen:

1. Wo Gott eine geistliche Gabe gegeben hat, liegt nicht allein eine Berechtigung, sondern vielmehr eine Verpflichtung vor, dieselbe im Dienst des Reiches Gottes zu gebrauchen.

2. Daher versündigt sich die Kirche, wenn sie erkannte geistliche Gaben ihrer Mitglieder nicht entwickelt und nicht benützt.

3. Die Gabe wird sich ihren Weg zwar selbst suchen, sie wird jedoch im allgemeinen nur dann von dem vollen gottgewollten Segen begleitet sein können, wenn sie im Anschluß an die bestehenden Ordnungen der Kirche zur Ausübung gelangt.

Wie können bessere Verhältnisse für unsere innere Mission herbeigeführt werden?

(Eingesandt von P. V. Kern.)

Diese Frage wurde in der Märznummer der „Theol. Zeitschrift" erörtert und hierzu verschiedene Vorschläge gemacht, die diesem Zwecke dienen sollen. Wenn Gefühle vorhanden sind, oder die Erkenntniß in bestimmten Kreisen sich Bahn gebrochen hat, daß auf irgend einem Gebiete unseres synodalen Lebens und Wirkens Aenderungen und Besserungen nothwendig erscheinen, so kann man es nur willkommen heißen, wenn Stimmen laut werden, die darauf hinarbeiten, diese Aenderungen und Besserungen herbeizuführen. Durch einen gegenseitigen Gedankenaustausch über schwebende Fragen, durch eine Vorlegung des Für und Wider, ist eine Klärung der Ansichten leichter möglich und die Bildung eines richtigen Urtheils darüber, welche Schritte gethan werden sollen, wird um so eher und leichter möglich sein. Aus diesem Grunde erlaube ich mir, auch meine Ansichten über den Artikel: „Zur inneren Mission" zur weiteren Kenntniß zu bringen.

Wenden wir uns nun den Vorschlägen behufs einer Reorganisation in der Verwaltung zu. Der erste Vorschlag, den Br. Haas macht, wäre der: Auflösung der Centralkasse und Betrieb der inneren Mission durch die einzelnen Distrikte. Da aber dieser Vorschlag nicht das Mittel zur Erreichung des Zweckes wäre, wie er selbst fürchtete (ist auch meine Ansicht), so geht er sofort zu einem weiteren Vorschlag über. Dieser ist: Ernennung oder Wahl eines Verwaltungsrathes, bestehend aus den Distriktspräsides, die ex officio Glieder desselben wären, wobei der gewaltige Apparat von 13 Distrikts-Comiteen in Wegfall käme. Nach meiner Ansicht ist dieser Vorschlag ein u n a u s f ü h r b a r e r, weil derselbe einen Widerspruch in sich schließt. Allerdings hätte jeder Distrikt, wenn der Verwaltungsrath so zusammengesetzt wäre, in demselben seinen Vertreter, der für denselben eintreten könnte. Aber faßt man in's Auge, diese 13 Präsides sind die vertheilende, die gebende Behörde, während jeder für sich resp. für seinen Distrikt als Bittender dasteht. Wie bei einer solchen Behörde, da ja bekanntlich fast jeder Distrikt mehr nöthig hat und verlangt, als er bekommen kann, eine Einigkeit erzielt werden könnte, das ist schwer einzusehen. Daß der gewaltige Apparat von 13 Distrikts-Comiteen in Wegfall kommen könnte, das will mir gar nicht so vorkommen. Erstlich glaube ich, daß das Urtheil eines Mitgliedes einer solchen Comite, durch das Gutachten eines anderen über eine Missionsgemeinde, das mit den

Verhältnissen besser vertraut ist, nicht selten modificirt wird, welcher Einfluß bei einer Einzelperson, die mit derselben Vollmacht betraut ist, natürlich wegfällt. Außerdem zugegeben, daß ein nach dem erwähnten Vorschlag zusammengesetzter Verwaltungsrath gut arbeiten würde, und die Missionsgemeinde ihre Unterstützungen durch ihre Präsides vermittelt in den einzelnen Distrikten bekämen, diese Bewilligung aber ebensogut wie jetzt Reductionen erfahren müßte — und wenn dann eine Gemeinde einer anderen gegenüber sich benachtheiligt glaubte, dann würde es wahrscheinlich nicht sehr lange dauern, daß Anträge für Erwählung von Distrikts-Comiteen gestellt würden — weil man in ein Comitee mehr Vertrauen für Unparteilichkeit hat, als in eine Einzelperson. Die Distrikts-Comiteen sind nach meinem Dafürhalten ein ganz natürlicher und dabei ein einfacher Apparat. Jede arbeitet für sich und für ihren Kreis ohne mit der anderen in Contakt zu kommen und jede für sich tritt zur gegebenen Zeit mit der Central-Missions-Behörde zum Zwecke der Bewilligung an dieselbe zu übermittelnden Gesuche in Verbindung. Seit beinahe einem Jahrzehnt habe ich den schriftlichen Verkehr mit den Missionsgemeinden resp. mit deren Pastoren in unserem Distrikt und mit der Central-Missions-Behörde geführt und habe ihn bis heute noch nie als eine Last empfunden. Dann scheint es mir, die Aeußerung, daß eine jede Comite für ihren Distrikt so viel als möglich zu bekommen sucht, sei nicht ganz richtig. Eine Missionscomite, erfüllt von dem Geiste der Missionsliebe nach dem Sinne Jesu, sieht ihre Brüder nicht blos im eigenen Distrikt, sondern ebensogut in den anderen Distrikten. Sie wird daher ihre Forderungen auf das absolut Nothwendige mit Rücksicht auf die Kassenverhältnisse feststellen und erhält sie doch noch weniger als das, weil die Einnahmen der Kasse hierzu nicht ausreichten — so wird sie auch dann zufrieden sein.

Wollte man unsern Synodalbeamten die Last der Arbeit abnehmen und die Stimmung der Unzufriedenen, die nicht so viel bekamen als sie begehrten, von ihnen abwenden, so könnte man ja auf der nächsten Generalsynode einen andern Verwaltungsrath wählen. Ob nun derselbe ähnlich dem Verwaltungsrath für äußere Mission in einem Distrikt gewählt werden sollte, behufs leichterer Abhaltung nothwendig werdender Berathungen, oder ob alle Distrikte in demselben vertreten sein sollten — darüber möchte eine Einigung noch erzielt werden. Daß nun eine neue Verwaltung auch eine Besserung der Verhältnisse in sich schlösse, ist mir aber sehr fraglich. Diese neue Verwaltung würde, wenn mit denselben Mitteln in der Kasse arbeitend, auch keine nennenswerth besseren Resultate erzielen können. Außerdem glaube ich, daß unsere Synodalbeamten eine so unparteiische, das Allgemeinwohl unserer Synode im Auge haltende Behörde sind, wie irgend eine andere nur sein könnte. Ferner glaube ich, daß die Verwaltung unserer inneren Mission keine solche Fülle von Arbeiten in sich schließt, daß sie dieselben gern von ihren Schultern abgewälzt sähe. Allerdings ist kurz nach Neujahr, wenn die Gesuche eingesandt werden, ein tüchtiges Stück Arbeit zu thun. Ist aber über die Bewilligungen eine Verständigung herbeigeführt, dann ist auch das

Schwerste gethan. Denn die Central-Missions-Behörde hat ihre Geschäfte ja blos mit den Distrikten abzuwickeln und ist daher nicht verpflichtet, mit den einzelnen Missionsgemeinden oder deren Pastoren zu correspondiren. Man kann daher recht gut abwarten, bis die Central-Missions-Behörde den Wunsch äußert, daß ihr die Verwaltung für innere Mission abgenommen werden möge.

Was nun den Vertheilungsmodus anbelangt, den die geehrte Redaktion in Vorschlag bringt, so wäre damit ein wesentlicher Dienst auch noch nicht geleistet und die Arbeit keineswegs vereinfacht. Nach demselben bliebe ein Theil der aus dem Distrikt kommenden Gaben für innere Mission von vorn herein im Distrikt, um nach dessen Bestimmung zur Verwendung zu kommen, während der andere Theil in die allgemeine Kasse zu fließen hätte, dadurch hätte dann diese Kasse „eine ausreichende" Summe, um denjenigen Distrikten auszuhelfen, deren Kräfte für ihr eigenes Missionsgebiet nicht ausreichen. Richtig wäre diese Folgerung, wenn von sämmtlichen Distrikten nicht mehr verlangt würde, als in demselben für innere Mission eingeht. Wenn jeder Distrikt die Hälfte der Gaben, die er für innere Mission einnimmt, behalten dürfte, so müßten dieselben, so bald sie mehr nöthig haben als das, sich an die Centralbehörde wenden, um von dieser das Fehlende zu verlangen. Diese Behörde müßte dann die Bedürfnisse der einzelnen Distrikte in Betracht ziehen und nach diesen Bedürfnissen vertheilen. Da bis jetzt in fast allen Distrikten mehr nöthig war, als ihnen bewilligt werden konnte — und so auch in diesem Jahre von sämmtlichen Distrikten $12,000 verlangt wurden, voraussichtlich aber nur $8500 verwendbar werden können, so wären bei dem vorgeschlagenen Vertheilungsmodus ebensogut $3500 zu wenig vorhanden, als bei dem jetzigen. Die Verhältnisse unserer inneren Mission würden also auch hierdurch voraussichtlich keine günstigeren werden.*)

Daß die innere Mission ein wesentlicher Factor unseres synodalen Lebens und unserer synodalen Entwickelung ist, das steht unbestritten fest. Ebenso auch das, daß für unsere innere Mission bessere Verhältnisse erstrebt und je

---

*) Daß ich natürlich nicht glaube, man würde in diesem Jahre etwa $3500 mehr gehabt haben, wenn man die $8500 nach dem von mir vorgeschlagenen Modus vertheilt hätte, will ich hier noch einmal ausdrücklich bemerken, aber ebenso daß es zwei Arten gibt, um auszureichen. Die eine ist die, daß alles vorhanden ist, worauf man rechnet (das trifft aber oft nicht zu), die zweite ist die, daß man auf nicht mehr rechnet, als wirklich vorhanden ist (das ist immer richtig). Diese letztere Art habe ich gemeint, wobei ich allerdings sehr dafür bin, daß durch anhaltende Arbeit für die innere Mission auch die Mittel für dieselbe gesteigert werden sollten. Gerade der Umstand, daß die Distrikte und die auf den Missionsposten arbeitenden Brüder sich in ihren Erwartungen verkürzt sehen, führt zu Schädigungen, indem manche Arbeitsfelder wieder verlassen werden und die darauf verwendete Arbeit dann entweder verloren ist, oder anderen Denominationen zufällt.

Tritt dann wieder eine günstige Lage der Kasse für innere Mission ein, so wiederholt sich derselbe Vorgang, man rechnet wieder auf mehr und nachher ist es nicht vorhanden. Die Verluste aber, die durch Mangel an Gleichmäßigkeit entstanden sind, lassen sich niemals wieder gut machen, sie würden sich aber wenigstens zum Theil vermeiden lassen, wenn mehr Stetigkeit in den Betrieb der Sache gebracht werden könnte. D. R.

eher, desto besser erreicht werden sollten. Wie ist das möglich? Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Wäre die damit gestellte Aufgabe ebenso leicht, so wären wir bald am Ziel. Die Antwort lautet: Weckung und Belebung des Interesses für innere Mission innerhalb unserer Synode. Haben die Diener am Worte und die Gemeinden die Wichtigkeit der inneren Mission erkannt und sind sie willig, die Opfer, welche dieses Werk verlangt, auf den Altar des Herrn zu legen, dann sind die Verhältnisse unserer inneren Mission so, wie sie sein sollten. Arbeiten wir Alle daran, dann ist es ein gutes dem Herrn wohlgefälliges Werk, dieses Ziel zu erreichen. Würden in diesem Jahre $12,000 statt $8500 für innere Mission eingehen, so würde es keine Klagen geben und die Central-Missions-Behörde, sowie die Distrikt-Missions-Comiteen würden ihre Arbeit mit Freuden thun.

Die Sonntagsfeier.

(Eingesandt von P. F. Jürgens.)

In Nummer 3 der Theol. Zeitschrift wird die „Sonntagsfrage" in einer Weise behandelt, die eine Entgegnung herausfordert, als ob die darin entwickelten Sätze den Standpunkt unsrer Synode in dieser „Frage" bezeichnen sollten oder könnten. Dies ist so rein unmöglich, daß es uns nur wundert, wie überhaupt der besagte Aufsatz in diesen Blättern einen Raum finden konnte.*) Ja er enthält in sich selbst einen Widerspruch, indem es zuerst heißt, daß es „kein göttliches Gebot gebe, welches dem Christen am Sonntag zu arbeiten verböte", während doch hernach die Heilighaltung des Sonntags als des dem Herrn geweihten Tages durch Losreißen von weltlichen Geschäften gefordert wird. Indessen eine Widerlegung jenes Aufsatzes wird man uns billig erlassen, denn wenn derselbe in dem Ausspruch gipfelt, „das jüdische

*) Als wir den betr. Artikel dem Druck übergaben, wußten wir ganz sicher, daß es an Entgegnungen nicht fehlen würde, haben uns aber nicht für verpflichtet angesehen, entweder diesen Entgegnungen dadurch vorzubeugen, daß wir selber solche in Gestalt von Anmerkungen zu dem betr. Artikel machten, noch besonders zu erklären, daß wir nicht mit allen Sätzen des betr. Artikels einverstanden seien.

Dagegen ist schon oft gesagt worden, daß die Einsendungen und Aufsätze in der Theol. Zeitschrift an sich weder den Standpunkt der Synode noch des Redakteurs der Zeitschrift darlegen, sondern den der betr. Einsender. Würde nichts in die Theol. Zeitschrift aufgenommen, als solches, was nachweisbar mit dem Standpunkt der Synode oder völlig mit den Ansichten des Redakteurs übereinstimmt, so könnte wohl nicht viel erscheinen. Wenn auch auf der einen Seite die Theol. Zeitschrift nicht zum Kampf- oder Exerzierplatz für theologische Streitigkeiten gemacht werden soll, so thut es auf der anderen Seite auch keinen so großen Schaden, wenn auch einmal ein Artikel etwas Widerspruch herausfordert und erregt. Wenn dann nur auf der anderen Seite das richtige Maß innegehalten und auf die richtigen Grenzen verwiesen wird, so kann es der Sache selbst, um die es sich handelt, nur förderlich sein.

Wenn nur solche Artikel kommen, denen jeder schon an den ersten fünf Zeilen ansieht, daß er damit völlig einverstanden ist, so ist die Gefahr vorhanden, daß man sich das Lesen solcher Artikel auch noch schenkt. Diese Interesselosigkeit an einem Blatte ist noch schlimmer als der Widerspruch gegen den Inhalt eines Theils des Blattes. D. R.

Sabbathgebot habe auf den christlichen Sonntag keinen Bezug", so können wir doch weiter nichts hierzu sagen, als daß ein solcher Satz sich selber richtet.*) Er schließt mit den Worten, daß es nicht in des Verfassers Absicht gelegen habe, die wahre christliche Sonntagsfeier weiter zu behandeln. Er scheint es also hauptsächlich auf den Sonntag versus Samstag abgesehen zu haben, und dies vereinfacht unsere Aufgabe. Und darum sollen die folgenden Zeilen nur den Zweck haben, den innigen Zusammenhang des Sabbaths und des Sonntags so zu begründen und darzustellen, wie es die gläubige Kirche von jeher gethan hat, und wie es ohne Zweifel auch der Standpunkt unserer ev. Synode in der „Sonntagsfrage" ist.

Das Ceremonialgesetz nach seiner zeitlichen und nationalen Form, sowie als ein sklavisches Joch, das ist von dem Evangelium aufgelöst und aufgehoben, seinem tiefsten Geist und Wesen nach aber ist es erfüllt, bewahrt und zu einer inneren freien Lebensmacht der Liebe verklärt worden durch Christum,

*) Wir würden allerdings den Satz nicht aufgestellt haben. Aber absolut falsch ist er immerhin nicht. Der jüdische Sabbath und der christliche Sonntag oder genauer gesagt der christliche Tag des Herrn sind eben einmal von einander verschieden. Daß das Sabbathgebot an und für sich schon die christliche Sonntagsfeier gebiete, läßt sich so wenig beweisen, als es sich beweisen läßt, daß das Bilderverbot die Anbetung Gottes im Geiste gebiete.

Zur Sabbathsfeier genügte, daß man sich am Sabbath von aller Arbeit enthielt. Wer das that, der war nach dem Gesetz unsträflich. Der Synagogengottesdienst war vom Gesetz nicht gefordert. Jesus geht in die Synagoge nach seiner Gewohnheit. (κατὰ τό εἰωθός.) Luk. 4, 16; die Weiber, welche den Leichnam des Herrn salben wollten, verhielten sich den Sabbath über ruhig nach dem Gesetz. (κατὰ τὴν ἐντολήν Luk. 23, 56.)

Die christliche Feier des Tages des Herrn (κυριακὴ ἡμέρα Offb. 1, 10) ist eine Thätigkeit, welche die Ruhe von irdischer Arbeit zur Voraussetzung hat, da sie ohne solche Ruhe vielfach gar nicht möglich wäre, während die jüdische Sabbathfeier eben in der Ruhe besteht, oder um es in anderen Worten zu sagen, der neutestamentliche Tag des Herrn schließt den alttestamentlichen Sabbath mit ein, aber nicht umgekehrt, sondern der alttestamentliche Sabbath ist nur die unvollkommene Vorstufe des neutestamentlichen Sonntags.

Vollends aber sollte der jüdische Sabbath von dem christlichen Sonntag unterschieden werden, denn er verhält sich zu demselben nicht etwa wie das alte Testament zum Neuen, sondern wie der Synagogendienst zum christlichen Gottesdienst. Es ist ja wahr, daß beide etwas gemeinsam haben, z. B. das öffentliche oder Kultusgebet in feststehenden liturgischen Formeln, ferner die Schriftlesung und die freie Rede über einen Schrifttext und doch sind beide vollständig geschieden und zu unterscheiden.

Was übrigens den Standpunkt unserer Synode betrifft, so ist dieser im 28. Art. der Augustana mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit klar gestellt. Es heißt nämlich dort: „Denn die es dafür achten, daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbath als nöthig aufgerichtet sei, die irren sehr. Denn die heilige Schrift hat den Sabbath abgethan und lehret, daß alle Ceremonien des alten Gesetzes nach Eröffnung des Evangeliums mögen nachgelassen werden, und dennoch weil vonnöthen gewesen ist, einen gewissen Tag zu verordnen, auf daß das Volk wüßte, wann es zusammenkommen sollte, hat die christliche Kirche den Sonntag dazu verordnet und zu dieser Veränderung desto mehr Gefallens und Willens gehabt, damit die Leut ein Exempel hätten der christlichen Freiheit, daß man wüßte, daß weder die Haltung des Sabbaths noch eines andern Tags vonnöthen sei."

So sagt die Augustana und es wird das auch der Standpunkt unserer Synode sein, so lange der § 2 unserer Statuten wirklich anerkannt und beachtet wird. D. R.

der einerseits des Gesetzes Ende, andrerseits selbst aber der höchste Gesetzgeber ist, so daß sein Leben und sein Geist als die absolute Norm und Richtschnur des neuen wiedergeborenen Daseins erscheint. So mußte auch der jüdische Sabbath mit seinem ertötenden Buchstabendienste dem christlichen Sonntag weichen, aber der Dekalog mit seinen heiligen Forderungen, und somit das vierte Gebot von der Heiligung des Sabbaths, das ist geblieben. Denn es ist so tief in der menschlichen Natur wie in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit und der Christenheit gewurzelt, daß kein Menschenwitz dagegen aufkommen kann. Es lautet sehr befremdlich, wenn es in dem besagten Aufsatz der Theol. Zeitschrift einmal heißt: „Wenn es den Gesetzgebern unsers Landes besser erschiene, jeden zehnten Tag für einen Feiertag zu erklären, so könnten wir uns als Christen ruhig damit einverstanden erklären.“ Nun ganz dasselbe hat wirklich Robespierre und die französische Revolution in den Stürmen der neunziger Jahre versucht, aber selbst die Nationalversammlung mitsamt den blutigen Schreckensmännern mußten die sogenannten Dekaden wieder abschaffen, weil sich das Volk nicht ruhig damit einverstanden erklärte. Bei solchen Ansichten würde die Schöpfungswoche mit ihrem siebenten Ruhetag für nichts mehr gelten, und nicht nur der jüdische Sabbath, sondern das vierte Gebot selbst wäre damit vernichtet. Wie würde sich aber dazu der Katechismus und der Unterricht der Kinder stellen? Und wie der Gottesdienst am Sonntag? Welche Verwirrung in allen Lebensverhältnissen!

Was nun eben den Sonntag und die „Sonntagsfrage“ betrifft, d. h. warum die Christenheit schon so früh bestrebt war, den sabbathlichen Samstag durch den christlichen Sonntag zu beseitigen, so müssen wir einfach bekennen, daß dies für uns gar keine Frage mehr ist. Wir könnten uns wohl darauf berufen, daß es den Christen daran lag, zum Unterschiede von den Juden einen andern Tag zu feiern, sowie daß es ja gar nicht darauf ankäme, welcher von sieben Tagen zu einem Ruhetag ausersehen sei, da ja vor Gott alle Tage gleich seien. Auch mochte der Samstag als der Grabestag des Herrn den Christen ungeeignet dünken, indem er ihnen in der frischen Erinnerung mehr als ein Trauertag erschien. Allein dies Alles, obgleich es doch gewiß etwas mehr als bloße „Ausflüchte“ sind, kann uns nicht genügen dem unvertilgbaren Wortlaut des Gebotes gegenüber: Denn in sechs Tagen u. s. w. Daran müssen wir festhalten, und den höheren Gesichtspunkt anknüpfen, der ohne Zweifel dem frühern christlichen Kultus des Sonntags den Ausschlag gegeben hat. Diesen höheren Gesichtspunkt nun finden wir in der typischen und symbolischen Beziehung der Schöpfung auf den Vollender der zweiten Schöpfung durch seine Auferstehung am Ostermorgen. Denn wie der jüdische Sabbath der Erinnerungstag an die natürliche Schöpfung, so ist der Sonntag die Feier der geistlichen Schöpfung, der Wiedergeburt der Menschheit und deren vollendete Erlösung durch Christum, dem auferstandenen Fürsten des Lebens, der Ruhe und des Friedens. Denn mit seiner Auferstehung hatte der Kampf der Feinde ausgetobt, und eine heilige Ruhe war den Verklärten überkommen bis zu seiner Auffahrt in die Ruhe des himmlischen Heiligthums.

Es ist also nicht der bloße Hinweis auf die Auferstehung des Herrn am Sonntagmorgen, welcher dem Sonntag den Stempel eines Feiertages aufgeprägt, dafür würde die jährliche Osterfeier genügen, wie bei jedem andern Festtage auch. Es ist vielmehr die Feier der zweiten Schöpfung durch Jesus Christus, den Erlöser und Ueberwinder der Sünde, des Todes und der Hölle, die Auferstehung des Herrn, die dem Sonntag den Charakter eines christlichen Sabbaths verleiht, und dadurch das Recht zur Wiederkehr an jedem siebenten Tage erhält zum lieblichen Ersatz des jüdischen Sabbaths, der als Ceremonie für den Christen keine Bedeutung mehr hat.

Mag auch diese Symbolik der ersten Christenheit nur als eine dunkle Ahnung vorgeschwebt haben, die Bedeutung des Sonntags in allen späteren christlichen Zeitaltern zum würdigsten Stellvertreter des jüdischen Sabbaths und seine weihevolle Feier ist die ideale Erfüllung des vierten Gebotes. Denn die würdige Sonntagsfeier ist dem gläubigen Christen nicht nur ein Ruhetag von irdischen Geschäften, sondern vielmehr ein himmlisches Vorbild jener ewigen Sabbathruhe, deren Realität in dem Auferstandenen beruht, nachdem auch er am Samstag in seiner Grabesruhe gelegen, dann aber am Ostersonntage hervorging als die lebendige Sonne der Gerechtigkeit, freudig wie ein Held zum Siege.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns die Sonntagsfeier nicht als ein jüdisches Joch, nicht als ein staatliches Gesetz, sondern als ein heilsames Vorrecht, und als eine unentbehrliche Ordnung der evangelischen Freiheit, in der sich der Christ freudig und dankbar bewegt, über das Geräusch der alltäglichen Welt zum Genusse einer himmlischen Geistesfeier emporschwingt, und alle seine Berufsgeschäfte zum Dienste Gottes weiht. Keine Stelle der heil Schrift spricht erhebender und mahnender für jene ewige Sabbathruhe als die Prophetie in Hebr. 4, 1—11. Und so ist der christliche Sonntag und seine Heiligung in der Schöpfung, Gesetzgebung und Erlösung, in den Bedürfnissen der Natur wie des Glaubens gegründet, ein seliges Vorrecht, eine heilige Pflicht, ein gesegnetes Gnadengeschenk, eine himmlische Ruhe in der irdischen Unruhe, und eine Vorfeier des ewigen Sabbaths.

Die Tugenden der Pastoren.

(Eingesandt von P. C. Kißling.)

Das sonst so unschuldige und harmlose Wort „Tugend" ist etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr anrüchig geworden und sehr stark in Mißkredit gekommen. Gerade die tugendhaftesten Leute sind dem Wort in der Regel spinnenfeind und finden es unausstehlich. Wohl nicht allein aus dem Grund, den Schiller als Kennzeichen des besten Staates und der besten Frau angiebt: daß man von beiden nicht spricht, und aus der täglichen Erfahrung, daß die Menschen von dem am meisten reden was sie nicht besitzen, und sich oft mit dem brüsten, was ihnen gänzlich fehlt. Die Tugend ist bei ihnen ein leerer Wahn, ein realitätloser Traum. Der Arme träumt von

Reichthum, der Kranke von Gesundheit, der Gefangene athmet im Traum Freiheitsluft, der Hungrige klagt im Traum über Magenbeschwerden in Folge einer quantitativ und qualitativ zu opulenten Mahlzeit. Und der jeder Tugend baare, am sittlichen Bankerott Angekommene, über dem Abgrund geistlichen Ruins Schwebende, wähnt sich zu gut für diese lasterhafte Welt. Und es geht nach dem Prophetenwort: „Gleichwie einem Hungrigen träumet, daß er esse, wenn er aber aufwacht, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen träumet, daß er trinke, wenn er aber aufwacht, ist er matt und durstig.“ Jes. 29, 9. In ihren Träumen, in ihrer Einbildung sind sie Muster von Tugendhaftigkeit, wenn sie aber aufwachen, wenn ihnen die Decke von den schlaftrunkenen Augen gezogen wird, wenn sie ernüchtert werden, wenn sie sich nicht in dem unsicheren Schein ihrer Phantasie, sondern im hellen Sonnenlicht der Wirklichkeit betrachten, so ist ihre Seele leer, leer an allem, was sie berechtigt, diesen edlen Namen sich beizulegen. Es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß lasterhafte Kranke in ihren Fieberphantasien edel, fromm und gut erscheinen, während bei unbescholtenen Patienten oft gerade das Gegentheil der Fall ist. Nein, die Geschichte, die das Wort Tugend hinter sich hat, hat die glühendsten Verehrer derselben — und wohl mit Recht — vor dieser Bezeichnung stutzig gemachte Tugendlieder, Tugendpredigten, Tugendhelden werden mit gutem Grund von allen Eingeweihten perhorrescirt, seitdem in der — gottlob hinter uns liegenden — Periode des Rationalismus so viel Unfug damit getrieben worden ist. Und doch wenn der weise, in Gottes und der Menschen Wege wohlerfahrene Salomo ein tugendsam Weib viel edler nennt, denn die köstlichsten Perlen, Prov. 31, 10, wenn Petrus sogar Gott Tugenden beilegt, 1 Petri 2, 9; 2 Petri 1, 3, wenn Paulus uns geradezu auffordert, dem nachzudenken, was etwa eine Tugend ist, Phil. 4, 8, so muß es doch wohl so schlimm nicht sein, und es ist Entschuldigung und Rechtfertigung genug, wenn wir es hier wagen, sogar von den Tugenden der Pastoren zu reden; freilich muß es auch die rechte Tugend sein, die aus dem Glauben kommt, 2 Petri, 1, 5. Bekanntlich zählte die alte Kirche sieben Tugenden; die katholische Kirche schreckt ihre Glieder mit sieben Todsünden. Um nicht von vornherein den Ruhm der Tugend zu verlieren, beabsichtigen wir weder so unbescheiden wie die Erstere, noch so grausam wie die Katholiken zu sein, sondern wir beschränken uns in der Aufführung von nur vier Tugenden, von denen wir aber zum Voraus kecklich behaupten, daß es von ihnen gilt: faciunt theologum!

Die erste Haupt- und Cardinaltugend, die von jedem rechten Prediger erwartet werden muß und ohne die eine wirksame, erfolgreiche Führung des heiligen Amtes gar nicht denkbar und möglich ist besteht darin, daß er ein Sünder ist. „Eine wunderliche Tugend,“ mag Mancher denken, und ein anderer, weniger rücksichtsvolle und nachsichtige Leser mag vielleicht an der vollen Zurechnungsfähigkeit des Verfassers zweifeln. Aber es handelt sich hier durchaus nicht um einen übelangebrachten Scherz, sondern um bitteren Ernst und um eine ernste Wahrheit, wie sich auf Grund der Schrift leicht

nachweisen läßt. Sündenerkenntniß und Schuldbewußtsein zu wecken betrachten wir wohl gewöhnlich — und mit Recht — als eine Hauptaufgabe unseren Gemeinden gegenüber. Ohne Bewußtsein der Krankheit ist die Nothwendigkeit des Arztes nicht einzusehen. Die Abneigung des Phthisicus gegen ärztliche Behandlung, das Sichsträuben des Geisteskranken gegen die Ueberführung ins Irrenhaus hat eben seinen Grund darin, daß beide sich nicht für krank erkennen, daß sie die liebevolle, um ihr Wohl besorgte Handlungsweise ihrer Angehörigen für unberechtigte Eingriffe in ihre Freiheit halten. Denn die Gesunden bedürfen ja des Arztes nicht. Aber wie häufig geht das, was wir in dieser Beziehung von Andern verlangen, uns selber aus! Wir verstehen es vielleicht meisterhaft, die Sünde bis in ihre geheimste Wurzel bloszulegen, sie in ihre innersten Schlupfwinkel zu verfolgen und sie in ihrer ganzen Schauerlichkeit so dramatisch lebendig, so packend anschaulich und wahrheitsgetreu unsern Zuhörern zu schildern wie jener englische Kanzelredner, der mit einer solchen Schilderung eines dem Untergang entgegengehenden Sünders auf einen, in der Predigt anwesenden Richter, einen so überwältigenden Eindruck machte, daß derselbe, sich selbst vergessend, mitten in der Predigt entsetzt aufsprang und die Hände zusammenschlagend ausrief: "My God, the man is lost!" — und bei alledem verstehen wir es nicht, die Sünde in unserem eigenen Herzen aufzufinden und sie rücksichtslos wenigstens vor unserem Gewissen und vor unserem Gott an den Pranger zu stellen. Wir nehmen uns vielleicht gar nicht die Mühe zu dieser wenig angenehmen und erbaulichen Arbeit. Es ist etwas Anderes, voluminöse Bände über die Sünde zu schreiben, den Ursprung der Sünde, das Wesen der Sünde, die Fortpflanzung der Sünde, die Folgen der Sünde mit allen philosophischen und exegetischen Hilfsmitteln dogmatisch und ethisch zu entwickeln und auf diese Weise die Sünde sich, so zu sagen, zu objektivieren, und etwas Anderes ist es, mit dem Zöllner in Wahrheit und Aufrichtigkeit zu beten: „Gott sei mir Sünder gnädig," und mit David demüthig an seine Brust zu schlagen mit dem Bekenntniß: „Ich bin der Mann!" Das Letztere dürfte wohl leicht das Schwierigere sein. Nicht ganz unberechtigt dürfte vielleicht die Frage erscheinen: Ist der Pharisäismus, die Heuchelei, die Selbstgerechtigkeit, dieses abscheuliche Gewürm im Menschenherzen, das wir mit Recht als das größte Scheusal brandmarken, nur unter unseren Zuhörern und nicht auch auf der Kanzel unter dem Talar, hinter so vielen salbungsvollen, phrasenreichen Worten und Reden zu suchen? Und wenn wohl Niemand, dem nur eine geringe Erfahrung zu Gebote steht, wagen wird, diese Frage zu verneinen, sollten wir nicht gerade darin einen Grund zu finden haben, warum unsern Predigten so oft und viel der wünschenswerthe Nachdruck und Erfolg abgeht, warum bei allem Predigen so herzlich wenig herauskommt, daß einem oft der ganze Gottesdienst als ein Possenspiel erscheinen will? Erst kürzlich wurde mir von einer eifrigen Zuhörerin der Predigt gesagt, sie spüre es augenblicklich, ob der Pastor wirklich aus dem Herzen predige, ob er selber durchdrungen sei von dem, was er sage, oder ob es blos Lippenwerk sei. Und

sie illustrirte diese ihre Behauptung mit unwiderleglichen Beispielen. Und das ist nur eine Stimme für Viele. Unsere Gemeinden haben ein feineres Gemerk, als wir gewöhnlich anzunehmen scheinen, ob, um mich eines groben Ausdrucks zu bedienen, ihr Pastor ein Handwerker oder ein Diener Jesu Christi ist. Am Unangenehmsten und Empfindlichsten ist es, wenn die Leute den Eindruck bekommen: der Mann da oben hält uns alle für Schurken und Ungeheuer und sich allein für rein und gut und vollkommen. Albert Knapp erzählt in seiner Selbstbiographie pag. 182, daß in einer seiner Gemeinden ein Mann sich also über ihn geäußert habe: „Ich weiß nicht, welch' seltsamen Pfarrer wir bekommen haben. Wenn man privatim mit ihm spricht, ist er ganz freundlich und bescheiden; besteigt er aber die Kanzel, so fängt er mit den Leuten sogleich Händel an, bezeugt ihnen, daß sie allesammt geborne und verlorene Sünder seien, daß sie kein Verdienst vor Gott besitzen und sich zu dem Gekreuzigten bekehren sollen, wie wenn sie Raub und Mord verübt hätten. Ich bin zwar kein frommer Mann, aber auch kein so schlechter, wie der gute Diakonus unser Einen titulirt &c." Der Pastor soll nicht nur mit der Gemeinde, sondern vor allen Dingen mit sich selber Händel anfangen. Es ist wirklich nicht gut, wenn ein Pastor auf der Kanzel und unter der Kanzel seine eigene Sünde vergißt und nur immer auf die Leute einschlägt, statt demüthig an seine eigene Brust zu schlagen. General-Superintendent Dr. C. Büchsel erzählt in seinen „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen" von der Antrittspredigt eines älteren Pastors, die einen tiefen, bleibenden Eindruck machte. Im ersten Theil dieser Predigt sagte der Mann: Ich komme als ein armer Sünder zu armen Sündern und will den predigen, der der Sünder Heiland ist. Und Funcke erzählt eine Geschichte, die wohl des Nacherzählens werth ist*): „In einem Gefängnisse Nordamerika's saß ein Raubmörder, der sich auch in seinen Ketten noch durch sein trotziges, verstocktes, unnahbares Wesen schrecklich machte. Jeder Appell an sein Gewissen, jeder Bußruf, jedes Wort, das ihn auf den Heiland der Sünder hinwies, hatte nur seinen Spott hervorgerufen. Da trat eines Tages ein ehrwürdiger Herr mit weißen Haaren in seine Zelle. Der sprach zu ihm mild und mitleidig und sagte unter Anderen: „Es ist doch eine unendliche Liebe Gottes, daß er für solche Sünder, wie wir sind, seinen Sohn dahingegeben hat." Und siehe, dieses Wort löste den Bann des starren Herzens; es war wie Sonnenschein, der das Eis zerschmilzt." Wenn dieser alte Amerikaner kein Theologe war, was ich allerdings nicht weiß, so hatte er doch das beste Zeug dazu. Gerade seine Anrede an den Mörder bezeugt seine Qualifikation besser als das glänzendste Zeugniß der berühmtesten Universitäten. Denn ich hoffe, aus dem Zusammenhang, in dem ich diese Geschichte mittheile, wird es klar sein, daß der Hauptnachdruck auf dem: Sünder, wie wir liegt, das erschütterte den Verbrecher bis auf den Grund, daß dieser ehrwürdige Herr, der tadellos in der Gesellschaft dastand, sich mit ihm, dem blutbefleckten Mörder, auf eine Stufe stellte und sich so frank und frei als verdammungswür-

*) „Seelenkämpfe und Seelenfrieden." Predigten von S. Funcke, pag. 1.

digen Sünder erklärte. Sich mit Paulus nicht nur den vornehmsten Sünder nennen, sondern sich wirklich dafür halten und erkennen, darin liegt das Geheimniß einer erfolgreichen Amtsführung.

Aber nicht nur in dem Sinne, meine ich, muß der Pastor ein Sünder sein, daß er von seiner eigenen Fluchwürdigkeit und von der Nothwendigkeit eines Heilandes zu seinem Heil überzeugt und aufs Tiefste durchdrungen ist, sondern er muß auch in gewissem Sinn die Sünden seiner Gemeinde auf sich nehmen, als die seinige empfinden und für sie Vergebung suchen. Nicht blos in dem allgemeinen Sinn ist das zu verstehen, der in dem apostolischen Wort ausgedrückt liegt: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit," sondern in einem ganz speciellen, eigenartigen, priesterlichen Sinn. Was hier gemeint ist, läßt sich am besten durch Beispiele deutlich machen. Denn hier gilt besonders das Wort: exempla trahunt. Und die heilige Schrift bietet uns verschiedene instruktive Beispiele dar, die für die Träger des Amtes geradezu typische Bedeutung haben. Doch soll zuvor die katholische Irrlehre, als sei der Priester der Mittler zwischen Gott und den Menschen aufs Schärfste abgewiesen werden. Nicht das ist die Meinung, als gehe sozusagen die Seele des Einzelnen nur durch den Pastor zum Himmel. Nein, es gibt nur einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesum Christum. Zu ihm hat die ärmste Seele ohne Weiteres freien Zutritt. Aber je weniger die Glieder der Gemeinde ihre Sünde spüren, je mehr sie sich den Gedanken daran und die Reue darüber aus dem Kopf und Herzen schlagen, desto mehr und desto schwerer müssen sie dem Pastor aufs Herz und Gewissen fallen und desto ernster muß er darüber Buße thun. Nun, der Erste,*) der uns in diesem Stück vorbildlich sei muß, ist Mose, der Mann Gottes. Die Bedeutung des hebräischen Namens des Mose: מֹשֶׁה wird bekanntlich nach der Exod. 2, 10 angegebenen Etymologie gewöhnlich als: der aus dem Wasser Gezogene gefaßt. Da aber die hebräische Form activ ist, so liegt auch die active Bedeutung: der Herausziehende, der Erretter, näher. Und als ein solcher מֹשֶׁה als ein solcher Retter hat er sich auch seinem Volk bewiesen. Aber nicht nur hat er sein Volk aus langjähriger Knechtschaft, aus unerträglicher Tyrannei errettet, sondern er hat es auch vom Zorn Jehovahs errettet, indem er sich geradezu als Sühnopfer für sein abgefallenes Volk anbot, wie dies Exodus 32, 31. 32 berichtet wird. Während er auf dem Berge Sinai weilte, hatte sich das Volk ein gegossenes Kalb gemacht und ihm göttliche Verehrung dargebracht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Fürbitte Abrahams für Sodom, Genesis 18, 22—33, die man vielleicht in diesem Zusammenhang erwarten könnte, übergehe ich, da sie, so ergreifend und lehrreich sie an und für sich ist, doch wohl nicht hierher paßt. Denn dem Abraham ist es nur um die Gerechten, um das bessere Element der dem Untergang geweihten Stadt, aber nicht um die Gottlosen zu thun. Er appellirt nur an die Gerechtigkeit Gottes, V. 25, aber nicht an seine Barmherzigkeit. Ueberhaupt kommt es mir nicht auf Vollständigkeit an, sondern nur darauf, an einigen besonders hervorragenden Exempeln die oben ausgesprochene Meinung deutlich und anschaulich zu machen.

Entwürfe für den Unterricht in der Geographie.

(Eingesandt von Lehrer Wiegmann.)

Erlauben wir uns in der einklassigen Gemeindeschule per Woche zwei Stunden für den geographischen Unterricht, so werden wir wohl im Stande sein, wenn auch nicht so vielerlei wie es in der Freischule gebräuchlich ist, doch gründliches zu leisten.

Ein Globus, sowie gute Landkarten sind unentbehrlich. Selbst die ärmste Schule wird sich einen Globus für 35 Cents anschaffen können. Gute Landkarten kann man jetzt für etwa $2.00 per Stück bekommen. Den Schülern dürfte ebenfalls wohl zugemuthet werden, daß sie sich einen Leitfaden anschaffen. "Swinton's Elementary Course in Geography" würde ich hierzu empfehlen.

Der Unterricht in der Geographie sollte unbedingt mit der Heimathskunde, im engsten Sinne beginnen. Zu diesem Zwecke lasse ich meine Schüler, wie aus folgendem Entwurfe zu sehen ist, mit dem Schulhause beginnen. Das Zeichnen von Karten seitens der Schüler sollte einen Theil jeder schriftlichen geographischen Aufgabe bilden.

Folgende Tabelle ist für einen dreijahrigen Kursus, je zehn Monate, eingerichtet.

I. Kursus.

1. Draw Map of School-Room.

Mark the Objects.

2. Draw Map of Play-Ground.

Mark the Objects.

3. Direction.

a. Cardinal and Semi-cardinal Points.
b. How Found.
c. How Shown on Map.

4. Draw Map of Town. (Township.)

a. Boundaries.
b. Size.
c. Area.
d. Surface: Mountains, Rivers, Creeks and Lakes.
e. Climate.
f. Productions: Animals, Vegetables, Minerals.
g. Occupations.
h. Railroads.
i. Cities and Villages.
j. Government and Officers.
k. Commerce.
   aa. Exports, Imports.
   bb. Means of Transportation.

5. County.

The same as "Town". See 4.

6. Pupil's Own State.

a. Position: Boundaries. Natural. Artificial.
b. Outline: Regular, Irregular.
c. Extent: Length, Breadth, Area.
d. Surface.
e. Lakes, Rivers.
f. Natural Advantages: Soil, Metals, Water, Power, Navigation etc.
g. Industries: Agriculture, Manufacture, Mining, Lumbering, Fisheries.
h. Commerce: Exports, Imports.
i. Improvements: Railroads, Canals etc.
j. Education: Common Schools, Colleges and Churches.
k. Government.
l. Counties: Number in State.
m. History.
n. Population.
o. Cities.

7. General View of U. S.

a. Position.
b. Extent.
c. Political Divisions.
d. General Surface.
e. Coast Line.

f. Natural Resources.
g. Industries.
h. Population.
i. Capital, Chief Cities.
j. Government.
k. Education and Religion.
l. Miscellaneous.

II. Kursus.

1. Definition of Geography.

a. Shape of Earth, Size, Motions etc.
b. Natural Divisions.
  aa. Land: Continents, Islands, Capes, Peninsulas, Isthmuses, Plains, Valleys, Mountains.
  bb. Water: Oceans, Seas, Gulfs, Bays, Straits, Rivers, Lakes.

2. Races of Men.

3. The World.

a. Hemispheres: Eastern, Western, Northern, Southern.
b. Grand Divisions: Europe, Asia, Africa, N. America, S. America.
c. Proportion of Land and Water.

4. North America.

a. Divisions.
  aa. Natural.
  bb. Political: Names, Comparative Size, Position.
  cc. Boundaries.
  dd. Latitude and Longitude.
b. Waters.
c. Size: Compare with other Grand Div.

5. States of the U. S. General Outline.

a. Latitude and Longitude.
b. Boundaries.
c. Size.
d. Mountains and Surface.
e. Rivers and Lakes.
f. Coast Line.
g. Climate.
h. Productions: Animals, Vegetables, Minerals.
i. Occupations.
j. Capital and Larger Cities.
k. History.
l. Population.

6. South America.
Like North America.

III. Kursus.

1. Europe.
Like North America.

2. Topic for Any Country in Europe.

a. Position.
b. Size. Compare with States of U. S.
c. Mountains and Surface.
d. Rivers and Lakes.
e. Climate.
f. Productions.
g. Occupations.
h. Capital and Larger Cities.
i. Government.
j. Religion.
k. Education.
l. Races.
m. Language Spoken.
n. Natural Curiosities, Scenery.
o. Works of Art, Noted Buildings etc.
p. History.
q. Principal Men and Present Ruler.

3. Asia.—Like Europe.

4. Africa.—Like Europe.

5. Lakes.

a. Definition.
b. Classes.
  aa. As to Character of Water.
  bb. As to Outlets and Inlets.
c. Uses.
d. Principal Lakes of the World.
  aa. As to Commercial Importance.
  bb. As to Beauty of Scenery.
e. Principal Lakes of each Grand Division.

6. Rivers.

a. Definition.
b. Classes: Main Streams and Tributaries.
c. Rapids and Waterfalls.
d. Principal Rivers of the World.

7. Mountains.

a. Definition.
b. Principal Mountain Systems of World.

8. Volcanoes.
a. Definition.
b. Principal Volcanoes of the World.

9. Islands.
a. Definition.
b. Principal Islands.

10. Vegetable Life.
a. Conditions Requisite.
b. Distribution.

11. Animal Life.
a. Conditions Requisite.
b. Distribution.
c. Domestic Animals.
d. Wild "

12. Minerals.
a. Where Found.
b. Kinds.

13. The Sea.
a. Divisions.
b. Oceans.
c. Size.
d. Movements: Waves, Tides, Currents.

14. The Atmosphere.
a. Properties.
b. Movements.
   aa. Trade Winds and Periodical Winds.
   bb. Storms: Hurricanes, Cyclones, Tornadoes, Water Spouts.
c. Humidity.
   aa. Causes.
   bb. Condensation: Clouds, Rain, Snow, Hail, Fog, Dew, Frost.
d. Calms.

15. Do not neglect Map Drawing.

Schlußbemerkung. Der Einsender ist nicht der Meinung, daß an obiger Tabelle nichts zu verändern und zu verbessern wäre. Im Gegentheil glaubt er, daß die Herren Kollegen wohl vieles daran verändern und verbessern können.

Ueber Lehrerbildung.

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Das, was sich durch die Erfahrung nachweisen läßt, was man durch Versuche über den Mechanismus seelischer Vorgänge genau erfahren hat, vor allem aber, was für die Verwendung im erzieherischen Wirken dienlich ist, das ist hauptsächlich zu betonen. Erfahrung muß mit der Unterweisung Hand in Hand geben, daher die Nothwendigkeit und der Nutzen der „Schülerbeobachtungen" durch die Seminaristen. Das Wissen von der Reihenfolge der seelischen Vorgänge bei der Lernthätigkeit, die Lehre von der Apperzeption, von den Vorstellungshilfen und -Hemmungen, von dem zur Erzeugung kräftiger Vorstellungen nothwendigen Zustande der Seele u. a. m. sind seelenkundliche Kenntnisse, die die Schularbeit unmittelbar begünstigen. Die aus diesen Gebieten gewonnenen Gesetze werden, wenn sie recht verstanden sind, zu wirklichen, zwingenden Regeln für die Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit. Daraus folgt aber, daß die gesammte Unterrichtslehre (Methodik) eine einheitliche sein muß, in jedem einzelnen Fache von der Seelenlehre auszugehen und sich stets auf dieselbe zu beziehen hat, daß es also für einen Seminarlehrer nicht genügt, sein Fach wissenschaftlich erfaßt zu haben, sondern gefordert werden muß, daß er mit der psychologisch richtigen, schulgemäßen

Behandlung vollkommen vertraut ist. Wenn der Seminarzögling psychologisch tüchtig gebildet ist, also die Gesetze der seelischen Vorgänge kennt und zu befolgen weiß, so muß er später in jedem Schulfach gleich gut unterrichten können; vorausgesetzt ist freilich, daß er die Fächer alle stofflich beherrscht und nicht aus Abneigung dies oder jenes vernachlässigt. Wenn es also von einem Lehrer heißt: „Er ist ein ausgezeichneter Gesanglehrer, ein vorzüglicher Zeichenlehrer, ein tüchtiger Naturgeschichtslehrer, aber für andere Fächer eignet er sich nicht" — so kann diese Erscheinung nur in der thatsächlichen Abneigung gegen andere Fächer begründet liegen, oder das Urtheil faßt nicht den Unterricht selbst, sondern nur die Erfolge ins Auge, die auch auf recht unpädagogische Weise erzielt werden können.

Die theoretische Tiefgründung kann durch bloße Lehrübungen, durch Vormachen und Nachahmen nicht ersetzt werden. Es wäre ganz falsch, diese Uebungen im Schulehalten als nicht unbedingt nothwendig oder gar als überflüssig bezeichnen zu wollen. Doch es darf behauptet werden, daß die jetzt — im allgemeinen übereinstimmend — darauf verwandte Zahl von Stunden den zu stellenden Anforderungen entspricht, und daß, wenn die eigentliche berufliche Ausbildung noch stärkere Betonung erfahren soll, diese auf die theoretische Durchbildung zu legen ist. Die „Lehrübungen" können nichts anderes als Anschauungs- oder Anwendungsbeispiele sein für den Unterricht in der Methodik. Es ist jedem Seminar unmöglich, auch nur ein Unterrichtsfach von seinen Anfängen in der Volksschule bis zum Ende methodisch durchzuarbeiten; es ist vollständig undenkbar, durch Lehrübungen zu zeigen, wie sich dies Fach in der einfachen, in der wenig- und in der vielgegliederten Volksschule gestalten würde. Und selbst wenn dies möglich wäre, welch geringfügigen Bruchtheil der gesammten erzieherischen Thätigkeit des einstigen Lehrers umfaßt ein „Unterrichtsfach"!

Man darf demnach die Lehrübungen nicht überschätzen. Sie haben ihre große Bedeutung darin, daß sie Belege sind für das richtig erfaßte Theoretische; sie verlieren dieselbe, wenn sie als Schablone aufgefaßt werden, nach der andere „angefertigt" werden, und wenn bei der vorherigen oder nachfolgenden Besprechung das wichtige Herbartsche Wort nicht befolgt wird, daß wir die Psychologie haben müssen, um zu bestimmen, was in einer Lehrstunde recht und was verfehlt ist. Nicht die Menge der Lehrübungen, sondern die rechte Ausnützung derselben sichert den Erfolg; jene ohne diese schafft Routine, diese Einsicht und überlegendes Arbeiten.

Einer der wichtigsten Abschnitte aus der Unterrichtslehre ist der über die Fragen; richtig fragen ist eine Kunst. Diese kann man nicht lernen durch methodologische Uebungen derart, daß man beispielsweise den Satz: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" durch die Fragen: „Wer schuf? — Was that? — Was schuf? — Wann schuf Gott?" — zerlegt. Derartige Uebungen gehören in die Sprachlehrstunde 10 — 12 jähriger Kinder, im Seminarunterricht sind sie arge Zeitverschwendung und die beste Anleitung zu geisttödendem Wortgeklapper. Sinngemäß fragen zu lehren, ist Sache der

gesammten Sprachbildung und der Logik. Hierbei sei auf den lesenswerthen Abschnitt über die Fragen in „Goerth, Die Lehrkunst" nachdrücklich erwiesen.

Eine Uebertreibung im Vormachen und Nachahmen ist noch auf anderen Gebieten von Nachtheil, insbesondere auf denen, die das Reich der Kunst berühren, Musik und Zeichnen.

Das Seminar hat in erster Linie Lehrer auszubilden, in zweiter erst Kantoren und Organisten. Trotzdem behaupte ich aufs entschiedenste, daß die Musik als ein überaus wichtiges Bildungsmittel zu achten ist; freilich muß sie auch in einer Weise betrieben werden, daß sie wirklich zur idealen Bildung beiträgt. Jedermann wird die Klagen über die Manie des talentlosen Klaviergehämmers als berechtigt anerkennen; warum aber legt man dann auf dem Seminar gerade auf die Ausbildung der Fertigkeit so viel Gewicht? Was wird denn nach dieser Richtung hin wirklich erreicht? Legt man den rein musikalischen Maßstab an, so muß man zugeben, daß die Durchschnittsleistung nicht befriedigen kann. Und dazu bedenke man, daß sechs Jahre lang sechs bis acht Wochenstunden der Musik gewidmet werden, eine Zeitmenge, die, um wirklich Vorzügliches zu leisten, allerdings nicht ausreicht, zu dem wirklich Erreichten aber kaum im rechten Verhältniß steht. Die musikalische Bildung würde aber bedeutend gewinnen, wenn man den Nachdruck auf etwas anderes legte, wenn man die nicht entschieden Befähigten von den technischen Uebungen auf dem Klavier, auf der Orgel und der Geige von einer gewissen Zeit an zurückhielte. (Der Gesangsunterricht ist selbstverständlich bei diesen Ausführungen ausgeschlossen.) Es entspricht nicht der Würde musikalischer Meisterwerke, sie von Unfähigen mißhandeln zu lassen. Was aber dafür? Zunächst möglichst hohe technische Ausbildung der Befähigten; sodann aber für alle: Einführung in das Verständniß des musikalisch-schönen, Bildung des ästhetischen Gefühls durch besonders hierzu berechneten Unterricht. Anzugeben, wie dieser zu ertheilen sei, ist nicht Sache dieser Abhandlung, daß aber in den Meisterwerken methodisch zu ordnender Unterrichtsstoff, in den Musiklehrern des Seminars geeignete Kräfte und in den Zöglingen des Seminars zu einem solchen Unterrichte passende Schüler vorhanden sind, steht fest. Vor allem aber behaupte ich, daß erstens dieses Ziel ohne die technische Fertigkeit, ohne „Nachahmen" wohl erreicht werden kann, und zweitens, daß ein derartiger musikalischer Unterricht für die Lehrer*bildung* segensreicher wirkt als jener.

Ganz Aehnliches würde vom Zeichenunterrichte auszuführen sein; nur ist bei diesem noch zu erwähnen, daß er auch eine rein praktische Seite hat, daß eine gewisse zeichnerische Fertigkeit vom Lehrer gefordert werden möchte. Dies bedingt aber keineswegs Ansprüche, die schon in das Gebiet rein künstlerischer Darstellung sich erstrecken, Ansprüche, die im allgemeinen über das Maß der vorhandenen Kräfte hinausgehen und darum unfertige, stümperhafte Leistungen erzeugen und das wirkliche Bedürfniß nicht ins Auge fassen. Noch viel weniger kann durch mangelhafte Darstellungen der Sinn für das Schöne geweckt werden. Und doch, wie nothwendig, wie werthvoll, ist ein

gesundes Urtheil über Leistungen aus dem Gebiete der bildenden Künste! Beides, den Sinn und das Verständniß für das Schöne zu wecken, das ist die wahre Aufgabe auch dieses Unterrichtszweiges. Ausgehend von Meisterwerken (in Nachbildungen oder in Wirklichkeit) als Anschauungsbeispielen, möge der Unterricht die Gesetze des Schönen zur Klarheit bringen; dies ist werthvoll für unsere Bildung.

In der soeben angedeuteten Weise betrieben, müßten die beiden Fächer zur allseitigen geistigen Ausbildung werthvolle Beiträge liefern, würden sie edle Freuden auch bei den Schülern schaffen, denen sie jetzt Verdruß und Abneigung bereiten. Noch einmal sei es gesagt: Einschränkung der Anforderungen an die technische Fertigkeit bei Wenigerbefähigten, dafür Weiterführung der Befähigten und Belehrung aller über die untrüglichen Kennzeichen des Schönen, Erzeugung ästhetischen Gefühles und Urtheiles! Mehr Einführung, weniger Ausführung!

Nur Beispiele habe ich im vorhergehenden geben wollen; gerade die wichtigsten Fächer aber, Religion und deutschsprachlichen Unterricht, habe ich nicht erwähnt. Wenn ich nun auch für diese Fächer Durchgeistigung im Unterrichte fordere, so weiß ich wohl, daß dies zunächst nur ein Wort ist, dessen Bedeutung ich aber im Gesagten wenigstens angedeutet habe, dessen Auslegung in der Anwendung auf die genannten wichtigsten Zweige des Unterrichts ich Berufneren überlassen muß. Vielleicht könnte man auch die Erörterungen über fremdsprachlichen Unterricht auf dem Seminar vermissen. Auf den meisten Seminaren ist wohl nur eine und zwar die lateinische Sprache eingeführt; für Betreibung einer zweiten fehlt, wie behauptet wird, die Zeit. Man muß dies gelten lassen, wiewohl schwer einzusehen ist, wie dann andere höhere Schulen deren bis zu fünf bewältigen können. Warum wird gerade die lateinische Sprache bevorzugt? Wenn dafür angegeben wird, daß sie hervorragend „formal bildend" wirke, so erscheint mir dies einseitig ebensowohl von sprachkundlichem, als erst recht vom pädagogischen Standpunkte aus. (Ist es nicht die Unterrichtsweise, die jeden Stoff zum „formalbildenden" werden lassen kann?) Vom bloßen Nützlichkeitsstandpunkte aus dürfte die Wahl erst recht nicht glücklich genannt werden, und schließlich kommt vielleicht noch hinzu, daß die „Seminarischen" von „Akademischen" ob ihrer Latinität hier und dort belächelt werden. Ich gehe aber deshalb nicht weiter auf diese Frage ein, weil ich nicht neue Forderungen an das Seminar stellen will, sondern vielmehr auf eine recht segenbringende Betreibung der bereits eingeführten Fächer mit Nachdruck verweisen möchte. Jedenfalls sollte aber jeder Lehrer nach seiner Seminarzeit durch Selbststudium oder Sonderunterricht die beiden gebräuchlichsten lebenden Sprachen, Englisch und Französisch, oder doch eine von ihnen, zu erlernen sich bestreben. Doch damit betreten wir das Gebiet der Fortbildung.

„Ein Mann von Bildung" soll der Lehrer sein. Es ist bedauerlich, daß man unter dem Worte Bildung oft nichts anderes als das glatte gesellschaftliche Benehmen versteht, und schlimm ist es, daß der, welcher dies nicht

besitzt, einfach von vielen als ungebildet angesehen wird. Berücksichtigt man das, so muß man vom Seminar fordern, daß es auch nach dieser Richtung hin seine Zöglinge ausrüstet. Und man darf, ja muß dies verlangen, um so mehr, als auch die Art des gesellschaftlichen Verkehrens einen sittlichen Hintergrund hat. Sie beruht zweifellos auf der rechten Selbstschätzung anderen gegenüber. Wer sich selbst richtig mißt, wird auch für sich die rechte Stellung in der Gesellschaft zu finden wissen. Ueberschätzung des eigenen Werthes führt zu Hochmuth den vermeintlich Niedrigerstehenden, zu Verbitterung und Verbissenheit Höheren gegenüber; Selbstunterschätzung aber ruft auf der einen Seite jenes schmierige, kriechende Wesen, auf der anderen Entwürdigung und Taktlosigkeit hervor. Jederzeit werden wir in allen Ständen, auch in unserem, Leute finden, die bedauerlicherweise das Gesagte bestätigen. Wer hätte noch nichts vom „verbauerten Lehrer" gehört? Oder wem wäre es entgangen, daß in den Kreisen unserer Befähigten der Pessimismus nur zu reichlich Blüthen treibt? — Die Selbstwürdigung des Lehrers hat ihre vorzüglichste Quelle in der Standesehre, die ihrerseits sich gründet auf die Bedeutung und die Würde seines Berufs. Es ist eine heilige Aufgabe des Seminarlehrers, dies Bewußtsein in den Seelen seiner Zöglinge recht lebendig werden zu lassen, sodaß sie ganz davon durchdrungen sind, sobald sie in ihr Amt eintreten. Zur Weckung des Standesgefühls genügen aber nicht schöne Worte, sondern sie erfordert taktvolle erzieherische Behandlung der Schülerpersönlichkeit. Wenn ein Seminardirektor in Zorn sich hinreißen läßt zu der Aeußerung: „Ihr, Seminaristen, habt gar keinen Willen!" — so mag dies durch die augenblickliche Stimmung entschuldbar erscheinen; aber die darin liegende Ansicht zum Grundsatz für die gesammte Erziehung im Seminar zu machen, wäre Versündigung. Verwerflich ist ein Sichgehenlassen der Seminarlehrer in Gegenwart der Schüler; aber zur Schau getragene Mißachtung ist Gift für die Charakterbildung. Lächerlich ist eine läppische Bevaterung erwachsener Schüler, aber verderblich eine herzlose Geringschätzung derselben. Zwischen diesen Grenzen muß der Seminarlehrer in seinem Verkehr mit den Zöglingen die rechte Mitte zu treffen wissen; versteht er dies nicht, so ist er nicht am rechten Platze. Der gesammte Umgang zwischen Lehrer und Schülern muß ein herzlicher sein; dem sichtbaren Wohlwollen auf der einen Seite muß aufrichtiges Vertrauen und wahre Achtung auf der anderen entsprechen. Durch Tugend müssen sich die Schüler jenes Wohlwollen des Lehrers erwerben und erhalten; dieser aber muß die Zuneigung seiner Schüler als eine Gegenleistung erachten, die ihn zwar hoch über dieselben erhebt, aber doch ihnen verpflichtet, eine Gegenleistung, die einen Werth für ihn hat, die er nimmer verachten darf. Die Person des Schülers muß ihm etwas gelten; seine Bestrebungen, seine Meinungen muß er achten, selbst dann, wenn letztere der seinigen nicht durchaus entsprechen. Ob ein Seminarist eine eigene Meinung haben kann? Sobald, besonders in unterrichtlicher Beziehung der Weg des Aufnöthigens verlassen, sobald die Selbstthätigkeit in erhöhtem Maße in Anspruch genommen wird, muß dies der Fall sein. Der zukünftige Lehrer soll ja eine selbständige Meinung haben — und

dazu den Muth, dieselbe auszusprechen. Dies muß der Seminarlehrer bei seinen Zöglingen dulden; ja, er wird es gern sehen, wenn er nicht zu fürchten hat, sich dabei in irgend einer Weise bloszustellen. Unbedingt nothwendig aber ist es, daß jede Meinung sorgsam begründet wird und jede Aeußerung gegentheiliger Ansicht seitens des Schülers unter voller Wahrung der rechten äußeren Form geschieht. Leider ist auch in unseren Kreisen der Irrthum nicht selten, daß Freimuth und Offenheit genannt wird, was, im Grunde genommen, nichts als Grobheit ist. Nicht die Feigheit soll Zunge und Feder leiten, wohl aber der Takt, ganz besonders dann, wenn der Lehrerstand als solcher an die Oeffentlichkeit tritt. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Eine interessante Statistik hat der Sekretär der vorjährigen allgemeinen Missionskonferenz veröffentlicht. Dieselbe umfaßt die Jahre 1786—1886 und vergleicht den Zuwachs der römischen, griechischen und der protestantischen Bevölkerung Europas und Amerikas. — In Europa gab es im Jahre 1786 an Protestanten 37 Millionen, 80 Millionen römische Katholiken und 40 Millionen Griechisch-Orthodoxe. Im Jahre 1886: Protestanten 85 Millionen, römische Katholiken 154 Millionen, Griechisch-Orthodoxe 83 Millionen. Während also die protestantische Bevölkerung Europas $2^{3}/_{10}$ mal und die griechische $2^{7}/_{10}$ mal so stark ist, als vor 100 Jahren, so ist die römisch-katholische Bevölkerung nur $1^{82}/_{100}$ mal so stark als damals. Freilich kommt das geringe Wachsthumsverhältniß zum Theil auch daher, daß in Frankreich etwa 10 Millionen, die „zu keiner Kirche gehoren", zum größten Theile von Katholiken abstammen. In England bildeten die Katholiken am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Drittel der Einwohner der vereinigten Königreiche, gegenwärtig nur ein Siebentel. Diese Abnahme ist zum großen Theil der irischen Auswanderung zuzuschreiben, von welcher ein sehr großer Theil sich den Vereinigten Staaten zugewendet hat. Hier ist nun allerdings in demselben Zeitraum der Katholicismus beispiellos gewachsen. Anstatt der angeblichen 190,000 Katholiken von 1786 werden im Jahre 1886 angegeben 9,930,000; während die $2^{1}/_{2}$ Millionen Protestanten auf 47 Millionen angewachsen sind. Jene sind mehr als 52 mal, diese etwas mehr als 17 mal stärker als vor 100 Jahren. Seit dem Jahre 1870 scheinen sich aber auch hier die Verhältnisse geändert zu haben, denn von 1870 bis 1880 haben sich die Katholiken nur um $^{1}/_{2}$ Prozent, die Protestanten dagegen um $8^{1}/_{2}$ Prozent vermehrt. Wird Amerika und Europa zusammengenommen, so ist von 1786 bis 1886 die Zahl der Protestanten von 39,700,000 auf 134,500,000 gestiegen, die der römischen Katholiken von 110,190,000 auf 201,000,000; jene haben also sich nicht ganz vervierfacht (3,36 ist die genaue Verhältnißzahl), diese dagegen haben sich nicht einmal ganz verdoppelt. Würden also dieselben Zuwachsverhältnisse noch etwa 25 Jahre stattfinden, so würde die Zahl der Protestanten und die der römischen Katholiken einander gleich sein.

Daß in den letzten Jahren der römische Katholicismus so außerordentlich an politischem Einfluß gewonnen hat, das ist freilich nicht dem Zuwachs der Zahl der Katholiken zuzuschreiben, sondern den fortwährenden Agitationen, sowie dem Umstand, daß die Wegnahme des Kirchenstaats die Kurie aus ihren finanziellen Verlegenheiten herausgezogen hat, indem die Schulden des Kirchenstaates auf das Königreich Italien übergingen, ferner dem Umstand, daß namentlich Leo XIII. es verstanden hat, die in der römischen Kirche verfügbaren Kräfte in der ersten Linie in den Dienst seiner Politik zu stellen und endlich der Thatsache, daß die römische Kirche äußerlich geeint auftritt, während die Protestanten sich vielfach offen unter einander bekämpfen. Daß aber trotzdem die drei großen, vorzugsweise protestantischen Völker in Deutschland, England und den Verei-

nigten Staaten im Vordergrund der gegenwärtigen Bewegungen auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Thätigkeit stehen, ist eine Thatsache, der sich kein Einsichtiger verschließen kann.

Ein etwas lächerliches Nachspiel des Kulturkampfes hat Windthorst mit dem Schulantrag in Scene gesetzt. Angekündigt war die Sache schon lange (vgl. Th. Ztschr. 1888 S. 347) und es mußte endlich einmal etwas geschehen. So ist denn am 27. Febr. über den Antrag verhandelt worden, der aber sofort vom preußischen Abgeordnetenhause zurückgewiesen wurde.

Daß man mit dem Centrum allein nichts durchsetzen könne, wußte Windthorst gut genug, aber ebenso wußte er auch, daß er seinerzeit den nöthigen Zuzug aus den Reihen der Conservativen erhalten hatte. Schaden konnte es ja nicht, wenn man nun wieder einmal die Probe darauf machte, ob sich denn wenigstens ein Theil der Conservativen bereit finden lassen würde, das Centrum zu unterstützen. Hatte man einige, so konnte man mit der Zeit noch einige mehr herüberziehen. Gerade aber über die Haltung der Conservativen hat sich glücklicherweise Windthorst getäuscht, und so bleibt denn für das Centrum nichts als das Bewußtsein, daß man wieder einmal etwas zu thun gehabt hat. Es ist nun allerdings von den Centrumsrednern versichert worden, daß man nach dem Rezept verfahren werde: „Der Tropfen höhlt den Stein", d. h. mit dem Antrag so lange kommen werde, bis er angenommen würde. Ist ganz recht; aber zu bedenken ist doch, daß mit der Zeit am Ende auch der Ocean leer tropfen könnte, oder mit andern Worten, wenn einmal den Centrumsleuten die Geduld ausgeht oder die Einsicht aufgeht, dann hören sie ganz von selbst auf für einen niemals durchführbaren Antrag zu agitiren. Wenn sich die Sache das nächste Mal nicht entschieden besser für das Centrum stellt, so wird dasselbe allerdings auf Jahre hinaus etwas haben, an dem ihm die Arbeit nicht ausgeht. Ob es aber dabei an Kraft gewinnen wird, ist immerhin fraglich, und wenn es auch an Zähigkeit nicht fehlen wird, so thut es diese allein auch nicht; denn erfolglose Erfolge werden von den Realpolitikern in Rom niemals anerkannt, das zeigt sich in der Art, wie man mit den klerikalen Kammermitgliedern in Frankreich verfahren ist.

Der Selbstmord des österreichischen Kronprinzen ist in sofern auch kirchlich interessant, als die römische Presse eine außerordentliche Findigkeit zeigt, Erklärungen der Thatsache zu liefern, die ja den Katholicismus nicht berühren. Nach einem Blatte liegt der Grund der That einzig und allein in der liberalen Erziehung des Kronprinzen, die eben diese Früchte nothwendig getragen haben soll; nach einem andern läßt es sich wohl begreifen, daß andere Menschen bei vollem Verstande Selbstmord begehen. „Greift aber gar ein Kronprinz von Oesterreich im Alter von dreißig Jahren zur Pistole, dann kann man doch das wahrlich nicht mehr in den Rahmen gesunden menschlichen Verstandes und Willens unterbringen."

Diese Logik ist wirklich bemerkenswerth. Ein dreißig Jahre alter Kronprinz von Oesterreich fällt entschieden nach der Meinung des Blattes unter ein anderes sittliches Urtheil als ein Kronprinz eines andern Landes oder gar als Menschen, die das Glück oder Unglück haben, weder Kronprinz, noch dreißig Jahre alt zu sein. Eine feinere und gewandtere Kasuistik läßt sich nicht denken und es ist wirklich schade, daß der Kronprinz von Oesterreich nicht den Verfasser des betr. Artikels zum Beichtvater gehabt hat. Das Tollste leistete aber eine Correspondenz aus dem Rheinland, welches die Sache dem Protestantismus in die Schuhe schiebt und meint: „Nur der Katholicismus wird im Stande sein, hier Hülfe und Besserung zu schaffen."

Wie unsinnig im englischen Kirchenwesen alles durcheinander läuft, zeigt deutlich an zwei Extremen, dem Ritualismus und dem sog. Agnosticismus. Während die Ritualisten so ziemlich unfehlbar auftreten, so sind die Agnostiker Leute, welche baaren Unsinn als Erfindung einer neuen Religion darstellen.

In einem ritualistischen Katechismus wird der Gottesdienst der Dissenter als götzendienerisch, Dissent als Sünde, und ebenso das bloße Betreten eines Versammlungshauses der Dissenters als Sünde hingestellt.

Auf Seiten der Agnostiker hat ein Mr. Laing eine neue Religion erfunden. Leider aber wird von Mr. S. B. Crozier die Priorität dieser Erfindung beansprucht. Dieselbe soll auf der Entdeckung des Gesetzes der Polarität beruhen, wodurch das Evolutionsgesetz Darwins noch weit in den Schatten gestellt werden soll, indem das Gesetz der Polarität eine gewisse Klasse von Phänomenen, vorzugsweise diejenigen der Religion erklärt. Die Polarität ist ein Theil der „ursprünglichen Bestimmtheit" des Universums und erstreckt sich auf alle höheren Fragen der Moral und Philosophie. Jede Wahrheit hat zwei Seiten, die für sich allein natürlich falsch sein müssen, in deren Mitte aber die Wahrheit durch das Gesetz der Polarität gehalten wird.

Um die Sache deutlich zu machen, dient das Beispiel: Der mechanische Materialismus oder die Leugnung des freien Willens ist der eine Pol, der andere Pol dagegen ist die Behauptung der Realität des freien Willens. Die Wahrheit liegt nun in dem Gesetz der Polarität zwischen beiden Polen. Die Polarität selbst aber ist in ihrem Wesen ein Theil des großen „Unbekannt" und darum liegt die Vereinigung beider Pole außer dem Bereich des Menschen. War es schon bequem, als man die Vernunft zum Maßstab der Wahrheit machte, so ist diese neu erfundene Religion noch bequemer. Ihr Maßstab für die Wahrheit ist die Unvernunft ihrer Behauptungen. Das kann nicht mehr überboten werden.

Schulnachrichten.

† Lehrer H. Schmidt.

Den Brüdern des evang. Lehrervereins geht hiermit die Trauerkunde zu, daß eines unserer Vereinsglieder, Lehrer H. Schmidt, unerwartet schnell vom Herrn aus seiner Lehrerthätigkeit in die ewige Ruhe abgerufen ist. Lehrer H. Schmidt absolvirte im Juni 1887 unser Lehrerseminar zu Elmhurst. Im Juli desselben Jahres schloß er sich auf unserer Lehrerconferenz in St. Charles gliedlich unserm Lehrerverein an. Von September 1887 bis Juli 1888 wirkte er als Lehrer an der Gemeindeschule der evang. Salems-Gemeinde in St. Louis, Mo. Nachdem er hier sein Schulamt niedergelegt, folgte er einem Rufe der evang. Matthäus-Gemeinde in St. Louis, Mo., als Lehrer an ihre Gemeindeschule, woselbst er mit großer Treue und unermüdlichem Fleiße im Segen wirkte. Doch nur kurz ist daselbst die Zeit seiner Wirksamkeit gewesen; denn nach kurzem Krankenlager starb er am 14. März, Morgens 3 Uhr, und ist, wie wir zuversichtlich hoffen, durch einen seligen Tod eingegangen zu seines Herrn Freude. Die Todtenfeier fand statt am 15. März, Nachmittags 3 Uhr, in der Kirche der evang. Matthäus-Gemeinde. — Nicht nur die tiefbetrübten Eltern und die trauernden Verwandten und Freunde des Entschlafenen, sondern auch die Schüler und Schülerinnen ihres entschlafenen Lehrers, eine zahlreiche Versammlung der Gemeinde, mehrere evang. Pastoren und alle evang. Lehrer in St. Louis, sowie eine Anzahl Seminaristen aus unserm Predigerseminar betheiligten sich an derselben.

Es ist zwar die Theol. Zeitschr. kein Organ für Vermittlung geistlicher Stellen, aber die nachfolgende Ausnahme von dieser Regel wird gestattet sein, da sie die Regel nur bestätigt.

Die Gemeinde zu Pomona, Californien, ist nämlich vacant und sollte recht bald wieder besetzt werden. Da wäre nun für einen Bruder, der lungenleidend ist, und ein mildes Klima sucht, eine gute Gelegenheit, geheilt zu werden. Vielleicht thut der Unterzeichnete dem Einen oder Andern einen Gefallen damit, indem er dieses in der Theol. Zeitschr. zur Kenntniß bringt. Die Gemeinde ist zwar noch klein, und der Gehalt mit Einschluß des Zuschusses aus der Missionskasse beträgt $300, nebst freier Wohnung. Das Klima aber ist unbezahlbar.

Sollte nun Jemand Lust haben hinzuziehen, der melde sich bei dem Unterzeichneten.

F. A. Umbeck, Präses des Kansas-Distrikts.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. Mai 1889. Nro. 5.

Ueber die Nothwendigkeit der organisirten Evangelisation neben dem pastoralen Amt

und ihre Bedeutung für das kirchliche Leben.

Rede des Herrn Pastor Schrenk aus Marburg nach Verlesen eines Referats des Herrn Baron von Oertzen auf der Pfingstkonferenz in Gnadau im Mai 1888.

(Eingesandt von P. Schwarz.)

Geliebte Brüder! Vielleicht wäre es besser gewesen, statt Evangelisation Mission zu sagen, weil unser deutsches Volk fast ganz aus Getauften und mehr oder weniger unterrichteten Leuten besteht. Allein wir haben nun einmal den Namen Evangelisation, und so muß die Arbeit zeigen, was wir darunter verstehen. Evangelisten evangelisieren. Wer sind die Evangelisten? In der apostolischen Zeit waren es Männer, welche die Gabe der Erweckung durch den heiligen Geist empfangen hatten. Sie sammelten Gemeinden, und diese Gemeinden wurden dann Hirten übergeben. Der Evangelist war also vor dem Hirten da, und zwar von Gott „gegeben." Eph. 4, 11. Auch in unserer Zeit kann nur der Evangelist sein, der vom Herrn der Gemeinde durch Seinen Geist die Gabe der Erweckung empfangen hat, die wir niemand durch Schulung beibringen können; wohl aber können wir einem Mann, der natürliche und geistliche Gabe für Evangelisation von Gott empfangen hat, die nöthige wissenschaftliche Ausrüstung geben. In diesem Punkt sind die Männer, die unsere Konferenz veranlaßt haben, ganz einig. Nicht machen wollen wir Evangelisten, sondern den Herrn bitten um Evangelisten. Matth. 9, 38. Gibt er Männern die Evangelistengabe, so werden es zweierlei Leute sein: 1. solche, die schon die Bildung haben, die vom Herrn verliehene Gabe erfolgreich verwenden können; 2. solche, denen man erst die wissenschaftliche Ausführung geben muß, um die empfangene Gottesgabe in unsern gegebenen Verhältnissen im Segen verwenden zu können. Solche Evangelisten werden sich dann auch entwickeln, sie werden auch lernen müssen, wie die Theologen und jeder andere Mensch, und sie werden gerade wie die Pastoren in der Praxis lernen. Ich sage das, weil jetzt noch viele Leute erwarten, daß man ihnen erst perfekte Evangelisten und ein perfektes Evangelisationssystem präsentiere, ehe sie Interesse für die Sache gewinnen können. Man wird von einem Evangelisten zunächst erwarten dürfen, daß er soviel Geistes- und wissenschaftliche Ausrüstung habe, um im Segen Hand in Hand mit gläubigen

Pastoren arbeiten zu können. In seiner Arbeit muß die göttliche Legitimation ersichtlich sein; denn ohne diese hat er kein Recht in der Kirche.

Die Begabung der Evangelisten wird selbstverständlich ebenso verschieden sein, als die anderer Menschen. Es wird Männer geben, die mehr die Gabe der Anfassung der Seelen haben in kleineren Kreisen, und andere, denen Gott die Gabe verliehen, auf Massen zu wirken. Hieraus wird sich von selbst eine verschiedene Verwendung ergeben. Die ersteren werden meistens stehende Gemeindediakonen sein, um die Verlorenen für das bestehende Hirtenamt zu gewinnen. Die letzteren werden wandernde Evangelisten sein und immer nur kürzere Zeit an einem Orte wirken. Beide Arten von Evangelisten sollen dem vorhandenen Hirtenamt in die Hände arbeiten. Wir denken aber keineswegs nur an Laienevangelisten, sondern besonders auch an Pastoren, denen Gott die Evangelistengabe verliehen hat. Wer die Gabe der Erweckung empfangen hat, kann nicht zu lange an einem Orte bleiben, wenn er nicht die Gemeinde todtpredigen will. In diesem Stück ist viel gesündigt worden, und es ist Zeit, daß unsere Kirche ihren Gott verstehen lerne und den Schlendrian verlasse.

Pastoren, welche Evangelistengabe haben, sind es dem Herrn und seiner Kirche schuldig, sie für größere Kreise zu verwenden. Ich möchte das laut in unsere Landeskirchen hineinrufen und den Herrn bitten, daß Er diesen Ruf diesem und jenem Pastor in das Gewissen fahren lasse. Ich habe so viele Rufe für Evangelistenarbeit, daß ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Macht euch auf, die ihr durch Gottes Geist zu Evangelisten berufen seid und unterscheidet endlich zwischen Hirtengabe und Evangelistengabe; lernt auch ein wenig von der apostolischen Zeit, von der katholischen Kirche und anderen evangelischen Kirchen.

Das Amt, oder lieber Diakonie des Evangelisten — denn von „Diakonie" nicht von „Amt" reden die Apostel — hatte noch nie Bürgerrecht in unserer evangelischen Kirche. Wir haben in der Reformationszeit nur ein Bruchstück bekommen, das Pfarramt. Genügt das? Hatten wir etwa eine Zeit in der Kirche der Reformation, in der unser deutsches Volk nach Röm. 15, 16 eine Nation war, die man „ein Opfer, Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist" nennen konnte? Nein, eine solche Zeit hatten wir nie. Wir hatten immer eine Masse unbekehrter Leute in unseren Volkskirchen, und für diese wären immer Evangelisten, oder wenn wir wollen, ein Ersatz, ein Gegenstück für die katholischen, missionierenden Orden nöthig gewesen. Unsere Kirche hat es 350 Jahre lang zu sehr versäumt, ihren kirchlichen Organismus zu ergänzen durch die Diakonie der Evangelisten. Man meinte zu oft, jeder Pastor müsse eo ipso alle Geistesgaben in sich vereinigen, was biblisch und kirchengeschichtlich betrachtet Thorheit ist. Ebenso thöricht war es, die Diakonie des Pastors als die einzig göttlich berechtigte Diakonie der Volkskirche hinzustellen. Leider gehen heute noch viele wohlmeinende Leute soweit, daß sie unsere Armuth für göttliche Ordnung ansehen, die jetzige politische Gemeinde für die gottgewollte christliche Gemeinde halten, während vielmehr die politische Gemeinde, soweit sie nicht lebendig ist, das Missionsobjekt für

den lebendigen Theil der Gemeinde sein soll. Wenn man heute noch fragt: „sind Evangelisten für unser Volk nöthig?" so hoffe ich, unsere Kinder werden nach zwanzig Jahren über die Möglichkeit dieser Zeitfrage staunen. Der Geist Gottes wird in den nächsten zwanzig Jahren die Diakonie der Evangelisten in unserer Kirche zum vollen Recht kommen lassen.

Wenn man mich fragt, wo Evangelisation nöthig sei, so sage ich aus gründlicher Erfahrung heraus: zu Stadt und Land. Wir haben in unseren Städten viel Gottlosigkeit und Tod und dürfen über den paar gut besuchten Kirchen die Zehntausende von verlorenen Menschen nicht vergessen, wie leider oft geschieht. Unsere Versäumnisse in den Städten sind unverantwortlich. Auch viele Landgemeinden liegen im geistlichen Tod. Wir brauchen also für thatsächlich vorhandene, schreiende Bedürfnisse viele Evangelisten, die der Herr mit Seinem Geiste ausrüsten muß; denn wir müssen dabei bleiben: Die Evangelistengabe ist Gnadengabe. Daher heißt es: bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter, auch Evangelisten in Seine Ernte sende. Matth. 9, 38.

Diese Bitte führt uns auf die zu sehr vernachlässigte biblische Lehre vom heiligen Geist. Wie viel hatte der heilige Geist vor Pfingsten an den Herzen der Apostel gearbeitet, welches Zeugniß konnte ihnen der Herr schon in Joh. 17 geben! Nach der Auferstehung führte Er sie noch weiter durch Sein Anhauchen und Sein reden mit ihnen vom Reiche Gottes, so daß sie am Pfingstmorgen einmüthig waren, ehe die Pfingstgabe des heiligen Geistes über sie kam. Wie bald und leichtfertig sagt man jetzt: „ich habe den heiligen Geist." Wie viel haben wir denn? Etwa soviel, als die Apostel nach Joh. 17 hatten, oder soviel, als sie unmittelbar vor Pfingsten hatten, oder haben wir die Fülle? Seien wir wahr und nüchtern! Gestehen wir unsere Armuth gegenüber den Mächten der Finsterniß. „Werdet voll Geistes!" ruft uns der Apostel zu. Lassen wir uns erst ausleeren von allem ungöttlichen Wesen und dann füllen mit dem heiligen Geist. Der, welcher uns gebietet: „werdet voll!" will uns auch füllen. Nur die mit Christo Gekreuzigten, die sich mit ihm gekreuzigt glauben, werden theilhaftig seines Auferstehungslebens. Alle Amtsehrsucht muß sterben; es muß uns jammern unseres Volkes, das aus tausend Wunden blutet. Eilen wir zum Gnadenthron und lassen wir uns mit Gebet und Flehen zubereiten zu Gefäßen des heiligen Geistes. Dann werden die Gaben des Geistes von selber offenbar werden, und an die Stelle einer Theologie, die mit dem heiligen Geist nicht viel anzufangen weiß, wird die Theologie der göttlichen Thatsachen treten, ohne die wir im Elend bleiben, trotz allem Rennen und Laufen. Jesus, der barmherzige Hohepriester, lebt; Er will uns helfen, Er will uns heimsuchen, wenn wir gemeinsam schreien.

Im Referat war von Gefahren bei Evangelisation die Rede. Gefahren sind überall, besonders da, wo der todte Mechanismus konserviert wird. Seien wir nur recht offen und ehrlich einander gegenüber! Wir wollen ja die Kirche nicht schädigen, sondern sie im Gegentheil stärken, indem wir neues Leben in ihr zu wecken suchen. Wenn man uns das ernsthaft glaubt, so ist

schon viel gewonnen. Vorderhand haben wir ja nicht so viele Evangelisten, daß wir fragen müssen: wie beschäftigen wir sie, ohne das Bestehende zu erschüttern? Jetzt schon wünschen so viele gläubige Pastoren Deutschlands Evangelistendienst, daß die wenigen Evangelisten, die wir haben, diesem Bedürfniß lange nicht genügen. Der Evangelist gehe vor Allem dahin, wo ein Pastor ruft; dann wird die Evangelistenarbeit Parochialarbeit, hat also keine Gefahr und bedarf keiner Extraeingliederung, sie ist schon eingegliedert in die Parochie. Es sitzen eine ganze Reihe von Geistlichen vor mir, in deren Gemeinden ich evangelisiert habe. Wir haben ohne Krieg in Liebe zusammen gearbeitet und haben keine besondere Gefahren gesehen. Ist das Seelenheil der Gemeinde dem Pastor Numero eins, so daß er nicht vor Allem seine „Amtsehre," sondern G o t t e s Ehre und das Heil der Seelen sucht, und thut der Evangelist dasselbe, so wird es gut gehen. Wir wandernde Evangelisten binden die Leute nicht an uns, wir gehen ja wieder. Kommen Bitten aus Gemeinden oder Städten, wo große Noth ist, die Pastoren aber keine Evangelisation wollen, weil sie, ähnlich wie Rom, das alleinige Verfügungsrecht über Bekehrte und Unbekehrte zu haben glauben, so beweise der Evangelist durch seine A r b e i t, daß von Separation keine Rede sei, sondern das man innerhalb der Kirche Leben wecken und damit letztere stärken will. Wir glauben ja nicht, daß der Klerus die Kirche ist; die Gemeinde ist die Kirche, und wo die Noth es gebietet, werden Stimmen aus der Gemeinde den Evangelisten berufen können. Wie gesagt, dann sei er doppelt vorsichtig, damit die Pastoren Vertrauen zu seiner Arbeit bekommen. Letzteres geschieht. Ich habe Gottlob! nicht mehr mit viel Mißtrauen zu kämpfen, die Pastoren sind fast alle freundlich gegen mich. Darum möchte ich heute herzlich davor warnen, Evangelisationsgefahren an die Wand zu malen, die man nicht in vorhandenen Thatsachen sieht. Wir schaffen keine Gefahren, wir schaffen Hilfe. Unmittelbar von dieser Konferenz dankte mir ein anwesender Pastor für meine Empfehlung eines Evangelisten aus dem Bonner Johanneum, der nun an der Seite des Pastors als stehender Evangelist in einem großen Kirchspiel im Segen wirkt. Dasselbe kann ich sagen von einem zweiten Bonner Evangelisten. Gefahren können überall sein, aber sie m ü s s e n nicht sein. Vor einigen Wochen war ich in einer Gemeinde, die von einem taktlosen Pastor in große Gefahr gebracht wurde.

Soll die Evangelistenarbeit fruchtbar werden, so darf sie nicht zu kurz sein; es ist keiner Gemeinde und noch weniger einer Stadt damit gedient, wenn der Evangelist ein wenig „Anregung" bringt, die nach kurzer Zeit verraucht. Noch viel weniger soll er blos aufregen. Das Ziel des Evangelisten muß sein, seine Zuhörer zu Christo zu führen; dazu braucht man Zeit, weil die Unwissenheit, Gleichgiltigkeit, Unsittlichkeit und der Unglaube bei vielen groß ist. In Städten und todten Landgemeinden sollte nicht unter vierzehn Tagen gearbeitet werden. Man vermeide es, in vierzehn Tagen auf verschiedenen Punkten einer Stadt arbeiten zu wollen, sondern arbeite auf e i n e m Punkt, wenn immer möglich in e i n e m großen Lokal. Man muß die Lokal-

verhältnisse studieren: an vielen Orten ist die Kirche auch für die ihr Entfremdeten weitaus das beste Evangelisationslokal, an anderen Orten ist ein profanes Lokal viel besser. Das Gesagte ist das Resultat meiner mehrjährigen Erfahrung. Nimmt sich der Evangelist Zeit für ordentliche Arbeit, so wird er auch bewahrt vor jenen forcierten sogenannten Bekehrungen, die vom Argen sind und von denen wir nichts wissen wollen. Wir müssen dem Geist Gottes vertrauen und ihn nicht durch diese und jene Künste zu ersetzen suchen.

Wichtig und nöthig ist, daß der bessere Theil einer Gemeinde oder einer Stadt mitthätig ist bei der Evangelisation. Dieses kann erreicht werden durch Bibelstunden des Evangelisten, in denen er die besseren Gemeindeglieder stärkt, zur Fürbitte ermuntert, möglichst viele persönlich zu den Versammlungen einzuladen. Persönliche Einladungen sind sehr fruchtbar. Oft habe ich gefunden, daß meine Arbeit an den Orten am gesegnetsten war, wo ein lebendiger Kreis sie betend auf dem Herzen trug. Aus einem solchen Kreis erwachsen dann auch dem Pastor die geeignetsten Kräfte zur Mitarbeit und Pflege der Erweckten nach dem Abgang des Evangelisten.

In unserem kirchlichen Jammer sind wir leider so sehr gewöhnt worden, die Leute anzupredigen, ohne daß man mit jedem einzelnen Zuhörer in persönliche, seelsorgerliche Beziehung kommt, daß manche meinen, es sei das göttliche Ordnung. Bei solcher Verwirrung ist es schwer, klar zu machen, was geistlicher Verstand bei der Evangelisation sei. Wo ich in folgender Weise arbeitete, hatte ich am meisten bleibende Frucht. Erst predigte ich mehrere Tage erwecklich, und die Versammlung verlief ähnlich wie ein württembergischer Gottesdienst. Als ich an der Empfänglichkeit der Zuhörer, die ein geistlich gerichteter Prediger darin, daß ihm das Wort, daß ich so sage „abgenommen" wird, klar fühlt, merkte, daß der Geist Gottes an mancher Seele arbeite, so forderte ich am Schlusse der Rede auf, es möchten die Leute, die das Gesagte annehmen wollten, dableiben. Je nachdem das Wort gewirkt hatte, je nachdem der Boden in einer Gemeinde durch Unterricht, Predigt und Seelsorge zubereitet war, blieben viele oder wenige da. Besonders in Städten ist es nöthig, den Arbeitern Gelegenheit zu geben, sich unmittelbar nach der Versammlung auszusprechen, da sie den ganzen Tag über keine Zeit haben, zum Pastor oder Evangelisten zu kommen, aber nach der Versammlung sich gerne Zeit zu seelsorgerlicher Unterredung nehmen. — Letztere ist bei der Evangelisation absolut nöthig; ohne sie bleibt die Arbeit Pfuscherei. Manche Leute haben keine Ahnung davon, in welche Abgründe der Unsittlichkeit, in welche verworrene Verhältnisse und Gebundenheiten der Evangelist bei solchen Unterredungen hineinsieht. Mit bloßem Anpredigen ist solchen Gebundenen nicht geholfen. Man muß ihnen durch Zuspruch und Rath liebend zurecht helfen und mit ihnen beten, damit es ihnen möglich wird, Jesum als ihren Heiland zu ergreifen. Thut man das nicht, so hat man kein Recht, Evangelisation zu treiben. An einzelnen Orten, wo viele Angefaßte nach der Versammlung zurückblieben, hatte ich etwa einen Pastor und eine Anzahl gereifter Laien zur Seite, die ebenfalls mit den Einzelnen redeten und beteten. Theoretiker

möchten sagen, solche Leute sollten zu dem Pastor oder zu dem Evangelisten auf sein Zimmer kommen. Man sei doch vernünftig; die meisten Arbeiter können die ganze Woche nicht zu dem Pastor kommen, sie haben keine Zeit, und am Sonntag würde sich der Pastor bedanken, wenn sie ihn überlaufen würden. Gehen wir doch ein auf unsere Verhältnisse und geben wir am Schlusse der Evangelisationsversammlung den Suchenden Gelegenheit zu seelsorgerlicher Unterredung. Nach der Unterredung notirt man sich die Adressen der Leute, damit man sie in ihren Häusern besuchen und pflegen kann. Das heißt dann arbeiten mit geistlichem Verstand. Natürlich muß ein Pastor für solches Vorgehen Hülfe bekommen durch lebendige Gemeindeglieder, zumal wenn seine Gemeinde Tausende von Seelen zählt. Mit Schmerz sage ich es, daß ich in Gemeinden kam, in denen nicht e i n Mensch außer dem Pastor war, der mit einer geängsteten Seele hätte reden können. An solchen Orten ist es schwer zu evangelisieren, aber um so nothwendiger. Wir müssen vor Allem darauf hinarbeiten, daß jeder Pastor einen lebendigen Grundstock von Gemeindegliedern bekomme, die als Geistesmenschen mit ihm arbeiten; das ist noch wichtiger, als die Bekehrung einiger Trinker. Nur dann ist auch in größeren Gemeinden Einzelseelsorge möglich, und von dieser entbindet uns nichts, sie ist göttlich geboten. Eben deshalb sind mir meine Bibelstunden wichtig.

Außer den Unterredungen unmittelbar nach den Versammlungen habe ich noch Sprechstunden, und in diesen besonders habe ich erfahren, wie nothwendig Bekenntnisse sind. Wie viele Menschen kommen zu keinem Frieden mit Gott, ehe sie bekannt und fremdes Gut erstattet haben! Vor noch nicht langer Zeit hatte ich in einer Stadt neun Tage lang vier bis fünf tägliche Sprechstunden, die meistens mit Bekenntnissen ausgefüllt waren. Liebe Brüder! Wie ist es einem in solchen Stunden zu Muthe, wenn man in den namenlosen Jammer unseres Volkes hineinblickt! Herr, sende Hülfe durch deinen Geist!

Am meisten betrübte es mich, wenn nach geschehener Evangelistenarbeit an einem Orte nicht weiter gearbeitet wurde, sondern man nur schaute, ob jetzt mehr Zuhörer in der Kirche seien, statt daß man den Geistesspuren in der Gemeinde liebend nachgegangen wäre, und die Erweckten in Bibelstunden gepflegt hätte. Der Evangelist hüte sich, in Gemeinden zu gehen, in denen nachher nicht weiter gearbeitet wird. Für jetzt gehe ich am liebsten dahin, wohin mich gläubige Pastoren rufen, welche treue Hirten sind. Sie geben mir die beste Garantie für die Pflege der Erweckten. Sie sind auch frei von dem katholischen Amtsbegriff und haben es gerne, wenn lebendige Gemeindeglieder mit Hand anlegen, weil sie nicht von einem todten Mechanismus befriedigt sind, sondern Leben wollen. Fragen von Gefahren oder „kirchlicher Eingliederung" habe ich bei solchen Pastoren, wie gesagt, auch nicht, wir stehen, brüderlich zusammen arbeitend, auf klarem, gegebenem Boden.

Liebe Brüder! Halten wir doch zusammen in unserer evangelischen Kirche! Haben wir Vertrauen zu einander und stehen wir demüthig, selbstlos, betend und arbeitend Schulter an Schulter zusammen! Nicht Rom ist unser

größter Feind, die größten Feinde sind in unserem eigenen Lager. Der Subjektivismus, das elende Mißtrauen gegen einander, der todte Mechanismus und Schlendrian, das Festhalten an ausgefahrenen Geleisen, die zersetzende Theologie, die Predigt ohne Geistesausrüstung, ohne biblischen Christus, hinweg über die Köpfe der Leute, der katholisirende Amtsdünkel, bei dem Tausende zu Grunde gehen können, wenn nur der Amtsbegriff gerettet wird, sind unsere größten Feinde. Werden wir doch alle Diener, die Gottes Ehre suchen und der Gegenwart des Herrn und seines Geistes in der Gemeinde vertrauen. Dann wird Er uns segnen und Bahn machen, daß Sein Geist wieder mächtig wirken kann und durch ihn unsere evangelische Kirche eine Macht wird, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen können."

Nach längerer Debatte wurden schließlich folgende Thesen mit großer Majorität angenommen:

1. Es gehört eine besondere Begabung und anders geartete Arbeit zu dem Evangelistenberuf, wie zum pastoralen Beruf des Hirten- und Lehramtes, daher diese beiden Aemter neben- und miteinander bestehen sollten — wie es auch am Anfang in der Christenheit war.

2. Diejenigen, welche als Objekte der Evangelisation in Betracht kommen, entziehen sich zumeist äußerlich wie innerlich dem pastoralen Amte gänzlich, daher lassen sie sich leichter von anderer Seite auf neuen Wegen gewinnen.

3. Trotz einzelner Gefahren, denen das Evangelisations-Werk, wie alle geistlichen Arbeiten, ausgesetzt ist, tritt das Wünschenswerthe einer an die Organe der Kirche angegliederten und für dieselbe arbeitenden Organisation immer dringender an den Tag.

4. Die organisierte Evangelisation ermöglicht der Kirche ein geschlossenes energisches Vorgehen gegen den organisierten Unglauben und ermöglicht es namentlich, die latenten Lebenskräfte zu entwickeln und zu entfalten, wie der Unglaube es seinerseits meisterhaft versteht, alle Kräfte ins Feld zu führen.

5. Die organisierte Evangelisation bedeutet ferner die entsprechende Gegenwehr und Angriffstellung gegen Rom, welches seinerseits die Massen ganz anders beherrscht, als wir es bisher vermochten.

6. Sie erhielt endlich innerhalb der Kirche selbst das Leben rege und frisch, indem sie

a. der Kirche neue Elemente zuführt;

b. die Gläubigen sammelt und stärkt und

c. fortgesetzten Kampf mit den vielen Feinden der Kirche wach erhält; denn eine Kirche, die nicht gewinnt, sammelt und erobert, geht zurück, verliert Boden und zersplittert.

7. Darum richtet die Pfingstkonferenz in Gnadau die herzliche und dringende Bitte an die evangelische Landeskirche und ihre Organe, in Erwägung unserer kirchlichen Nothstände die bereits bestehende Evangelisationsthätigkeit mit allen Kräften zu unterstützen und ihre Ausbreitung in Berücksichtigung zu ziehen.

Erste freie Ansprache

des Herrn Konrad Beck an die Pfingstkonferenz zu Gnadau im Mai v. J.
(Eingesandt von P. Schwarz.)

Liebe Brüder in Christo!

Es ist der Behörde, deren Mitglied ich bin und in deren Auftrag ich mich hier befinde, dem Direktorium des deutschen Theils der evangelischen Brüderkirche, eine herzliche Freude, auf dieser Konferenz auch mit vertreten zu sein, und wir danken Ihnen für die Liebe und das Vertrauen, mit dem Sie unsere Bitte, an derselben theilnehmen zu dürfen, entgegen gekommen sind. Wie wir aber zu dieser Bitte gekommen sind, wird Ihnen, wie ich hoffe, verständlich sein, wenn ich Ihnen in der Kürze nachzuweisen suche, wie unsere Gemeine mit ihrem Diasporawerk schon seit mehr denn 100 Jahren eben dieselben Ziele verfolgt und eine Abhilfe für eben dieselben Schäden in den evangelischen Landeskirchen gesucht hat, die Ihnen bei der Berufung dieser Konferenz vor Augen geschwebt haben, und wie sie ihr Recht zu dieser Thätigkeit von denselben Schriftwahrheiten hergeleitet hat, auf welche Sie Ihre Vorschläge und Anträge gründen. In unsern jährlich ausgegebenen kirchlichen Berichten pflegen wir Rechenschaft zu geben über die Fortführung dreier von einander geschiedener Reichsgotteswerke, die wir unserm Kirchlein mit seiner kleinen Kraft vom Herrn aufgetragen wissen. Diese drei Werke sind unser Heidenmissionswerk, unser Erziehungswerk, durch welches wir Eltern namentlich der gebildeteren Stände Gelegenheit zu christlicher Erziehung ihrer Kinder zu bieten wünschen, und unser Diasporawerk. Worin besteht dieses Werk? Der Name ist hergekommen aus 1 Petri 1, wo der Apostel den erwählten Fremdlingen in der „Diaspora," in der Zerstreuung, seinen Gruß entbietet. In diesem Werke sind 50 bis 60 unserer Brüder angestellt, und es geschieht ihre Arbeit innerhalb der evangelischen Landeskirchen Deutschlands, der Schweiz, Skandinaviens, Polens und der Ostseeprovinzen. Was sollen sie dort ausrichten, und welches Recht glauben wir zu haben, unsere Boten in fremdes Kirchengebiet hineinzuschicken?

Mögen Sie nun, geehrte Brüder aus den Landeskirchen, diese unsre zu Zeiten auch wider Willen der einzelnen kirchlichen Amtsträger geübte Thätigkeit billigen oder nicht, auf jeden Fall bitte ich Sie, als Brüder mir, dem Bruder, es zu glauben, daß wir mit derselben nie eine Ausbreitung unsers Kirchleins angestrebt haben. Des zum Zeugniß möchte ich nicht erst darauf hinweisen, daß trotz einer mehr als 100jährigen, zum theil mit reichem Segen und Erfolg geübten Thätigkeit in unserer Diaspora doch während dieser ganzen Zeit die Zahl der Mitglieder des deutschen Theils unserer Kirche nicht in einer irgend nennenswerthen Weise gewachsen ist — ich weiß nicht, wie lange sich schon dieselbe zwischen 6000 und 8000 bewegt —; ich möchte nicht erst darauf hinweisen, daß wir gerade in den Ländern und Gegenden, wo unser Diasporawerk schon am längsten besteht, oder wo es die meiste sichtbare Frucht geschafft hat, doch nicht zur Bildung eigener Gemeinen geschritten sind

oder auch nur den Versuch dazu gemacht haben; ich will auch nicht darauf hinweisen, daß man, um ein Glied unserer Kirche zu werden, zuvor längere Zeit in einer unserer Ortsgemeinen, wie dieses Gnadau eine ist, gewohnt haben muß, und wir also, wollten wir für unser Kirchlein werben, geradezu Auswanderung predigen müßten: es liegt ein für allemal in der ganz besonderen, vom Herrn gleich anfangs ihm aufgeprägten Eigenart unsers Kirchleins, daß wir auf Intakthaltung des äußeren Bestandes desselben nur insoweit Gewicht legen, als wir wünschen müssen, tüchtig zu bleiben für Erfüllung der vom Herrn uns zugewiesenen Arbeiten und Aufgaben in seinem Reiche. Darum sind wir wohl dem Herrn von Herzen dankbar, wenn er uns von Zeit zu Zeit auch aus den Landeskirchen lebendige Glieder zuführt, aber wir sind weit davon entfernt, sie zum Eintritt in unsern engeren Verband aufzufordern oder ihnen denselben ohne weiteres als einen Heilsgewinn für sie selbst darzustellen. So sind wir uns auch dessen wohl bewußt, daß unsere bürgerlichen und Gesellschaftsordnungen, sowie die Art und Weise unserer Erziehung und Kirchenzucht keineswegs für alle Stände, Berufsarten und Charaktere die geeignetsten sind. Wir lieben es, vielleicht nicht ohne einen leisen Anflug kirchlicher Eitelkeit, uns, mit Berufung auf unseren nahen Zusammenhang mit der aus Hussens Samen gezeugten Alten böhmisch-mährischen Brüderkirche, anzusehen als der evangelischen Kirchen ältere Schwester, berufen, verpflichtet und berechtigt zum Dienst an denselben, aber ohne jeglichen Anspruch, in das vom Herrn ihnen zugewiesene Erbe einzugreifen. Wir erkennen und ehren als ein Werk Gottes jede Kirchengemeinschaft, die über der lauteren Verkündigung des Evangeliums hält und die vom Herrn gegebenen Gnadenmittel schriftgemäß darreicht. Worin besteht aber der Dienst, den wir ihnen zu leisten wünschen?

Nicht eigentlich in dem, was man unter Werken der inneren Mission versteht. Auch an solchen betheiligt sich die Bürgergemeine gern, jedoch nur in lokalen, aus der Initiative der Einzelgemeinen hervorgegangenen Liebeswerken. Das Ziel unserer Diasporathätigkeit ist ein anderes.

Aber auch Evangelisten sollen unsere Diasporaarbeiter nicht sein. Wohl hat es in der evangelischen Kirche Deutschlands Zeiten gegeben, in denen die Brüdergemeine ihr das Wort vom Kreuz bewahren geholfen und mancher um ihr Heil verlegenen Seele in ihr einen Trost gebracht hat, den das in den Kirchen gepredigte Wort ihnen damals nicht gewähren konnte. Aber diese Zeiten sind, der Herr sei gepriesen! vorüber. Er hat in der evangelischen Kirche wieder Schaaren von treuen Zeugen erweckt, die den Hungrigen nicht mehr Steine, sondern das nährende Brod des Lebens darreichen; und so dürfen wir uns im großen Ganzen unseres Evangelistendienstes in ihr für entbunden achten.

Glauben wir aber gleichwohl noch jetzt einen Beruf zu haben, missionirend in den Landeskirchen zu wirken, so müssen wir offenbar etwas zu haben glauben, was denselben, ich sage nicht in ihrer Lehre und in ihren Bekenntnissen, wohl aber in ihrem Leben und in ihrem geistlichen Bestande noch viel-

fach fehlt. Und so ist es auch, aber allerdings wird die Legitimation, die wir vorzuweisen haben, von vielen in der Landeskirche, denen wir unsererseits den Ruhm der Rechtgläubigkeit keineswegs anzutasten wünschen, nicht anerkannt. Wie oft bekommen unsere Sendboten zu hören: „Ja, in den Zeiten des Rationalismus habt ihr unserer Kirche große Dienste geleistet, aber was wollt ihr jetzt in unsern mit Wort und Sakrament wohl versehenen Gemeinen? Wir haben keinen Mangel an einer geistlichen Gabe. Oder: Geht zu den Atheisten und Trunkenbolden in unserer Gemeinde! aber was habt ihr bei unsern besten Gemeindegliedern zu suchen?" Von Ihnen, werthe Brüder, hoffen wir verstanden zu werden.

Der Herr hat unsere Brüdergemeinde, durch seine ganze Führung mit ihr, besonders aufmerksam gemacht auf die hohe Wichtigkeit der christlichen Herzensgemeinschaft, ich meine einer solchen Gemeinschaft, die nicht sowohl durch gleiche Lehrmeinungen und übereinstimmende Schriftauslegung oder durch gleiche Kirchenordnungen und gottesdienstliche Einrichtungen zusammengefügt wird, sondern der ein gleiches Herzensbedürfniß, Verlangen nach ihm, dem ewigen Haupte, dem Heiland und König der Seelen, und Gemeinschaft mit ihm zu Grunde liegt. Um solche Gemeinschaft der Seinen bittet der Heiland in seinem hohenpriesterlichen Gebet: Ich in ihnen, und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in Eins; und die Erhörung dieses Gebets erfolgte mit der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste. Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Von dem Beruf der Gläubigen zum Zusammenschluß der Herzen in Christo redet Johannes: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet und unsere Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo." Diese lebendige Gemeinschaft in dem Herrn, wie die erste christliche Kirche sie darstellte, hat sich im Laufe der Zeiten immer mehr verloren. Die Kirche gestaltete sich immer mehr nach Art eines weltlichen Reiches und wurde ein irdischer Leib.

Die Reformation hat der Kirche viele ihrer verlorenen Schätze wiedergebracht, vor allem die Grundlage der Seligkeit, das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu; aber zu einem Zusammenschluß zu einem lebendigen, heiligen, geistlichen Leibe kam es damals noch nicht. Dieser Mangel wurde bereits von Luther wohl erkannt, aber er sah keinen Weg, denselben abzustellen. „Ich habe," sagt er, „noch nicht die Leute und Personen dazu." Ganz besonders schmerzlich fühlbar aber wurde dieser Mangel in den Zeiten einer todten Orthodoxie. Da kam Spener als das von Gott berufene Werkzeug, Gemeinschaft zu stiften, Gemeinlein innerhalb der Kirche zu sammeln. Eine Frucht seiner von Gott reichgesegneten Bemühungen war, mit anderen von Gottes Wunderhand geleiteten Umständen, die Entstehung der Brüdergemeine. Ihre Verfassung als äußere Kirchengemeinschaft haben mancherlei Umstände herbeigeführt und nöthig gemacht, aber ihr eigentlicher Beruf geht in der Christenheit auf die Ausführung des

Testamentes Jesu Joh. 17. Damit ist der eigentliche Grund und Zweck unserer Diasporathätigkeit ausgesprochen. Wir wünschen, auf Grund der unserer Gemeine besonders klar und wichtig gewordenen Schriftwahrheiten, in die evangelischen Landeskirchen hinein Zeugniß zu geben von dem Wesen der wahren Union, von dem Einssein in Christo, von der Kraft der Bruderliebe, die, nur durch die Liebe Christi gebunden, sich nicht einengen läßt durch äußere Kirchenschranken, sondern die Bruderhand darreicht einem Jeden, der auf demselben Wege, allein durch das theure Verdienst Christi, seine Seligkeit sucht.

Haben wir aber auch ein Recht zu solchem Zeugniß? Wir glauben: ja. Wir sind dessen gewiß, daß die Herzensverbundenheit in Christo, das Einssein in ihm, zum Wesen der wahren Kirche Gottes gehöre, und wir haben selbst Antheil an dem Segen solcher Gemeinschaft empfangen. Aber wir haben ihn doch nicht bloß empfangen zu eigenem Genuß, sondern als ein Pfund, mit dem wir wuchern sollen. Gott weiß es, wie willig und freudig wir es anerkennen, wie viel wir von Anfang unseres Bestehens an von den evangelischen Kirchen, in deren Mitte der Herr unsre kleinen Gemeinen hineingestellt hat, gelernt und empfangen haben; in diesem Stücke aber, ich meine mit Gemeinschaftsbildung, glauben wir nach Gottes Willen und vor seinen Augen der evangelischen Kirche zu ihrem inneren Ausbau dienen und förderlich sein zu können. Und darin wollen wir uns auch nicht stören lassen durch den Tadel und Widerspruch so mancher ernsten Christen, die in solchem Dienst der Liebe ein unbefugtes Eindringen in fremdes Kirchengebiet erblicken. Wenn in unseren Tagen Irrlehrer oder von einem falschen Geiste erfüllte Lehrer in die Gemeinden eindringen, die Heerde zerreißen und der Kirche nicht selten ihre lebendigsten Glieder abwendig machen: sollten dann wir, die wir zu keiner neuen Kirchengemeinschaft, sondern nur zur Herzens- und Lebensgemeinschaft mit Christo und mit den durch die ganze Christenheit zerstreuten Gliedern seines Leibes einladen, nicht ein Recht haben, die Seelen zu bitten: „Lasset euch niemanden verführen! Eines ist noth!" So ist auch unser Diasporawerk nicht gemacht, sondern geworden, durch einen von dem Geiste Gottes gewirkten Zug der Herzen zu den Herzen. Lebendige Glieder der Landeskirchen fühlten sich angezogen von dem neuen Geistesleben, welches im vorigen Jahrhundert der Herr in der Brüdergemeine erweckte, und bezeugten ein Verlangen, mit ihr in Verbindung zu treten und von ihr aus besucht zu werden, und wiederum Glieder der Brüdergemeine fühlten sich innerlich angetrieben, mit dem Zeugniß der am eigenen Herzen erfahrenen Gnade über den engen Kreis der kleinen Gemeinen, innerhalb deren sie zum Leben aus Gott erweckt worden waren, hinaus zu gehen. Dann aber hat unsere Gemeine im ganzen die Sache in die Hand und die auf solche Weise mit uns in Verbindung getretenen Glieder der Landeskirchen in regelmäßige Pflege genommen, indem sie Brüder anstellte, welche den Auftrag erhielten, sie zu besuchen und sich ihrer seelsorgerlich anzunehmen. Wo nun immer über solchen Unterredungen, wie sie Brüder in Christo mit einander führen, die Herzen

zusammenfließen und spüren, daß der Herr in ihrer Mitte ist, da ist die Gemeinschaft in ihm geschlossen, da sind zwei Glieder des Leibes Christi zusammen gefügt, und da ist etwas geschehen zur Sammlung der Gemeine der Heiligen, zur Erfüllung des Gebetes Jesu: daß sie alle Eines seien. Wo aber an einem Orte oder in der Nähe mehrere erweckte oder schon in der Gnade stehende Seelen sich finden, da suchen unsere Arbeiter eine Verbindung unter ihnen zu stiften, sie zu kleinen Gemeinschaften zu vereinigen und die vom Geiste Gottes lebendig gemachten Kohlen zusammen zu tragen, damit ein Feuer des Herrn zu brennen anfange. Welch ein Segen in solchen Gemeinschaften liegt, wenn sie rechter Art sind, ein Segen, der sich wirksam erweist nach innen und nach außen, an den Gliedern der Verbindung selbst, an den außer ihnen stehenden und an der Kirchengemeinschaft, der sie angehören, davon brauche ich hier nicht ausführlicher zu reden. Solche Gemeinschaften sind ein Salz der Erde und ein Sauerteig für die Kirche. Nur auf Einen Segen des christlichen Gemeinschaftslebens gerade für die gegenwärtige Zeit möchte ich noch besonders hinweisen: Unsere Zeit neigt gerade auch in Sachen des Reiches Gottes zu einer gewissen Vielgeschäftigkeit. Gegen die Gefahren derselben giebt es kein besseres Schutzmittel, als die Zucht und Seelsorge, welche die Glieder einer christlichen Gemeinschaft an einander üben. Diese bewahrt die aufrichtigen Seelen vor Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit des Thuns, führt sie immer wieder auf den Grund und nöthigt sie, sich die Frage vorzulegen: „Ich will Anderer Seelen retten. Bin ich denn aber auch meiner eigenen Seligkeit gewiß? Stehe ich bei meiner Marthageschäftigkeit nicht vielleicht in Gefahr, des guten Theils, das Maria erwählt hatte, verlustig zu gehen?"

So seien Sie denn, geliebte Brüder, herzlich gebeten, unsere Gemeine als Mitarbeiterin anzuerkennen an dem Werke, zu welchem sich zu vereinigen Sie hier zusammen gekommen sind. Doch kann ich nicht schließen, ohne es noch ausdrücklich auszusprechen, daß ich diese Bitte keineswegs bloß thue in Ihrem, ich meine der Landeskirchlichen Interesse, als handelte es sich nur um eine Gabe und Wohlthat, die wir Ihnen zu erweisen wünschten. Ach nein, wir sind längst nicht mehr die Gemeine, die sie zu den Zeiten unserer Väter war, eine Gemeine, die aus dem Ueberfluß ihrer Gaben und Kräfte den ärmeren Landeskirchen mittheilen könnte. Wir gehen in die lebendigen Kreise der Landeskirchen längst nicht mehr aus, bloß um zu lehren und zu geben; wir müssen auch ausgehen, um zu lernen und zu empfangen. Ja ich fürchte, wir würden, nur auf uns selbst angewiesen, ohne die Anregung und Förderung, die uns fort und fort von den Landeskirchen zuteil wird, überhaupt ohne einen beständigen lebendigen Zusammenhang mit ihnen längst verkümmert und abgestorben sein. Dieser lebendige Zusammenhang wird aber eben durch unser Diasporawerk vermittelt; und so treibt uns zu der Bitte, uns auch ferner diese Thätigkeit zu gönnen, ebensowohl die eigene Noth, als die Liebe zu unsern Brüdern und Schwestern in den Landeskirchen. Helfen Sie uns mit Ihren Gaben und Kräften, und achten Sie wiederum unseren

geringen Dienst nicht allzu gering! Der Segen Gottes wird solcher gegenseitigen Handreichung nicht fehlen. Lasset uns nur rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus, aus welchem der ganze Leib zusammengefüget und ein Glied am anderen hänget durch alle Gelenke; dadurch eins dem andern Handreichung thut, nach dem Werke eines jeglichen Gliedes in seiner Maße, und machet, daß der ganze Leib wächset zu seiner selbst Besserung; und das Alles in der Liebe. Eph. 4, 15. 16.

Die Tugenden der Pastoren.

(Eingesandt von P. C. Kißling.)

(Fortsetzung.)

Sobald der allwissende Gott dem Mose die neue Sünde des halsstarrigen Volkes mittheilte, da flehte Moses, noch ehe er den wahren Sachverhalt kannte, in rührenden Worten um Gnade für die Bosheit des Volkes. Als er aber den Götzendienst, den unterdessen das Volk getrieben hatte, sah, da sprach er zu Gott: „Vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge auch mich aus deinem Buche, das du geschrieben hast.“ Von solcher Liebe zu seinem Volke war er durchglüht, daß er sich selber zum Opfer geben wollte, um die Abtrünnigen zu retten. Es ist dieselbe brünstige, um das Heil der Seele besorgte Liebe, die den Apostel Paulus beseelte, als er — Römer 9, 3 — wünschte, ein *ἀνάθεμα*, ein חֵרֶם zu sein für sein Volk, für seine Brüder *κατὰ σάρκα*. So unmöglich die Erfüllung eines solchen Wunsches an und für sich ist, denn eben die Liebe zu den Brüdern, die in dieser Bitte ausgesprochen liegt, und die eine innige Gemeinschaft mit Christo voraussetzt, schließt die Verdammung aus, und „ein Bruder kann Niemand erlösen, noch Gott Jemand versöhnen, denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen anstehen ewiglich,“ Ps. 49, 8. 9, so vorbildlich muß doch diese Liebe für uns sein, die lieber selber die Schuld und ihren Fluch trägt, als die ihm anvertrauten, aufs Herz und Gewissen gebundenen Seelen verloren gehen sieht, heiliges Leid zu tragen, sich tief beugen zu lassen durch die Sünden, die in der Gemeinde im Schwange gehen, das ist die ernste, schwere, heilige Pflicht, aber auch das herrliche Vorrecht, das große Privilegium derer, die berufen sind, an Christi Statt den Menschen zum Heil zu rufen. Welch ein ergreifendes Beispiel und Vorbild gibt uns da Daniel in seinem erschütternden Bußgebet, Cap. 9, in welchem er sich so zu sagen mit seinem Volk identificirt, ihre Sünden als seine empfindet und — wenn mir der Ausdruck gestattet ist — in wahrhaft klassischer Weise für sein Volk in den Riß tritt, rücksichtslos die Schuld bekennt und, im Vertrauen auf Gottes große Barmherzigkeit um Gnade fleht! Das that derselbe Mann, der gleich nach seinem Gebet und vielleicht gerade deßwegen vom Engel Gabriel das Zeugniß erhielt: Du bist lieb und werth! Das Klagen über die überhandnehmende Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit, das Sichbekreuzen und segnen über greuliche Thaten und schamlose Sünden ist

wohl auch in Pastorenkreisen sehr an der Tagesordnung und bildet vielfach ein beliebtes Unterhaltungsthema. Ich habe nicht immer gefunden, daß in solchen Kreisen auch etwa folgende Stimmen laut wurden: „Wir wollen uns jetzt auch einmal gründlich demüthigen, herzlich beten, aufrichtig Buße thun über den Sünden unserer Gemeinden, die w i r zum Theil mitverschuldet haben durch unsere Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, weil wir vielfach „stumme Hunde" gewesen sind, Jes. 56, 10 und unser Amt mehr als eine Spielerei, unsere Kanzel als eine Bühne, auf der man durch seine oratorischen Leistungen glänzen und den Beifall der Menge erringen kann, denn als heiligen Ernst, als Wegweiser zu einer seligen oder unseligen Ewigkeit angesehen haben!" Auf jeden Pastor muß in gewissem Sinn das Loos für Asasel *) gefallen sein, Leviticus 16, 8. Wie am großen Versöhnungstag auf das zweite Thier †) die Schuld des Volkes bekannt und geladen wurde, daß sie von ihm hinweggetragen, hinweggeschafft werde, so soll der Pastor nicht nur seine eigene, sondern seiner Gemeinde Sünden nehmen und sie dem hintragen, der allein Sünden vergeben kann. Nicht als könnte ich durch meine noch so herzliche und ernstliche Fürbitte denen, die keine Vergebung wollen, die Vergebung aufnöthigen. Aber das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. Wir bitten, daß der allmächtige Herr an ihren Herzen arbeite und ihnen

*) Es liegt mir selbstverständlich meilenfern, hier eine entscheidende Exegese des vielumstrittenen und vielgedeuteten Ausdrucks: לַעֲזָאזֵל zu geben, welchen Ausdruck Luther bekanntlich Blatt 16, 8 mit: „dem ledigen Bock" übersetzt. Wer unter dem Asasel einen bösen Geist oder den Teufel selbst versteht, wird schwerlich die obige Anwendung sich aneignen können, obgleich die Deutung, die Kübel in seiner „Bibelkunde" 1. Thl. pag. 74 Anmerkung angibt, daß durch das zweite Thier dem Teufel die Sünde gleichsam zugeschickt wird, auch keinen üblen Sinn gibt. Besonders einleuchtend wird der obige Vergleich sein, wenn man den Ausdruck mit dem LXX.: εἰς τὴν ἀποπομπήν (zur Abwendung Sühne) übersetzt. Der wahrscheinlichsten Etymologie nach bedeutet עֲזָאזֵל der Abwendende, averruncus cf. Genesius: hebr. Wörterbuch unter dem Wort; ferner: Volk in Herzogs Real-Encyklopädie, Band II., pag. 23 ff.

†) Aus Besorgniß, dieser oder jener liebe Amtsbruder finde sich beleidigt und an seiner Ehre angegriffen durch diesen Vergleich mit dem „ledigen Bock," fühle ich mich genöthigt, mich mit einer in solchen Dingen anerkannten Autorität zu decken und zu schützen. Diese Autorität ist Max Frommel, General-Superintendent in Celle. Dieser schreibt in einem Artikel über: „Gedanken über den Umgang." Neue Christoterpe 1889, pag. 145: „Ein Knabe hatte mit seinen Kameraden das Gleichniß vom Barmherzigen Samariter spielend aufgeführt. Er mußte darum den stolz und kalt vorübergehenden Priester darstellen, ein Anderer den Leviten, ein Anderer den Samariter, ein Anderer den Verwundeten und Einer endlich den Esel. Da lief jener Knabe plötzlich aus dem Spiel weg auf seinen Vater zu, fiel ihm weinend um den Hals und rief: „ich will nicht mehr Priester sein, lieber Esel!" Hier lag wahrlich „hoher Sinn im kind'schen Spiel!" Wer nicht zu Zeiten der Esel sein will im Umgang mit Andern, im Tragen der Lasten, im Abnehmen der Beschwerden der Brüder, im Aufsichnehmen von Unbequemlichkeiten, wie sie die Liebe im Gefolge hat, der wird als Priester des Egoismus und als theilnahmloser Levit einsam seine Straße ziehen. Aber wer sich nicht für zu hoch und zu gut hält, in Jesu Nachfolge den Brüdern die Füße zu waschen und ihre Last zu tragen, von dem wird es zu Zeiten immer wieder heißen, wie von jenem Esel zu Bethphage: „Der Herr bedarf sein."

keine Ruhe lasse, bis sie Ruhe gefunden haben in ihm und durch ihn. Wir müssen mit unseren Gebeten unsere Gemeindeglieder gleichsam belagern und verfolgen, so daß es ihnen zu Muthe wird wie jenem Sohn eines treuen Pfarrers, der, nach einem Leben voll Leichtsinn und Weltlust, im Sterben ausrief: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge.“ Solche Gebete sind ein Berg Dothan voll feuriger Rosse und Wagen um unsere Gemeinden her, die den bösen Feind aufhalten und seinem Verderbensweg Schranken setzen. Und — um noch eine alttestamentliche Gestalt uns vorzuführen — so denken wir an den Prophet Ezechiel, der 390 Tage auf seiner linken und 40 Tage auf seiner rechten Seite die Missethat des Hauses Israel tragen mußte, 4, 4—8. Nicht Sündendiener, sondern in dem nach den bisherigen Ausführungen unmißverständlichen Sinn, Sündenträger sollen die Pastoren sein. Gleich den Kriegern, die kampfgerüstet, schlachtenbegeistert vor den Thoren stehen, entschlossen, jeden feindlichen Versuch, ins theure Vaterland einzudringen, bis aufs Aeußerste abzuwehren, die selbst des eigenen Lebens nicht achten, und freudig ihr Blut ausströmen lassen, Weib und Kind, dem ganzen Vaterland zum Heil, so sollen wir an den Mauern stehen, unerschrocken, unverzagt, unermüdlich, um allen Seelenfeinden und Himmelsräubern in Gotteskraft den Eingang zu versperren. Unsere Waffen sind: Gebet und Glauben! Aber unser höchstes Vorbild in der pastoralen Tugend, die uns hier beschäftigt, haben wir noch nicht ins Auge gefaßt: es ist der Pastor, ὁ ποιμὴν κατ’ἔξοχην: Jesus Christus. Von ihm schreibt bekanntlich der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief, 5, 21: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht!“ Es ist unmöglich mit Menschenworten etwas Wunderbareres auszusprechen. Ja, wenn wir nicht wüßten, daß dies Wort aus der Feder des großen Apostels Paulus stammte, so würden wir es für Gotteslästerung halten, so etwas auch nur zu denken, geschweige denn auszusprechen. Der Verstand müßte uns schon stille stehen, wenn es heißen würde: Gott habe Christum, den Heiligen, Reinen, der nie eine Sünde gethan hat, zu einem Sünder gemacht, er hätte ihn behandelt als wäre er ein Sünder wie wir. Aber der Apostel sagt hier noch viel mehr, sagt nicht nur, Gott habe Christum zu einem Sünder gemacht, sondern ur Sünde. Wir Menschen sind Heilige im Vergleich mit ihm. Er ist ozusagen die Sünde in Person. Wenn man alle Sünden der ganzen Welt, die je begangen worden sind und die noch begangen werden, auf einen Hauen legen würde, und wenn man dieser ungeheuren Sündenmasse eine menschliche Gestalt geben würde, so würde dieser sozusagen aus Sünden zusammengesetzte Mensch die Züge Jesu Christi tragen. Er ist in Gottes Augen der ärgste Sünder geworden, dessen Füße je diese verfluchte Erde betreten haben! Führwahr, er trug unsere Sünden und lud auf sich — wie eine schwere Last — unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm. In diesen Worten ist dieselbe „göttliche Thorheit“ 1 Cor. 1, 25 ausgesprochen, wie in den Wörtlein, die der Apostel Johannes in großartiger, herzergreifender Einfachheit und Schlichtheit über den Todesgang unseres Erlösers schrieb: „Er trug

s e i n Kreuz!" Er trägt s e i n Kreuz als wäre es ein wohlverdientes, selbstverschuldetes Kreuz eben weil er für uns, ὑπὲρ ἡμῶν, an unser Statt, ἁμαρτίαν gemacht worden ist. Auch das wenigstens sollen wir von unserem Heiland lernen, die Sünden unserer Gemeinden als die unserigen anzusehen und jeder neue Fall, der zu unserer Kenntniß kommt, muß für uns zur Bußpredigt werden, dann werden wir erbarmungsreich mit den Menschen und ernst und streng mit uns selber sein. Das Reden an den Särgen von solchen, die in ihren Sünden gestorben sind, fällt uns mit Recht schwer, nicht blos, weil wir nicht den rechten Muth haben, ein freimüthiges Bekenntniß abzulegen, sondern besonders auch deßwegen, weil wir in sehr vielen Fällen gar nicht das Recht haben, ein solches Bekenntniß, oder überhaupt ein tadelndes Wort auszusprechen, weil es sonst als Anklage auf unser eigenes Haupt zurückfällt, weil uns die Sünden des Verstorbenen während seines Lebens wenig bekümmert, wenig Unruhe gemacht haben. Von dem sel. Prälaten Kapff in Stuttgart schreibt der nun ebenfalls verstorbene Prätorius, früherer Basler Missionsinspektor*): „Er war der klassische Seelsorger. Wenn er so wohl, so gesammelt, so gebückt durch Stuttgarts Gassen wandelte, was lag ihm da auf dem Herzen? was ließ ihn nicht aufsehen, nicht so munter wie andere dahinschreiten? Es war die S o r g e um das Heil unsterblicher Seelen, die ihn beschäftigte. Ein heiliger Ernst lag auf seinem edlen Angesicht, klang aus seiner schönen Stimme — es war der wehmüthige, barmherzige Sinn, den er von dem gelernt hatte, den „des Volkes jammerte". — Ich sah ihn manchmal auf dem Stuhl, auf dem Sopha eines Familienzimmers sitzen, vor ihm war die Familie versammelt und klagte ihr Leid. Es schien, als werde er immer stiller, als sauge er das Elend der armen Seelen in sein Innerstes. Und so war's. Das Herz wurde ihm voll zum Zerspringen. Dann stand er auf und sagte: „Wir wollen ein wenig beten." Und nun schüttete er sein Herz wieder aus vor dem Herrn, trug die Sorgen, Nöthe, von denen er sich umringt sah, dem Herrn vor und damit — mit diesen wahrhaft p r i e s t e r l i c h e n Gebeten — hat er die Trauernden getröstet, die Beschwerten erleichtert, die düsteren Herzen gereinigt, Friedelose versöhnlich gemacht. — — Die Leute merkten eben: da ist einer, der s o r g t sich um uns ab, der nimmt unsere Elendigkeit und trägt sie dem Heiland hin, zu dem er einen freien Zutritt hat, wie wir ihn noch nicht haben." Möchten wir auch je mehr und mehr solche „klassische Seelsorger" werden! Das also ist die erste pastorale Tugend: wir müssen zu Sündern werden, die durch ihre und der Gemeinde Sünden tief in die Buße hineingetrieben werden. Und daran reiht sich die zweite, ebenso nothwendige.

Der hohe F r e i m u t h, die unmittelbare Anreihung dieser Eigenschaft an die vorhergehende ist ein Beweis, daß wir hier keinen Gegensatz, keinen Widerspruch vor uns haben. Vielmehr liegt die Sache so: Gerade die Beugung unter die Schuldenlast und die Erfahrung der Gnade unseres Herrn

*) „Lebensbild von Sixt Karl v. Kapff, Dr. th., Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart, nach seinem schriftlichen Nachlaß entworfen von Karl Kapff." II. pag. 177 ff.

Jesu Christi, „die über Alles ist", ist die Quelle eines wahrhaft hohen, freien Muthes. Nachdem die Apostel durch den Geist Jesu Christi geheiligt und gereinigt waren, als sie den Grund gefunden hatten, der ihren Anker ewig hält, da treten sie furchtlos und unerschrocken, hohen Muthes voll, vor Könige und Fürsten, da heißt es von den erstaunten und verblüfften Hohepriestern und Schriftgelehrten: sie sahen an den Freimuth (τὴν παῤῥησίαν) der Apostel und verwunderten sich. Und wenn Petrus, der wenig Wochen zuvor vor Knechten und Mägden in ehrloser Feigheit seinen Meister verleugnete, wenn er plötzlich mit den übrigen Jüngern feierlich gegen die Zumuthung, Jesu Namen nicht mehr zu nennen, protestirt und furchtlos erklärt: „Wir können es nicht lassen, zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben", ist das nicht wahrhaft hoher Muth? Oder wenn Paulus einer Welt voll Haß und Feindschaft gegenüber erklärt: „Ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem um des Namens Jesu willen!" Diese παῤῥησία, diese unerschrockene Freimüthigkeit, die aus der unerschütterlichen Gewißheit des Glaubens stammt, ist hier gemeint. Aber wenn Jemand das Recht hat, stolz zu sein, sich auf seinen Besitz etwas zu gute zu thun, so ist es der, der in Christo alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß gefunden hat! Aber gehen wir mit dem Evangelium nicht vielfach um wie ein Dieb mit seinen gestohlenen Sachen, die er sorgfältig vor jedem Menschenauge verbirgt und verhüllt? Nicht meine ich, als verleugneten wir auf der Kanzel den Namen Jesu Christi. Wir wissen wohl, daß uns da Niemand dareinreden darf, daß die Leute ein mannhaftes Zeugniß erwarten. Aber so muthig wir oft auf der Kanzel sind, so feig sind wir vielfach unter der Kanzel, als handelten wir mit einer unehrlichen Waare und nicht mit der einen köstlichen Perle, die um alle Welten noch zu billig verkauft ist. Auch das ist nicht die Meinung, als sollten wir fort und fort in aufdringlicher, marktschreierischer Weise unser Kleinod anbieten und anpreisen, als sollten wir den Leuten lästig fallen mit unseren ewigen salbungsvollen, geistlichen Gesprächen. Nichts Widerlicheres, Unnatürlicheres, Ungesunderes als ein Pastor, der stets im Talar und im Kanzelton in seiner Gemeinde herumwirthschaftet! Nein, aber wir sollen stets das Bewußtsein in uns tragen, Diener des größten Herrn zu sein, und dieses Bewußtsein soll uns mit wahrem Hochmuth erfüllen, soll uns überall hin begleiten, soll uns auch den Mund öffnen, wo es noth thut und am Platz ist, zur Ehrenrettung unseres Herrn ein kräftig, mannhaft, furchtlos Wort zu reden! Aber gerade dieses „Standesbewußtsein" fehlt uns oft genug. Wie viel können wir da vom Apostel Paulus lernen! Als er einst vor Festus und Agrippa jene glänzende, von heiliger Begeisterung durchglühte Vertheidigungsrede hielt, Act. 26, da unterbrach ihn Festus mit den in Erstaunen und spöttischem Mitleid gemischten Ton hervorgestoßenen Worten: „Du rasest, Paule, die große Kunst macht dich rasend." Aber der Apostel gab ihm die Antwort: „Ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte." Eine solche heilige μανία, eine solche von der Wahrheit und der Siegesgewißheit getragene Begeisterung muß auch

uns erfüllen, aus unseren Augen leuchten, über unsere Lippen strömen, unser ganzes Wesen durchdringen und durchglühen. Wenn die paradoxen Aussprüche: „Der Streit ist der Vater des Friedens", und „wer nicht hassen kann, der kann auch nicht lieben" Wahrheit enthalten, so wird man auch behaupten dürfen: Wer nicht hochmüthig sein kann, wer nicht mit hohem Muth erfüllt ist in dem Bewußtsein, Knecht des höchsten Herrn zu sein, seinen Namen zu tragen, sein Wort zu bekennen, sein Reich zu bauen, für seine Ehre zu eifern, der kann auch nicht demüthig sein, der hat überhaupt noch keinen rechten Begriff seines herrlichen Amtes und seiner hohen Stellung.

(Schluß folgt.)

Vom christlichen Vorsehungsglauben.

(Eingesandt von P. C. Otto.)

In der theologischen Bewegung Deutschlands ist gegenwärtig eine bemerkenswerthe Wendung eingetreten, über deren Ursache nachzudenken von Interesse sein würde. In den Vordergrund des theologischen Interesses ist gegenwärtig der Inhalt des ersten Artikels des Apostolicums getreten, und die mit demselben in Zusammenhang stehenden Fragen über den Begriff göttlicher Vorsehung, Möglichkeit und Wirklichkeit des Wunders, Möglichkeit der Gebetserhörung, werden mit Vorliebe in Conferenzvorträgen und in Beiträgen zu periodischen Schriften behandelt. Wer schon etliche Jahrzehnte mit der theologischen Tagesbewegung bekannt ist, bemerkt ja wohl hierin eine Wanderung, die sich wohl öfter im Laufe der Kirchengeschichte wiederholt und die ebenso gut als ein Rückschritt, wie als ein Fortschritt betrachtet werden kann. Eine Zeitlang im Zusammenhang mit den Streitigkeiten über Union und Confession standen die in das Gebiet des dritten Artikels einschlagenden Fragen über Kirche, Amt, Sacrament und dgl. im Vordergrunde; später im Reflex der verschiedenen literarischen Bearbeitungen des Lebens Jesu die Fragen des zweiten Artikels; und wenn auch natürlich die Betrachtungen über die Offenbarung Gottes als Schöpfer ein Moment in der religiösen Mittheilung gewesen ist, so hat man doch dies Gebiet mehr der erbaulichen, fürs Herz bestimmten Mittheilung überlassen, und ein ins Auge fassen dieser Fragen des ersten Artikels als Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung galt mehr als ein theologischer Dienst niederen Grades, der Apologetik zu überlassen, die sich mit dem Volke, das draußen ist, herumschlagen muß. Eine wissenschaftliche Verhandlung über diese Gegenstände unter Theologen wäre vielleicht vor ein paar Jahrzehnten als ein Streit über etwas triviale Dinge angesehen worden, die alte Herren an den Schuhen abgelaufen haben müßten, und ein Theolog, der mit einem auffälligen Interesse an diese Fragen hervorgetreten wäre, hätte vielleicht den Verdacht befürchten müssen, ein theologischer Rip van Winkle zu sein, der im Zeitalter des Rationalismus vulgaris eingeschlafen und noch mit den Ideen desselben erfüllt nach achtzig Jahren wieder aufgewacht sei.

Was ist es nun, was im Jahre 1888 diese Wendung des theologischen Interesses hervorgerufen hat? Wir, die wir nicht in dieser Bewegung drin

stehen, sind ja allerdings meist auf Vermuthung angewiesen. Wir glauben nicht, daß wir es nur mit einer Modeerscheinung zu thun haben. Ganz abzuläugnen ists ja vielleicht nicht, daß auch in der theologischen Bewegung je und dann der Einfluß der Mode auch mit sein Spiel hat; wie man, ohne sich viel Gedanken dabei zu machen, dies Jahr einen breitkrämpigen Hut trägt und nächstes Jahr einen spitzen, so giebt auch wohl in der Theologie einmal Jemand einen Ton an, und andere singen ihn weiter, die von selbst nicht darauf gekommen wären. Aber ganz und gar alle Erscheinungen der theologischen Bewegung auf diesen Einfluß zurückzuführen, wäre doch einerseits zu pessimistisch cynisch, andrerseits zu oberflächlich; denn auch der relativ gedankenlosen Mode sind doch für ihre willkürliche Wahl gewisse Schranken des Möglichen gezogen; nicht alles ist zu jeder Zeit möglich, und so müßten auch hier, wenn der unschöne Erklärungsgrund gestattet sein sollte, Motive allgemeiner Art zu Hülfe genommen werden, welche es der theologischen Mode ermöglichten und nahe legten, gerade auf diesen Punkt zu verfallen. Solche Umstände allgemeiner Art sind ja in der That auch vorhanden. Unser Zeitalter der Erfindungen mit seiner Naturbeobachtung und Naturnachahmung ist durch ein Heer von Erscheinungen mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß aus einer Summe vorhandener Ursachen eine entsprechende Summe von Wirkungen mit unverbrüchlicher Gesetzmäßigkeit folgt. Die Maschinerie lehrt, daß zur Herbeiführung beabsichtigter Wirkungen die entsprechenden Ursachen geliefert werden müssen, so sie vorhanden sind, folgen die Wirkungen unwiderstehlich, ohne ihr Vorhandensein ist auf kein Eintreten einer Wirkung zu rechnen, und die beste Lehrmeisterin der Maschinerie ist die Natur, es giebt keine vollkommneren Mechanismen als die Naturwesen. Da liegt der Schluß so nahe: Die ganze Natur ist eine große Maschine, staunenswerth allerdings durch ihre unendliche Größe, durch den Reichthum der in ihr verwendeten Ursachen und erzielten Wirkungen, durch die Einfachheit der Mittel gegenüber den erreichten Leistungen, staunenswerth durch wer weiß was alles, staunenswerther als je ein Weltgebäude irgend einer antiken Weltanschauung erscheinen konnte, aber noch im Grunde unheimlich wie jede große Maschine. Allerdings legt diese den Kindern unserer Zeit sich immer mehr in Fleisch und Blut eindringende Naturbetrachtung die bange Frage recht nahe: wie rettet sich diesen Eindrücken gegenüber unser Glaube?

Allein diese Naturbetrachtung ist ja nicht erst ein Erzeugniß der letzten Jahre, und die Plötzlichkeit, mit welcher die theologische Bewegung in die bezeichnete Wendung eingegangen ist, wird durch den Hinweis auf die vom Naturalismus drohende Gefahr nicht genügend erklärt. Man wird kaum irre gehn, wenn man den Zeitereignissen des letztvergangenen für Deutschland so denkwürdigen Jahres, des Drei-Kaiserjahres, entscheidenden Einfluß auf die Richtungsveränderung der theologischen Beschäftigung zuschreibt. Ein Ereigniß, das von seiner natürlichen Seite her betrachtet, so gar nichts Ungewöhnliches an sich hat, sondern von unzähligen Vorgängen ähnlicher Art begleitet ist, aber das durch den Ort, an dem es sich zugetragen, so unvergleich-

lich fühlbar geworden ist, mußte seinen Reflex auch auf die theologische Bewegung ausüben. Die deutsche protestantische Theologie müßte sehr wenig von nationalem Charakter an sich haben, wenn sie nichts wiedergespiegelt hätte von dem, was die Herzen der Nation aufs Tiefste erschüttert. Ein Kaiser, an dessen Thronbesteigung sich so mannigfache Erwartungen geknüpft, man möchte fast sagen, mit einer gewissen erkennbaren Absichtlichkeit des Schicksals (ich rede nicht vom religiösen Stadpunkte aus) vom Thron ausgeschlossen, die geistigen Interessen einer Nation abhängig von dem Wachsthum einiger Bläschen auf einer Schleimhaut, das war allerdings eines der aufregendsten Räthsel der Vorsehung, das sich je Beachtung erzwungen.

So können wir denn auch in der Wendung, welche der Theologie aufgenöthigt worden ist, im Ganzen nur eine für sie wohlthätige Nötbigung erblicken. Häufig genug hat die Theologie Wege zu gehen, deren Zusammenhänge mit dem religiösen Leben der Gemeinde wenig genug ersichtlich sind; hier ist sie genöthigt, ein Gebiet zu betreten, wo sie keine von der Heerstraße der Geistesbewegung im Volksleben abgelegenen Seitenpfade zu wandeln hat, sondern wo sie Führerin für alle zu sein berufen ist, wo sie vor den Augen Aller arbeitet und in ihrem Zusammenhange mit dem geistigen Leben der Nation als Vertreterin heiligster Interessen desselben anerkannt werden muß.

Nun giebt es ja allerdings noch genug Christen und auch Theologen, für welche dies „Problem der Neuzeit", wie wir's nennen mögen, nicht vorhanden ist. Sie mögen sagen: „was soll das frommen, Dinge in Frage zu ziehen, die den Gegenstand unserer heiligsten und festesten Ueberzeugung gebildet haben, so lange wir denken können? Ist denn die Weltordnung in den letzten Zeiten eine andere geworden, daß es uns heutzutage schwerer fallen müßte, Ueberzeugungen festzuhalten, die zu den Grundbestandtheilen des Christenglaubens gehört haben von Anbeginn an? Daß die Welt fortschreitet von Unglauben zu Unglauben, und daß ein Bollwerk nach dem andern von ungläubigen Feinden bestürmt und von halbgläubigen Vertheidigern verlassen wird, das wissen wir und das befremdet uns nicht, es entspricht nur dem Entwickelungsbilde, das uns durch die Weißsagung vorgezeichnet ist." Das ist ja in gewissem Sinne sicherlich recht; welcher Christ wäre nicht im Glauben der guten Zuversicht, daß keine veränderte Weltlage die Grundvesten seines Glaubens erschüttern wird. Und wer könnte das Bedürfniß haben oder sich einbilden, neue Fundamentstücke herbeizutragen, auf welche das sonst wankende Glaubensgebäude gestützt werden könnte." Aber so sehr Inhalt und Form zu einander gehören, desto näher, ja geistiger der Inhalt ist, so sind sie doch nicht mit einander zu identificieren: das gilt auch vom Glauben, und die Identificierung von beidem ist immer in gewissem Grade eine Versinnlichung desselben. Wer kein Bedürfniß hat, die Ausdrucksform für den Inhalt seines Glaubens neu zu gestalten, wird leicht dazu kommen, sich um des Festhaltens der Form willen für besonders glaubenstreu anzusehn. Die biedern Tiroler hatten seiner Zeit kein Bedürfniß für eine Reformation, und dieselbe erschien ihnen als Ketzerei; und so giebts auf protestantischem Gebiete gleich-

falls allezeit breite Schichten, die von der Zeitbewegung weniger berührt sind, und denen jede Discussion von Glaubensfragen anders als zu dem ausgesprochenen Zwecke, die überlieferte Form wieder zu geben, mit Mißvergnügen und Mißtrauen betrachten und ihre stramme Anhänglichkeit an die überlieferte Form, die mehr Folge von Naturanlage als sittliche That ist, für Glaubenstreue halten. Nicht für sie allein ist die Theologie da, und darum, sagten wir, ist es wohl eine im Ganzen wohlthätige Nöthigung, die es der Theologie auferlegt hat, sich an der Erörterung einer Frage nicht besonders wissenschaftlicher, sondern allgemein christlicher Erkenntniß zu betheiligen, die, wenn auch nicht für die Gesammtheit, aber doch für eine überwiegend große Zahl der Volksgenossen eine religiöse Lebensfrage ist. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Lehrerbildung.

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

(Schluß.)

Zur Aneignung gesellschaftlicher Formen ist es freilich nöthig, daß der Seminarist auch Gelegenheit bekommt, in Gesellschaft zu verkehren. Warum ihn von der Außenwelt absperren? Die einstige Stellung des Lehrers verlangt, daß er auch an den Freuden in rechter Weise theilzunehmen weiß; mit Fröhlichen fröhlich zu sein, ist von jedem Standpunkte aus erlaubt. In klösterlicher Abgeschlossenheit wird der „Weltsinn" nicht ertödtet, sondern genährt — oder auf traurige Abwege geführt. Ist es nicht eine oft beobachtete Thatsache, daß gerade die Schüler, die am meisten in ihrer Freizeit beschränkt sind, in der goldenen Freizeit am flottesten auftreten, daß sich das Aufbäumen des eingeschränkt gewesenen Freiheitsdranges in Kraftstücken äußert, die mit dem einstigen „Herrlehrerbewußtsein" in gar grellem Widerspruch stehen? Und die ernste Seite dieser Betrachtung? Gar manches Lehrerlebensglück ist dem jähen Wechsel von schroffem Gebundensein zur schrankenlosen Freiheit zum Opfer gefallen! Ein Schwächling von Charakter, unbekannt mit den Gefahren des Vergnügungsstrudels, hat er sich hineingestürzt und ist verschlungen worden, hat er gekostet von der ihm ängstlich verborgen gehaltenen Furcht, Lebensgenuß genannt; sie hat ihm so süß gemundet — und ihn vergiftet! —

Das höchste Ziel aller Erziehung ist sittliche Charakterbildung. Da nun der Lehrerstand ganz besonders charaktertüchtige Männer braucht, so muß es auch als die höchste Aufgabe des Seminars gelten, solche zu erziehen. Hierüber läßt sich unendlich viel sagen, und doch werden auch die schönsten Worte nie das Ganze erschöpfen. Die Bildung eines Charakters ist so sehr die Wirkung der Erzieherpersönlichkeit, daß sich Vorschriften, Regeln schwerlich geben lassen. Seid Charaktere, und ihr thut alles, was zur Erziehung von Charakteren euch zu thun möglich ist! Um nicht durch flüchtige Behandlung, wie sie der Umfang meiner Arbeit veranlassen müßte, die Würde dieses Gegenstandes zu beeinträchtigen, unterlasse ich ein weiteres Eingehen darauf und hebe nur einige, mir der Erwähnung besonders werthe Punkte hervor.

Es ist wahr, daß das Jünglingsalter infolge seines Entwicklungszustandes großen Gefahren ausgesetzt ist; es ist darum nöthig, daß man hierauf besonders Augenmerk richtet. Aber Uebereifer schadet! Fortwährende Bezugnahme stumpft das Gefühl ab, Andeutungen über die Geheimnisse des Unflats erregen die Einbildungskraft und stiften Unheil dort, wo sie es verhüten wollen. Es ist unverzeihlich einseitig, das Gebiet des Sittlichen mit dem Gebiet des Fleischlichen als abgegrenzt zu erachten und andere Unsittlichkeiten zu übersehen, die zwar nach anderer Seite hin, aber trotzdem eben so schlimm wirken. Sollte das soeben Angedeutete nicht mehr vom gesundheitlichen, als vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet werden?

Sittlichkeit ist Liebe gegen Gott und gegen den Nächsten, so lehrt auch der größte Meister mit göttlicher Klarheit, das Gegentheil davon ist unverhältnißmäßige Liebe zum Ich: Egoismus ist Unsittlichkeit. Es ist vielleicht ein Vortheil des Internats, daß das geschlossene Zusammenleben die Eigenliebe so eindämmt, daß sie nicht reichliche Blüten zu treiben vermag. Um so häßlichere Pflanzen aber sind es, die auf diesem Boden sprossen: *Heuchelei und Verrätherei.* Wehe dem Seminar, in dem diese Sumpfblüten sich breit machen, vielleicht gar gepflegt werden! Wohl der Anstalt, in der Offenheit und Wahrhaftigkeit in Wort und That, diese Wahrzeichen der Charaktertüchtigkeit, eine bleibende Stätte bereitet finden!

Fassen wir nun noch einmal die Forderungen an die Seminarbildung zusammen! Verschafft, Seminare, euren Zöglingen die nöthige Uebung im gesellschaftlichen Verkehr, bringt sie zur rechten Selbstachtung, begeistert sie zu wahrem Standesgefühl, flößt ihnen Liebe zur Wissenschaft ein, entfaltet ihre Kräfte zur freien Thätigkeit und befähigt sie zum selbständigen Weiterschreiten auf dem Wege zur tieferen Bildung; vor allem aber gebt ihnen Vorbilder und schreibt es unverlöschlich in ihre Seelen ein: *Sittliche Charaktertüchtigkeit ist des Lehrers höchste Zierde!*

Nun verläßt der junge Mann seine Bildungsstätte. Edle Vorsätze und schöne Hoffnungen schwellen seine Brust und erleichtern ihm die Trennung von den Lehrern und den lieben Jugendgenossen. Nun kommt die Zeit, da der eigene Trieb ihn leiten muß zu dem Streben, tüchtig in seiner Berufsarbeit und vollkommener in den Wissenschaften zu werden. *Fortbildung!* heißt nun die Losung.

Es wird gut sein, wenn wir, um nicht der Uebertreibung der Forderungen geziehen zu werden, klar ins Auge fassen, welche anderen berechtigten Ansprüche an den Lehrer herantreten und dem Streben nach Fortbildung gewisse Schranken ziehen. Mit dem Austritt aus dem Seminar muß die Gesammtbildung einen gewissen Abschluß erreicht haben, die neue Anforderung an den jungen Lehrer ist die, nun zu *leisten*, die aufgespeicherten Geistesvorräthe zu verwerthen. Glich die bisherige Arbeit einem Eintragen von außen nach innen, so heißt es nunmehr austheilen, von innen nach außen wirken. Dies ist die *eigentliche Schularbeit*, und diese beansprucht einen so bedeutenden Theil geistiger und körperlicher Kraft, daß schon dadurch

die rein wissenschaftliche Weiterbildung ganz bedeutend begrenzt wird. Gerade auf den letzten Kraftverbrauch möchte ich nachdrücklich hinweisen; denn es ist Pflicht eines jeden, auch seine körperlichen Kräfte zu schonen und zu erhalten, zunächst eben deshalb, daß er seiner nächstliegenden Pflicht, dem Schulehalten, ungeschwächt nachkommen kann. Weiterhin machen auch allgemein menschliche Verbindlichkeiten gegen Familie und Gesellschaft ihre Rechte geltend. Mit Berücksichtigung des Ausgeführten sind nun die Ansprüche an die Fortbildung zu stellen. Ihr darf, dafür muß das Seminar sorgen, nur die Aufgabe zufallen, zu erhalten und aufzufrischen, zu erweitern und zu vertiefen und nur in einzelnen Fällen zu berichten. Wird ihr eine weitere Aufgabe zu theil, daß sie also eine Umbildung oder gar Neubildung sein müßte, dann leidet die Amtsführung, das Wichtigere, entschieden darunter. Doch ist es jedenfalls zu billigen, wenn sich mit den Jahren ein Lehrer, vorausgesetzt, daß seine Berufsarbeit nicht beeinträchtigt wird, ein Lieblingsfach zu besonderer Durcharbeitung erwählt. Das wesentlichste Stück der Fortbildung aber muß das Bestreben sein, in der Ausführung seines eigentlichen Berufes immer vollkommener zu werden. Und das sicherste Mittel hierzu ist sorgfältige Vorbereitung auf den Unterricht. Auffrischen des Stofflichen, Ausscheiden des für die Kinder Ungeeigneten, klare Gliederung des Ausgewählten, Ueberlegen des unterrichtlichen Ganges und Einprägen, — das sind die Thätigkeiten, die zur guten Vorbereitung gehören. Wer immer gewissenhaft sich vorbereitet, dient treu seiner Fortbildung. Dazu muß der Lehrer auch von außen Anregungen willig an sich ergehen lassen, darum so oft als möglich bei erfahrenen Lehrern zuhören, fleißig methodische Bücher und schulpraktische Zeitungen aufmerksam lesen. Mit der rein praktischen muß auch die theoretisch-pädagogische Weiterbildung Hand in Hand gehen; der Lehrer muß es dahin bringen, daß er hierin auch schwerere Kost verdauen lernt.

Von Wichtigkeit ist die Erörterung der Frage: **Welchen Weg hat die Fortbildung einzuschlagen?** — Es ist in letzter Zeit, besonders im Königreich Sachsen, durch eine Abänderung des bisherigen Prüfungsverfahrens die Frage über das **akademische Studium** des Lehrers wieder einmal in Fluß gekommen. Die Wahl des Stoffes rechtfertigt ein kurzes Eingehen auf dieselbe; versuchen wir, möglichst unbefangen zu prüfen! Bisher galt es als eine Vergünstigung der mit den besten Zeugnissen abgehenden Seminaristen, die Berechtigung zum Besuche der Hochschule zu haben. Demnach hat nur ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil des gesammten Standes diesen Vorzug, von diesem ist es wiederum nur ein Bruchtheil, der davon wirklich Gebrauch machen kann, schon in Hinsicht auf die damit verbundenen Kosten. So werthvoll unter Umständen dem einzelnen diese Einrichtung also sein kann, ein Mittel zur **allgemeinen Fortbildung** des Lehrerstandes ist sie nicht. Wenn eine Aenderung hierin als die Entziehung einer Vergünstigung, also eine Benachtheiligung des Lehrerstandes, vielleicht zu Gunsten eines anderen, bedeuten sollte, so müßten wir freilich mit Bedauern Kenntniß davon nehmen. Wenn aber die Berechtigung zu den höheren und

höchsten Stufen des Lehrerberufs — denn darauf läuft es ja hinaus — auch auf anderem Wege, nämlich auf einem Wege, den zu gehen jeder Lehrer berechtigt ist, erlangt werden kann, so ist dies nach meiner Ansicht ein Vortheil, der dem ganzen Stande zu gute kommt. Daß eine Einrichtung, wie die der Mittelschullehrer- und Rektorenprüfungen, „Streberthum" hervorbringen oder begünstigen müßte, ist mir nicht glaubhaft. Wenn einer unserer Standesgenossen die Kraft in sich fühlt, ein höheres Ziel zu erreichen, sich zu den genannten Prüfungen sorgfältig vorbereitet und dieselben besteht, so ist damit kein anderer geschädigt, vielmehr ist dies für den Betreffenden, ja für den ganzen Stand ehrenvoll. Freilich ist es richtig, daß vor einer Ueberfülle und dadurch erzeugten Menge unzufriedener Elemente gewarnt werden muß; aber es giebt einfache, in der Sache selbst liegende Mittel, diesem vorzubeugen. Dazu kommt der Wunsch, daß derartige oder ähnliche Prüfungen von Fachleuten abgenommen werden, daß nicht Kleinigkeitskrämerei herrscht, sondern höhere Gesichtspunkte maßgebend sind.

Unser aller Bestreben muß dahin gehen, die Durchschnittsbildung der Lehrergesammtheit stetig zu erhöhen. Ist es die Pflicht des Seminars, die Grundlagen dafür zu schaffen, so ist es die der Fachpresse, jeden von uns immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit der Fortbildung hinzuweisen. Der einzige Weg, der für alle gleichmäßig offen steht, ist der des Selbstbetriebs. Er erfordert freilich unbedingte Begeisterung zu Beruf und Wissenschaft und Selbständigkeit. Immer und immer kommen wir wieder darauf zurück, daß allgemeine Fortbildung nur auf tüchtiger Vorbildung im Seminar beruhen kann. Wie der Lehrer am zweckmäßigsten verfährt, das wäre wohl weitere Ausführungen werth; aber ich kann mir diese ersparen, da ich mich mit Lebendigkeit an eine vor einigen Jahren in dieser Zeitung enthaltene preisgekrönte Arbeit des Herrn Rektor Wolff, Apolda, über diesen Gegenstand erinnere, auf die ich den geschätzten Leser mit Nachdruck verweise. — Freilich unbedingt und allenthalben untrüglich ist der Weg des Selbsterlernens nicht; nur zu leicht wird das gewonnene Urtheil unrichtig oder wenigstens einseitig werden. Um dies zu verhindern, um Ausgleich zu schaffen, bespreche sich jeder mit gleichstrebenden Amtsbrüdern oder mit anderen Gebildeten. Ein vorzügliches Mittel zur allgemeinen Fortbildung sind die Lehrervereinigungen, die Konferenzen; es giebt deren wohl wenige, die nicht die Fortbildung in ihren Satzungen als Zweck aufführten. Möchte man ja recht sorgfältig darüber nachdenken, wie die Veranstaltungen der Vereine diesem Zwecke am vollkommensten dienen können! Insbesondere sollten junge Lehrer sich zusammenthun, um gemeinsam zu arbeiten, der Starke des Schwächeren Führer, einer den anderen anfeuernd und vortheilhaft beeinflussend. Kein Lehrer aber, ob alt oder jung, sollte vergessen, daß dauerndes Streben nach immer größerer Vervollkommnung den Geist veredelt und ihm die Spannkraft erhält, die Arbeit leichter macht, die edelsten Freuden bereitet und dem ganzen Stande zur Ehre gereicht.

Hebung der Bildung bedeutet Hebung des inneren Werthes des Lehrer-

standes. Daraus eine unmittelbare äußere Besserstellung folgern, wäre Schönseherei. Wenn aber der Lehrerstand sich fortwährend in seiner Bildung hebt, so kann dies auch nach außen hin nicht unbemerkt bleiben, und wenn die Erkenntniß von Umfang und Tiefe der Lehrerbildung in weitere Kreise dringt, so wird, wenn auch allmählich nur, erreicht, daß man die Lehrerarbeit würdigen lernt. Der Lehrerstand befindet sich in dieser Beziehung in eigenthümlicher Lage. Die Gesellschaft an sich achtet im allgemeinen den Lehrer, zumal, wenn er ein guter Gesellschafter, ein vorzüglicher Musiker, ein tüchtiger Gesangvereinsleiter ist, oder vielleicht gar zu gewissen Hoffnungen berechtigt; aber seine wirkliche Arbeit zu schätzen, haben nur einzelne Lust und Einsicht. Die, welche geistig höher zu stehen meinen, schauen zum großen Theil mit Geringschätzung auf seinen Bildungsgang, weil sie sich nicht die Mühe geben, ein Vorurtheil den Thatsachen zu Liebe aufzugeben, oder weil sie dem Wesen der Sache ferner stehen, als sie annehmen. Aus den weniger gebildeten Kreisen aber sind es viele, selbst oft solche, die die Nothwendigkeit guter Schulbildung einsehen, die den Werth geistiger Arbeit überhaupt nicht zu schätzen vermögen, weil sie nur den Maßstab der sichtbaren körperlichen Anstrengung und der aufgewandten Stundenzahl anzulegen wissen. Diesen auf beiden Seiten gleichen Mangel an rechter Würdigung zu bekämpfen, bedarf es sicherlich geraumer Zeit; aber das Bestreben nach Vervollkommnung erhöht die Berechtigung dieses Kampfes, stärkt den Kampfesmuth und entwindet dem Gegner die Waffe. — Je höher die Durchschnittsbildung des Lehrerstandes steigt, umsomehr Nachdruck und Berechtigung erhält die Forderung nach Aufsicht durch Männer, die aus dem Stande selbst herausgewachsen sind. Man wird sich auf die Dauer den Gründen hierfür nicht verschließen können, und wenn je diese Lebensfrage von maßgebender Seite in wohlwollende Erwägung gezogen wird, dann wird sicher eine hohe Bildung die Wagschale zu Gunsten der berechtigten Forderung bedeutend sinken machen.

Anschauungsunterricht.

(Eingesandt von B. Fündeling.)

Der Anschauungsunterricht ist ein Zweig des Elementarunterrichts, der in einer Reihe von Uebungen besteht, welche darauf berechnet sind, das Anschauungs- und Sprachvermögen der Kinder auszubilden.

Das diesem Unterricht zu Grunde liegende Prinzip führt auf Bacon zurück, welcher, gegenüber der Methode der Scholastiker und der Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts (Verbalisten), die sinnliche Anschauung als das Fundament des wissenschaftlichen Verfahrens (Realismus) bezeichnete.

Dieses wissenschaftliche Prinzip Bacons hat zuerst, unmittelbar durch ihn angeregt, Amos Comenius folgerecht auf den Unterricht angewandt (nicht mit verbaler Beschreibung, sondern mit realer Anschauung muß man beginnen; daher sein berühmter "Orbis pictus").

Auch die Halle'schen und Berliner Realschulen (Semler, Heikler) pflegten Anschauung und anschaulichen Unterricht.

Weiter gingen Rousseau, Basedow und namentlich Pestalozzi, welcher den Denkübungen der Philanthropisten die Anschauung zur Basis und das Angeschaute als Inhalt gab. So entstand ein besonderer Anschauungsunterricht als propädeutischer Vorkursus für die Schule überhaupt. Dieser Unterrichtszweig hat seine eigene Geschichte und eine umfangreiche Literatur. (Pestalozzi's „Buch der Mütter", und Türk, Denzel, Diesterweg, Curtmann u. d. m.)

Alles Erkennen beruht auf Anschauen und dieses Anschauen ist das Fundament und Element alles Erkennens. Ein zweckmäßig betriebener Anschauungsunterricht kann materiell und formell nur wahrhaft vorbereitend und grundlegend für den Gesammtunterricht der Volksschule sein und gedeiblich nur auf dem Boden der Anschauung ruhen. Den Untergrund bilden die unmittelbaren Anschauungen, welche das Kind schon mit in die Schule bringt, und die mittelbaren sind ohne jene nicht denkbar. Bei der Aufführung des Unterrichtsgebäudes ist es daher des Lehrers erste Aufgabe, den vorhandenen Untergrund, das bereits gesammelte Baumaterial nach Form und Materie bei seinen Kleinen genau zu untersuchen, die aus dem Elternhause mitgebrachten, vielfältig falschen, unordentlichen, ungeordneten und unvollständigen Vorstellungen zu berichtigen, zu ergänzen, zu ordnen und zu erweitern.

Wenn das fünf- oder sechsjährige Kind die Schule betritt, ist es in der Regel für den eigentlichen Unterricht noch nicht reif, da es ihm an einem hinreichenden Vorrath deutlicher Anschauungen, an der Fähigkeit, aufzumerken und, was es wahrnimmt, klar auszusprechen, gebricht. Es muß daher erst bemerken und reden lernen. Der Lehrer hat also auf dieser untersten Stufe nur bekannte und neue Gegenstände der unmittelbaren Anschauung aus der nächsten Umgebung zu Lehrobjecten. Darnach erst kann das Kind mittelbar — urtheilend, sich erinnernd — anschauen.

Durch den Anschauungsunterricht soll nach unserer Ansicht bei den Kindern ein Fünffaches erstrebt werden:

Richtiges Anschauen und Aufmerken, deutliche Begriffe, correcter Gedankenausdruck, Aneignung nützlicher Realkenntnisse und Gemüthsbildung.

Der Unterricht darf also kein Auswendiglernen von Dingwörtern, Zeitwörtern, Eigenschaftswörtern, Fürwörtern, auch kein blos naturkundlicher sein; sondern derselbe muß alle Geisteskräfte der Kinder in Anspruch nehmen, Natur und Kunstgegenstände zu Lehrobjecten haben und alle Unterrichtsgegenstände vorbereiten.

Den Neulingen führen wir zuerst das vor, was ihnen am nächsten liegt, wofür sie sich am meisten interessiren, was sie am liebsten haben: einzelne Theile ihres Körpers, die liebsten Hausthiere, und knüpfen daran kurze, kindliche Unterhaltungen, damit das kleine Völkchen gemüthlich angeregt, lebendig und zutraulich werde.

Der eigentliche Anschauungsunterricht dehnt sich auf alle Klassen aus,

ist ein gemeinschaftlicher. Ein Anschauungsunterricht ohne Anschauen wäre natürlich Widersinn, deßhalb zeige der Lehrer alle Gegenstände, wo möglich, in natura vor. Wo die Anschauung in natura, die wir indeß zehnmal höher anschlagen, nicht zu haben ist, darf das Bild nicht fehlen. Jeder Lehrer sollte daher so viel wie möglich darauf bedacht sein, Sammlungen von Käfern, Schmetterlingen, Mineralien, Modellen 2c. anzulegen; denn wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen.

Beim richtigen Anschauungsunterricht greift Alles in einander: Anschauen, Denken, Sprechen, Schreiben, Grammatik, Realunterricht, Zählen, Zeichnen: es wird hier für alle Unterrichtsgegenstände der Schule vorgearbeitet, Stoff zu religiösen Ansprachen und kurzen Belehrungen geboten.

Durch eingeflochtene Sprech-Sentenzen, Rätsel, Fabeln und Erzählungen erhält der Unterricht die rechte Würze, damit er fruchtbar für Verstand, Herz und Leben werde.

Nachdem nun über den Anschauungsunterricht Vorstehendes im Allgemeinen bemerkt wurde, wollen wir nun versuchen, eine Unterrichtsprobe mit einer einklassigen Schule auszuführen. Als leitende Hauptfragen bei Beschreibung von Geräthen dienen etwa folgende: 1) Was ist das Ding? 2) Wie ist das Ding? 3) Welches sind seine Theile? 4) Wer hat es gemacht und woraus? 5) Wozu dient es? 6) Arten?

Unterrichtsprobe. (Der Tisch.)

Rätsel: Vier Füße hab' ich und kann nicht gehn, kann aber Vieles tragen. In jeder Stube siehst du mich stehn. — Wer bin ich, kannst du mir's sagen? (Der Tisch.)

Ausführung. (Anschauen und Benennen des Tisches.)

Der Lehrer zeigt auf den Tisch und fragt: Was für ein Ding ist dieses? Das ist ein Tisch. (Mehrmals einzeln und im Chor gesprochen.) Wo ist der Tisch? Dieser Tisch ist im Schulzimmer. A., wo ist euer Tisch? — B., wo ist der eurige? Dinge, die man in der Stube oder im Zimmer haben muß und die beweglich sind, nennt man Zimmergeräthe. Welche Dinge nennt man Zimmergeräthe? — Den Tisch gebraucht man nothwendig im Zimmer; er ist auch beweglich. Zu welchen Geräthschaften wirst du den Tisch zählen? — Warum nennt man den Tisch ein Zimmergeräth?

1. Was für ein Geräth ist der Tisch? Der Tisch ist ein Zimmergeräth. (Einzeln und im Chor gesprochen.)

2. Wie ist der Tisch? — Nun wollen wir uns den Tisch recht genau ansehen. (Auf eine Ecke zeigend) Das ist eine Ecke. Das ist auch eine Ecke und das auch. Wie viele Ecken hat der Tisch? — Wie ist ein Ding, das vier Ecken hat? — Der Tisch hat vier Ecken. Wie ist er daher? — Der Tisch ist viereckig. Nennt noch andere Dinge, die viereckig sind! Das Fenster ist viereckig. Die Stubenthüre ist viereckig. Nun wollen wir den Tisch mit diesem Stäbchen messen. Merkt euch seine Größe. Es ist etwa so lang, als der Fuß eines großen Mannes und heißt Fuß. Die Ausdehnung des Tisches von diesem Ende bis an jenes beträgt genau vier Fuß, und von dem Ende bis an

dieses drei Fuß. Die größte Ausdehnung (gezeigt!) nennt man seine Länge, die kleinere seine Breite. Weil sich nun der Tisch nach dieser Seite weit hinzieht, so sagt man: Der Tisch ist lang. Wie ist der Tisch? — Nennt noch andere Dinge, die lang sind? Sätze! — Wie nennt man Dinge, die nicht lang sind? — Das Gegentheil von lang ist? — Nennt Dinge, die kurz sind! —

Seht, diese geringere Ausdehnung (gezeigt!) des Tisches nannten wir seine Breite. Der Tisch ist also nicht blos lang, sondern wie ist er noch mehr? Der Tisch ist breit. Wer nennt Dinge, die auch breit sind? Sätze! Welches Wort drückt das Gegentheil von breit aus? — Nennt Dinge, die schmal sind! — (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Bemerkung, wie wir auf Seite 111 der vorigen Nummer gemacht haben, hat uns eine Replik zugezogen von einer Seite her, nach der wir eigentlich gar nicht besonders ausgeschaut hatten, nämlich von den Missouriern. Wenn wir freilich vermuthet hätten, daß die Schwäche des Gedächtnisses sowie der Mangel an Verständniß bei den Missouriern eben so groß ist — wie die nachbarliche Aufmerksamkeit, die sie unserer Synode widmen, so würden wir durch eine ausführlichere Erläuterung diesen Umständen Rechnung getragen haben.

Da aber die Missourier in der letzten Zeit ohne irgend etwas merken zu lassen, etwas geschluckt haben dem gegenüber sich unsere Bemerkung verhält wie eine Mücke gegenüber einem Elephanten und wir außerdem die Missourier noch nicht sonderlich im Verdacht einer großen Fertigkeit des Mückenseigens hatten, so hielten wir uns nach dieser Seite hin für gesichert und unsere Bemerkung als viel zu geringfügig — d. h. in den Augen der Missourier — als daß sie sich zu einer Entgegnung auf dieselbe herbeilassen würden, zumal sie gar nicht an ihre Adresse gerichtet war.

„Lehre und Wehre" sagt nämlich:

> „In der unirten „Theologischen Zeitschrift" wird im Märzheft der Sache nach die christliche Lehre vom Sonntag vorgetragen, während im Aprilheft die Sonntagslehre der Sekten vertheidigt wird. Der Schreiber im Aprilheft spricht dem Redakteur der „Theologischen Zeitschrift" sein Befremden darüber aus, „daß der besagte Aufsatz (im Märzheft) in diesen Blättern überhaupt einen Raum finden konnte." Der Redakteur sagt nun zu seiner Vertheidigung a. A. Folgendes: „(Es) ist schon oft gesagt worden, daß die Einsendungen und Aufsätze in der „Theologischen Zeitschrift" an sich weder den Standpunkt der Synode noch des Redakteurs der Zeitschrift darlegen, sondern den der betreffenden Einsender. „Würde nichts in die „Theologische Zeitschrift" aufgenommen, als solches, was nachweisbar mit dem Standpunkt der Synode oder völlig mit den Ansichten des Redakteurs übereinstimmt, so könnte wohl nicht viel erscheinen." Damit ist wohl mehr gestanden, als die bösen „Missourier" je von der unirten Synode gesagt haben."

Zunächst ist es gar nicht wahr, daß der Redakteur sich vertheidigt, denn der betr. Einsender hat ihn gar nicht angeklagt.

Zweitens haben wir den „bösen Missouriern" schon vor fünf Jahren (Th. Ztschr. 1884 Seite 91 ff.) gesagt, daß die Lehrstellung unserer Synode nicht ohne Weiteres nach den Artikeln der Th. Ztschr., sondern nach dem Bekenntniß derselben beurtheilt werden müsse. (Das letztere haben ja die Missourier inzwischen in ihrem bekannten Schriftchen nach besten Kräften besorgt.)

Ferner haben wir damals gesagt, daß wir uns (obwohl gerade in jenem Falle kein Widerspruch gegen die Ansicht des Redakteurs sich erhoben hatte) noch lange nicht einbildeten, die eigentliche Stimme der Synode zu sein, noch in dem Wahne befangen wären, daß jedes Synodalglied in jenem Falle genau so wie wir geurtheilt haben würde.

Das alles haben wir und zwar in einer Entgegnung an „Lehre und Wehre" schon vor fünf Jahren deutlich gesagt. Wenn nun erst jetzt den Missouriern ein Licht aufdämmert, daß wir etwas zugegeben hätten, was wir schon fünf Jahre zuvor offen gesagt haben, so ist das jedenfalls eine Langsamkeit der Auffassung, die einzigartig dasteht.

Vollends wunderbar aber ist die Uebeirstimmung mit uns, der sich „Lehre und Wehre" bewußt wird. Denn wenn „Lehre und Wehre" unsere Bemerkung als ein Geständniß auffaßt, so hat das in einer Hinsicht nur die Bedeutung, daß die Missourier sich berufen glauben, Ankläger und Richter ihrer Brüder zu sein, während wir dagegen sie um das erstere sowenig beneiden als den in Offb. 12, 10 genannten Ankläger und als das zweite sowenig anerkennen als den Papst; ihnen gegenüber also auch niemals etwas zu gestehen haben. Bleibt also nur noch das, daß unsere Aussagen und die ihrigen übereinstimmen sollen. Da wir nun seit fünf Jahren unsere Aussagen nicht geändert haben, so müssen die Missourier entweder einer Sinnesänderung oder einem Mißverständniß verfallen sein. Das erstere ist allerdings höchst unwahrscheinlich, dagegen das zweite beinahe völlig sicher und es wird daher das beste sein, wenn wir eine nähere Erklärung unserer Bemerkung geben.

Zunächst wird wohl kein vernünftiger Mensch erwarten, daß alle Einsendungen an die Th. Ztschr. v ö l l i g m i t d e n A n s i c h t e n des Redakteurs übereinstimmen werden oder sollten. Bei den meisten Artikeln wird selbst dann, wenn sie im Ganzen mit den Ansichten des Redakteurs stimmen, dennoch die Uebereinstimmung keine völlige sein, sonst wäre ja jede individuelle Gestaltung derselben für die Mitarbeiter der Zeitschrift unmöglich. Wollte nun der Redakteur das nicht dulden, so müßten entweder alle Mitarbeiter der Zeitschrift nach einer von dem Redakteur gegebenen Schablone arbeiten, oder der Redakteur ihre Einsendungen nach einer solchen zurechtschneiden. Es mag nun sein, daß für „Lehre und Wehre" eine solche Redaktionstyrannei Recht und Pflicht ist. Bei uns dagegen ist — wie wir vor fünf Jahren den Missouriern schon sagten — die Sache etwas anders.

Daß aber Artikel in der Theologischen Zeitschrift erscheinen, welche sogar „nicht nachweisbar mit dem Standpunkt unserer Synode übereinstimmen" ist ebenfalls nöthig und gut. Wir wollen das unsern missourischen Collegen an einem Beispiel klar machen: Als nämlich im Jahre 1883 die Frage der Wittwenversorgung in der Th. Ztschr. diskutirt wurde, da machten sich in der Diskussion zwei Standpunkte geltend, indem die einen die Sache als reines synodales Geldgeschäft, die andern dagegen sie als einen Zweig der synodalen Liebesthätigkeit organisiren wollten. Da nun alle diese Artikel vor der Generalsynode von 1883 erschienen, so hätte der Redakteur der Zeitschrift entweder einen Wahrsagergeist haben müssen, um eben nur den Standpunkt zu Worte kommen zu lassen, der sich nachher als der der Synode auswies, oder er hätte die Synode derart beherrschen müssen, daß er ihr den von ihm selbst einmal angenommenen Standpunkt aufgezwungen hätte.

Es mag nun sein, daß die Missourisynode in allen Fragen den Standpunkt einzunehmen hat, den die Redakteure von Lehre und Wehre ihr anweisen; bei uns dagegen ist das auch anders. Die Redaktion der Theol. Zeitschrift ist nämlich nicht eine Herrschaft über die Synode, sondern eine Arbeit für die Synode, wodurch es ermöglicht werden soll, daß auch verschiedene Standpunkte, wenn sie sich nur innerhalb der Grenzen des evangelischen Bekenntnisses halten, zu Worte kommen können.

Wir wollen, da nun doch einmal das Bekenntniß genannt ist, die Missourier noch auf eines aufmerksam machen, nämlich auf das, was wir nicht gesagt haben. Wir haben, wenn wir allgemein vom Standpunkt der Synode redeten, das auch gerade so verstanden, wie wir es sagten, haben also nicht speciell vom Bekenntniß der Synode

geredet. Dieses lassen wir allerdings in der Theol. Zeitschrift nicht angreifen. Wir wehren uns sogar, wenn es in andern Blättern angegriffen wird. (Wird den Missouriern wohl noch einigermaßen erinnerlich sein.) Mißverständnisse des Bekenntnisses dagegen können wir freilich ebensowenig unter allen Umständen verhüten, wie die Redaktion von Lehre und Wehre es gekonnt hat sonst hätte ganz gewiß nie ein Gnadenwahlstreit innerhalb der Synodalkonferenz stattgefunden.

Uebrigens fällt uns ein, daß wir am Ende mit aller Verdeutlichung den Missouriern gegenüber auch nicht im Stande sein möchten, Mißverständnisse unserer Aeußerungen zu verhüten, und wollen darum hier abbrechen. Verstehen sie's, dann soll es uns freuen und verstehens sie's nicht, dann wird es uns weder wundern noch ärgern; wir sind's schon längst gewöhnt, von den „bösen Missouriern" entweder gar nicht oder höchstens mißverstanden zu werden.

Eine besondere Art von Evangelistengeschäft — denn Beruf kann man eine Thätigkeit, für die man in etwa 3 Wochen vollständig einexerzirt wird, nicht nennen — scheint in Berlin sehr stark betrieben zu werden. Warum gerade Berlin einen solchen Anziehungspunkt für diese Leute bildet, ist unschwer zu vermuthen. Die kirchliche Versorgung der Berliner Einwohnerschaft ist ja eine ungemein dürftige und daher gibt es gewiß eine Menge Persönlichkeiten, die sich in irgend eine kirchliche Gemeinschaft hereinziehen lassen, wo sie wenigstens etwas sind, während natürlich in einer Parochie von vielleicht 20,000 Seelen oder mehr das einzelne Parochialglied, wenn es nicht etwa persönlich dem Pastor näher steht, einen so kleinen Bruchtheil bildet, daß es praktisch von einer Null weder sich selbst unterscheiden kann noch unterscheiden wird.

Wie schnell man zum Evangelisten ausgebildet werden kann und wie wenig es sich dabei um ein Eindringen in die christliche Wahrheit oder um ein richtiges Verständniß des Schriftwortes handelt, sieht man am besten aus einer Anzeige des schwedischen Missionars Franson, der in Berlin solche Evangelistenausbildung betreibt; es heißt darin u. a.: Brüder und Schwestern ohne Unterschied der Konfession, die ihre ganze Zeit oder wenigstens die Sonntage für das Halten von Erweckungsversammlungen verwenden wollen, werden eingeladen, sich an einem Evangelistenkursus, Schönh. Allee 142, zu betheiligen...... Dieser Kursus fängt Montag den 25. Februar an und dauert drei Wochen, sechs Stunden jeden Tag. — Alle Abende werden überdies Heilsversammlungen gehalten werden in einem großen gemietheten Saal und hin und her in den Häusern, daran auch die Kursisten theilnehmen werden, damit sie Gelegenheit erhalten, gleich praktisch zu arbeiten und das Gelernte zu üben...... Es ist aber nöthig, daß die Theilnehmer sich auf diese drei Wochen in der Nähe einmiethen, was unschwer zu erreichen ist."

Was in diesen Kursen getrieben wird, davon erfährt man wenigstens etwas, wenn weiterhin von den Erfolgen früherer Kurse geredet wird. „Jeder von diesen Kursen," heißt es da, „hat zwei bis drei Wochen gedauert. Während dieser Zeit sind wir sechs Stunden jeden Tag zusammen gewesen, um Gottes Wort zu studiren, besonders in den Punkten, wie man am besten Nachversammlungen leitet und die verschiedenen Massen darin behandelt, und wie man kurze ergreifende Ansprachen aus den verschiedenen Texten der Bibel ausziehen kann," u. s. w. Diese Nachversammlungen sind aber nach Franson „nichts anderes als die Lehre von plötzlichen Bekehrungen in die Praxis gebracht."

Durch seine Evangelistenkurse hat Franson im letzten Jahre, wie er selbst sagt, „etwa 100 Arbeiter, am meisten junge Brüder und Schwestern in beständige Arbeit für den Herrn gesetzt."

Aber auch von anderer Seite wird derartige, man kann nicht mehr sagen schulmäßige — über das ist man jetzt schon hinaus — sondern kursmäßige Ausbildung betrieben. Nur daß die Leute dort durch einen Kursus zu „Stundenhaltern" gebildet werden. Nun sind wir weit entfernt, das „Stundenhalten" als etwas verwerfliches oder etwa als einen vom Uebel kommenden Auswuchs des kirchlichen Lebens zu bezeichnen. Aber was würden die Stundenhalter vor etwa 20 oder 30 Jahren, von denen Viele längst zu ihren Vätern versammelt sind, zu einer kursmäßigen Ausbildung für ihre

Thätigkeit gesagt haben. Mancher von ihnen hätte vielleicht gar einen versteckten Angriff der Welt darin gewittert. Und nicht ganz mit Unrecht. Denn gerade das gab und gibt diesen Versammlungen ihren Werth und ihre Lebenskraft, daß sich in denselben nicht das durch die Schule, sondern durch das Leben erlernte darlegte.

Das moderne Christenthum schreitet wirklich erstaunlich rasch vorwärts. Die biblischen Bilder vom säen, pflanzen und begießen, vom wachsen lassen bis zur Ernte, vom warten auf die Frucht der Erde und vom geduldig sein, bis man den befruchtenden Regen empfange, alle diese Bilder passen nicht mehr recht auf diesen kursmäßigen Betrieb des kirchlichen Lebens, der nur noch an dem modernen Fabrikbetrieb, dem Eisenbahnverkehr, dem militärischen Paradedienst und dem Schlachtgetümmel sein Gegenbild findet. Da muß es bald heißen: Die Fabrik ist die Welt, das Material sind die Menschen, die Maschine ist die Kirche, die fertige Waare ist der moderne vollkommene Christ, der Abnehmer der Tod und die Versendung das kirchliche Begräbniß.

Dabei muß man aber nicht meinen, daß dergleichen sich bloß bei „Sektirern und Schwärmern" finde. So hat z. B. eine sächsische Predigerkonferenz zehn Kirchengebote zusammengestellt, die auf ein besonderes Blatt gedruckt den Konfirmanden übergeben werden sollen. Sämmtliche zehn Gebote fangen an: „Ein Christ soll," er soll nämlich dreimal des Tages „sein Gebet verrichten," den öffentlichen Gottesdienst regelmäßig besuchen und täglich einen Abschnitt aus der heil. Schrift lesen, mindestens jährlich zweimal beichten und communiciren, sich kirchlich trauen lassen, seine Kinder taufen lassen, das Pathenamt nicht übernehmen, seine Kinder confirmiren lassen, Mission u. s. w. unterstützen. 9. Ein Christ soll, wenn eines seiner Angehörigen lebensgefährlich erkrankt ist, Sorge tragen, daß dasselbe, so lange es noch bei vollem Bewußtsein ist, sich das heilige Abendmahl spenden lasse. 10. Ein Christ soll, wenn ein Glied seiner Familie aus diesem Leben geschieden ist, dasselbe kirchlich beerdigen lassen."

Wir werden nun allerdings nicht sagen, daß ein Christ das alles nicht soll; er wird es auch ohne besondere Verpflichtung thun und froh sein, daß er es thun darf und kann. Aber ist das die ganze Christenpflicht? Gewiß nicht. Ja, man muß sagen: Gerade die Hauptsache fehlt. Ein Mensch kann alle diese Dinge thun und ist vielleicht bei alledem noch gar nicht einmal wirklich ein Christ. Hat er aber untadelig nach diesen „Geboten der Kirche" gelebt, so wird ihm zuletzt noch das kirchliche Begräbniß zu theil, ob er aber auch selig wird, das ist eine andere Frage. Je mehr aber dies äußere Kirchenthum betont wird, desto mehr wird entweder das Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit übersehen, oder mit der äußern Kirchlichkeit verwechselt.

Wie weit man es in dieser Hinsicht bringen kann, zeigt der Bericht über eine ritualistische Beerdigung in London. Die Leiche wurde am Vorabend des Begräbnisses in eine Kirche gebracht und die Todtenvesper gesungen, die ganze Nacht wurde durch mehrere Priester und Laien Todtenwache gehalten. Am andern Morgen um 6 Uhr fand eine feierliche Messe statt, bei deren Schluß Chor und Geistlichkeit sich um den Sarg gruppirten. Dann wurde der Leichnam mit Weihwasser besprengt, mit Weihrauch beräuchert und ihm die „feierliche letzte Absolution" ertheilt. Um 7, 8 und 9 Uhr folgten drei weitere Messen, gegen 11 Uhr begann der eigentliche Begräbnißgottesdienst, nach welchem der Sarg in feierlicher Procession aus der Kirche getragen wurde.

Das ist auch eine formvolle Kirchlichkeit, bei der es schließlich von Jedem heißt: er starb und wurde begraben.

Daß einmal ein politisches Blatt es frei heraussagt oder auch nur andeutet, daß es evangelisch ist, kommt diesseits wie jenseits des Oceans selten genug vor und wir möchten darum die nachstehende Aeußerung der Halleschen Zeitung wiedergeben. Der Redaktion dieser Zeitung, welche eine sehr günstige Besprechung des soeben erschienenen Trümpelmannschen Buches „Die an meinem Volksschauspiele „Luther und seine Zeit" geübte Zensur und ihre principielle Bedeutung mit besonderer Berücksichtigung der Angriffe, die ich von Herrn v. Puttkammer und der Norddeutschen Allg. Zeitung erfahren habe," (Barmen, Verlag von Hugo Klein), gebracht hatte, ging von einem ultramontanen Leser eine Beschwerde zu. Darauf erfolgte folgende treffliche Antwort:

„J. L. Merseburg. Sie können von einem so hervorragenden evangelischen Blatte der Provinz Sachsen, wie es die Hallesche Zeitung ist, nicht erwarten, daß sie Trümpelmanns Ansichten zu Gunsten einiger katholischer Abonnenten ignorirt. Denken Sie sich einmal die Hallenser evangelischen Abonnenten der „Eichsfeldia" stellten an diese das Ersuchen, nur so sachgemäß gegen die evangelische Kirche zu verhandeln, wie Trümpelmann es gegen Rom thut — mit welchem Gelächter würde man da den Evangelischen dienen? Unser kirchlicher Standpunkt ist die evangelische Wahrheit; wer sich mit ihr nicht auseinandersetzen kann, muß sein Abonnement aufgeben."

Schulnachrichten.

Lehrer G. Esmann, Glied des Lehrervereins, hat sein Schulamt an der zweiten Klasse der Friedens-Gemeinde in St. Louis, Mo., niedergelegt und ist einem Rufe als Lehrer an die Pauls-Gemeinde in Waterloo, Ills., gefolgt. — Lehrer A. Breitenbach, Glied des Lehrervereins, hat den Ruf der Friedens-Gemeinde als Lehrer an die zweite Klasse angenommen, und hat daselbst mit dem 1. April sein Schulamt angetreten. — Lehrer B. Fündeling, Glied des Lehrervereins, hat sein Schulamt an der Pauls-Gemeinde in Waterloo, Ills., niedergelegt, und ist dem Rufe als Lehrer an die Matthäus-Gemeinde in St. Louis, Mo., gefolgt. — Lehrer F. W. Helmkamp, Glied des Lehrervereins, wird mit dem 1. Mai sein Lehramt an der Petri-Gemeinde in Alleghany City, Pa., niederlegen, und das Schulamt an der dritten Klasse der Johannis-Gemeinde in St. Louis, Mo., übernehmen. — Lehrer C. S. Döhring, Glied des Lehrervereins, der gegenwärtig krank darniederliegt, wird nach völliger Genesung sein Schulamt an der Petri-Gemeinde in Washington, Mo., niederlegen und das Schulamt an der Petri-Gemeinde in Alleghany City, Pa., übernehmen. — Lehrer G. Buchmüller ist zunächst provisorisch in Washington für Döhring eingetreten. — Lehrer J. H. König, Glied des Lehrervereins, wird mit dem 1. Mai sein Schulamt an der Pauls-Gemeinde in Staunton, Ills., niederlegen, und das Schulamt an der Immanuels-Gemeinde in Chicago übernehmen. — Lehrer J. Buck wird Königs Nachfolger in Staunton werden.

Literarisches.

Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden.

Vortrag von Dr. Ludwig Keller. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

Ein namentlich für uns „Evangelische" interessantes kleines Schriftchen. Zu der auf Seite 100 der vorigen Nr. der Th. Ztschr., Zeile 3 v. u. gegebenen Empfehlung Dr. Fabri's brauchen wir nichts hinzuzufügen. Dagegen sei noch ein Wort über den Inhalt erlaubt. Schon äußerlich betrachtet, weckt der Umstand unser Interesse, daß die Gemein, den unserer Synode frei und durch freiwillige Thätigkeit entstanden sind und bestehen sowie jene Gemeinden auch bestanden haben. Sodann aber finden wir in diesen altevangelischen Gemeinden vielfach (wenn auch nicht überall und immer rein) eine Auffassung der Gewissensfreiheit ausgeprägt, welche als die geschichtlich ausgeprägte Form der in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit dasteht. Ebenso zeigt es sich an der Geschichte dieser Gemeinden, wie die in der evangelischen Kirche obwaltende Gewissensfreiheit so lange bestanden hat als die evangelische Kirche selbst, also nicht erst durch unsern Bekenntnißparagraphen oder durch Luther in die Welt gekommen ist und nur beseitigt werden kann, wenn man das Evangelium selbst beseitigt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. Juni 1889. Nro. 6.

Die Gemeinschaft der Heiligen und die nothwendige Organisation der christl. Gemeinschaften in Stadt und Land.

Referat des Herrn Superintendenten Schmalenbach aus Mennighüffen, auf der Pfingstkonferenz in Gnadau im Mai 1888 (frei vorgetragen).

(Eingesandt von P. Schwarz.)

Unter allen Gaben, die wir von Gott haben, sind gute Freunde eine ganz besonders edle Gabe. Sie sind wie Stäbe, daran der Menschen Gang sich hält, und wehe dem, der zu seinem Frommen nicht weiß zu solchem Stab zu kommen.

Ich habe bei meiner Armuth das große Glück gehabt, drei ehrwürdige väterliche Freunde, die nun schon im ewigen Leben sind, jahrelang zu kennen und zu genießen. Es gefiel Gott, mir durch den einen kund werden zu lassen, daß das Christenthum das Edelste, und Herrlichste ist, was es unter der Sonne Gottes gibt, daß aber Christenthum nur entstehen und bestehen kann durch Christum selbst, und daß Christus nie ein anderer war und sein kann, als wie Gott ihn geoffenbart und allen Völkern bereitet hat. Der heilige Geist lehrt nie einen anderen Christus, als diesen einen. Christum annehmen, unbedingt und rückhaltlos, das ist das Christenthum. — Von meinem zweiten Freunde habe ich gelernt, daß man das Christenthum nur durch geistliche Armuth empfangen kann, und wie die Sonne Gottes sich einmal in der Frühlingszeit der Menschheit zu Bethlehem und auf Golgatha in tiefster Niedrigkeit, ja Unkenntlichkeit geoffenbart hat, so offenbart sie sich fort und fort noch in der Niedrigkeit. Gottes Kraft in meiner Schwachheit, Gottes Herrlichkeit in meiner Armuth, Gott der Dreimaleine in meiner Sterblichkeit —, das ist das Christenthum! Es kommt also nie und nimmer auf eine Erhebung, auf eine Verherrlichung der Kreatur hinaus, es wäre ja auch eine Thorheit, die Kreatur zu verherrlichen, da alles, was ich greifen und sehen kann, aufbewahrt wird dem Feuer des jüngsten Gerichts. — Meinem dritten Freunde lag ganz besonders die Sammlung der Gläubigen an. Ich habe durch ihn vielen Segen empfangen. Auf seinem Sterbebette bat er mich, doch die Pflege derer, die an den Heiland glauben, recht ernstlich zu treiben und zu üben. Und ich habe nun die hierin gezeichneten Grundlinien einzuhalten gesucht und habe mich unter den vielfach strömenden Bewegungen in der christlichen Welt immer wieder überzeugt, daß hierin allerdings Grundwahr-

beiten enthalten sind, und so habe ich, obwohl ich von Hause aus einen starken Zug zur Einsamkeit habe, mich befleißigt, die Pflege der Gläubigen, die Sammlung der Erweckten nicht zu vernachlässigen.

Der Heiland selbst hat sich dreimal gegen die Lüge und den Lügner gewehrt mit dem einfachen: „Es steht geschrieben!" und Bengel hat sehr recht, wenn er sagt: „Alles was geschrieben steht, das war dem Heiland hochwichtig." „Die Schrift kann nicht gebrochen werden," sagt der Herr, und es ist geziemend und recht, daß wir bei allen Fragen christlichen Glaubens und Lebens uns bis auf den Grund versichern: Was steht denn geschrieben in dem ewigen Wort Gottes?" Da steht nun zunächst geschrieben: Jesus „machte" Jünger (Joh. 4, 1). Der Graf Zinzendorf, dessen Gedächtniß uns ja hier am Ort ganz besonders aufgefrischt ist, hat keinen edleren Namen gekannt als „Jünger Christi" zu heißen. Geschrieben steht: Jesus „sollte" sterben, und darum ist er gestorben, damit er die Kinder Gottes, die zerstreut waren, zusammenbrächte.

Wodurch hat der Heiland die Jünger gewonnen und gesammelt? — Lieben Freunde, außerdem daß er viel für sie gebetet hat, hat er sie ganz besonders gesammelt durchs Wort, durch das zeugende, schaffende, lebendige Wort, und was der Heiland redete, das hatte Augen und Hände, das griff, man war wirklich ergriffen davon, denn er hatte eine Macht in sich und hinter sich, aus der er redete: „Ich habe den Menschen, die Du mir gegeben hast Dein Wort gegeben, und sie sind Dein, und ich bitte nicht bloß für sie, ich bitte auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden." Auf diesem Wege, also durchs Wort, sammelte der Heiland Jünger, und schaffte und zeugte in den Menschen das Jünger-Wesen, den Jüngersinn, eine Jünger-Gemeinschaft. Außer dem Kreise der Zwölfe hatte er einen weiteren Kreis von 70 Jüngern, und diese Kreise pflegte der Herr auf das sorgfältigste. Oft wenn er des Tages über unter dem Volke gewesen war, dann war er des Abends noch unter seinen Jüngern, oder auch umgekehrt. Ja, die Schrift sagt ganz ausdrücklich: Er redete je und je insonderheit mit seinen Jüngern. So Joh. 14—16. Dieser Thätigkeit im Jüngerkreis zur Seite geht nun allerdings die große Thätigkeit des Heilandes in das Volk hinein. Das ist eine andere Thätigkeit, eine missionirende, erweckende, aufrufende. Es ist das Himmelreich zu den Zeiten des Heilandes, wie er selbst gesagt, einem Säemann gleich, der auf den Acker säet, und einem Netze gleich, das ausgeworfen wird, damit man allerlei Gattung fängt. Der Herr griff, so weit er greifen konnte. Aber zugleich ist das Himmelreich wie ein Kaufmann, der köstliche Perlen suchte. Die ganze Welt hat er verkauft, und hat die eine köstliche Perle gekauft, und der Kauf hat den Kaufmann nie gereut; je länger er die Perle hatte, je mehr hat er sich überzeugt, sie sei es werth.

Wenn die Augsburgische Konfession sagt, die christliche Kirche sei eigentlich die Gemeinde der Heiligen, Versammlung der Gläubigen, (lateinisch heißt es sogar: „vere" credentium), so entspricht diese Beschreibung genau dem Bilde, welches die Schriften des neuen Testaments von der Kirche

geben. Wenn aber die Kirche **eigentlich** die Versammlung der Gläubigen ist, was spielt denn noch an **Uneigentlichem** dazwischen? Das was Uneigentliches dazwischen ist, ist das, was der Herr sagt: „über Nacht, da die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen.“ Nun wäre es ja Thorheit und gegen den Willen des Herrn, wenn man diesen gemischten Zustand von Unkraut und Weizen nicht tragen wollte. Der Herr sagt: „lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte.“ Aber andererseits wäre es ebenso eine Thorheit, wenn man diesen gemischten Zustand für das, was er wirklich nicht ist, ausgeben wollte, — er ist keine Gemeinde der Gläubigen.

Was soll nun werden? Sollen die sieben mageren Kühe die sieben fetten verschlingen? Soll man die Gemeinschaft der Gläubigen dem großen Haufen preisgeben, als sei die Kirche eine Masse, in welcher Jeder sein und thun kann, was ihm beliebt? Nimmermehr! Die Kirche ist **eigentlich** die Gemeinde der Gläubigen, der Jünger Jesu, und weil sie das eigentlich ist, weil's ihr eingeboren ist, so muß sie das auch bleiben. Und so sagen wir: Allüberall, wo der Geist des Herrn Jesu Christi wirklich in der Kirche ist, da wird man den Unterschied von bekehrten Gläubigen und Unbekehrten recht klar ans Licht stellen; denn das ist doch der eigentliche Unterschied. Und wiederum: wo der Geist des Herrn auf Erden ist, da wird sich dieser Geist auch kräftig erweisen in der Bekehrung der Menschen zu Christo, in der persönlichen Bekehrung des Einzelnen zu Christo, und dann auch in der Sammlung und Pflege aller derer, die den Heiland von Herzen meinen und ihm wahrhaftig anhangen.

Man hat nun gesagt: die Gemeinschaft der Gläubigen ist schon da und es ist nicht nöthig, sie zu organisiren. Unsere Antwort lautet: Gerade weil sie da ist, muß sie organisirt werden. Oetinger sagt: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ So darf man auch sagen: Verleiblichung **führt** zu dem Ziel und Ende der Wege Gottes. **Luther** sagt in der Vorrede zur „deutschen Messe“: „Diejenigen, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten sich mit Namen einzeichnen und in einem Hause allein versammeln zum Gebete, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke zu üben. In diesen Orten könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi Matth. 18. Kürzlich, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnung wäre bald gemacht. Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Versammlung einrichten, denn ich habe nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viele, die dazu dringen. Kommt's aber, daß ichs thun muß und dazu gedrungen werde, so will ich das Meine gerne dazu thun und das Beste, so ich vermag, helfen.“

In neuerer Zeit hat **Löhe** gesagt: „Die Kaiserin Helena baute auf dem Wege von Konstantinopel nach Jerusalem viele Thürme, an denen sich der Pilgrim zur heiligen Stadt zurecht finden sollte. Das sind in der Nacht und Wüstenei unseres kirchlichen Lebens für die Pilgrime nach Zion die kleinen

Haufen hin und her, die es wagen zusammen zu treten, sich zum Guten zu vereinen und dem Verderben wiederstehen. Bilden dieselben auch keine irdisch großartige, sichtbare, zu einem Organismus verbundene Kirche, so beweist sichs doch aus der Erfahrung vieler Orten und Zeiten, daß sie großen Segen haben und wirken können und zwar ohne alle Vergleichung größeren, als die Bemühung derjenigen, welche sich in den Strom werfen, um ihm eine andere Richtung zu geben, ohne zu überlegen, daß vom Strome fortgetragen wird wie eine Schaumwelle, wer sich in ihn stürzt, daß man auf die Länge nur mit dem Strome, nicht gegen ihn schwimmen kann, wenn man einmal in ihm ist."

Bedenkt man die Innigkeit und Lebhaftigkeit der Beziehungen der ersten Christen unter einander — sie waren täglich und stets bei einander einmüthig Apgsch. 2, 46 — und vergleicht damit, daß in unseren Tagen die christliche Gemeinschaft an den meisten Orten sich auf die wenigen Stunden des öffentlichen Gottesdienstes beschränkt, so leuchtet ein, daß bei aller Anerkennung des Segens der öffentlichen Gottesdienste für das Bedürfniß der Gläubigen nach Gemeinschaft wenig gesorgt ist und die Forderung offen bleibt: es muß die Gemeinschaft der Gläubigen geübt und gepflegt werden.

Aber werden nicht die christlichen Gemeinschaften wie wir sie im Sinne haben, die Kirche zerstören? Keineswegs. Wenn die Kirche eigentlich ist die Versammlung der Gläubigen, so kann es doch keine Zerstörung der Kirche sein, daß sich die Gläubigen versammeln. Wir wollen keine Gemeinschaft g e g e n die Kirche, sondern f ü r die Kirche. Der Heiland selbst, wie vorhin gesagt ist, predigte dem Volke und hatte Tausende um sich; anderseits redet er zu den Jüngern und die schon Jünger waren, gründet und vollbereitet er.

Aber kann nicht die Gemeinschaft der Erweckten und Gläubigen diesen selbst statt zum Segen zum Verderben gereichen und kann nicht geistlicher Hochmuth und Sektenwesen auf diesem Wege entstehen? Gewiß, was kann nicht alles unter der Sonne entstehen! Wo geistliches Leben ist, sind auch geistliche Gefahren, man bleibe einzeln oder lebe in Gemeinschaft. Jedoch eine richtig gehandhabte christliche Gemeinschaft kann und wird sehr wohl unter dem Einflusse Jesu Christi die drohenden Gefahren überwinden und wenn, wie es zu wünschen ist, der Geistliche nicht bloß freundlich zu den Gläubigen in der Gemeine steht, sondern auch ihre Gemeinschaft pflegt und fördert, so wird die Gemeinschaft so wenig der Kirche schaden, daß sie vielmehr ein Salz für die Gemeine ist.

Sind also Versammlungen der Gläubigen gut und heilsam, wie will man sie ins Werk richten? Es fragte mich einmal Jemand: „zum Rathe der Gottlosen, wie viele gehören dazu?" Er gab selbst die Antwort: „Zwei sind schon genug." Ich sagte: „ich habe immer an zweihundert gedacht; aber Sie haben recht." Der Heiland hat gesagt: zur Gemeinschaft der Gläubigen sind zwei oder drei genug; wir dürfen also bei Sammlung der Gläubigen nicht gleich an Sachen denken, die in's Große gehen. „Heiland, Deine größten Dinge, beginnst Du stille und geringe." Wenn zwei oder drei da sind, die wirklich an den Namen Jesu glauben, und denen dieser Name über alles

geht, was genannt werden mag in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt, dann kann man die Gemeinschaft der Gläubigen herrichten. Und da halte ich es allerdings für sehr gut, wenn der Geistliche sich nicht mißtrauend der Versammlung der Gläubigen gegenüberstellt, nicht mit allerlei Bekrittelungen die Sache von vornherein schädigt, sondern im Gegentheil von Herzen erkennt: es muß einmal so kommen. Ich weise noch einmal auf den Heiland hin. Will man sagen, der Geistliche entziehe sich damit der Gemeinde, so hat sich der Heiland doch darum auch nicht mit dem Volke entzogen, daß er Jüngerkreise um sich hatte und sammelte. Wenn einem Geistlichen Buße, Glaube, Bekehrung und die übrigen Hauptstücke des Christenthums wirklich reelle Dinge sind, — und es sind reelle Dinge — so kann er sich nur freuen, wenn zwei oder drei oder 20 oder wie viele in der Gemeinde sind, die eben dieselbe Meinung haben und das Christenthum gern reell machen und verleiblichen wollen.

Es handelt sich nun nach meiner Meinung weniger darum, Statuten für solche Versammlung der Gläubigen aufzustellen, als vielmehr darum, sich des Segens der Pflege der christlichen Gemeinschaft und der Nothwendigkeit derselben bewußt zu werden, und dann in Gottes Namen die Sache mit zweien oder dreien anzufangen. Die Einrichtung wird eben sehr einfach sein: Gesang, Gebet, Gottes Wort, namentlich Besprechung über das Wort Gottes und wiederum Gebet! Wer soll dazu gehören? Alle die Christum meinen, Christum lieben. Was nicht echt ist, wird mit der Zeit als unecht offenbar werden. Das ist wahr; es gehört ein gewisser Muth dazu, um die Pflege der Gläubigen in die Hand zu nehmen. Aber da muß man doch anderseits sagen: Welch eine merkwürdige Welt! Dazu gehört kein Muth, sich zu allen möglichen anderen Vereinigungen zusammenzuthun. Und hierzu sollte sich der Muth, für manchen vielleicht die Ueberwindung nicht finden lassen? Bengel sagt: „Ist es nicht so, daß das Christenthum, abgesehen von dem öffentlichen Gottesdienste insgemein heimlich wie ein Hexenwerk geführt wird? Es sollte nicht so sein; und es steht nicht fein, wenn solche, die in gleichem Sinne das Angesicht Gottes suchen, doch in ihrer Kommunikation betreffs des einen Nothwendigen so still für sich bleiben."

Soll ich den Zweck und Segen der Gemeinschaften — und das ist der letzte Punkt, auf den ich komme — angeben, so kann ich das einfach damit thun, daß ich sage, das Christenthum muß immer wieder gleich sein einem Sauerteig, den ein Weib nahm und mengete ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert war. Das muß der Pastor in seinem Amte thun, und wenn er es thut, der Sauerteig muß noch mehr unter das Mehl gemengt werden. Bengel sagt: „Darin sehe ich den Segen der Privaterbauung, daß das Wort Gottes den Herzen näher gebracht wird." Mir sagte einmal ein gläubiger Mann: „Sie glauben nicht, wie dumm ein Mensch ist in Beziehung auf die Erkenntniß des ewigen Lebens und der geoffenbarten Wahrheit." Der Glaube kommt nur aus der Predigt, und nothwendig gehört dazu Erkenntniß. Aber wenn die Predigt wirklich etwas schafft, so wird

sichs finden, daß gerade bei den durch das Wort Berührten und Erweckten allerlei Zweifel und Bedenken entstehen, und dem kann man beim besten Willen nicht von der Kanzel herab gerecht werden. Aber in Privatgemeinschaften ist es sehr wohl möglich. Das erachte ich für einen besonderen Segen der kleinen Gemeinschaft, daß man das Wort Gottes den Herzen nahe bringt, so daß es wirklich verstanden wird. Luther sagt: „den nenne ich einen Doktor der Theologie, der gründlich und bestimmt unterscheiden kann zwischen Gesetz und Evangelium.“ Wie viel trägt es für den Gläubigen aus, wenn er weiß: Gesetz und Evangelium sind beides Gottesgaben, müssen aber unterschieden werden. Wie heilsam ist es, diesen Unterschied in brüderlichem Kreise zu besprechen und darin nicht müde werden. Wir wissen, daß es Luther nicht leicht geworden ist, der Vorgänger zu werden in jener großen Kraftwahrheit, daß der Mensch gerecht wird ohne alles Gesetzeswerk, allein durch die Gnade Gottes, durch die Erlösung durch Christum. Aber heutzutage ist es ganz gewiß eben so schwer, diesen wirklich evangelischen Standpunkt zu erringen und zu gewinnen. Wenn ich nach dem urtheilen will, was ich erfahren habe, so muß ich sagen: die meisten Erweckten biegen nun ab, entweder in die Selbstwirksamkeit, oder sie setzen nun die Gewißheit des ewigen Lebens in die Tiefe der Buße, oder sie setzen den Glauben an die Stelle, an der allein Christus stehen darf. Es ist sehr gewöhnlich, sich so zu verlaufen; und wie heilsam ist es, in den Versammlungen der Gläubigen diese Wahrheit, die im Leben und Sterben hilft, nach allen Seiten und immer wieder klar zu stellen, daß der Mensch wirklich gerecht wird, daß er nur gerecht wird aus der Gnade Gottes, einzig und allein, weil Christus es verdient hat, der angenommen wird durch den Glauben. Wenn unsere liebe evangelische Kirche mehr Glieder bekäme, die dieses evangelischen Glaubens leben, so könnten wir sagen: „Jetzt sind wir wieder mitten im Evangelium; wir befinden uns wieder in einer Burg.“

Männer von Urtheil, die das christliche Leben geprüft haben, sind der Meinung, daß den christlichen Kreisen zweierlei Bedenkliches anhafte, nämlich einmal eine große Weltförmigkeit des Lebens und besonders der innersten Gesinnung, und anderseits der Mangel an dem Zug zur Ewigkeit. Ich meinestheils pflichte diesem Urtheil bei und glaube nicht, daß man diesen Mangel gleich durch große Massen hindurch überwinden kann. Aber sehr wohl kann dies in kleinen Kreisen geschehen, und das von dem Heiland aufgeworfene Ziel der vollendeten Seligkeit, die ewige Vollendung, kann zum Begreifen und Ergreifen vorbehalten werden. Auch wird die Gemeinschaft der Gläubigen an diesen selbst eine heilsame Zucht üben.

Bengel hat einmal das merkwürdige Wort gesagt: er danke Gott dafür, daß er Feinde habe; denn die Feinde übten einen Theil der Wachsamkeit über ihn, an der er selbst es oft mangeln lasse. Nun es ist ja gewiß wahr, daß unsere Widersacher über uns wachen, und uns zur Wachsamkeit verhelfen. Aber angenehmer ist es doch, wenn Brüder im freundlichen Zusammensein sich unter einander vermahnen und strafen, so lange es noch heute heißt.

Wird eine vom Herrn gesegnete Gemeinschaft der Gläubigen wie von

selbst eine Absonderung ihrer Glieder von dem Wesen dieser Welt mit sich bringen, wie erwünscht muß es uns sein, daß gläubige Christen sich thatsächlich dieser Welt nicht gleichstellen, weder in Worten, noch in Werken, noch in der Gesinnung!

In Gottes Namen! man greife die Sache an, wo sie nicht angegriffen ist! Der Herr wird Segen geben, und wo zwei oder drei in Seinem Namen versammelt sind, da wird Er als lehrender Prophet, als segnender Priester, als herrschender König sich ganz bestimmt offenbaren, so daß man spürt, was Er gesagt hat: „da bin Ich — Er selbst, kein Stellvertreter — bin Ich mitten unter ihnen." Suchen wir den Segen, den Er auf Versammlungen von zweien oder dreien in Seinem Namen gelegt hat!"

Die Tugenden der Pastoren.

(Eingesandt von P. C. Kißling.)

(Schluß.)

Wenn schon Lessing, der doch gewiß mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen schrieb, seine „Duplik" mit den Worten schließt: „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfließt jetzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile die Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede stellen, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines eigenen Halses zu sprechen. — Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm werden darf: wann und wo darf er es denn?", so werden wir nicht nur der letzten Frage unsere volle Zustimmung nicht versagen, sondern dann muß „unser Blut" noch ganz anders „umfließen", dann muß man unseren Vorträgen und Zeugnissen noch weit mehr Wärme und Theilnahme abfühlen, da wir ganz anders von der Hoheit, Heiligkeit und Herrlichkeit durchdrungen sein müssen, als das bei Lessing, dem kalten Verstandsmenschen, dem nüchternen Kritiker, der Fall war.

Zu diesen beiden Pastorentugenden gesellt sich als dritte im Bunde: das Schweigen. Es handelt sich hierbei nicht um eine Mahnung zur Bewahrung des Beichtgeheimnisses,*) sondern es soll hier auf eine andere, Gott

*) Dieser Punkt würde ein besonderes Kapitel verlangen und verdienen, was uns aber hier zu weit führen würde, da hier nicht ein pastorales „Tugendsystem, sozusagen eine pastorale „Ethik" aufgestellt, sondern nur aphoristische Gedanken zum Nachdenken und zur Beherzigung gegeben werden sollen. Was das Beichtgeheimniß betrifft, so sollte es sich eigentlich von selbst verstehen, daß die Heilighaltung desselben dem Träger des Amtes oberstes Gesetz ist. Aber leider widerspricht die Erfahrung dieser „Selbstverständlichkeit." Die Verletzung dieses Geheimnisses, die Klatschsucht, die alles, was einem eben in der Studirstube, vielleicht unter Seufzen und Weinen, anvertraut worden ist, sofort an die große Glocke hängt, Kapital zu gelegentlicher Verwendung in Gesellschaften daraus schlägt, mag wohl dem Betreffenden den Ruhm eines guten, interessanten Gesell-

wohlgefällige Stummheit hingewiesen und aufmerksam gemacht werden. Aaron „der Mund Moses“ hatte gewiß ein hohes herrliches Amt. Aber größer als in Ausübung seines Hohepriesteramtes zeigte er sich bei der Gelegenheit, die uns Leviticus 10 erzählt wird. Seine Söhne, Nadab und Abihu, hatten fremdes Feuer vor den Herrn gebracht. Und als sie zur Strafe ihres Frevels durch Feuer getödtet wurden, da heißt es V. 3: Und Aaron schwieg stille! Aaron übte schon hier das schwere Gebot des Hohepriesters, noch ehe es gegeben war, im Amte weder Vater noch Mutter zu kennen, sein Haupt nicht zu blößen und seine Kleider nicht zu zerreißen vor Trauer, Lev. 21, 10. 11. So hören wir, daß Gott der Herr auch zu dem Propheten Ezechiel sagt: „Ich will dir deiner Augen Lust nehmen durch eine Plage. Aber du sollst nicht klagen noch weinen noch eine Thräne lassen. Heimlich magst du seufzen, aber keine Todtenklage führen, sondern du sollst deinen Schmuck anlegen und deine Schuhe anziehen. Du sollst deinen Mund nicht verhüllen und nicht das Trauerbrot essen.“ Und am Abend starb ihm sein Weib, 24, 15—18. Wer Andere trösten will, der muß sich selbst zu trösten wissen, der soll es wissen, daß es unpriesterlich ist, sich allzusehr der Trauer zu überlassen, wie die, die keine Hoffnung haben. Das scheint wohl eine schwere, fast grausame Forderung zu sein. Ja, sie mag auch in den Augen der Menschen unnatürlich und hartherzig erscheinen. Die Thräne um unsere Lieben, durch die sich der Aermste Erleichterung verschaffen darf, die als letzter Liebeszoll auf den Grabhügel fließen, sollen uns versagt sein! Und doch gilt uns auch in diesem Stück die Verheißung unseres Herrn: „Wer verläßet Häuser oder Bruder oder Schwester, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ Matth. 19, 29 und die Drohung: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth.“ Matth. 10, 37. Die Pastoren sollen auch in dem Stück τύποι τοῦ ποιμνίου, 1. Petri 5, 3 „sein und mehr und mehr werden, daß sie auch, einem Abraham gleich, „den einigen Sohn, den sie lieb haben“, schweigend und gehorsam, wenn auch mit zitterndem Herzen, auf den Opferaltar legen in der Gewißheit „Gott kann auch wohl von den Todten erwecken“ Hebr. 11, 19. Freilich, wer zu solchem Opfer bereit sein will, der muß zuvor sein Herz geopfert haben; Nicht Unmenschlichkeit, nicht Ertödtung des menschlichen Gefühls wird von uns verlangt, aber es gilt im heiligen Dienst, was auch von jedem Christen gefordert wird, nur noch mit größerer Entschiedenheit und völligerem Ernst „allem abzusagen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und Christo nachzufolgen.“

Und das gilt auch dann, wenn sich das „Kreuz“ nicht auf uns nahestehende Glieder, sondern auf uns selber erstreckt. Wie Christus seinen Mund

---

schafters eintragen, aber es raubt dem Pastor das Vertrauen der Gemeindeglieder und dem Amt das nöthige Ansehen. Wenn schon von jedem charaktervollen Mann erwartet werden muß, daß er ein Geheimniß zu bewahren wisse, daß es ihm damit nicht gehe, wie von Johannes Apocal. 10, 10 zu lesen ist, so muß noch mehr von einem Pastor vorausgesetzt werden, daß er ein „verschlossenes Grab“ ist.

nicht aufthat, da er gestraft und gemartert ward, sondern stumm wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das vor seinem Scherer verstummt, sich schmähen, verfolgen, hinrichten ließ, so soll man auch uns bei persönlichen Beleidigungen, bei boshaften Invectiven das erhabene Wort nachsagen können: „also hat er nicht aufgethan seinen Mund.“ Diese Erinnerung scheint nicht ganz überflüssig zu sein. Unser Amt nimmt lange nicht mehr die Ehrenstellung ein, die ihm zukommt, und die ihm wohl in früheren Zeiten zu Theil wurde, zumal nicht in unserem Land mit seinen verkehrten Freiheitsbegriffen und seinem anmaßenden Selbstständigkeitsdünkel. Es sind Ausnahmen zu nennen, wenn ein Mann, zufolge seines persönlichen Verhaltens, seines klugen Benehmens, seines taktvollen, charakterfesten Betragens, die Achtung Aller, die ihn kennen, in solchem Maße besitzt, daß er unter seiner ganzen Umgebung, selbst dem feindlichen oder wenigstens gleichgültigen Element gegenüber unantastbar dasteht, daß sich die Bosheit und Gemeinheit nicht an ihn heranwagt.*) Um des Amtes willen, das wir treiben, um des Einflusses willen, der uns dadurch bedeutend erschwert, oft geradezu unmöglich gemacht wird, mag man das Schwinden der Achtung vor dem Träger des Amtes bedauern, um der eigenen Person willen braucht es uns nicht Leid zu sein. Es ist gesund, zuweilen bittere Pillen zu schlucken. Eine solche bittere Medicin von Seiten der Menschen ist ein probates Mittel gegen geistliche Ueberhebung und Selbstüberschätzung, zwei Krankheiten, die, wie die Sage geht, nicht gar zu selten und nicht gar zu schwer, im Lager der geistlichen Herren ihr Erscheinen machen. Solch' eine kalte Douche, die uns von gehässigen, übelwollenden Menschen applicirt wird, wirkt erfrischend und die allzugroße Hitze niederschlagend und dämpfend. Freilich geht es damit, wie es mit allen Radikalmitteln geht, daß sie anfangs fast das Gegentheil von dem bewirken, was sie bezwecken sollen, denn alle Züchtigung, alle *παιδεία*, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber d a r n a c h wird sie geben eine Friedensfrucht (*καρπὸν εἰρηνικόν*) denen, die dadurch geübet sind,“ Hebr. 12, 11. Ein David hat das erfahren und bekannt unter den Flüchen und Steinwürfen Sinai's, 2 Sam. 16. Unter solchen Erlebnissen, heißen sie nun öffentliche Beschimpfungen, anonyme Zuschriften, aufrührerische Verleumdungen oder welchen Namen sie immer führen mögen, sollen wir stille sein, die Hand auf den Mund legen, wenn es auch Anfangs ohne gewaltige innere Revolutionen, mächtige Erregungen unseres Gemüths und Thränen sammt schlaflosen Nächten nicht abgeht, und sollen uns den zum Vorbild nehmen, der „nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, der es aber dem anheimstellte, der da recht richtet“, 1. Petri 2, 23. Auch hier bewährt sich das Wort, daß „Schweigen Gold ist.“ Diese Stummheit allen boshaften Angriffen gegenüber kostet eine riesigere

*) Eine Ausnahme nenne ich das, nicht als ob ein solches Betragen so selten wäre, das hieße dem Predigtamt das Todesurtheil sprechen, sondern weil oft trotz des vorsichtigsten Wandels der Diener der Kirche den Anfeindungen nicht entgehen kann, cf. Math. 10, 16—26.

Arbeit, ein gründlicheres Studium als zehn Jahrgänge Predigten fertig zu stellen. Und dieses „Schweigen" ist auch das beste, geeignetste Mittel, unsere Gegner zum Schweigen und zur Ruhe zu bringen. Wenn ihre Angriffe keinen Eindruck auf uns machen, wenn die erhoffte Erregung und Empörung unsererseits, auf die sie sich gefreut haben, zu ihrer Enttäuschung ausbleibt, so werden sie die Sache bald leidig und überdrüssig und lassen uns mit Frieden. Wir müssen viel zu viel Achtung vor uns und unserem Amt haben, um durch solche Nadelstiche uns erregen zu lassen oder gar „Gleiches mit Gleichem zu vergelten." Das muß uns viel zu wenig sein.

Endlich aber sei mir in Kürze erlaubt, noch an eine vierte edle Pastorentugend zu erinnern, deren Namen man auch wohl vergeblich in den landläufigen Ethiken suchen dürfte: sie heißt Verzagtheit. Es ist das allerdings eine paradoxe Behauptung gegenüber der Forderung des Freimuthes. Ist aber nicht die Schrift. unsere Lehrmeisterin, selber voll Paradoxien. Oder ist es keine Paradoxie, wenn Gott die gefräßigen Raben zu seinen Speisemeistern macht und einer am Hungertod angekommenen Wittwe den Auftrag giebt, den Propheten Elias zu erhalten? Ist es kein Oxymoron, wenn Paulus von der göttlichen Thorheit und von der göttlichen Schwachheit redet? Ist es nicht gegen aller Welt Art und Weise, wenn ein Mensch durch Demuth groß, Psalm 18, 36, durch Schweigen beredt, Exodus 14, 15, durch Sterben lebendig wird, 2 Cor. 6, 9; 2 Tim. 2, 11? Ja ist es nicht eine contradictio in adjecto, wenn der Herr beim Propheten Jeremias 17, 9 das menschliche Herz ein trotziges und verzagtes Ding nennt? Schließen Trotz und Verzagtheit einander nicht aus? Ist nicht das Eine das Gegentheil vom Andern? In diesem Gegensatz stehen nun auch die zwei Tugenden, von denen hier die Rede ist, die zweite: Freimuth und die letzte: Verzagtheit. In gewissem Sinn ist das die rechte Stellung eines Pastoren, wenn er trotzig und verzagt zugleich ist: trotzig wie Luther in Worms vor Kaiser und Reich und unterwegs dahin und bei anderen Gelegenheiten und verzagt wie Luther in seiner Klosterzelle, im Blick auf seine Schwachheit und Elendigkeit. Und zwar wird es wohl so sein: wer zuerst verzagt gewesen ist, der erst wird recht trotzig sein können und sprechen: Und ob die Welt voll Teufel wär! Als Muster der Verzagtheit, die hier empfohlen werden soll, dienen uns Jeremias, der auf seine Berufung von Seiten Gottes zum Prophetenamt die schüchterne, verzagte Antwort gab: „Ich tauge nicht zu predigen, ich bin ein Knabe" 1, 6, oder ein Moses, dem seine schwere Zunge Sorge macht, Exodus 4, 10, oder Salomo, der sich für unfähig hält, sein Volk zu regieren, denn „ich bin ein kleiner Knabe, weiß weder einen Eingang noch Ausgang" 1 Könige 3, 7, oder endlich Paulus, der, überwältigt von der Größe des heiligen Amtes, ausruft: „Wer ist hierzu tüchtig?" 2 Cor. 2, 16; cf. auch 2 Cor. 3, 4—6. An sich selber, an seiner eigenen Kunst, Weisheit und Geschicklichkeit verzweifeln und dadurch immer mehr zu dem hingetrieben werden, der unsere Armuth ersetzen kann und will mit seinem Reichthum, das ist die Tugend, um die es sich hier handelt. Keine Kains-Verzweiflung, der an sich verzagt, soll man an uns finden. Und wie

sehr eine Erinnerung daran uns Noth thut und angebracht ist, mögen die freundlichen Leser selber ermessen und in ihren Herzen und Gewissen darnach forschen! Diese Verzweiflung ist der Mutterschooß, aus dem der rechte, göttliche, heilige Trotz herausgeboren wird, der mit Paulus spricht: „Ich glaube, darum rede ich" und mit Luther bezeugt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders." Und zwar darum nicht, weil mir selber Erbarmung widerfahren ist, darum dringet mich die Liebe Christi, als Botschafter an Christi Statt zu rufen und zu bitten: „Lasset euch versöhnen mit Gott!"

Wenn wir mit diesen Tugenden, von denen hier die Rede gewesen ist, allezeit gewappnet und gerüstet erscheinen auf der Kanzel und unter der Kanzel, im Verkehr mit den Unsrigen und Umgang mit der Gemeinde, dann werden auch unsere öffentlichen Zeugnisse nicht umsonst sein, dann wird man auch an uns etwas davon spüren was der Prophet Jesaias 50, 4 ff. sagt: „Der Herr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben, so daß ich weiß den Ermatteten mit dem rechten Wort aufzurichten.

Zur Sonntagsfrage.

(Eingesandt von P. Enßlin.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sonntagsfrage verschieden beantwortet werden kann, denn sie ist in gewisser Hinsicht eine Gewissensfrage, die eben aus der Stellung heraus beantwortet wird, wie sie der Mensch in Bezug auf den Glauben an die geoffenbarte göttliche Wahrheit einnimmt. Wo kein Glaube ist, der sich unter den Gehorsam der Wahrheit beugt, da hat auch das Gewissen noch nicht die Bildung erlangt, in der es möglich ist, über diese Frage richtig, oder der Wahrheit gemäß entscheiden zu können. Sie wird daher von den Kindern dieser Welt ganz anders behandelt, als von den Gläubigen, wiewohl auch unter den Letzteren verschiedene Meinungen geltend gemacht werden können, so daß von ihnen als von Schwachen und Starken geredet werden muß. Es ist eben auch das Gewissen der Gläubigen nicht gleich gebildet, zumal der Eine mehr, der Andere weniger in die göttliche Wahrheit geleitet, von ihrem Geiste durchdrungen und erleuchtet ist. Doch um mehr und maßgebend die Sonntagsfrage beantworten zu können, gilt es, sich auf den Grund und Boden der heiligen Schrift zu stellen; denn neben und über diesem ist der Mensch verkehrt und einseitig, zumal die Sonntagsfrage nicht nur eine Natur- und Civil-, sondern auch eine Religionsfrage ist. Galt doch die Sabbatheiligung als göttliche Ordnung schon seit Anfang der Welt, 1. Mos. 2, 1—3, und wurde bei der Gesetzgebung in die Gesetzestafeln aufgenommen. Sie gehörte also im alten Bunde wesentlich zur Religion und als Gebot Gottes wurde sie auch weder von Christo, noch von seinen Aposteln aufgehoben, sondern hat für den Christen noch ihre Bedeutung, zumal Christus in erster Linie von den zehn Geboten sagt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Wie der Herr selbst aber durch Lehre und Wandel bewies, wie die Gebote

Gottes in vollkommener und gottgefälliger Weise erfüllt werden können und sollen, so weisen auch die Apostel auf die Erfüllung der Gebote hin, wie sie das Gesetz des Geistes lehrt; denn das Gesetz ist geistlich, Röm. 7. 14. es ist heilig, recht und gut, Röm. 6, 12. Christus ist wohl des Gesetzes Ende, Röm. 10, 4; aber nicht in fleischlichem Sinn, denn er ist kein Sündendiener, Gal. 2, 7, sondern im Sinn des Apostels Paulus, Röm. 8, 1—5, wo er sagt: „Was dem Gesetze unmöglich war, dieweil es unwirksam war durch das Fleisch, so hat Gott gesendet seinen Sohn in Ähnlichkeit eines sündigen Leibes und um der Sünde willen, und hat die Sünde verdammet im Fleische, auf daß das Recht des Gesetzes in uns erfüllet würde, die wir nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste. — Die aber im Fleische leben, können Gott nicht gefallen, Röm. 8, 8. Mit diesem Leben und Wandel im Geist will allerdings der Apostel keine Gesetzesgerechtigkeit aufrichten, sondern eine Gerechtigkeit durch den Glauben, der lebendig und in der Liebe thätig sein muß, welch letztere die Erfüllung des Gesetzes und die Summe der Gebote ist. Kein Gläubiger kann mit Recht behaupten, daß für ihn das Gesetz keine Bedeutung hat, und daß er ohne dasselbe vor Gott wandeln kann; denn wenn er auch vom Fluch des Gesetzes erlöst ist, so muß ihm doch das Gesetz ins Herz geschrieben sein. Und da der nämliche Geist, der in Christo ist, die zehn Gebote diktirt hat, so muß auch das vierte Gebot ins Herz geschrieben sein, so daß es zu seinem Recht und Erfüllung kommt, das lehren nicht menschliche Anschauungen und Satzungen der Juden, sondern der heilige Geist, durch den auch die Liebe ausgegossen wird in die Herzen, welche die Gebote hält. In Hinsicht dieser Geistesmittheilung und Befähigung im neuen Bunde muß allerdings gesagt werden, daß das specifisch jüdische Gesetz, welches durchaus nicht mit den zehn Geboten zu verwechseln ist, seit der Aufrichtung des neuen Bundes für den Christen keine Gültigkeit mehr hat; denn es ist nur der Schatten vom Gesetz des Geistes und ist abgethan; daher auch Christus den Juden gegenüber eine neue gottgefällige Auffassung des Sabbathgesetzes und der Sabbatheiligung geltend machte, denn er lehrte, wie aus dem Gesetz nichts Böses, sondern nur Gutes zu folgern sei, Mark. 3, 4, Matth. 15, 5. 6. Wenn er aber spricht: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbath," Matth. 12, 8, so widerspricht das nicht, was Matth. 5, 17. 19 geschrieben steht, sondern erklärt nur, daß er, als des Menschen Sohn, sowohl als der Vater durch seine Gebote von der Beschneidung und Tempeldienst am Sabbath, Macht habe, den Sabbath zur Ehre Gottes und zum Heil und Wohl der Menschen benutzen zu dürfen, also in seinem Dienst und Auftrag in Bezug auf das Sabbathgesetz ohne Schuld oder Sünde sei, Joh. 7, 23, Matth. 12, 5. Christus hat also das Sabbathgesetz nicht aufgelöst, sonden recht erklärt und gezeigt, wie es in vollkommener Weise erfüllt werden soll und kann.

In diesem Sinn sind auch die Aussprüche des Apostels Paulus zu verstehen. Wenn er darum Col. 2, 16 sagt: „So richte nun euch Niemand wegen Speise oder Trank, oder in Betreff von Fest oder Neumond oder Sab-

bath," so stellt er damit nicht die Sabbatheiligung als veraltetes und unbrauchbares Gesetz hin, sondern nur die jüdischen Gesetze über Speise und Trank und analog denselben die Gesetze über Feiertage, welche durch geschichtliche Ereignisse ihres Gedächtnisses wegen zu solchen erhoben wurden, aber im neuen Bunde nicht mehr beachtet werden müssen, zumal durch das Beobachten derselben sogar eine Gefahr für das Christenthum erwachsen könnte, nämlich die, daß die Beobachter den Stand der Gnade verlassen und sich unter das knechtische Joch der Satzungen wieder begeben möchten, Gal. 4, 10. 11. Die Meinung also, daß der Christ Freiheit habe, den siebenten Tag zu heiligen oder nicht zu heiligen, kann aus diesen Stellen nicht bewiesen werden, denn sie reden nur von Satzungen, welche durch das Gesetz des Geistes als unbrauchbar und hindernd verdrängt wurden, aber nicht von den zehn Geboten, die auch dem sogenannten Starken ins Herz geschrieben sein müssen. Daß sich Christus und Paulus, wie überhaupt der Christ, nicht mehr an die jüdische Art der Sabbatheiligung gebunden wissen, beweist nicht, daß es mit dem Sabbathgebot an und für sich gehalten werden kann, wie es einem beliebt, denn gerade der Glaube an Christum richtet das Gesetz auf, Röm. 3, 21. Die Geschichte der Kirche Christi beweist auch, daß von Anfang an die Sabbathheiligung zu ihrem Rechte kam, auch wenn bei den Heidenchristen der Sonntag an die Stelle des jüdischen Sabbath treten durfte. Es waren sicher nicht nur Schwache, sondern auch Starke, welche am Sabbathgesetz festhielten, die aber in ihrer christlichen Freiheit nicht an die Feier des Samstag gebunden waren, sondern den Sonntag wegen seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung zu ihrem Ruhetag nehmen konnten. Zu den Anordnungen eines Constantin (321 n. Ch.), welche in Bezug auf die Sabbathruhe getroffen wurden, gibt unstreitig das vierte Gebot seine Veranlassung und Begründung, dieweil es von jeher von den Gläubigen beobachtet wurde, und das Gebot der Liebe in sich schließt. Hielten auch manche Schwache noch am jüdischen Sabbath fest, so konnten doch die Starken ohne Gewissensskrupel den Sonntag anstatt des Samstags feiern. Irrig und dem Sinn und Geist Christi und der Apostel zuwider wäre, wenn man in der Wahl des Sonntags und seiner neutestamentlichen Heiligung ein Abweichen von der göttlichen Ordnung und ein Aufheben des vierten Gebotes sehen wollte. Wurde doch auch dieser Tag durch göttliche Werke und geschichtliche Ereignisse als der Tag des Herrn bezeichnet. Wer durch Heilighaltung des Sonntags den Sohn ehrt und seine Gebot hält, der ehrt auch damit den Vater und hält auch seine Gebote. Gott will nur, daß seine Ordnung festgehalten wird und der Mensch die Segnungen des siebenten Tages sich aneignet. Wer will aber bestreiten, daß letztere nicht durch die Feier des Sonntags gegeben und angeeignet werden können? Wer mag mit Recht behaupten, daß durch die Heiligung des Sonntags die ursprüngliche göttliche Ordnung aufgehoben ist? Auch der Sonntag folgt den sechs Werktagen und durch das Gesetz des Geistes wird das vierte Gebot noch in vollkommnerer Weise erfüllt, als durch die jüdische Gesetzlichkeit. Nur eine jüdische Anschauung der Schwachen sieht in der christlichen Freiheit der

Sonntagsheiligung ein Nichtbeachten oder Aufheben des vierten Gebotes. So gewiß aber Christus die göttliche Ordnung anerkennt und die zehn Gebote gehalten hat, so gewiß kann es auch dem ernsten Christen nicht einerlei sein, ob er am Sonntag arbeiten muß oder nicht. Noch viel weniger aber könnte er sich damit einverstanden erklären, wenn es der Gesetzgebung unseres Landes einfiele, jeden zehnten Tag für einen Feiertag zu erklären, denn die göttliche Ordnung steht ihm über menschlichen Maßregeln und das göttliche Gebot ist ihm heiliger als staatliche Einrichtungen, die dem Gesetze Gottes widersprechen. Wohin sollte es führen, wenn nicht gepredigt werden könnte, daß das Gesetz durch Christum und durch den Glauben nicht aufgehoben, und also die Sabbatheiligung geboten sei. Das Gesetz ist ja das erste und wirksamste Mittel, welches sich am Gewissen des Menschen bezeugt und ihn zur Buße und Ergreifen der Gnade führt, durch welche in erster Linie erfüllt wird, was das Gesetz fordert. Solchen Menschen gegenüber, welche gewissenlos den Sonntag mißbrauchen und andere in der Sabbathruhe und Heiligung beeinträchtigen, also weder auf dem Wege des Gesetzes, noch auf dem Wege der Gnade sich befinden, müssen die Gebote Gottes und darum auch das Sabbathgebot geltend gemacht werden, damit die allgemeine Forderung Gottes an den Menschen erkannt und die göttliche Ordnung aufgerichtet wird. Wie locker und unsicher stünde es um die Sonntagsheiligung, wenn sie nicht durch das vierte Gebot begründet wäre. Es könnte dieser Tag nicht mit Recht als der Tag des Herrn bezeichnet werden, der ihm und seinem Dienste geweiht sein soll; denn die bisherige Praxis der Sonntagsheiligung wäre nur eine menschliche Einrichtung, durch menschliche Satzungen entstanden, denen sich Niemand unterwerfen muß, der es nicht für nothwendig erachtet. Die Nothwendigkeit selbst aber, einen solchen Tag haben zu müssen, wäre nur in das Ermessen des Einzelnen gestellt. Wo aber kein Gesetz ist, da weiß man auch nichts von der Sünde. Wer könnte darum einen Menschen, der jeden Tag gleich hält und den Sabbath entheiligt, der Sünde zeihen und zur Ordnung bringen, wenn das vierte Gebot keine Geltung und daher keine zuchtmeisterliche Kraft und Bedeutung mehr hätte? Auf Grund dieser Freiheit wäre Christus in der That zum Sündendiener gemacht und der Mensch zum Herrn über den Sabbath, dessen Nothwendigkeit und wohlthätige Stiftung doch von Christo selbst als von Gott gemacht, anerkannt und festgehalten wurde, Mark. 2, 27. Als Zuchtmeister auf Christum hat auch das vierte Gebot noch immer seine Bedeutung und Aufgabe, so lange es nicht ins Herz gegeben und in die Sinne geschrieben ist, Hebr. 10, 18. Es hat deßhalb auch die Obrigkeit als Gottes Dienerin in ihrem Theile nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, das vierte Gebot geltend zu machen. Eine christliche Sonntagsgesetzgebung ist darum nicht nur zum Schutz der Schwachen und derer, die Gottes Gebote halten, sondern auch zum Trutz Gottes, der durch sie seine Ordnung aufrichten und geltend machen will. Obwohl sie mit ihren Bestimmungen die christliche Freiheit nicht beeinträchtigen darf, so hat sie doch die fleischliche Freiheit, die sich nicht an das göttliche Gesetz binden lassen will,

zu unterdrücken und die Gläubigen in der Ausübung ihres Gehorsams gegen Gott zu beschützen.

In Betreff der Art und Weise der Heiligung des Sonntags mag noch gesagt werden, daß auch heute noch, trotzdem wir nicht mehr an das jüdische Gesetz gebunden sind, von jedem Christen die Frage gelöst werden muß, was zur wahren Feier des Sonntags gehört und was sich am Tag des Herrn zu thun und zu lassen geziemt. In dieser Beziehung ist die Sonntagsfrage eine Gewissens- und Glaubensfrage; denn die Freiheit und Gebundenheit gestaltet sich nach dem Glaubensstand und nach dem Maaß der Erkenntniß der Wahrheit, nach welcher das Gewissen des Einzelnen gebildet ist. Es dürften darum wohl verschiedene Meinungen existiren, zu denen der Eine berechtigt sein könnte, während der andere sie beanstanden möchte. Die fleischliche Freiheit, welche weder die Heiligkeit des Tages, noch seinen Zweck erkennt, trifft das Wahre nicht, denn sie kann sich weder losreißen von den irdischen Werktagsgeschäften und weltlichen Zerstreuungen, noch durch andächtigen Gebrauch des Wortes Gottes in Kirche und Haus das Heil ihrer Seele schaffen. Die christliche Freiheit aber, die auf Gottes Wort gegründet ist, und durch die Zucht des Geistes regiert wird, kann weder in müßigem Ruhen von den Weltgeschäften, noch in äußerlichem Formendienst den Sonntag zubringen, sondern durch Eingehen und Ruhen in Gott, welche die volle Zeit und Kraft des Menschen in Anspruch nehmen, wie Krause (geb. 1701) singt: „Ruht nur meine Weltgeschäfte, Heute gilt's ein andres thun, Denn ich brauche alle Kräfte, In dem höchsten Gott zu ruhn; Heut' schickt kein' Arbeit sich, Als nur Gottes Werk für mich." Auf Grund dieser Anschauung, welche so recht dem Zweck des Sonntags entspricht, wird wohl manchem Christen, und zwar nicht bloß den Schwachen, sondern auch dem sogenannten Starken, der Wunsch und das Gebet des Apostels Paulus vorgehalten werden dürfen, Phil. 1, 9—11. „Und das ist mein Gebet, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf daß ihr seid lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen (in euch) zur Ehre und zum Lobe Gottes."

Vom christlichen Vorsehungsglauben.

(Eingesandt von P. E. Otto.)

(Fortsetzung.)

Eine so eben herausgegebene Schrift von Prof. Beyschlag in Halle *) giebt willkommenen Aufschluß über die verschiedenen Standpunkte, welche in der Behandlung der Frage geltend gemacht worden sind und sucht Einseitigkeiten zu ergänzen und zu berichtigen.

Wenn wir hier der Darstellung dieser Schrift folgen und damit auf volle Selbständigkeit der eignen Behandlung des Gegenstandes verzichten, so

*) „Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben" von Beyschlag. Halle a. d. Saale, bei Eugen Strien.

geschieht es in der Ueberzeugung, daß das von dort Entliehene eben viel besser gesagt und geordnet ist, als es durch versuchte Selbständigkeit erreicht werden könnte, und das hier dargebotene ist nicht dazu bestimmt, die Lectüre jener schönen Schrift zu ersetzen, sondern auf sie hinzuweisen. Dennoch erscheint es an einzelnen Stellen nöthig, die Probleme und Differenzen, die von B. mehr verhüllt als gelöst sind, schärfer hervorzuheben.

Von Seiten derer, die von der sogenannten modernen Weltanschauung beeinflußt sind und dennoch den christlichen Vorsehungsglauben festhalten wollen, können verschiedene Standpunkte eingenommen werden. Der erste ist der, den wir den agnostischen nennen möchten, als dessen Vertreter der Verfasser eines Schriftchens: „im Kampfe um die Weltanschauung" uns entgegentritt. Hier ist „der modernen Weltanschauung", dem Naturalismus vollständig Raum gegeben; alle die Zweifel und Anstöße, welche die natürliche Betrachtung der Dinge in uns erregt, bleiben dem Denken gegenüber in ihrem Rechte, das Denken weiß keinen Rath, sich der Schlangen im Busen zu erwehren, und was dem das ganze Denken gefangennehmenden Unglauben entgegengesetzt wird, ist allein der Wille des Glaubens: „Dennoch bleibe ich stets an dir." So sehr dieser Standpunkt den Eindruck des Heroischen machen mag, so ist doch ersichtlich, daß er kein überwindender Glaube ist, sondern daß er sich in sein eigenes Schwert stürzt. Als vorübergehende Stimmung ist er begreiflich und steht in Analogie mit den Stunden des Kampfes und der Umnachtung, wo die Seele im Finstern wandelt; aber als bleibende Haltung ist er unhaltbar; ein Glaube, der auf seine eigene Vernünftigkeit verzichtet, kann nicht ein Bewußtsein der Wahrheit sein.

Der andere als möglich sich darbietende Standpunkt ist der halbierende, der an die moderne Weltanschauung Concession macht und von ihr deßgleichen Concession fordert. Die von aller Naturbeobachtung bezeugte relative Selbständigkeit des Naturlebens, wonach es den ihm eigenen einwohnenden Gesetzen folgt, wird anerkannt, sie ist eben durch den Schöpfer geordnet. Es ist der Welt sowohl im Natur- als im Geschichtsbereiche ein verhältnißmäßiges Selbstleben gegönnt; in die nach ein für allemal feststehenden Gesetzen sich vollziehende Bewegung greift Gott nicht ein und ist daher für deren Vorgänge im einzelnen auch nicht verantwortlich zu machen. Dagegen hat er sich überall da, wo sein Heilsplan mit der Menschheit und mit den Einzelnen es fordert, vorbehalten, auf unmittelbare Weise durch Wunder und Gebetserhörung einzugreifen. Der richtige Grundgedanke hierbei ist der, daß der Schwerpunkt der göttlichen Vorsehung und Weltregierung allerdings in das göttliche Heilswerk fällt, durch welches ja die göttliche Bestimmung der Welt und der Menschenseele allein verwirklicht wird; allein dieser Lösungsversuch, durch welchen das Wirken Gottes auf die Welt in ein mittelbares und ein unmittelbares getheilt wird, ist doch wohl der unbefriedigendste. Das ist eine Theilung des göttlichen Weltregiments, gegen welche sowohl unsre Vernunft wie unser Glaube Verwahrung einlegen. Unsere Vernunft, denn diese fordert eine einheitliche Weltregierung, nicht ein Halb und Halb, nicht eine im Allgemeinen deistische Ansicht des Verhältnisses zwischen Gott und der Welt, in

die nur eben ein Stück christlicher Theismus und Supranaturalismus wie ein Keil hineingetrieben ist. Werden in dieser Weise die Thatsachen lebendiger christlicher Gotteserfahrung als pure Ausnahmemaßregeln des Weltregenten aufgefaßt, als Eingriffe Gottes in einen gemeinhin geschlossenen Zusammenhang, dann entsteht unvermeidlich auch der Zweifel an ihrer Thatsächlichkeit; denn der Gedanke ist unvollziehbar, daß Gott der von ihm geschaffenen Welt eine Verfassung verliehen hätte, die er, wenn er seine Majestätsrechte bewahren wollte, verletzen müßte. Aber auch unser Glaube spricht dagegen, denn so redet die Schrift nicht. Sie beschränkt die Vorsehung Gottes nicht auf eine Fürsorge für Kinder seines Reiches, sondern weiß von einer auch das Geringste umfassenden Güte.

Der dritte Standpunkt, von welchem aus die Frage behandelt werden kann, ist der dualistische, wie er den Anhängern der Ritschl'schen Theologenschule zugeschrieben wird. Derselbe sucht sich des möglichen Conflicts zwischen Glauben und moderner Weltanschauung von vornherein zu entledigen, indem er zwischen Erkennen des Glaubens und natürlichem Erkennen eine Scheidelinie zieht. Wie's in der Welt aussieht und zugeht, nach welchen Gesetzen ihre Bewegungen regiert werden, darüber Aussagen zu machen ist Sache der natürlichen Erkenntniß; Naturwissenschaft, Geschichte, Philosophie mögen dem Menschen helfen, seine Weltanschauung sich zu bilden; der Glaube hat kein Interesse, da mit hineinzureden, die Glaubenserkenntniß hat keine andere Aufgabe als die, den Inhalt des Glaubens zu entfalten und der ist: „So wir gerecht worden sind durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum." Die Thatsache unserer Rechtfertigung vor Gott ist unser einziges Wissen im Glauben; es ist also ein inneres Wissen von einer durch keine Vernunft beweisbaren, sondern nur durch Erfahrung erlebbaren Wahrheit von dem beseligenden Eindrucke, den die Liebe Gottes in Christo auf ein heilbedürftiges Herz macht. Dagegen soll aus dem Glauben alles Metaphysische ausgeschieden werden, er hat ganz und gar nichts mit den Schlußfolgerungen der Vernunft, nichts mit Hypothesen und Postulaten der Speculation zu thun, er hat bei der Wissenschaft keine Anleihe zu machen, ist von ihren Schwankungen unabhängig und hat von ihren Widersprüchen keine Gefahr zu befürchten. So gewiß Gott dem Glauben ist, so verborgen ist er dem Erkennen. Sonach ist der Vorsehungsglaube nur die Gewißheit des Rechtfertigungsglaubens von sich selbst, daß in allen Lagen der Friede mit Gott bewahrt werden könne; über eine objective Beschaffenheit der Welt und ihrer Leitung ist damit nichts ausgesagt.

Offenbar enthält diese Aussage ein Zuwenig und entspricht nicht völlig den Voraussetzungen und Forderungen des christlichen Glaubens. Es ist ja schön, daß der Glaube von den Unsicherheiten des Erkennens unabhängig gestellt werden soll, schön, daß als das einzige in vollkommenem Sinne werthvolle Gut die Heilsgemeinschaft mit Gott hochgestellt wird, aber der christliche Glaube verhält sich doch zu den Resultaten des Erkennens nicht so völlig neutral, daß es ihm gleichgültig wäre, wie werthvoll oder unwerth dasselbe

den Weltzusammenhang finde. Daß in dieser Welt, sowie sie ist, der Friede mit Gott durch den Glauben bewahrt werden kann, daß keine Weltlage im Stande ist, denselben unmöglich zu machen, ist ja immerhin eine gewisse Güte derselben, aber es ist doch damit zu wenig ausgesagt und eigentlich nur das negative Urtheil damit ausgesprochen, daß die Welt nicht so ganz miserabel sei, um den Bestand des Glaubens unmöglich zu machen. Der christliche Glaube schließt aber allerdings in seinem Urtheile über die Weltordnung ein Mehr ein, nicht blos ein achselzuckendes non liquet, sondern ein positives Vertrauen, daß dieselbe in denselben guten Händen ruhe, die sich in der Veranstaltung der Erlösung kundgegeben. Darum scheint der Vorwurf, den B. dem genannten theologischen Standpunkte macht, nicht unverdient zu sein: „Der Christ unserer Tage, welcher an dem allgemeinen Geistesleben der Zeit Theil nimmt, will von seinem Gottesgelehrten gezeigt bekommen, wie mit der herzlosen Naturnothwendigkeit, deren überwältigenden Eindrücken er im Weltverlaufe sich nicht entziehen kann, dennoch eine väterliche Leitung dieses Weltverlaufes sich zusammendenken lasse. Dies zu leisten ist der in Rede stehende theologische Standpunkt sozusagen grundsätzlich verhindert, und so giebt es vielleicht keinen Punkt, auf welchem die Unzulänglichkeit desselben so handgreiflich wäre wie eben an diesem."

Selbstverständlich bestreitet B. nicht, daß die von ihm kritisirten Vorredner in ihren Darlegungen mit den Aussagen der heiligen Schrift sich in Uebereinstimmung zu befinden glauben, aber dennoch wirft er ihnen vor, daß sie an dem Worte des Herrn, Matth. 10, 29. 30, mehr oder minder oberflächlich vorbeigegangen seien, während dasselbe geradezu als die Grundstelle für alle Darlegung des christlichen Vorsehungsglaubens gelten müsse. In diesem Worte des Herrn von dem vom Dache fallenden Sperlinge ist aufs Unzweideutigste von einer sich auf die geringsten Naturereignisse erstreckenden göttlichen Vorsehung die Rede wie zugleich von einer dem höchsten Endzweck der göttlichen Liebe entsprechenden Mannigfaltigkeit des göttlichen Verhaltens gegenüber den Geschöpfen, von einer höchsten Werthschätzung der Gotteskinder. Allerdings ist mit dem Ausspruche keine lehrhafte Erörterung verbunden, wie sich diese selige Gewißheit, welche die Gotteskinder haben dürfen, vereinigen lasse mit den harten Thatsachen der Erfahrung, daß so manches Vöglein verhungert oder von muthwilliger Bubenhand erschossen vom Dache fällt, und daß den Gotteskindern Leiden und unverdiente Verfolgung und Schmach bevorsteht; aber es giebt ja urkundliche Ausleger des Herrn, die seine Gedanken verarbeitet und auf die mannigfachen Räthsel des Lebens angewendet haben, und namentlich hat Paulus die Fragen der göttlichen Vorsehung und Weltregierung zum Gegenstande seines sinnenden Nachdenkens gemacht und durch angedeutete Grundlinien einer christlichen Weltanschauung beleuchtet, so daß wir auch für unsere Erkenntniß nicht rathlos gelassen sind, sondern an seinen Gedankenblitzen Leuchten besitzen, die unseren der heutigen Zeitbildung und Lage entsprechenden Gedankengängen zur sichern Führung zu dienen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lehrerverein und die Synode.

(Eingesandt von P. P. Göbel.)

Das ist nicht gleichbedeutend mit: „Der Lehrerverein und die Pastoren", wie in No. 2 und 3 des Friedensboten; denn offenbar sind die Pastoren noch lange nicht die Synode, sondern sie sind ihre geistlichen Diener. Wenn Schreiber nun auch in diesen Zeilen die Schulsache fördern helfen will, so meint er das am besten thun zu können, wenn er dabei die Sache, die in seiner Aufschrift angedeutet ist, so erfaßt, wie sie thatsächlich vorliegt, nämlich das Verhältniß beider Körperschaften zu einander. Dabei hält er's für's Beste, sich bei Behandlung dieses gegenseitigen Verhältnisses an thatsächlich Schwarz auf Weiß greifbar Vorliegendes zu halten, nämlich an die officiellen Kundgebungen des Lehrervereins und der Synode, wie sie in ihren Protokollen und Conferenzberichten zu finden sind. Es soll hiebei zunächst an den letztjährigen Protokollauszug des Lehrervereins (siehe Friedensbote No. 14, '88) angeknüpft und derselbe beleuchtet werden. Aus demselben geht auf's klarste hervor, daß das gegenseitige Verhältniß beider Körperschaften zur Zeit noch ein unfertiges, ein noch in Entwicklung begriffenes ist. Doch hofft der Lehrerverein, auf der bereits gewonnenen Basis werde mit der Zeit diese Entwicklung ihren Abschluß finden. Letzteren erblickt er in seiner nahe oder fern bevorstehenden organischen Eingliederung in den Organismus der Synode. Es ergiebt sich nun hieraus für uns die Doppelfrage:

Ist eine organische Eingliederung des Lehrervereins in die Synode überhaupt sachlich möglich? und wenn so: würde das dabei zustande kommende Verhältniß der synodalen Schulsache dasjenige Maß des Erfolges oder Segens verheißen, dessen sie zu einer gedeihlichen Entwicklung bedarf?

Also: ist eine organische Eingliederung des Lehrervereins in den Verband der Synode überhaupt möglich? Der erwähnte Conferenzbericht des Lehrervereins antwortet hierauf (wie sein vorjähriger Vorgänger) frischweg: Warum denn nicht? oder wörtlich: „Wir glauben, daß diese Verbindung nicht nur möglich und durchführbar, sondern auch schon zum Theil durchgeführt," — doch fährt er beschränkend fort: „wenigstens angebahnt ist durch die bindenden Beschlüsse, welche die ehrw. Generalsynode in Betreff derselben gefaßt hat 2c." Hiernach, und weil der Lehrerverein mit der Synode an denselben Werken arbeitet, dieselben Ziele erstrebt und zur Erreichung derselben sich derselben Mittel bedient," soll also die organische Eingliederung des Lehrervereins in die Synode „schon zum Theil durchgeführt, wenigstens angebahnt sein." Es wäre also die Frage: ist die genannte organische Eingliederung des Lehrervereins in den Verband der Synode überhaupt sachlich möglich? hiermit so gut wie erledigt. Doch wie zum Ueberfluß wird weiter argumentirend angeführt: „Haben denn nicht die Lehrer in Deutschland auch ihre Lehrervereine und Lehrerversammlungen?

Giebt es denn nicht gerade hier zu Lande in Hülle und Fülle Sonntagsschullehrer, Jünglings-, Jungfrauen-(?), evangelische u. s. w. Vereine?" ....

Es ist nun hierbei zu bemerken, daß vorstehende Citate Antwort geben sollen auf die im Bericht weiter oben gestellte Frage des Delegaten der Synode, die wörtlich also lautete: „Wie denkt sich der deutsch-evangelische Lehrerverein von Nord-Amerika die in seinem letztjährigen Conferenzbericht erwähnte, ihm vorschwebende organische Eingliederung seines Körpers in die evangelische Synode von Nord-Amerika?"

Offenbar wollte der Fragesteller der im Vorjahre erwähnten und erhofften Sache einer organischen Eingliederung des Lehrervereins in die Synode einen Dienst erzeigen, sie wenn möglich (?) zur Reife zu bringen. Auch dachte er, der ehrw. Lehrerverein hat im Laufe des Jahres Zeit gehabt, sich selbst über die Art und Weise seiner organischen Eingliederung, wenigstens über die einzelnen Grundlinien, die dabei maßgebend sein sollten, klar zu werden und würde dieser auf eine runde Frage auch eine wenigstens klare und bestimmte, wenn auch nicht ganz runde, in „einem oder zwei Worten" enthaltene Antwort zu geben im Stande sein. Aber er hatte sich geirrt, denn nach Anhörung vorstehender Antwort mußte er zu seinem Bedauern bekennen, er könne nicht einsehen, wie dieselbe über die Art und Weise der in Frage stehenden organischen Eingliederung des Lehrervereins in die Synode irgend welchen Aufschluß gebe, und mußte er gestehen, nach seinem Dafürhalten sei die gegebene Antwort „keine Antwort auf die gestellte Frage", wie auch der Schlußsatz derselben eingesteht. Derselbe lautet: „Wie sich die organische Eingliederung unseres Lehrer-Vereins in Zukunft gestalten wird, können wir nicht im Voraus sagen.

Doch zurück zur Sache selbst, also zunächst zum sachlichen Inhalt der obigen Erwiederung. Dieselbe argumentirt im Anschluß an seine (des Lehrervereins) Behauptung: daß seine im Vorjahre erhoffte organische Eingliederung in den Verband der Synode „schon zum Theil durchgeführt, wenigstens angebahnt ist:" er arbeite „mit der Synode an demselben Werk" — d. h. wohl: am Aufbau des Reiches Gottes unter den deutschen Evangelischen in Nord-Amerika; er erstrebe „dieselben Ziele", — darunter denkt er sich wohl: die Hebung des geistigen und religiösen Bildungsstandes jener deutschen Evangelischen; er bediene sich zur Erreichung dieser Ziele auch derselben Mittel, — das meint wohl: er hält Conferenzen, er pflegt und hebt die evangelische Lehrthätigkeit, er arbeitet für die theol. Zeitschrift u. s. w. Hiervon soll nichts in Zweifel gezogen werden. Und auch das sei noch zugegeben, daß jeder der erwähnten christlichen Vereine in seiner Weise an unsrem synodalen Werke mithilft; sogar unsere Frauen- und Jungfrauenvereine sollen nicht davon ausgeschlossen sein. Gleichwohl kann kein einziger von all diesen Vereinen je in unsere Synode, noch in irgend eine andere Synode organisch eingegliedert werden, so etwa, daß er nach Verhältniß seiner Gliederzahl in der Generalsynode sich dürfte vertreten lassen, mit zu rathen und mit zu beschließen. Warum denn nicht? höre ich fragen. Antwort: weil jeder Verein eben

nur ein Verein, dagegen nie in eigentlichem Sinne ein kirchlicher Körper sein kann. Natur und Zweck eines Vereins sind stets und immer, sogar auch dann, wenn er auf kirchlichem Grund und Boden steht, wie das beim Lehrerverein der Fall ist, rein fachlicher Beschaffenheit, wogegen Natur und Werk der Kirche, oder Kirchengemeinschaft, oder Synode niefachlicher, sondern stets und immer von allgemeiner Beschaffenheit sind. Ein Verein arbeitet stets für sein erwähltes Fach, entweder für Bibelverbreitung als Bibelverein, oder für Heidenmission als Heidenmissionsgesellschaft, oder für evangelische Schulerziehung als Lehrerverein u. s. w. und ist deshalb seine Arbeit stets Facharbeit, selbst dann, wenn er rein kirchliche Ziele verfolgt. Dem entspricht auch Statut 2 des Lehrervereins. „Gegenseitige Förderung seiner Glieder in den Kenntnissen und Fertigkeiten, welche zur rechten Führung des deutschen evangelischen Schulamtes erforderlich sind“ ist da als Hauptzweck angegeben und dem entsprechend: „Hebung der Gemeindeschulen innerhalb der evangelischen Synode von Nord-Amerika u. s. w.“ Das ist gewiß ein sehr gutes und schönes, aber nur ein fachliches Werk, denn es fehlt demselben die Katholicität, die der Natur und dem Werke der Kirche und allen kirchlichen Organismen eigenthümlich ist. Um dieses wesentlichen Unterschiedes willen in der ganzen Anlage und Art eines christlichen Vereins einerseits und eines Kirchenkörpers andrerseits ist von einer organischen Eingliederung des ev. Lehrervereins in den Verband der Synode auf immer abzusehen.

Es ist auch bisher seitens der Generalsynode so oft und so eingehend sie auch je und je mit dem Lehrerverein über das seit Jahren bestehende gegenseitige freundschaftliche Verhältniß berieth, doch nie von einer organischen Eingliederung desselben in ihren Verband ernstlich die Rede gewesen, sondern immer nur von einer „näheren Verbindung, die für beide Theile als ersprießlich“ bezeichnet wurde, und allerdings auf die Dauer berechnet ist unter gewissen „Bedingungen und Regeln.“ Daß die hierbei seitens der Synode dem Lehrerverein gemachten Zugeständnisse sehr weitgehend sind, wird man bei nüchterner Erwägung kaum leugnen können. Es sind da dem Lehrerverein Rechte eingeräumt, die ihrer Natur nach nur der Synode zukommen, z. B. die Besetzungen von Gemeindeschulen: es wäre denn, daß Gemeindeschulen nicht wesentlich synodale oder kirchliche, sondern eben auch nur vereinliche und private Institute sind; ferner die Aussendung der Lehrerzöglinge des Proseminars: es wäre denn, daß diese jungen Männer Zöglinge des Lehrervereins und nicht vielmehr Zöglinge der Synode sind und daß das ihnen zu übertragende Amt ein Amt (Dienst) des Vereins und nicht vielmehr ein Amt der Kirche ist. Es liegt hier unstreitig, wie P. Schaer in Nr. 2 des Friedensboten richtig betont, ein unnatürliches Zuviel vor, dessen schädliche Rückwirkung auf die Synode schon jetzt empfunden wird und — lenkt die Synode nicht ein — in Zukunft noch schwerer empfunden werden wird. Es hat sich nämlich allmählich bei Pastoren und Gemeinden

der Wahn festgesetzt, als sei die evangelische Schulerziehung vorwiegend Sache des Lehrervereins und dürfe die Synode nur geduldig zuwarten, wie und mit welchem Erfolg er das ihm verpachtete Feld bebaue. Als Beleg hiervon erwähne ich nur die Thatsache, daß fast sämmtliche Berichte unserer Distriktspräsides der Schulerziehung in den ihnen unterstellten Gemeinden seit Jahren mit keiner Sylbe gedachten und selbst auch die bestehenden Schulcomiteen sich durch dieses unnatürliche „Zuviel" in ihrer Wirksamkeit bewußt oder unbewußt gehemmt sehen mußten. Kein Wunder, daß die Herzen unserer Pastoren und Gemeindedelegaten bei unsern Jahresconferenzen für die Arbeit auf dem Schulfelde keine Impulse erhielten, noch von ihren Conferenzen mit heimbringen und in ihre Gemeinden hineintragen konnten. Und kein Wunder, daß begabte Jünglinge sich nur selten willig fanden, ins evangelische Schulamt einzutreten, da dasselbe durch gar unnatürliche Vernachlässigung so tief herabgesetzt wurde, daß es seines kirchlichen Charakters fast gänzlich entkleidet ist. — Aus Vorstehendem ergiebt sich also, daß wenn es je in der Synode zu einer „künstlich gemachten" organischen Eingliederung des Lehrervereins kommen sollte, letztere einer gedeihlichen Entwickelung der Schulsache nicht förderlich sein würde. Es würde das Schulamt in den Augen unserer Pastoren und Gemeinden vollständig auf die Stufe eines Privatdienstes herabsinken zum Schaden der evangelisch-kirchlichen Schulerziehung unsrer Kinder.

Freunde evangelischer Schulerziehung und Freunde der Synode! Wir sollten es wissen von unserer Mutterkirche her, und wenn wir's vergessen haben, so müssen wir's wieder lernen, daß das evangelische Schulamt ein kirchliches Amt ist, in seiner Art ebensowohl kirchlich geadelt wie das evangelische Predigtamt. Sagen wir das unsern Gemeinden; predigen wir's ihnen von unsern Kanzeln als ein Wort der Wahrheit vom heil. Geiste, Eph. 4, 11 eingegeben. Fahren wir damit unermüdlich fort, bis daß jede Gemeinde, die einen evangel. Lehrer hat, von ihm fordert, daß er ihren Pastor und Delegaten zur jährlichen Distriktsconferenz als Rathgeber in allen Fragen der Schulerziehung zu begleiten hat und also sein Schulreich in unsern Synodalversammlungen vertreten und dessen besondere Bedürfnisse zur Geltung bringe. Solche Conferenzbesuche unserer Gemeindelehrer dürften dann gar segensreich auf ihre Schulen zurückwirken, wenn nach ihrer jedesmaligen Rückkehr in dieselben Herz und Mund von dem Werk der Synode unter Christen und Heiden u. s. w. im Kreise der lieben Schuljugend überströmte. Daneben dürfte er nach wie vor ein thätiges Glied seines Lehrervereins bleiben und dessen Facharbeiten mit demselben Eifer und derselben Liebe treiben helfen, wie er Antheil nimmt an dem Werke seiner Kirche. Und je mehr er letzteres erstrebte, desto mehr würde er für erstere geschickt werden, sintemal Vereinsarbeit und synodale Arbeit sich gegenseitig nur fördern können, vorausgesetzt, daß jede in ihren natürlichen Grenzen bleibt.

Die Schule, ihre Aufgabe und Ziel.

(Eingesandt von J. D. Schönrich.)

Die Schule ist der schönste Garten, den Gott den Eltern anvertraut;
Die Blumen, die die Lehrer warten, sind für die Ewigkeit gebaut.

Römer 12, 4, 5: Gleicher Weise, wie wir in einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerlei Geschäft haben, also sind wir Viele ein Leib in Christo, aber unter einander ist einer des andern Glied. Alle Gebeine und Blutstropfen unseres Körpers stehen in täglicher Liebe und Hülfreichung gegen einander; in demselben Verhältniß stehen Schule und Kirche zu einander. Ein Licht leuchtet Andern und verzehrt dabei sich selbst, so ist es das Amt und die Pflicht des Lehrers, Andern zu nützen und sich selbst abzunützen als die Knechte Gottes (Ebr. 1, 14), und als die Diener und Haushalter Christi (1. Cor. 4, 1) um Viele zu gewinnen (1. Cor. 9, 19). Wer da weiß Gutes zu thun und thuts nicht, dem ists Sünde, Jac. 4, 17.

Die Schule, wie die Kinderstube, ist ein Gottestempel, eine Pflanzschule des Gottesreichs. Die Schule hat das Recht und die Pflicht, für sittlich-religiöse Erziehung und intellektuelle Ausbildung zu sorgen; sie hat das allein berechtigte Ziel christlich-humaner Erziehung und Bildung, Erziehung zur christlich-sittlichen Persönlichkeit und Tüchtigmachung zum Reiche Gottes, mit einem Wort: das gottmenschliche Bildungsideal des Christenthums klar- und festzustellen. Zur Erfüllung jener Pflicht und zur Erreichung dieses Zieles muß gesorgt werden: für Wege und Mittel und zwar für geistig und sittlich tüchtige Lehrer und Erzieher, für Beschaffung zweckmäßiger Erziehungs- und Bildungsmittel, für Errichtung und Verbesserung zahlreicher Erziehungs-Anstalten (Gemeinde-Schulen).

Die Person, der Mensch, die einzelne Seele muß Ziel und Zweck aller Arbeit sein. Die Schule ist nichts für sich neben dem Einzelnen, sondern Dienerin der Kirche, damit allen geholfen und zur Erkenntniß der Wahrheit, zum Frieden mit Gott, zur Theilnahme am Reiche Gottes kommen sollen. Jeder Mensch als Mensch bedarf der göttlichen Gnade um der Allgemeinheit der menschlichen Sünden willen; jeder für seine Person hat aber auch freien Zutritt zu dieser Gnade, den ihm die Kirche nicht sperren kann, weil alle nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, weil Christus für alle gestorben ist, weil das Wort Gottes allen Gnade anbietet unter der einzigen Bedingung des Glaubens; und da das Organ und die Bedingung für die Erlangung der Gnade und für die Wirksamkeit der Gnadenmittel eben der Glaube ist, so hat also jeder Mensch auch ein Recht darauf, im Glauben unterwiesen, zum christlichen Glauben und Leben erzogen und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, sich selbst für seine Person aus dem Worte Gottes zu erbauen, und so das zu werden, was jeder Mensch nach Gottes Willen werden soll, ein Christ, ein Kind Gottes, ein Bürger des Reiches Gottes, ein Erbe des Lebens. Ist nun zur Erreichung

dieses Zieles gut gesorgt für geistig und sittlich tüchtige Gemeindelehrer und Erzieher unserer unmündigen und hilfsbedürftigen Kinder, so finden sich auch Mittel und Wege, dieselben tüchtig zu machen und heranzubilden für Kirche, Staat und Familie. Aber auch andern gilt die Pflicht christlicher Erziehung. Schon die Natur treibt zur Erziehung, wie ja der Heiden Exempel zeigt; weit mehr aber treibt dazu Gottes Gebot, Gottes Verheißung und die scharfe Verantwortung, die von den Eltern wird gefordert werden. Keine Sünde ist so groß, als Vernachlässigung der Kinder und nirgend ist Himmel oder Hölle leichter zu verdienen als an den Kindern. Und da ist übermäßige Strenge ebenso zu meiden wie falsche Weichheit und Verzärtelung. Ungebrannte Asche aber ist anzuwenden, wenn auch nicht in dem Maße wie es die Bibel vorschreibt: „den Rücken zu bläuen." Die rechte Erziehung aber ist die, wo die Eltern Eltern sind, nicht blos nach dem Fleisch, sondern in dem Herrn, und daher ihre Kinder erziehen um Gotteswillen, um des Gewissens willen, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Die Schule aber muß berufshalber die häusliche Erziehung unterstützen, ergänzen und fortführen, sowie die Kinder zu vernünftigen Menschen machen, um sie später dem Staat und der Kirche zu übergeben. Darum ist es unsere heilige Pflicht, gute Schulen aufzurichten und zu erhalten. Leider schwindet und stirbt das Interesse für unsere Schulen im Osten, wo die Schulen theils schon versunken und vergessen sind, und von denen man singen möchte: „Diese Burgen stolz und kühn sind zerfallen — Wolken ziehen darüber hin."

Unsere christlichen Gemeinden müssen aber die Fürsorge für Erziehung und Bildung der Jugend übernehmen um Fundament für Staat und Kirche zu legen. Die Schule ist in erster Linie ein kirchliches Institut, und es ist die Aufgabe der Kirche, der Erziehung und Unterweisung der Jugend in jeder Weise sich anzunehmen; durch ermahnendes Wort an die Eltern, durch gewissenhafte Pflege des Religionsunterrichts u. s. w., Schulen zu gründen und zu unterhalten und dieselben zu betrachten als einen integrirenden Bestandtheil der Kirche. Die Schule ist gemeinsames Hülfsorgan für Familie, Staat und Kirche, sie hat die Pflicht, allen drei Gemeinschaften zu dienen. Die Schulen sind die rechten von Gott verordneten Mittel; in ihnen müssen zur rechten Haushaltung rechtschaffene, weise, gelehrte, geschickte und gottesfürchtige Männer wirken und müssen versuchen, alle, so Christen sein wollen, zur gemeinsamen Mitarbeit an der gemeinsamen Aufgabe der Jugenderziehung und Bildung mit heranzuziehen. Der Zögling soll zum Menschen, zum Bürger und zum Christen erzogen und gebildet werden, er soll werden ein brauchbares Glied der drei von Gott geordneten Stände: Familie, Kirche und Staat.

Diese drei Erziehungsziele haben ihre ideale Einheit in der Idee des Reiches Gottes, sowie ihre reale Einheit in dem zu erziehenden menschlichen Individuum. Das höchste Erziehungsziel und Bildungsideal ist: Erziehung zum Christenmenschen, zur christlich-sittlichen Persönlichkeit,

oder objektiv ausgedrückt: Erziehung für den Dienst Gottes und für das Reich Gottes. Der Mensch soll erzogen werden zur wahren Divinität, zur Gotteskindschaft und zur wahren Menschlichkeit, zum Leben in der Gemeinschaft Gottes durch Christum, ebendamit aber auch zum gottgefälligen und menschenwürdigen Leben in dieser Welt und in dem gottgeordneten Lebensberuf. Der in Christi Tod und Auferstehung getaufte Mensch ist dadurch dem Lebensgebiet Christi einverleibt, und so kann es ja für ihn kein höheres Ziel geben, als daß er ein Gottesmensch werde durch Christum, ein Glied und Erbe des alle anderen geistig und sittlichen und ewigen Güter in sich schließenden höchsten Gemeinwesens, des Gottesreichs, ein Diener Gottes in Christo und darum auch in Christo ein Herr aller Dinge. Um der Kirche willen müssen christliche Schulen unterhalten werden, denn Gott erhält die Kirche durch die Schulen. Junge Schüler sind der Kirche Quell und Samen. Schulen sind Brünnlein und Quellen der Stadt Gottes. Daneben aber sollen weltliche Berufsarten und Bildungsziele nicht verachtet oder übersehen werden. Geistlichen Standes sind nach evangelischer Lehre alle Christen, vermöge der einen Taufe, des einen Glaubens, des einen Evangeliums. Es ist die Pflicht Aller, die Kinder des Herrn zuzurüsten, daß Gott sie andern zu Nutz brauchen könne in jeglichem Lebensberuf. Zum weltlichen Regiment bedarf man auch geschickter und gottesfürchtiger, wohlerzogener und gründlich gebildeter Leute. So stehen geistliche und weltliche Berufsbildung gleichberechtigt neben einander da als Bildungs- und Schulzweck. Ist es doch auch bei den Heiden schon für nöthig angesehen, christliche Schulen einzurichten. Umsomehr sollten christliche Eltern ihre Kinder in christliche Schulen schicken um der Ehre Gottes und um des Nutzens der ganzen Gemeinde willen, der ein züchtig wohlaufgezogenes Kind mit der Zeit dienstlich sein möchte. Die Jugend ist der höchste Schatz einer Bürgerschaft, die besten zukünftigen Mauern einer Stadt. Nicht bloß gute Lehrmeister sollen aus den Kindern werden, sondern auch gute Rechtsverständige, gute Aerzte und Bürger, gottesfürchtige, tüchtige, ehrliche, redliche, gehorsame, freundliche, gelehrte, friedsame, nicht wilde, sondern fröhliche Bürger.

Wenn wir es nun als eine Missionspflicht erachten, den armen bejammernswerthen Heiden — denn groß ist ihre Noth — mit großen klingenden Summen zu helfen, wie kann es da möglich sein, angesichts einiger erforderlicher Scherflein, unsern Kindern die Schule zu entreißen oder vorzuenthalten?

Den Heiden opfern wir Leben und Gut immer und immer wieder. Für die Unsrigen ist die Opferwilligkeit oft sehr gering. 1. Cor. 2, 14. So aber Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet, und ist ärger als ein Heide! 1 Tim. 5. Dies sollst du thun und jenes nicht lassen, mein Christ. Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme! —

Beiderlei Erziehungsziele aber, jenes absolute der Tüchtigmachung jedes

Christenmenschen für seinen himmlischen Beruf, wie dieses relative der Vorbildung für die verschiedenen irdischen Berufsarten in Kirche, Staat und Gesellschaft sind wieder darin eins, daß sie als Bedingung ihrer Verwirklichung ein Dreifaches erfordern: nämlich 1. religiöse, 2. sittliche und 3. intellectuelle Bildung und Erziehung, oder daß die Jugend in der Furcht Gottes mit rechter Lehre und guter Zucht wohl unterrichtet und gut erzogen werde. Der Anfang zu aller Weisheit, und somit auch der pädagogischen, ist nach der einstimmigen Anschauung aller Reformatoren und evangelischer Schulmänner die religiöse Erziehung und Unterweisung, die Erziehung zur Furcht Gottes und zur Liebe Christi, die Unterweisung im Wort Gottes, im christlichen Glauben und christlicher Glaubenserkenntniß. Religion ist ihnen die Seele der christlichen Familie, aber auch die Seele der Schule und alles Unterrichts. Sie kennen keine Erziehung und Bildung ohne Christenthum; sie kennen aber auch keinen „sogenannten christlichen Religionsunterricht" ohne Erziehung zur Gottseligkeit und ebensowenig freilich eine Erziehung zur Gottseligkeit ohne christliche Unterweisung. Erst soll man die Kinder lehren, den Herrn Christum zu erkennen und stets im Gedächtniß haben, wie er für uns gelitten, was er gethan und was er verheißen hat. Man lehre sie vor allem den Anfang eines christlichen und gottseligen Lebens, Furcht und Liebe Gottes, man lehre sie, was sie nicht wissen von Gott und strafe sie, wenn sie das nicht halten wollen; lehre sie erkennen Gottes Wohlthaten und Verheißungen, daraus sie Gott lieben lernen, und Gottes Strafen und Drohungen, daraus sie Gott lernen fürchten; man halte sie an zum Gebet, und Beten ist ja der Christen recht eigentliches und vornehmstes Werk. Die Kinder dem Herrn zuzurichten ist die höchste pädagogische Aufgabe, die Verherrlichung Gottes höchster Schulzweck.

Anschauungsunterricht.

(Eingesandt von B. Fündeling.)

(Schluß.)

Dinge, welche eine bedeutende Ausdehnung nach dem Himmel zu haben, die sich bedeutender über die Erde erheben als andere, nennt man hoch. So erhebt sich der Tisch höher über den Fußboden als die Bank. Was kannst du mithin noch weiter vom Tische sagen? Der Tisch ist hoch. Nennt Dinge, die hoch sind! Das Gegentheil von hoch ist niedrig. Das Niedrige erhebt sich nicht sehr über den Boden. Nennt Dinge, die niedrig sind! Sätze! Was sagst du, A. von einem Manne, wie er sei, der eine schwere Last tragen kann? — Das Pferd ist stark, denn ...... Auf den Tisch könnt ihr Alle eure Bücher legen, Viele können sich darauf setzen, und er würde nicht zusammenbrechen. Wie ist also der Tisch? Der Tisch ist stark. Nennt noch andere Dinge, welche stark sind!

Welche Farbe hat dieser Tisch? — Ist er roth oder braun oder gelb? — Diese Farbe hatten die Bretter nicht. Der Tisch ist angestrichen. Sagt das! Wie ist euer Tisch angestrichen? — Wie der eurige? — Sätze: Der Tisch ist

gelb angestrichen. Der Tisch ist roth angestrichen. Der Tisch ist braun angestrichen. Wir haben jetzt sechs Sätze gehabt, die angeben, wie der Tisch ist. Wer weiß sie noch? Wiederholung!

Klasse III. spricht: Der Tisch ist viereckig. Der Tisch ist lang, — breit, — hoch, — stark, — gelb. Aus diesen Sätzen kann man einen Satz machen; das Gesagte kann man in einem Satze ausdrücken. Dabei nennt man das Wort Tisch nur einmal. Wer kann das? — Der Tisch ist viereckig, lang, breit, hoch, stark, gelb. Er ist viereckig, lang u. s. w.

Klasse III. Ist der Tisch zugleich roth und gelb und braun angestrichen, oder hat er gewöhnlich nur eine Farbe? — Daher setzt man zwischen die Wörter gelb, roth, braun das Wörtchen „oder". Armin, thue das und setze vor gelb zugleich das Wörtchen und.

Der Tisch ist viereckig, lang, breit, hoch, stark und gelb oder roth oder braun angestrichen.

Setzet statt „oder" die Wörtchen „bald", — „zuweilen" —.

Arthur, setze statt des Wortes „Tisch" das Wörtchen „Er"!

Er ist viereckig u. s. w.

Wenn ich für ein Dingwort ein anderes Wort setze, so nenne ich dieses Wort ein Fürwort. Welches Wort haben wir hier für das Dingwort gesetzt? — „Er." — Wie nenne ich dieses Wort? — Weßhalb nenne ich dieses Wort ein Fürwort? —

3. Welches sind die Theile des Tisches? Anschauen und Benennen der Theile des Tisches. Der Tisch besteht nicht aus einem Stück Holz, sondern er hat mehrere Theile. (Auf die Platte zeigend!) Wie nennt man diesen Theil? — Sage, daß die Platte ein Theil des Tisches ist! Die Platte ist ein Theil des Tisches. Nennt noch andere Theile des Tisches! Die Füße sind Theile des Tisches. Warum Füße? Welchen Theil eines Dinges bezeichnet man mit dem Worte Fuß?"

Wie heißt dieser (auf die Schublade zeigend) Teil? — Die Schublade ist ein Theil des Tisches. Wie heißt ihr gewöhnlich die Schublade? — Tischkasten. Wozu dient die Schublade? — Warum Schublade? — Was heißt schieben? — Warum sagt man also Schub-Lade? Nennt andere Wörter, in denen das Wort „Lade" vorkommt! Fensterlade, Kinnlade u. s. w.

Dieser Theil heißt die Zarge (der Rand, die Umgebung). Die Zarge ist ein Theil des Tisches. Die Zarge des Siebes, des Stuhles u. s. w.

Welches sind also die Theile eines Tisches? Nenne sie in der Ordnung, in der sie am Tische vorkommen und fange bei der Platte an!

Der Tisch hat eine Platte, — Zarge, — Schublade, — vier Füße.

Sage das in einem Satze und beginne also:

a. Der Tisch hat —.
b Er hat —.
c. Die Theile des Tisches sind: die Platte, die Zarge, die Schublade und die vier Füße.
d. Der Tisch besteht aus —.

e An dem Tisch unterscheidet man —.

4. **Wer macht den Tisch?** Das magst du, Hans, mir sagen. Der Schreiner macht den Tisch. Warum Schreiner? — Schrein — Schrank. Warum Tischler? — Wenn der Schreiner einen Tisch gemacht hat, dann sagt er: Der Tisch ist fertig. Man drückt sich daher auch so aus: Der Schreiner verfertigt den Tisch. Sagt das! — Aber woraus macht der Schreiner den Tisch? Der Schreiner macht (verfertigt) den Tisch aus Holz. Der Tisch wird vom Schreiner aus Holz gemacht.

5. **Wozu dient der Tisch?** Was kann man an dem Tische thun? An dem Tische kann man essen.

„Trink und iß, Gott nicht vergiß!"

Ein Tischgebetlein heißt:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheeret hast."

An dem Tische kann man schreiben. An dem Tische — nähen — bügeln u. s. w. Diese Sätze fassen wir in einem Satz zusammen, so:

Man ißt, schreibt, näht und verrichtet sonst noch allerlei Geschäfte daran. Wiederholung!

6 Arten der Tische. Nicht allein in der Schulstube hat man einen Tisch, sondern auch in andern Räumen. Wozu? — Der Tisch in der Kirche heißt Altar. Wie? — Was geschieht daran? Lange Tische, wie man sie in den Gasthäusern sieht, nennt man Tafeln. Was ist ein Schreibtisch? — ein Nähtisch? — ein Küchentisch? — ein Eßtisch? — ein Schultisch? —

Wenn vornehme Herren speisen, so sagt man: Sie sitzen bei Tafel. Tafelgesang? — Tafelmusik? —

Der Arme hat dies freilich nicht so; aber wenn er gesund und zufrieden ist mit dem, was er hat, so fühlt er sich glücklich. Wir müssen die Speisen nur mit Danksagung genießen und genügsam sein.

Die Welt ist ein gemeiner Tisch, darauf alle Menschen essen.
Wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergessen.

Lieber Gott für Speis' und Trank
Sagen wir dir Lob und Dank! Amen.

„Wer zu Tische geht, sprich sein Tischgebet!
Wer sich früher setzt, wird nicht ganz geletzt
Wer's vergessen hat, wird gewiß nicht satt." Fr. Güll.

Lobe den Herrn mein Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Nachdem nun in obiger Weise mit den Kindern über einen Gegenstand gesprochen, haben die Klassen verschiedene Arbeiten über denselben anzufertigen.

Klasse I. hat einen Aufsatz über denselben auszuarbeiten.

Klasse II. die leitenden sechs Hauptfragen zu beantworten.

Klasse III. die Namen sämmtlicher Dinge, welche an dem Gegenstande bezeichnet, niederzuschreiben.

Klasse IV. hat mit einfachen Linien die Umrisse eines Tisches zu zeichnen und das Wort „Tisch" mehrere Male zu schreiben.

Diese Unterrichtsprobe ist theilweise einem Hefte „Der Anschauungs-Unterricht in der Volksschule" von J. H. Ortmann entnommen.

Gedanken über körperliche Züchtigung in der Schule.

(Eingesandt von P. G. Eisen.)

Es geht mit gewissen klassischen Ausdrücken wie mit den Geldsäcken. Letztere gehen von Hand zu Hand, indessen die ersteren von Mund zu Mund weiter kolportirt werden. Ich denke dabei an das Wort Göthes: „Grau nur ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum." Es fällt mir einmal nicht von ferne ein, dem großen Göthe zu widersprechen. In seinem Munde war es volle Wahrheit; denn sein Leben war eines der reichsten Leben, er hat es gelebt, geschaut, genützt, wie es nur wenigen Sterblichen vergönnt ist. Es war, wie wenn alle Schlagbäume und Schranken, die so manch anderem die Wege versperren, sich vor ihm von selbst eröffneten. In einem gewissen Sinne gilt das Wort Göthe's doch auch von einem jeden Menschenleben, wie überhaupt von der Menschengeschichte im Allgemeinen. Es kommt nur darauf an, was man unter einem reichen Leben versteht. Da wir Menschen von Fleisch und Blut aber mehr oder weniger das Leben nach seinen äußern Erfolgen bemessen, sowie nach dem Soll und Haben unserer materiellen wie geistigen Güter beurtheilen, so finde ich, daß das Wort Göthes in mehr als einer Hinsicht oft eine bloße Phrase, ja manchmal eine Ironie auf das Schicksal ist. Es mag paradox klingen, aber ich kann mir den Gedanken nicht vom Leibe halten, man könnte das Wort oft mit eben so viel Recht in umgekehrter Weise anwenden. „Grün ist oft alle Theorie und grau des Lebens Wirklichkeit." Wie viel Schönfärberei wird doch in der Literatur getrieben! Ja, wenn alles so glatt abliefe, wie's in den Büchern steht, da wäre das Leben oft mehr als noch einmal so schön. Wie vieles ließe sich auch darüber sagen und dichten, an Stoff würde es nicht mangeln. Wenn aber Göthe Schulmeister gewesen, hätte er wohl über seinen Katheder die Worte geschrieben. „Mensch ärgere dich nicht." Auch das Schulleben ist ein goldener Baum, aber das hindert den Baum nicht, zeitweise Holzäpfel oder Sauerkirschen zu tragen, sintemal der Schulstaub gar manche wilde Schößlinge treibt. Wie anders lebt sich das Leben für einen Erzieher, wenn er mitten im Leben drin steht, als wenn er noch an dem Quell frommer Denkungsart sitzen und die pädagogische Weisheit aus den Büchern schlürfen kann. Da ist die Theorie noch grün, indeß das Leben grau in grau gemalt erscheint, oder stehe ich mit meiner aus eigener Erfahrung geschöpften Ansicht allein?

Ich habe mir vorgenommen, einmal etwas aus dem Schulleben herauszugreifen, das freilich nur zu seinem Hintergrunde gehört, ein Capitel aus der düstern Wirklichkeit, das man nicht gerne an's Licht zieht. Es ist ein heikler Gegenstand, dessen bin ich mir bewußt, er ruft vielleicht der Opposition, denn in Bezug auf mein Thema gehen die Ansichten, was die Theorie betrifft, so weit auseinander wie nur möglich. In der Praxis hingegen kann es geschehen, daß trotz verschiedener Meinung die Opponenten sich begegnen. Z. B.: An einer Lehrerconferenz, auf welcher obiges Thema eine Rolle spielen würde, könnte ein solcher Opponent an die Humanität des 19., wenn nicht

schon an diejenige des 20. Jahrhunderts appelliren, indessen ein paar Tage drauf dem geehrten Antragsteller im Aerger seine höchst eigene Humanität durchbrennt.

Die körperlichen Strafen in der Schule sind meist dem Gutfinden des Lehrers anheimgestellt in der Voraussetzung, daß sein im Seminar ihm anerzogener Takt ihn darin das Rechte lehren werde. Es lassen sich darüber kaum bestimmte Regeln aufstellen. Hier ist alles Schablonenhafte vom Uebel. Es bleibt ein gewisses Freihandelsgebiet. Aber darin werden mir alle Erzieher beipflichten, daß die Sache sehr ernst und wichtig ist und daß gerade nach dieser Seite die erzieherische Thätigkeit oft auf eine schwere Probe sich gestellt sieht, daß es oft für einen christlichen Erzieher schwer, sehr schwer ist, sein Erzieheramt erfolgreich, taktvoll durchzuführen. Man wird mir ferner zugeben, daß gerade in der Ausübung körperlicher Strafen viel gefehlt, ja gesündigt wird.

Durch Schaden wird man klug, sagt das Sprichwort und damit tröstet sich mancher junge Lehrer und Pastor. Aber alle so gewonnene Klugheit ist oft nicht im Stande, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Auch eine andere Entschuldigung kann ich nicht immer gelten lassen. So sagt mancher der gefehlt: „Ich habe ein gutes Gewissen," es mag sein, aber ein unvorsichtiges. Gegen nichts wird oft so viel gefehlt, wie gegen den rechten Takt, das charaktervolle Maßhalten im Selbstverhalten. Das Kind, das ein Feuerchen anmacht und dem es passiert, daß das Feuerchen zum Feuer wird, das ein Haus anzündet, könnte auch sagen: „Ich habe ein gutes Gewissen." Es hat einfach die Folgen seines Thuns nicht in Berechnung gezogen. Ja, wenn ein Lehrer immer die Folgen seines Thuns abwägen würde, wie viel Schaden, wie viel Schweres könnte er von sich fern halten, manche vergebliche Anklage, manche bittere Folge sich ersparen. Was ich hier mittheile, sind Gedanken aus der eigenen Erfahrung und vielleicht sind sie dem einen oder andern der jüngern Pastoren nicht ganz werthlos.

Wohl weiß ich, daß viele namhafte Pädagogen und mit ihnen ein zahlreiches Jüngergefolge von körperlichen Züchtigungen, als dem Geiste der Humanität widerstreitend, absolut nichts wissen wollen. Ich kann einer solchen Ausschließung nicht zustimmen, trotz des Aergernisses, das manche daran nehmen und der vielen Mißbräuche und pädagogischen Fehler, die bei der Ausübung körperlicher Züchtigungen vorkommen. Eine Strafe kann nur dann roh und entsittlichend genannt werden, wenn sie unverdient ist, in Aufgeregtheit oder gar aus Rache ertheilt wird, wenn sie überhaupt zwecklos gegeben wird, d. h. wenn sie die Bedingungen der Sühne des Vergehens und der Besserung von vornherein ausschließt. Insofern kann auch eine nicht körperliche Strafe einen rohen und entsittlichenden Charakter an sich tragen.

Es gehört zur Schattenseite des Erzieherberufes, des Strafamtes zu warten, es gewissenhaft, in consequenter Weise auszuführen. Der Strafende ist damit nicht selber gestraft und wird ein jeder rechte Erzieher nur mit innerem Widerstreben zum körperlichen Züchtigungsmittel greifen.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Ueber die Gemeinden unserer Evang. Synode bringt die deutsche Evang. Kirchenzeitung folgende Bemerkung: „Im Christlichen Verein junger Männer, Friedrichstraße 214 zu Berlin, sprach Prediger von Schlümbach, der den Verein während eines früheren Aufenthalts dort gegründet hat und im Begriff steht, in den nächsten Tagen wieder nach Amerika zurückzukehren, am 26. v. Mts sich verabschiedend, über amerikanische, besonders kirchliche Zustände. Nach eingehender Schilderung der Gefahren der Ausbeutung und des unfreiwilligen Verkaufs als Arbeiter auf mehrere Jahre, denen unerfahrene, der Landessprache unkundige Deutsche drüben oft ausgesetzt sind, beleuchtete Redner die Art des evangelisch-deutschen Gemeindelebens in Nordamerika. Die Gemeinden der evangelischen Synode entsprechen dort durch ihre Selbständigkeit und durch die Innigkeit ihres Zusammenlebens, welches sich nicht nur auf die gottesdienstliche, sondern auch auf die gesellige Seite erstreckt, mehr dem, was man bei uns einen christlichen Verein nennt, dessen Vorsitzender der Prediger, dessen Vorstand die Kirchenältesten, dessen Vereinshaus die Kirche ist, wo nicht nur Gottesdienst, Bet- und Bibelstunden, sondern auch Thee- und Gesellschaftsabende stattfinden. Durch diesen innigen ethischen und sozialen Zusammenschluß der Gemeindeglieder, die sich Kirche und Schule selbst bauen und Prediger und Lehrer selbst besolden, ist es allein möglich, dem deutschen evangelischen Element genügende Widerstandskraft gegen das englisch-amerikanische Wesen zu verleihen. Das in diesen Gemeinden heranwachsende Geschlecht bewahrt sein Deutschthum und Christenthum auch später im Leben draußen, und schon jetzt sind, nachdem die einzelnen deutschen evangelischen Kirchen und Synoden sich mit einander verbunden haben, die Deutsch-Amerikaner zu einer politischen Macht geworden, deren Stimmenzahl sehr ins Gewicht fällt, und die den Hunderttausenden von deutschen Christen, welche herüber kommen und sich ihr anschließen, zum Segen gereicht."

Eine Union unter den Lutheranern wäre allerdings etwas Neues unter der Sonne, wenn es sich nur als möglich denken ließe. Allerdings ist von New York ein Unionsprogramm ausgegangen. Dasselbe ist aber in einer Weise abgefaßt, daß man es mit Aenderung des Wortes lutherisch in irgend ein anderes und mit Ersetzung der specifisch lutherischen Bekenntißschriften durch andere für irgend eine Union unter irgend welchen Kirchen verwenden könnte. Es wäre das um so leichter als namentlich der § 2 je nachdem man ihn faßt (d. h. wenn man ihn überhaupt zu fassen vermag) wohl auf jede Art der Schriftauslegung paßt, bei der überhaupt die Autorität der Schrift in irgend einer Weise anerkannt wird. Der betr. Paragraph heißt nämlich „daß die Schrift nur durch die Schrift erklärt werden darf und daß die menschliche Vernunft nur die Rolle der einfachen Assimilation und Aneignung haben darf, nicht aber die Logik der Verstandesentscheidung, ohne darum unvernünftig zu sein." Wer das fassen kann, der fasse es und lege die Schrift dementsprechend aus.

Ob wohl auf solche Auslegungsprincipien hin eine Union der Lutheraner zu Stande kommt? Wir wollen's einfach abwarten. Den Anschein hat es bis jetzt noch nicht. So brachte z. B. das deutsche Blatt der luth. Generalsynode „der luth. Hausfreund" gegen die Ohiosynode folgenden gepfefferten Artikel: „Die Ohiosynode hätte doch wohl keinen Grund mehr, aus ihrer Kalenderliste die Namen derjenigen Prediger, welche zur Augsburg- und zur Immanuels-Synode gehören, deshalb wegzulassen, weil diese beiden Körper meistens aus Predigern zusammengesetzt sind, die sonst nirgends Aufnahme finden konnten; denn ihr Anfangs Mai in Süd-Chicago versammelt gewesener westlicher Distrikt hat einen Mann mitgliedlich aufgenommen, und zwar „einstimmig", wie es in der Ill. Staatszeitung heißt, der von der Wartburgsynode seines Amtes entsetzt worden war, dessen Applikation um Aufnahme in die Augsburgsynode „auf den Tisch" gelegt wurde und den selbst eine Immanuelssynode kaum ein Jahr lang in ihrer Mitte dulden konnte.

Daß die Ohiosynode einen großen Magen besitzt, ist auch wohl sonst schon zur Ge-

nüge bekannt geworden; eine Synode aber, die so mit einem Ruck von 3 bis 6 Bogen, mehrfache Ehescheidungsprozesse und einen Anlauf zur Polygamie, lustige Tanzkränzchen in Baum's Pavillion zur Ehre der Kirche und einen $20,000 Thaler Schadenersatz-Prozeß gegen eine Iowa'sche Gemeinde verschlucken kann, erinnert doch gar zu sehr an den Straußen-Magen, dem Wüstensand, Kieselsteine, Schuhnägel, Hufeisen, vergiftete Pfeile und abgelaufene Kameelsklauen lauter Leckerbissen sind."

So lange noch derartige Dinge unter den luth. Synoden selbst geschehen, wird eine „lutherische Union" ein Widerspruch mit sich selbst bleiben.

Die Hammersteinsche Bewegung (vgl. Theol. Ztschr. 1887 Seite 28. 61. 189. 284. 349) scheint einen neuen Anlauf nehmen zu wollen, der sie — wenn überhaupt vorwärts — zugleich auch in eine andere Richtung bringt: nämlich in das Fahrwasser der Freikirche. Es ist schon an und für sich merkwürdig, daß die Schlagworte der Hammersteinschen Bewegung genau dieselben sind, welche die Partei Schenkels im badischen Kirchenstreit auf ihre Fahne geschrieben hatte. „Freiheit und Selbständigkeit der Kirche". Das schließliche Resultat war in Baden ein unter dem Schutze der Staatsregierung erfochtener Parteisieg in der Kirche. Nachdem dieser erlangt war, war man so frei und selbständig, daß man jedem weiteren Anwachsen von Freiheit der Kirche nach Kräften vorzubeugen suchte.

Eine Aussicht auf die Möglichkeit einer derartigen Gestaltung der Dinge ist in Preußen bei der gegenwärtigen Haltung der Staatsregierung nicht vorhanden. So hat nun ein Mitarbeiter der deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, dem Hauptorgan der Hammersteinschen Bewegung sich auf den Boden der so viel geschmähten Falkschen Aera gestellt und erklärt gerade das als den Segen derselben, daß der ferneren Verquickung von Kirche und Staat durch die Veränderungen jener Periode ein Riegel vorgeschoben worden sei, und es trete nun der Gedanke des Ministeriums Falk, reinliche Scheidung von Staat und Kirche klar vor Augen. Die Weiterentwicklung der Dinge dränge aber gewaltig vorwärts und es müsse entweder das bestehende Kirchenregiment, oder die Landeskirche zu Grunde gehen. Das erstere ist natürlich das kleinere Uebel oder gar ein Vortheil und es sei der Stelle des bisherigen Summepiscopates des Landesherrn eine bloße Schirmherrschaft desselben über die Kirche anzustreben. Das wäre freilich nichts weiter als der erste Schritt zur Umwandlung der evang. Landeskirche Preußens in eine Freikirche. Wieweit eine derartige Wendung innerhalb der Parteien, die für den Antrag Hammerstein eintreten, Anhänger und Nachfolger finden wird, läßt sich nicht sagen, aber bedeutsam ist es doch, daß man mit Kundgebung solcher Ideen die Diskussion über „Freiheit und Selbständigkeit der Kirche" wieder in Fluß bringen will.

Die Spaltung des Centrums ist zwar an keiner kirchlichen Frage zur Thatsache geworden, aber Thatsache ist sie doch. Wenn sie auch in der Frage der Alters- und Invalidenrente eingetreten ist, so liegt der Grund davon tiefer als in den zufälligen persönlichen Ansichten der Centrumsmänner. Rom sucht ja überall den Aberglauben auszubreiten, als ob alle Hoffnung auf Besserung der Zustände der besitzlosen Klassen der Bevölkerung sich auf die römische Kirche zu richten habe, während dagegen dem Staat nichts am Wohle dieser Klassen liege. Verweigert man dem Staate die Erlaubniß, einen Theil zu der Invalidenrente beitragen zu dürfen, so kann man ihn in den Katholikenversammlungen als den Gegner der arbeitenden Klassen und die römische Kirche als ihre wohlwollende, aber durch den Staat gehinderte Freundin darstellen. Eine derartige Obstructionspolitik war doch einer Anzahl der Glieder des Centrums zu stark und sie stimmten gegen Windthorst. Die ultramontanen Blätter suchen die Sache als gleichgültig hinzustellen, aber man sieht eben doch, daß Windthorst das Centrum nicht mehr unbedingt kommandirt. Freilich kann sich das in andern Fragen wieder anders gestalten. Aber wenn einmal Leute wie Schorlemer, Huene und Reichensperger den Muth gefunden haben, ihre eigene Ansicht zu haben und auszusprechen, dann ist es zwar nicht sicher, aber doch leicht möglich, daß sie auch in andern Fragen etwas mehr sein wollen, als Windthorsts willenlose Trabanten.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. Juli 1889. Nro. 7.

Vom christlichen Vorsehungsglauben.

(Eingesandt von P. E. Otto.)

(Schluß.)

Es gilt zuerst, die Frage selbst ins Auge zu fassen: was verstehen wir unter göttlicher Vorsehung? uns die christliche Idee der göttlichen Vorsehung und Weltregierung deutlich zu machen. Vorsehung zunächst ist nicht Vorhersehung, nicht ein receptives Vorhalten sondern ein praktisches, wiewohl solche Vorhersehung selbstverständlich ein Moment in der Vorsehung bilden muß. Vorsehung und Weltregierung sind in unzertrennlichem Zusammenhange zu denken. Wohl denken wir bei „Weltregierung" mehr an das Walten über das große Ganze, bei „Vorsehung" mehr an das Einzelne und die Einzelnen, aber wir sagen uns zugleich, daß das Ganze ja nur aus dem Einzelnen besteht, und daß insonderheit die Einzelnen, die nach Gottes Bilde geschaffene und zu seiner Gemeinschaft berufene Persönlichkeiten nicht blos Bestandtheile des Ganzen sind, sondern zugleich Selbstzwecke, um die sich das Ganze dreht. Oder wir denken bei „Weltregierung" zumeist an die Macht, bei „Vorsehung" zuvörderst an die Liebe, aber wir sagen uns, daß sich Macht und Liebe in der Gottesidee schlechthin nicht trennen lassen. Wenn wir Gott Weltregierung zuschreiben, so wollen wir damit sagen, daß er die Welt nicht nur geschaffen hat und erhält, sondern daß er zugleich eine in ihr angelegte Entwicklung leitet und ihrem Ziele entgegenführt; Vorsehung aber ist, was er hierbei bedarf und beweist, die machtvolle und allweise Beherrschung der Dinge, vermöge deren er sie alle der Verwirklichung dieses Endzweckes, seines eigenen ewigen Liebesgedankens dienstbar macht.

Ist dies der Begriff göttlicher Vorsehung, so setzt derselbe voraus, daß nicht alles Geschehen in der Welt in gleichmäßig unmittelbarer Weise von Gott allein ausgehe. Wäre dies der Fall, so hätte ja Gott eigentlich so zu sagen nur seine eigenen Hände zu regieren, und der Begriff der Vorsehung wäre auf ein solches allbestimmendes Handeln, dem gegenüber alles sich bewegende nur zum willenlosen Werkzeuge des einen Bewegenden herabgedrückt würde, nicht mehr anwendbar.

Aber dieser Fassung des Begriffs der Vorsehung gegenüber erheben sich auch sogleich die Schwierigkeiten. Es scheint mit dem Begriffe Gottes als des schlechthin unbedingten und allbedingenden Wesen unvereinbar, daß ihm gegenüber irgend eine nicht in jedem Sinne von ihm abhängige Bewegung

vorhanden sein könne. Das Resultat dieser Erwägung ist der Determinismus in seinen mannigfachen Gestaltungen gewesen, zu dem auch große christliche Denker durch die Consequenz des Gedankens getrieben zu sein geglaubt haben. Diese Weltanschauung, die der consequenten Durchführung eines Wahrheitsmomentes auf Kosten aller andern alles opfert, ist dann allerdings sehr einfach: Gott der Allwirkende, alles Endliche das von ihm Gewirkte — aber diese Einfachheit ist allzutheuer erkauft. Ist Gott der alleinige schlechthinige Verursacher alles Geschehens, so schwindet der Gegensatz des Göttlichen und des Nichtgöttlichen, des Guten und des Bösen. Alle Rettungsversuche, die Realität des Gegensatzes aufrecht zu erhalten, helfen nicht, der Gegensatz des Guten und Bösen wird Schein. Es ist nur die Consequenz, wenn diesem Alles ohne Wahl verursachenden Wesen der Name der Gottheit schließlich versagt wird, es ist jedenfalls nicht der höchste Gedanke, dessen wir Menschen fähig sind. So lauert hinter diesem Pantheismus und Akosmismus dieser ins Maßlose abstract gesteigerten Betonung der Absolutheit Gottes überall als seine letzte Consequenz der Atheismus. Diesen selbst zu widerlegen ist freilich so unmöglich, als es unmöglich ist, dem Wahnsinnigen seine Unvernunft zu beweisen. Diesem geistig-sittlichen Bankerott entgeht man nur, wenn man, anstatt mit der mehr heidnischen als christlichen rein formalen Gottesidee des absoluten Seins sich zu begnügen, sich zu der ethisch erfüllten Gottesidee des Guten oder der Liebe erhebt. Von diesem Gott versteht es sich dann von selbst, daß er die Welt auf eine freie Liebesgemeinschaft mit ihm selbst anlegt, daß er sie darum mit der sittlichen Verfassung, mit Freiheit und mit den Grundlagen dazu ausstattet, daß er darum darauf verzichtet, sie durchgehend nöthigend zu bestimmen. Daß mit dieser freien Selbstbeschränkung Gottes seiner vollkommenen Majestät nicht zu nahe getreten wird, liegt auf der Hand.

Es ist also die Realität der menschlichen Freiheit, die in der christlichen Gottesidee wohlbegründete Voraussetzung des Vorsehungsglaubens, und wie nur unter der Voraussetzung der Freiheit von einer göttlichen Vorsehung die Rede sein kann, so zwingt umgekehrt die Anerkennung der christlichen Gottesidee auch die Behauptung der Freiheit. Jedes in Zweifel ziehen der menschlichen Freiheit ist auch ein Angriff auf die Idee Gottes als des Guten und Wahren. Wer das Gewisseste, das wir in uns tragen, das Gefühl und Bewußtsein unserer sittlichen Verantwortlichkeit auf Illusion zurückführt, der thut nur etwas ungleich Frevelhafteres aber nicht minder Närrisches, als wer unsere gesammte äußere Wahrnehmung auf Sinnestäuschung, auf Illusion zurückführen wollte.

Nun aber der zweite Schritt: Nicht nur die menschliche Freiheit steht der göttlichen Weltregierung in einer relativen Selbständigkeit gegenüber, sondern auch die Naturwelt. Zwar die gegentheilige Ansicht, nach welcher die Naturvorgänge unmittelbare Gottesthaten sind, entspricht nicht nur unserer heutigen Zeitrichtung, die kaum etwas Höheres kennt als die Naturgesetze, sondern scheint sich auch auf die heilige Schrift berufen zu können, die so oft Naturvorgänge wie Sonnenschein und Regen, Gewitter u. drgl. in unmittelbarer

Weise auf Gott zurückführt. Indeß die volksthümliche und religiöse Ausdrucksweise der Schrift, welche es liebt, die endlichen Mittelursachen zu überspringen und auf die letzte unendliche Ursache zurückzugreifen, darf uns doch nicht dazu verleiten, die Begriffe „Naturvorgang" und „Gotteswille" gänzlich miteinander zu identifiziren. Wäre jeder Naturvorgang als solcher mit dem Willen Gottes unmittelbar identisch, so dürfte man sich auch nicht gegen einen solchen schützen und vertheidigen; und da wir auf unzählige Weise in die Naturvorgänge mit unsern freien Handlungen eingreifen, so würde dies bedeuten, daß wir im Stande wären, Gott zu gewissen Willensakten zu nöthigen. Es geht also daraus hervor, daß zwischen dem Naturvorgange als solchem und zwischen göttlichem Willensakte gar sehr zu unterscheiden ist, daß in der Natur theils in Folge ihrer eigenen Zustände, theils in Folge des Eingreifens der Menschen vielerlei vorgeht, was dem guten und vollkommenen Gotteswillen nicht entspricht, daß also das Naturleben in ähnlicher Weise wie das Menschenleben auf eine gewisse Selbständigkeit und Selbstverwaltung gestellt ist.

Der verwirrenden Identifizirung von Naturvorgang und Gotteswille gegenüber ist es offenbar nöthig, auf Unterscheidungen im göttlichen Willen hinzuweisen, die wir bei all unserm Denken und Handeln voraussetzen. Es ist ja uns vor allem geläufig, zwischen einem gebietenden und einem verfügenden Willen Gottes zu unterscheiden, die Form des einen ist das: „du sollst," die des andern: „du mußt." Aber auch von diesem verfügenden Gotteswillen kann die Rede sein entweder im Sinne seines einheitlichen Endwillens oder im Sinne des vielfältigen Einzelwillens, und in diesem Einzelwillen müssen wir wieder unterscheiden zwischen unbedingten und bedingten göttlichen Willensakten, je nachdem in denselben der Sinn und wesentliche Wille Gottes rein und unbedingt oder nur relativ in einem durch nichtgöttliche Umstände gebrochenen Lichtstrahle zur Erscheinung kommt. Hier tritt der Begriff der göttlichen Zulassung in Kraft, welche zwar auch ein Wollen aber doch nur ein bedingtes ist.

Mit dieser Unterscheidung eines bedingten oder unbedingten Willens hängt auch die weitere eines mittelbaren oder unmittelbaren Handelns Gottes zusammen. Unter einem unmittelbaren göttlichen Handeln werden wir zwar auch kein völlig mittelloses, organloses verstehen, denn es liegt im Begriffe des Handelns, daß es der Organe bedarf, aber doch ein solches, in welchem der Wille Gottes, der gute vollkommene Liebeswille, zum reinen ungetrübten Ausdrucke kommt, während wir unter bedingtem das durch die von Anbeginn gesetzten Causalitäten, der Natur- und Menschenkräfte vermittelte verstehen, welche eine reine Erscheinung des Göttlichen nicht zulassen. Daß das mittelbare Handeln Gottes den breiteren Raum in den Weltvorgängen einnehmen wird, leuchtet ein; eine Hauptfrage dagegen ist es, ob und wie weit neben diesem mittelbaren Handeln auch ein unmittelbares in der Weltregierung Raum habe, und wie es sich zu dem ersteren verhalte.

Die im Früheren festgestellte Erkenntniß, daß die Auffassung des göttlichen Weltregiments als eines durchaus unmittelbaren in den Abgrund des

Pantheismus führt, könnte dazu verführen, das unmittelbare Handeln von der Weltregierung ganz auszuschließen. Man könnte sagen: unmittelbarer Gottesakt war nur die Erschaffung der Natur und der Menschenwelt; die weitere Entwickelung dagegen hat Gott den von ihm einmal gesetzten Causalitäten überlassen; sie wirken natürlich in Abhängigkeit von ihm, seiner Erhaltung bedürftig, aber das Verwirklichtwerden seines Endwillens ist schlechthin von den Möglichkeiten abhängig, welche diese in Selbständigkeit gesetzten Causalitäten ihr eröffnen. Das wäre dann der deistische Standpunkt; man sehe aber, zu welchen Consequenzen man sich von diesen Voraussetzungen aus geführt finden würde. Ist hiermit nicht das Menschengeschlecht rein auf sich selbst gestellt? Von wem könnten sie die Realisirung des guten und vollkommenen Gotteswillens erwarten? Von den Naturkräften doch nicht, von dem aus seiner Welt ausgeschlossenen Gott auch nicht, also lediglich von sich selbst. Woher soll da aber die zum Ausharren im sittlichen Lebenskampfe stählende Zuversicht auf den Sieg des Wahren und Guten, auf die in demselben liegende höhere Macht herkommen, wie soll es überhaupt möglich sein, die Idee des Guten, das doch nie verwirklicht ist und wird, in ihrer Realität festzuhalten und sie als von Anbeginn als beherrschende und beseelende Macht eingestiftet zu glauben? So führt der Deismus in seiner Consequenz doch wieder zum Unglauben, zum Atheismus hin.

Zwischen den Abgründen des Pantheismus und des Deismus schreitet sicher und herrlich die christliche Weltanschauung hindurch und löst das Entweder Oder der Inweltlichkeit und der Ueberweltlichkeit auf in ein vernunftnothwendiges Sowohl als auch. Der Gott, dessen wesentlicher Wille die Liebe ist, muß sich den Wesen, die er zu seiner Gemeinschaft geschaffen hat, auch hingeben, und sich in der Welt, die er zur Stätte seines Reiches bestimmt hat, auch sich offenbaren, nicht blos durch Denkmale, die er sich in ihr von Schöpfung her gesetzt hat, sondern durch eine bleibende und wachsende Gemeinschaft, durch welche er das in ihr Angelegte auch entwickelt und der verliehenen Verfassung gemäß auch zur Vollendung führt. Weil Gott der Welt einen Zweck gegeben hat, die Wohnstätte seines Reichs, das erschaffene Gegenbild seiner Vollkommenheit zu werden, so hat er auch nach vollbrachter Schöpfung noch mehr und Größeres zu thun, das sich nicht aus den von Anfang an in ihr vorhandenen Kräften und Ordnungen von selbst ergibt. Die ganze Thorheit des dem christlichen Offenbarungsgedanken oft entgegengehaltenen Einwurfes, daß doch die Schöpfung ein sehr unvollkommenes Gotteswerk sein mußte, wenn es nachträglich noch weiterer nachhelfenden Gotteseinwirkungen bedurfte, tritt hier ins Licht. Gerade so dürfte man sagen, ein neugebornes Menschenkind bedürfe seitens seiner Eltern nicht mehr als der Erhaltung seines ihm geschenkten Lebens, nicht der Bildung, Erziehung, geistiger Selbstmittheilung. Vielmehr leuchtet ein, daß in dem christlich vernünftig gedachten Verhältnisse Gottes zur Welt ein mittelbares und ein unmittelbares Wirken Gottes in unauflöslichem Zusammenhange sich vereint, ein mittelbares, welches in dem Wirkenlassen der geschaffenen Kräfte und Ordnungen besteht, und ein unmittelbares, vermöge dessen Gott das begründete

Werk weiter und seiner Bestimmung entgegenführt. Um das Verhältniß am menschlichen Abbilde zu veranschaulichen: ein wahrhaft königliches Walten eines Herrschers findet weder da Statt, wo derselbe die einmal gegebene Verfassung und erlassenen Gesetze durch seine Organe handhaben läßt und sich selbst nur als den Zuschauer betrachtet, selbst nur höchstens befugt, zu allen ohne ihn vollzogenen Staatsaktionen seine Sanktion zu geben, noch auch da, wo er je und dann in die geordneten Verhältnisse mit eigenmächtigen Akten dreinfährt; sondern da, wo er fort und fort königliche Gedanken entwickelt, durch welche das im Staate gesetzlich verfaßte Volksleben innerlich bewegt und zur Lösung immer höherer Aufgaben geführt wird.

Hierbei ist denn nun selbstverständlich, daß dies unmittelbare Handeln Gottes nicht blos auf die biblische Offenbarungsgeschichte, auf die Wirkungen des heiligen Geistes in der Christenheit und auf die Wunderzeichen und Gebetserhörungen auf diesem Gebiete zu beschränken ist, sondern der Gegenstand dieser fürsorgenden, zielsetzenden bildenden Liebe ist nach der Schrift die Welt. Wohl aber ist dabei festzuhalten, daß der Schwerpunkt der göttlichen Weltregierung allerdings in das Heilswerk fällt. Die göttliche Vorsehung hat nicht endliche Ziele, geht nicht wesentlich darauf aus, zeitliche Wohlthaten zu erweisen und irdische Uebel abzunehmen, sondern sie hat mit dem Ganzen wie mit dem Einzelnen ein ewiges Ziel, und nur in der Unterordnung unter dieses sind zeitliches Wohl und Wehe Gegenstand göttlicher Vorsicht. Damit hängt zusammen, daß die göttliche Vorsehung allerdings zu den verschiedenen Weltbereichen ein verschiedenes Verhältniß hat. Ist auch die Natur in den ewigen Herrlichkeitsgedanken mit eingeschlossen, so liegen ihre eigentlichen Ziele in der Menschheit, und im Vergleich zur Menschengeschichte ist das Naturleben doch nur Mittel zum Zweck. Und wiederum innerhalb der Menschheit hat Gott ein verschiedenes Verhältniß zu denen, die ihm entfremdet sind, und denen, die ihn kennen und lieben. Und ebenso hängt damit zusammen, daß die Verfahrungs*weise* der göttlichen Vorsehung nicht überall dieselbe ist, sondern nach den verschiedenen Umständen eine verschiedenartige, und sich als Fügung, als Eingebung, als Einführung eines Neuen in den vorhandenen geschichtlichen Zusammenhang erweisen wird.

Den Vorsehungsglauben durch Vernunftbeweise Jemandem anzudemonstriren, ist ja freilich unmöglich, und jeder Versuch dazu könnte nur von einem Verkennen seines Ursprungs und seines Wesens zeugen; es ist eine ebenso aus freiem Entschluß wie aus innerer Nöthigung entstehende Antwort auf eine Selbstbezeugung Gottes im Menschen. Nur das konnte versucht werden, den Inhalt dieses Glaubens in seiner inneren Widerspruchsfreiheit und Begreiflichkeit darzulegen. Aber dieser Nachweis der inneren Widerspruchsfreiheit genügt doch der Erkenntniß noch nicht; nicht blos, daß es sich mit der Vorsehung also verhalten *könnte*, sondern auch, daß es sich erfahrungsmäßig also verhält, darf die Erkenntniß sich klar machen, und darum gilt es den weiteren Blick zu werfen auf die Thatsachen der Natur und der Menschengeschichte, welche dieser inneren Gewißheit des Vorsehungsglaubens zur äußeren Bestätigung dienen.

Sind Visitationen in der Synode einzuführen?

(39 Thesen.)

(Eingesandt von P. E. Dobschall.)

1. Die Visitation ist keineswegs eine Thätigkeit der kirchlichen Rechtspflege oder gar der kirchlichen Inquisition. Vielmehr ist sie die Besichtigung der Pflegebefohlenen durch das Kirchenregiment. Matth. 22, 11. Röm. 15, 24.

2. Je nachdem solches Regiment gefordert oder als unevangelisch abgelehnt wird, erledigt sich die Frage für oder wider die Visitation.

3. Die christliche Kirche verträgt kein anderes Regiment über sich als das ihres einigen und ewigen Hauptes: Jesu Christi des Auferstandenen. Eph. 1, 22. Col. 1, 18.

4. Ein Mensch kann daher niemals Subject des Kirchen-Regimentes sein, wohl aber ist jeder Getaufte ihr Object. Wer mehr erstrebt als ein lebendiges Glied des heiligen Leibes zu werden, wird zum dürren Holze, das dem Feuerofen entgegenreift.

5. Es ist ein dem Mißverständnisse ausgesetztes und nachweislich da und dort gemißbrauchtes Wort, wenn die Schmalkaldischen Artikel (de potestate et primatu papae 54) von praecipius membris ecclesiae d. h. von hervorragenden Gliedern der Kirche reden.

6. Weder die Gewaltigen dieser Erde, auch nicht die überschwängliche Klarheit, welche das N. T. umgiebt (2 Cor. 3, 9), noch Majoritäten von Kirchen-Versammlungen haben Macht über Gottes Wort oder Gottes Sakrament.

Reißt die Tyrannis oder die Hierarchie oder die Demokratie solche Gewalt an sich, so entsteht ein zwei- oder vielköpfiges Ungeheuer, das den Namen Gottes entheiliget und sein Reich nicht kommen lassen will.

7. Andrerseits ruhen folgende Thatsachen auf Gottes Wort:

a. Das Apostel-Concil vollzieht einen Akt kirchlichen Regiments, indem es das Verhältniß zwischen Juden- und Heiden-Christen ordnet, und die Ordnung mit den Worten publicirt (Act. 15, 28): Es hat dem Heiligen Geist und uns wohlgefallen u. s. w.

b. Als besondere Gnadengabe der apostolischen Zeit wird ausdrücklich die κυβέρνησις d. h. das Kirchen-Regiment genannt 1 Cor. 12, 28.

8. Es ist zu unterscheiden das Regiment über die Kirche von dem Regimente in der Kirche. Dort ist die Kirche Object der Regierung, hier ist sie Subject derselben. Dort herrscht (κυριεύει) ihr einiges Haupt, hier dienen die Gewalten, welche an diesem Haupt hangen.

9. Nach dem Vorgange des Apostels und aller christlichen Jahrhunderte wird auch in diesen Thesen das Regiment in der Kirche kurzweg „Kirchen-Regiment" genannt werden. Der andere Name für dieselbe Sache: „Oekonomie d. h. Haushaltung der Kirche" ist wenig gebräuchlich, aber doch recht bezeichnend und ebenfalls biblisch begründet. (1 Petri 4, 10. und 11.)

10. Der Dienst des Kirchen-Regiments besteht in der Verwaltung der kirchlichen Schätze, sei es der himmlischen, sei es der irdischen.

11. Die himmlischen Kirchengüter sind Wort und Sakrament. Die irdischen Schätze der Kirche sind: alle in Christi Tod Getauften, die Armen und Kranken, die Wittwen und Waisen und die sonstigen Pflegebefohlenen.

12. Jeder gläubige Christ ist allerdings ein Priester (1 Petri 2, 9), dennoch hat Gott τὸν κλῆρον τῆς διακονίας, das Amt des N. T. (Act. 1, 17; 2 Cor. 3, 9) eingesetzt.

Jeder gläubige Christ eignet zwar persönlich dieses oder jenes Gotteswort, ebenso hat jede Kirchgemeinde, jede Kirchengemeinschaft ihre besonderen Gnadengaben. Dennoch hat es Gott in seiner Weisheit wohlgefallen, die Verwaltung der gemeinschaftlichen Schätze nicht der Gesammtheit der Einzelnen, sondern etlichen Wenigen: den Vorstehern der Gemeinde (τοῖς προϊσταμένοις Röm. 12, 8) und den Obrigkeiten der Kirche (ταῖς ἐξουσίαις) anzuvertrauen.

13. Es giebt also ein lokales und ein universales Kirchen-Regiment. Das erste gebührt dem Pastor und den übrigen Aeltesten der Gemeinde, das andere der von Gott geordneten kirchlichen Obrigkeit, gleichviel ob sie eine gelinde oder eine wunderliche ist.

14. Der Pastor und die übrigen Vorsteher versehen ihr Amt im Namen Gottes und der eigenen Gemeinde. Der Präses und die übrigen Beamten thun dies im Namen Gottes und der eigenen Synode.

15. Wo Gott eine Gabe darreicht, liegt stets die Aufgabe daneben mit dem empfangenen Pfunde zu wuchern. Der Pastor sündigt, wenn er ohne Noth Anderen Altar und Kanzel überläßt; der Inhaber des Kirchenregiments sündigt, wenn er die Zügel der Regierung Andern darreicht, oder wenn er gar Anarchie eintreten läßt.

16. Gut Regiment ist nicht ein Herrschen, sondern ein Dienen (διακονία) 1 Petri 5, 3. — Kirchen-Regiment aber ist ein Erziehen; es begreift das Führen und Lehren, aber auch das Mahnen und Strafen in sich.

17. Der Dienst des universalen Regimentes besteht in der Erziehung und Aussendung des Klerus (Act. 1, 17) und in der Sammlung und Stärkung der Gemeinden d. i. in der Missionsthätigkeit (Synodal-Statuten § 4).

18. Die evangelische Volksschule ist eine Kirche für die Kleinen. Darum sind die Lehrer und die Geistlichen für den Schul-Dienst von der Synode zu erziehen.

19. Auch die Schule bedarf gutes Regiment d. i. väterliche Disciplin.

20. Regieret jemand, so sei er sorgfältig ἐν σπουδῇ, cum studio Röm. 12, 8. Zu sorgfältigem Regimente gehören nicht blöde, sondern scharfe Augen.

21. Das Auge des Regiments führt die identischen Namen: Auf-

sicht, Inspection, Revision, Ephorat, Episkopat (ἐπισκοπή 1 Tim. 3, 8), Superintendentur, Visitation u. s. w.

22. Was für das Gemeindeglied der Hausbesuch des Seelsorgers, das ist für Pastor und Gemeinde der Besuch des Visitators. Bei dem Hausbesuche forscht der Pastor, was Wort und Sakrament für Früchte bringen. Bei der Visitation forscht der Visitator, ob der Dienst der Synode („ihr Einfluß" Synodal-Stat. § 4) nicht vergeblich ist.

23. Der Befund des Hausbesuches fordert in erster Linie den Pastor zur Selbstprüfung auf. Der Befund jeder Visitation hält denselben Bußspiegel zunächst dem Distrikte und der Synode vor Augen. Jedenfalls muß das Ergebniß der Visitation bei der ferneren Thätigkeit des Regiments seine Verwerthung finden.

24. Es ist unumgänglich erforderlich, daß die Inhaber des kirchlichen Regiments, in unsrer Synode also der Synodal-Präses und die Distrikts-Präsides, zugleich auch die Visitatoren sind.

25. Der Präses, welchem das Recht der Visitation fehlt, gleicht einem Blinden, dessen Unglück durch die Führung von Sehenden gemildert werden soll.

26. Noth oder außerordentliche Veranlassung können zwar den Inhaber des Regiments entschuldigen, wenn er in einzelnen Fällen den Dienst Anderen überträgt. Doch kann nur die Arbeit, aber nicht die Verantwortung übertragen werden.

27. Die Visitation, zu Deutsch: die beobachtende Pflege des Regiments ist eine ununterbrochene. Der sorgfältige und geübte Blick des Regenten findet sehr zahlreiche Mittel mit eigenen Augen (z. B. bei den Distrikts-Conferenzen) zu sehen.

Dagegen ist das Einziehen von „Erkundigungen," lateinisch: das inquisitatorische Verfahren, außerordentlich gefährlich und darum verwerflich.

Die diesjährige Conferenz des Missouri-Distriktes irrt, wenn sie dem Visitator die Befugniß zuertheilt, über gewisse Punkte Erkundigungen einzuziehen, Friedensbote 11, 85 No. 8.

28. Der Fernblick des Regiments wird außerordentlich geschärft durch periodische Einforderung von Berichten, die in vorgeschriebener Form von Pastor und Vorstand einzusenden sind. Die Fragen des Formulars müssen in präciser Form alle Lebensnerven der Gemeinde anfassen und das Gewissen der Befragten schärfen. Solche Fragen sind z. B.: In welcher Weise hat der Pastor im vergangenen Jahre seine Studien aus Gottes Wort fortgesetzt? Welche Schritte hat der Vorstand im vergangenen Jahre zur Begründung einer Schule gethan? Hat der Pastor und der Lehrer sein Gehalt richtig empfangen? u. s. w. Dagegen sind alle Fragen, die dem Befragten einen Fallstrick legen, sündlich.

Die sorgfältige und kunstgemäße Abfassung des Fragebogens ist nicht Sache irgend welcher Conferenz, sondern alleinige Sache des Synodal-Präsidiums.

29. Im engsten aber gewöhnlichsten Sinne des Wortes ist die Visitation der persönliche Besuch des Regenten bei der Gemeinde.

30. Mit der Einführung eines neuen Kassirers ist selbstverständlich die Revision der Kasse verbunden. Zur Installation eines neuen Pastors gehört ebenso nothwendig die gleichzeitige Visitation der Gemeinde.

31. Die Befolgung dieser Regel sichert leider in unsrer Synode die Wiederkehr der Visitation in kurzen Zwischenräumen. Wo Hirt und Herde einander oft verlassen, da ist aber auch am meisten die persönliche Pflege des Regiments erforderlich.

Wo dies heilige Band sich selten löst, genügt eine fünfjährige Visitations-Periode.

32. Bei dem persönlichen Besuche des Visitators sei dieser zuvörderst ganz Auge und ganz Ohr, sein Mund bleibe geschlossen. Der sonntägliche Gottesdienst, die Verwaltung des einen oder des andern Sakramentes, welche etwa stattfindet, sonstige actus ministeriales, der Unterricht der Confirmanden, falls die Visitation vor Ostern, der Unterricht der Confirmirten, falls sie nach Ostern stattfindet, der Unterricht in der Sonntagsschule, der Schulunterricht am Montage unterscheide sich in nichts von dem Leben der Gemeinde, wie es sich in Abwesenheit des Visitators regt. Der Visitator darf in keiner Weise in dies Leben störend eingreifen.

Es ist dabei zur Erreichung der Zwecke der Visitation vollständig gleichgültig, ob der Visitator sein Kommen anmeldet oder nicht. Weil aber der Visitator „mit Freuden" kommen soll, um sich und die Besichtigten zu erquicken, so folge man dem Vorbilde Pauli. Röm. 15, 32.

Ob der Pastor die reine Lehre und ob er erbaulich predigt, ob alle Anwesenden aufmerksame Hörer des Wortes sind, ob bei dem Liturgen und bei der Gemeinde Verständniß für die einzelnen Theile des Altardienstes stattfindet, ob der junge Nachwuchs der Gemeinde überhaupt in der Kirche ist und ob er „mit Herzen, Mund und Händen" die nahrhafte Speise des Chorals genießt, ohne dabei die liebliche Nebenkost des Kunstgesanges zu verschmähen, ob das Gotteshaus und das Schulhaus auch die äußerliche Weihe der Reinlichkeit besitzen, ob die Kinder das Grüßen und das lautrichtige Sprechen gelernt haben, ob Lehrer und Pastor wirkliche Schulmeister sind, dieses und vieles Andere soll der Visitator mit eigenen Sinnen wahrnehmen. In den wenigen Fällen, wo er zu Fragen genöthigt ist, sind diese direkt an den zu Prüfenden, niemals an ein anderes Gemeindeglied oder Gemeindeorgan zu richten.

Ob Hirt und Herde Thäter des Wortes sind, entzieht sich zwar zum allergrößesten Theile der Beobachtung des Visitators. Doch wird man auch hier das Richtige sehen, wenn man achtet, ob bei den Vätern der Dienst des Evangeliums (Marci 10, 14) mindestens dasselbe ausrichtet als in der

alten Heimath der Schulzwang. Auch hier gilt es einfach Schüler-Katalog und Absentenliste zu sehen.

33. Der Befund der Besichtigung wird nunmehr Gegenstand von seelsorgerischen Unterredungen, die der Visitator einzeln mit dem Pastor, den Lehrern, den Schulkindern, dem Vorstande und der Gemeinde-Versammlung vorzunehmen hat. Weder der Pastor noch die Lehrer dürfen von einer der Versammlungen fern bleiben.

Die Visitation findet ihren Abschluß in einem Abendgottesdienste, bei welchem der Visitator alleiniger Seelsorger ist.

34. Kirchen-Visitation ohne Visitation der Schule ist weniger als halbe Arbeit. Wo die evangelische Schule fehlt oder krankt, darf die Beunruhigung der Gewissen seitens des Regimentes nicht aufhören, bis der Nothstand beseitigt ist.

35. Damit das Regiment sorgfältig geübt werde, bekleide der General-Präses kein Pfarramt. Den Distrikts-Präsides ist aus der Zahl der nicht ordinirten Candidaten je ein Vikar zur Seite zu stellen, der diesem und nöthigen Falles anderen Pastoren Hülfe leistet.

36. Die Frage nach den Kosten der Visitation ist gleichbedeutend mit der andern: Woher nehmen wir Brot, daß diese essen? Beide finden ihre völlige Beantwortung in der vierten Bitte des heiligen Vaterunsers.

Selbstverständlich befreit das Beten nicht von dem Rechnen. Das erste ist Gottesdienst, das andere ist Gott wohlgefällige Arbeit.

37. Die Gaben des Geistes, auch die des Regiments, sollen sich erzeigen zum gemeinen Nutzen. 1 Cor. 12, 7.

Die Erziehung der Kinder Gottes, selbst dann, wenn sie Geistliche oder Lehrer sind, die eigene wie die kirchliche, findet erst mit der Sterbestunde ihren Abschluß. Die richtig geübte Visitation ist sehr wohl im Stande, Pastoren und Lehrern im Amte und im Leben förderlichen Vorschub zu leisten.

Was Judas nnd Silas in Antiochien vermochten, die Brüder zu mahnen und zu stärken (Act. 15, 32), das ist in der Kraft des Geistes auch jetzt den Visitatoren in der besuchten Gemeinde möglich.

Die Visitation wird das Band der Pietät zwischen Hirt und Herde kräftigen (Col. 3, 14), indem sie dem Amte des N. T. **vollen Raum** schafft. Dabei wird sie den Pastor nicht über oder unter, auch nicht neben die Gemeinde, sondern sie wird ihn **in** die Gemeinde stellen.

38. Die Ablehnung, welche die Visitation hie und da in der Synode gefunden hat, ist verschuldet durch die Vermengung der Visitation mit der kirchlichen Rechtspflege. Beide haben nicht das Mindeste mit einander gemein.

39. Summa: Die diesjährige General-Conferenz der Synode thut wohl, wenn sie den Erlaß einer Visitations-Ordnung, Kirchen- und Schulen-Visitation in der Synode einführt.

Die Synode und der Lehrerverein.

(Eingesandt von J. F. Riemeier.)

Dies ist die umgekehrte Ueberschrift des Artikels von P. P. Göbel in No. 6 der Theologischen Zeitschrift und soll damit angedeutet sein, daß ich dieselbe Sache von der andern Seite beleuchten will. —

Als die ersten Lehrer aus unserem Seminar entlassen waren, da waren sie auch entlassen und verlassen dazu, wie die jungen Straußen, wenn die Sonne sie ausgebrütet hat. — Darum thaten sie sich zusammen und bildeten einen Lehrerverein. Das genügte aber noch nicht ganz; sie fühlten sich zur Synode, ihrer geistigen Mutter, hingezogen, wie der Sohn in der Fremde sich nach der Heimath, nach der Mutter sehnt, und wollten gern mit ihr in nähere Verbindung treten. Deshalb fragten sie bei der Synode an, „ob, und unter welchen Bedingungen der Lehrerverein in die Synode aufgenommen werden könne." Diese Frage wurde auf der Generalkonferenz 1883 gelöst durch eine Reihe von Beschlüssen, und der Lehrerverein nahm diese dankbar an. (Siehe Protokoll 86 pag. 71, 3 unten.)

Wenn aber der Lehrerverein noch die Bitte hinzufügte, „daß das Band zwischen der Synode und dem Lehrerverein nicht nur fortbestehen, sondern noch fester geknüpft werden möchte, so war damit nicht ein Verlangen nach Mehr ausgedrückt, sondern vielmehr ein Zweifel daran, daß diese nähere Verbindung fortbestehen werde.

Wie sehr dieser Zweifel berechtigt war, haben die verschiedenen Bewegungen seither deutlich kundgethan.

Im Jahre 1887 faßte der Nord Illinois-Distrikt eine Reihe von Beschlüssen als Anträge an die Generalsynode, welche das von der Generalsynode geschaffene Verhältniß auflösen und dafür ein anderes schaffen sollte. Man sagt zwar, der Lehrerverein dürfe trotzdem bestehen bleiben; man weiß aber ganz gut, daß derselbe, sobald er seiner Amtlichkeit entkleidet ist, auch existenzunfähig wird. Diese Vorlagen des Nord-Illinois-Distrikts wurden vom Lehrerverein abgelehnt und wiederum erklärte er sich mit dem Bestehenden zufrieden. That auch noch verwundert die Frage: „Ist denn alles, was in dieser Hinsicht von der Synode beschlossen ist, Irrthum gewesen?"

Damit war für den Lehrerverein die Sache wieder abgemacht und über die von dem Delegaten der Synode gestellte Frage: „Wie denkt sich der Lehrerverein die organische Eingliederung seines Körpers in die Synode?" hatte wohl Niemand nachgedacht. Warum auch? Der Lehrerverein ist ja thatsächlich Glied der Synode*) trotz der Behauptung Pastor Göbels, daß

*) Synodalglied im Sinne der Synodalstatuten ist der Lehrerverein nicht. Wäre er das, so könnte er Synodalglied nur dadurch sein, daß er unter den allgemein geltenden Bestimmungen für alle Synodalglieder nur Glied eines Distrikts geworden wäre und nur als Glied eines Distrikts bestände. Unter solchen Verhältnissen könnte und wollte sicher der Lehrerverein nicht Synodalglied sein.

Die Gliedschaft der Synode aber in irgend einem anderen Sinne zu nehmen als in dem der Synodalstatuten führt blos zu Verwirrung und Streit, indem ein Jeder sich

seitens der Generalsynode nie von einer organischen Eingliederung des Lehrervereins in ihren Verband ernstlich die Rede gewesen sei.

Was ist der Unterschied zwischen dem Verhältniß einer Synodalgemeinde zur Synode und dem des Lehrervereins zur Synode? Der Bekenntnißparagraph einer Synodalgemeinde muß mit dem der Synode im Einklange stehen — der des Lehrervereins auch. Eine Gemeinde hat durch ihren Delegaten Sitz und Stimme in einer Distriktsconferenz — der Lehrerverein auch. Auf der Generalconferenz hat nicht jede Gemeinde Sitz und Stimme, während der Lehrerverein das hat.*) Eine Gemeinde hat der Synode, wenn verlangt, Rechenschaft zu geben in Bezug auf Lehre und Wandel — der Lehrerverein auch. Er ist der Synode für alle seine Maßnahmen verantwortlich. — Eine Gemeinde hat jährlich eine Kollekte in die Distriktskasse zu liefern — diese Bestimmung fehlt allerdings noch beim Lehrerverein; wenn sie aber wesentlich ist, so kann sie ja bald hinzugefügt werden. Die übrigen Bestimmungen, die Anstellung des Pastors betreffend, passen eben für den Lehrerverein nicht, weil er als solcher keinen Pastor braucht. Wo ist da noch ein Unterschied? Wegen seiner „fachlichen Beschaffenheit" soll der Lehrerverein nicht Glied der Synode sein können? Besteht denn nicht jede Gemeinde auch aus lauter Fachleuten, wenn sie auch nicht alle an ein und demselben Fache arbeiten. Gerade ein Fachverein kann der Synode gute Dienste leisten und ihr von großem Nutzen und Segen werden, indem er nach einer gewissen Seite hin agitirt und ein gewisses Feld bearbeitet, welches die Synode, gerade wegen ihrer „allgemeinen Beschaffenheit", nicht gebührend berücksichtigte. Ich erinnere nur an den Missionsverein, der sich seiner Zeit innerhalb der Synode gebildet hatte, ja sich bilden mußte, um die Synode anzuregen. Wäre die Synode wohl bereit gewesen, das Missionsfeld in Indien zu übernehmen, wenn nicht eben dieser „rein fachliche Verein tüchtig vorgearbeitet hätte? Auch der Lehrerverein hat das Verdienst, die Schulfrage in der Synode wenigstens in Gährung gebracht zu haben, und jedenfalls nicht znm Nachtheile der Synode. Man sagt — und die Vorlagen des Nord-Illinois-Distrikts zeigen das deutlich — man wolle wohl die Lehrer, aber nicht den Lehrerverein. Die menschliche Hand besteht aus einer Vereinigung der Finger. Wie, wenn der Körper sagen wollte: „Ich will wohl die Finger, aber nicht die Hand?" Was wären die Finger ohne Vereinigung in der Hand? Was hätten wohl die Glieder des oben erwähnten Missionsvereins ausgerichtet ohne Vereinigung? Wie stünde es wohl heute mit der Schulfrage, wenn sich nicht ein Lehrerverein gebildet hätte? Jedenfalls schlummerte sie noch so süß wie vorhin.

---

eine derartige anomale Gliedschaft seinen Anschauungen und Wünschen entsprechend vorstellt.

Außerdem aber lautet der Beschluß der Generalsynode von 1883: „Der Lehrerverein soll mit der Synode in Verbindung stehen unter folgenden Bedingungen und Regeln."

Den Synodalgliedern aber werden weder Bedingungen gemacht, noch Rechte eingeräumt, die ihnen nicht schon durch die Statuten gegeben waren. D. R.

*) Ist also da nicht Synodalglied, sondern hat seinen eigenen Delegaten. D. R.

Daß dem Lehrerverein Rechte eingeräumt seien, die ihrer Natur nach nur der Synode zukommen, z. B. Besetzung von Gemeindeschulen und Aussendung der Lehrerzöglinge des Proseminars soll kaum geleugnet werden können? Ja, das leugnen wir frischweg! Die diesbezüglichen Beschlüsse der Generalsynode lauten: 1. „Die Gemeinden sind gebeten, bei Besetzung von Lehrerstellen an ihren Schulen, sich zunächst an den Präsidenten des Lehrervereins zu wenden.“ (Protokoll 83 pag. 56, 7.) Also, die Gemeinde besetzt ihre Schule und niemals der Präsident des Lehrervereins. Dieser kann nur vorschlagen und empfehlen, und das ist ein Recht, das doch schließlich jeder Mensch hat. Die Gemeinden sind nur gebeten, nicht einmal verpflichtet, viel weniger gezwungen, sich zunächst an den Präsidenten des Lehrervereins zu wenden, damit dieser disponible Vereinsglieder vorschlage. Es giebt dies also den Vereinsgliedern ein kleines Vorrecht vor andern Lehrern, weiter nichts.

Jeder aus unserem Seminar hervorgehende Lehrer hat von Seiten der Synode durch den Präsidenten des Lehrervereins die erste Stelle sich anweisen zu lassen.“ (Protokoll 83 pag. 56, 10.) Also, von Seiten der Synode durch den Präsidenten des Lehrervereins. (Ob dies bisher immer geschehen ist, ist noch die Frage.) Ist das ein Recht? Allerdings, aber vielmehr ein Dienst, den der Präses des Lehrervereins der Synode erweist. Seiner Zeit wäre man froh gewesen, wenn der Präses des Lehrervereins einen Lehrerzögling hätte anstellen können. Siehe Theologische Zeitschrift No. 12 87 unter Schulnachrichten. Oder war der betreffende Zögling nicht tüchtig, eine Lehrerstelle zu bekleiden? Er hatte doch ein Qualifikationszeugniß vom Proseminar!

Daß nun endlich das Verhältniß des Lehrervereins zur Synode die Ursache sein soll, daß fast sämmtliche Distriktspräsides der Schulerziehung in den ihnen unterstellten Gemeinden seit Jahren mit keiner Silbe gedachten, und selbst die bestehenden Schulcomiteen sich in ihrer Wirksamkeit gehemmt sahen, und begabte Jünglinge sich nur selten willig fanden, ins evangelische Lehramt einzutreten, das ist denn doch, gelinde gesagt, sehr zweifelhaft. Wie werden sich die Distriktspräsides gefreut haben, sich so unverhofft und glänzend gerechtfertigt zu sehen! Wie war es denn früher, vor dem Jahre 1883, ehe dieses Verhältniß bestand? —

Richtig ist, daß begabte Jünglinge sich nur selten willig fanden — und immer seltener willig finden — ins evangelische Schulamt einzutreten, da dasselbe durch gar unnatürliche Vernachlässigung so tief herabgesetzt wurde — und immer tiefer herabgesetzt wird — daß es seines kirchlichen Charakters fast gänzlich entkleidet ist. Das hat aber einen andern Grund und zwar in dem Verhältniß der Schule zur Confirmation oder besser der Confirmation zur Schule. „Das evangelische Schulamt ist ein kirchliches Amt,“ sagt Pastor Göbel und — fügen wir hinzu — die evangelische Gemeindeschule ist ein kirchliches Institut, und der Weg in die evangelische Kirche führt nur durch die

evangelische Gemeindeschule. Wer in die evangelische Kirche aufgenommen, d. h. confirmirt werden will — denn durch die Confirmation werden die Kinder in die Kirche aufgenommen. (Siehe Evang. Agende Seite 261 und 276.) — Wer also in die evang. Kirche aufgenommen, d. h. confirmirt werden will, der muß in der evang. Schule für die Kirche erzogen, vorbereitet und vorgebildet werden, gerade so gut, wie die Predigerzöglinge im Proseminar für das Predigerseminar vorgebildet werden müssen — es sei denn, daß sie in einer andern Anstalt eine solche Vorbildung erlangt hätten.

Was würde wohl aus unserem Proseminar werden, wollte man im Predigerseminar Leute aufnehmen, ohne von ihnen die nöthige Vorbildung zu verlangen? Nun, jedenfalls, was bei dem jetzt obwaltenden Brauch, resp. Mißbrauch aus unsern Schulen immer mehr wird: Eine Nebensache, ein Stiefkind, das man immer weiter in die Ecke drückt. Wir sehen es Jahr für Jahr, daß die Kinder, die regelmäßig die Gemeindeschule besucht haben, den andern, die ein paar Monate oder Wochen vor der Confirmation nur in den Confirmandenunterricht kommen, gar nichts voraus haben, d. h. äußerlich nicht. Diese werden ebenso gut confirmirt, wie jene. Kein Wunder, daß da bei Eltern und Kindern die Ansicht vorherrscht, daß die Schule ganz und gar Nebensache sei. Und wenn der Prediger auch wieder und wieder die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Gemeindeschule betont, etwa in einer Confirmationsrede, durch die Confirmation selbst aber beweist, daß es ganz gleich ist, ob die Kinder die Gemeindeschule besucht haben oder nicht — wer kümmert sich da noch um Predigt und Ermahnung? Unsere Kinder werden doch confirmirt, wenn sie auch nicht in die Gemeindeschule gehen und das wiegt mehr als alles Predigen und Ermahnen, und ist bei den Leuten die Hauptsache. Solches ist ein Unrecht gegen die Kinder, welche der Ordnung nachgekommen sind und die Schule besucht haben. Sie fühlen das auch und erzählen daheim den Eltern, daß die und die Confirmanden nicht in die Schule gehen und bald werden auch die Eltern denken: „Wenn sich's denn doch gleich bleibt, so können wir die Auslage auch ersparen." Es müssen eben hier bestimmte Regeln gelten, nach denen sich Alle zu richten haben. Wenn jeder thun darf was er will, wird zuletzt keiner mehr etwas thun.

Die ehrw. Generalsynode hat im Jahre 1886 einen höchst zeitgemäßen Beschluß gefaßt, der es den Gemeinden zur Pflicht macht, daß sie die zu confirmirenden Kinder wenigstens zwei Jahre die Gemeindeschule besuchen lasse. (Protokoll 86 pag. 71, 3.) Von der Ausführung dieses Beschlusses hängt in Zukunft das Bestehen und Gedeihen unserer Gemeindeschulen wesentlich ab; vielmehr als von der Regelung des Verhältnisses der Lehrer zur Synode. Dieser Beschluß ist leider sehr lahm, indem er nur die Gemeinden verpflichtet, die ihn theils gar nicht kennen und wissen und anderntheils sich auch nicht darum kümmern, so lange ihre Pastoren fortfahren ohne Unterschied zu confirmiren.

Hier in Chicago wird dieser Beschluß meines Wissens nur von einem Pastor ausgeführt, wenigstens in sofern, daß die Kinder ein Jahr vor der

Confirmation die Schule zu besuchen haben und zwar ein ganzes Jahr, nicht nur während der Zeit des Confirmandenunterrichts. Die Möglichkeit ist vorhanden, den Beschluß auszuführen, es bedarf nur eines einmüthigen Vorgehens der Pastoren. Allerdings wird es Schwierigkeiten bereiten, und große Schwierigkeiten, diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen, weil es schon so spät ist. Aber, wenn anders „das Gedeihen der evangelischen Gemeinden ganz wesentlich durch den Fortbestand der evangelischen Gemeindeschulen bedingt ist," wie es im Protokoll der Generalsynode 1886 pag. 71, 2 heißt, so muß er zur Ausführung kommen, und je eher und je ernstlicher damit begonnen wird, desto besser. Sonst werden sich begabte Jünglinge nicht nur immer seltener willig finden, ins evangelische Schulamt einzutreten, sondern auch begabte Lehrer werden sich immer mehr willig finden, aus dem Schulamt auszutreten. —

Briefe über das Predigen.

(Eingesandt von P. J. B. Jud.)

I.

Mein theurer Freund!

Deinem Wunsche, etwas über die Kunst des Predigens zu schreiben, komme ich gerne nach, nicht weil ich etwas zu sagen wüßte, was der Professor der Homiletik dir nicht besser sagen könnte als ich, sondern weil ich mir gerne wieder über diese große Aufgabe klar werde. Gerne wirst du mir dabei die Saulsrüstung einer gelehrten Sprache erlassen und gestatten, daß ich die gewohnte Schleuder dabei brauche. Ich verachte diese Rüstung nicht. Saul hat große Dinge darin und dadurch gethan. Aber ich muß mit David sagen: „Ich kann darin nicht gehen."

Eines ist gewiß richtig, nämlich, daß all' unser Thun durch unsere Aufgabe und darum durch den Zweck unseres Thuns regiert werden muß. Diese Aufgabe und der Zweck unseres Amtes ist aber klar vorgezeichnet in Matth. 28, 19, wo es heißt: „Darum gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker." Das Predigen hat keinen Zweck, den wir von dem Zwecke der übrigen Amtsthätigkeit ablösen könnten, wie denn Jesus auch diese Thätigkeiten in den zwei Participien *βαπτίζοντες* und *διδάσκοντες* nennt und durch *καὶ* aufs engste verbindet. Es hat immer Zeiten gegeben, wo man dachte es werde mehr erreicht, wenn man Priester, Pastor und Prediger trenne und jedes Amt einer besonderen Person übertrage. Man hat in der katholischen Kirche die Predigerorden der Franziskaner und Dominikaner gegründet, die nur predigen sollten und zwar ohne feste Stellung. Was ist aber daraus geworden? Sie haben glänzende Redner gehabt und haben sie noch. Die Fastenprediger ziehen heute noch in Paris und anderswo ungeheure Massen an, die ihre Kunst bewundern, sich die öffentlichen Sünden in den grellsten Farben vorhalten lassen, auch wohl in augenblickliche Begeisterung gerathen, — aber die bleibende Frucht eines neuen Lebens, die Umgestaltung

der verrotteten Verhältnisse erreichen sie nicht. Es sind glänzende Luftstreiche gegen einen eingebildeten Gegner. Die glänzendste Rede wirkt nicht dauernd, wenn der Redner nicht seine Haut damit zu Markte trägt und sich der Gefahr aussetzt auch dafür zu leiden, sondern sich wieder hinter den Klostermauern verbirgt, so daß man von ihm oft nur den angenommenen Klosternamen erfährt. Die Reformation hat dieses wohl erkannt und darum wieder die peremtorische Forderung gestellt, daß jeder Pastor predigen soll. Es hat dies auch auf die katholische Kirche zurückgewirkt und man wird wohl kaum mehr katholische Kirchen finden, wo der Priester nicht sonntäglich predigt.

Etwas ähnliches, wie katholische Predigerorden hat man in neuerer Zeit in der protestantischen Kirche in den sogenannten Evangelisten angefangen. Wir wollen nicht ohne weiteres den Stab darüber brechen. Besondere Krankheiten am menschlichen Körper mögen besondere Heilmittel erfordern. Diese Evangelistenarbeit wäre aber 1. nicht nothwendig, wenn überall bei den angestellten Pastoren der rechte Hirtensinn wäre, gepaart mit dem Sinne voller Selbstverleugnung. Was kann die Masse der Kirche mehr entfremden, als wenn der Pastor der Masse fremd wird. Dies ist aber je und je geschehen und geschieht heute noch. Wie so oft lebt der Pastor in der Gelehrsamkeit alter und neuer Zeit, aber die Leute kennt er nicht, auf die er wirken soll. Seine Lebensweise ist die Lebensweise der Vornehmen, sein Verkehr ist mit den Reichen, sein Geschmack ist zu fein um zu wissen was dem Magen der Masse paßt, seine Rede darum die Sprache der gebildeten Klasse. Die langen Vakanzreisen, die feinen Häuser, die Lust zur Bequemlichkeit, die daraus entspringende Menschenfurcht macht Evangelistenarbeit nothwendig. Der Evangelist muß dann sagen was der Pastor sagen sollte, aber nicht darf „aus Furcht vor den Juden.“ — Diese Evangelistenarbeit ist 2. aber auch nicht so erfolgreich als sie scheint. Was will es sagen, wenn in einer Stadt wie Chicago 5—6000 Menschen zusammenkommen? Die Stadt hat vielleicht 800,000 bis eine Million. Der größte Theil sind Leute, die schon zu Kirchen gehören, die Masse wird nicht erreicht. Soll diese erreicht werden, so braucht es hunderte von guten Hirten, die den einzelnen Schafen nachgehen, „bis daß sie dieselben finden.“ Die Erfolge sind auch auf diejenigen, die zusammenkommen meist gering, weil nicht nachhaltig. Nur die Selbstverleugnung wirkt ewige Frucht. Wenn die Reden auch noch so glänzend sind und es scheint als rede ein Engel vom Himmel herunter, aber schließlich kommt die Rechnung und es heißt, dieser und jener Evangelist hat in den drei oder vier Wochen so viel tausend Dollars verdient und mitgenommen, nicht für das „heilige Jerusalem“, sondern für sich; er hat sich einen prächtigen Landsitz gekauft, wo er die Sommermonate zubringt, so verschwindet der apostolische Schein und damit unendlich viel von der Wirkung seiner Reden. Nur die Selbstverleugnung hat die Verheißung ewiger Frucht. — Ich bin lang geworden, mein Lieber, und habe über die Kunst zu predigen noch gar nichts gesagt. Aber ich konnte nichts über das Predigen sagen, ehe ich ihm die rechte Stelle angewiesen habe. Und diese Stellung ist inmitten der Amts-

thätigkeit des Pastors, und die erste Grundlage der guten Predigt ist die Selbstverleugnung, die um des Zweckes willen, Jünger Jesu zu machen, sich selbst vergißt. Als ich vor dreißig Jahren mich dem Inspektor eines Missionshauses vorstellte, fragte er mich: „Hast du es einmal versucht, einen Menschen zu bekehren.“ Ich wollte damals Missionar werden, aber mußte gestehen, den Versuch nie gemacht zu haben. Der Zweck des Predigens ist kein anderer. Und doch werden viele Prediger die nicht daran denken.

Ein ander mal mehr. Dein alter Philemon.

II.

Lieber Freund!

Wenn du das letzte mal über die lange Vorrede geseufzt und gedacht hast, ich sollte dir die ganze Sache mehr in nuce geben, so kann ich dir dieses Seufzen auch in diesem und vielleicht in noch einigen anderen Briefen nicht ersparen. Findet man doch fast in allen theologischen Fächern Abschnitte über die Hülfswissenschaften, wie sollten wir beim Schreiben über das Predigen, dieser Spitze der Theologie, dieser Unterlagen entbehren können! Wenn Jesus sagt: „Machet zu Jüngern alle Völker“ und „lehret sie halten alles was ich Euch befohlen habe“, so macht er damit die Prediger zu seinen Gesandten. Aber könnte man sich einen Gesandten denken, der das Wesen, die Geschichte, die Einrichtungen und die Rechte seines eigenen Staates sowohl, als auch des Staates, an den er gesandt wird, nicht kennte? Er würde ein schlechter Geschäftsträger sein, wie es allerdings deren schon so viele gegeben hat. Ebenso wenig kann darum dem Diener des Evangeliums das ernste wissenschaftliche Studium erlassen werden. Das erste was einer wissen muß ist, wer der ihn sendende König ist, welche Bewandtniß es mit seinem Reiche hat, welche Macht er entwickeln kann, welche Vortheile er seinen Jüngern gewährt, wie man sich mit ihm auf guten Fuß setzt rc. rc. Ueber dieses Gebiet gibt die Dogmatik Aufschluß. Das gründliche Studium der Dogmatik ist das erste Erforderniß eines guten Predigers. Die Dogmatik ist nicht etwa die Vorrathskammer für das Predigtmaterial, so wenig als einer die Kanzel mit dem Katheder verwechseln soll, so wenig ein Gesandtschaftsposten ein Lehrstuhl über Staatswissenschaft ist. Dort ist ein Lehrgebäude, hier buntes Leben. Aber wie die gründliche Staatswissenschaft eine feste Grundlage bildet, um die einzelnen Aufträge des Königs zu vollführen, so ist die Dogmatik die Grundlage für den Prediger, um die Einzelaufträge seines Herrn in Ausführung zu bringen. Man bringe nicht die Apostel als Gegenbeweis. Die Apostel haben keine Dogmatik gepredigt aber sie haben eine Dogmatik gehabt und darauf gefußt mit ihrer Predigt. Sie brachten die alttestamentliche Dogmatik als sie Jünger wurden. Was war, um nicht zu reden von der Lehre von Gott, dem Gesetze vom Gerichte rc. z. B. der Glaube an ein messianisches Reich anderes als ein Stück Dogmatik. Jesus hat sich drei Jahre Mühe gegeben diese Dogmatik in den Jüngern zu klären und zu verbessern bis der Geist ihnen dann jene herrliche Gesammtanschauung gab,

welche wir in den Predigten und Schriften so klar durchleuchten sahen. Lies die Predigt Petri am Pfingstfest, sie ist keine Dogmenlehre, sie ist durch und durch ethisch, aber sie fußt auf der Dogmatik der Hörer und besonders der Dogmatik des gottbegeisterten Redners. Man hat gefragt was Paulus die drei Jahre in Arabien gethan habe. Gal. 2, 17. Wir hören nichts von einer Wirksamkeit daselbst. Und er hat dort wohl auch nicht gewirkt, sondern in der Stille sich vorbereitet auf das Amt, das er in Zukunft treiben soll. Zwar hat Gott ihm seinen Sohn nicht durch dogmatische Schlüsse geoffenbart, sondern durch das Zeugniß des heiligen Geistes, wie das heute noch geschieht. Aber dieser Gewißheit gegenüber stand *seine* Dogmatik und suchte sie wieder zu verdrängen. Es fragte sich in ihm, was ist wahr, diese mir sich aufdrängende Gewißheit oder die bisherige Anschauung. Diesen Widerstreit hat er in Arabien ausgefochten durch vorurtheilsloses Versenken in Gottes Wort. Da wurde es ihm klar: Jesus ist im alten Testament so vorausverkündet, wie ihn die Jünger lehren, wie er gelebt hat; es sind Bibelstellen, alttestamentliche Einrichtungen und Führungen übersehen worden und anderes wurde total mißverstanden. Was diese Vorbereitungszeit ihm ausgetragen hat, finden wir in allen seinen Briefen, besonders aber im Römer- und Galaterbrief, wo er besonders die Rechtfertigung durch den Glauben behandelt. Er lehrt kein dogmatisches System, aber jede Zeile beweist, daß er eines in seinem Geiste hat. Man wende auch nicht ein, daß wir viele recht tüchtige Prediger haben, die dieses Studium nicht kannten. Diese Leute, sofern sie wirklich tüchtig waren, haben vielleicht kein ganzes System gehabt, waren aber in den Punkten, auf die es gerade in ihrer Wirksamkeit ankommt, sehr gut gesattelt und bedauerten meist lebenslang, daß ihnen die Gelegenheit zu diesem nützlichen Studium abging.

Eine mit der Dogmatik verwandte Hülfswissenschaft ist die Ethik. Wenn es die Aufgabe des Predigers ist, Jünger zu machen, so muß es ihm klar sein, was zu einem Jünger gehört. Er muß einen klaren Blick, eine gründliche Kenntniß aller Vorgänge haben, die einen zum Jünger machen. Ein Prediger ohne Kenntniß der Ethik kann da und dort auch im Segen wirken, aber seine Wirksamkeit wird fast immer eine lückenhafte werden. Er wirkt einseitig und meist nur auf eine kleinere Klasse von Menschen. Daher diese verschiedenen Klassen von Predigern. Die einen sind Erweckungsprediger, aber sie sind nicht im Stande, die Erweckten weiter zu führen; andere Erbauungsprediger, die bekehrte Leute als Zuhörer haben müssen, den andern haben sie nichts zu sagen; noch andere Forschungsprediger, die nur dem kleinen Kreise geweckter Leute dienen können, die Sinn für die Geheimnisse der Schrift haben. Gewiß, die spezielle Begabung wird immer die einen mehr dahin und die andern dorthin führen. Aber es ist doch nicht gut, wenn einer nur die einen, aber nicht die andern befriedigen kann. Auf dem Gebiete der Medizin gibt es Spezialisten. Man findet sie aber nur in großen Städten, auf dem Lande erwartet man, daß der Arzt alle Krankheiten zu behandeln weiß und nicht sagt: Bitte gehen Sie zu meinem Herrn Collegen, er wohnt nur 30 Meilen

von hier. Wie viel mehr soll der Pastor Allen Alles zu werden suchen. Es thut mir leid, mein Lieber, noch nicht über die Präliminarien hinausgekommen zu sein. Aber wenn es mir gelungen ist, dich von dem Gedanken weg zu führen, daß im Seminar nur praktische Theologie, Homiletik, Katechetik ꝛc. von praktischem Nutzen sei, so ist meine Mühe reichlich belohnt, und überreichlich, wenn es dich einst im Amte antreibt, die systematische Theologie hoch zu halten und immer wieder zu studiren. Das nächste mal ein Wörtchen über die Kirchengeschichte.

Herzl. Gruß dein Philemon.

Die Schule, ihre Aufgabe und Ziel.

(Eingesandt von J. D. Schönrich.)

(Schluß.)

„Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist, und noch geschieht."

Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Die Seele der Schule ist der Religionsunterricht, Kenntniß der christlichen Lehre, Gebet, Anhalten zum Kirchenbesuch ꝛc. Zur christlichen Erziehung gehört auch der Unterricht im Glauben, auch die Zucht des Willens und die Erziehung zum Gehorsam. „Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit." Die Lehrer sollen ihre Schüler zur Gottesfurcht und christlichen Wandel anhalten, damit sie nicht allein vom Wort Gottes wohl reden können, sondern dasselbe auch mit ihrem Leben und Wandel beweisen. Das Christenthum besteht vorzugsweise in der Nachfolge Christi, als des vollkommensten Vorbildes des christlichen Lebens. Der Gottseligkeit folgt auch die äußerliche Disciplin und Zucht der Kinder, welche von dem heiligen Geist auch fleißig zu pflanzen geboten ist. Dieselbe muß ernstlich getrieben werden, damit die Jugend nicht wie das „Vieh" ohne alle Zucht erzogen werde: „Eine Schule ohne Schulzucht ist wie eine Mühle ohne Wasser." Die Lehrer, Eltern oder Vormünder sollen daher fleißiges und ernstliches Aufsehen haben, daß die Kinder, weil sie noch zart und zu biegen sind, zu aller Ehrbarkeit und guten Sitten gezogen werden, damit sie an allen Orten guten Wandel führen. „Gute Sitten sind überall wohl gelitten." Das Endziel einer jeden vernünftigen Jugenderziehung ist auch: den Menschen zum Menschen zu bilden, ihn zur möglichst vollkommenen Entwickelung zu bringen. Dabei ist zu verachten: pädagogisches Tagelöhnern, Abrichten, Einstopfen, Ankleben, angelerntes Parademachen, papageimäßiges Nachsprechen, Einbläuen, jegliche Ueberschüttung und Ueberfütterung; denn wenig und recht ist besser als viel und schlecht (Omne nimium non bonum = Allzuviel ist ungesund). — Zur Einschärfung der allgemeinen Regeln christlich-sittlicher Zucht wie der äußern Ordnung, welche die Schule von ihren Schülern verlangt, dienen Schulgesetze, die schriftlich aufgezeichnet und den Schülern in die Hand gegeben oder auch im Schulzimmer auf einer sogenannten Schultafel aufgehängt und von Zeit zu Zeit verlesen werden sollten.

Aber auch der nationale und patriotische Gesichtspunkt bei der Erziehung muß gebührend hervorgehoben werden. Ziel= und zweckbewußt muß der Lehrer als Wächter der Volkswohlfahrt, als Patriot, als Bildner der hoffnungsvollen Jugend in seiner Schule dastehen und wirken. Die sittliche und geistige Hebung eines heranwachsenden Geschlechts, eines Volkes begründet das Glück und Heil des Landes. Wohl ist oft die Arbeit in einer so heterogenen Masse zusammengewürfelter Elemente schwer und aufreibend, jedoch:

„Wo Gott die Hand dir regieret, zur Arbeit selbst Grund leget, da fügt er Segen bei;
Kehrt er ab Sein Gesichte, so wird das Werk zunichte, wie gut und klug der Meister sei.“

Als gemeinsame Grundforderungen können wir folgende bezeichnen: 1. die Forderung eines erziehenden Unterrichts, wobei nicht nur die Aneignung gewisser Kenntnisse oder Fertigkeiten die Hauptsache ist, sondern die formale Geistesbildung, die Bildung des Lernenden am Geist und am Herzen, die Zucht zur Wahrheit und in der Wahrheit, wobei nicht bloß einzelne Wahrheiten dem Lernenden — sei's gedächtnißmäßig oder verstandesmäßig — beigebracht, sondern er selbst tüchtig gemacht wird, die Wahrheit zu finden und sie aufs klarste und einfältigste darzulegen. Zur Erreichung dieses Zieles dient aber 2. die Forderung einer steten Verbindung des Lernens mit der Uebung, des Aufnehmens mit der Imitation und Reproduktion, der Selbstthätigkeit. „Uebung der Geister“; da nichts, weder Sprachen noch Sachen, gelernt werden können durch Regeln allein, oder Uebung, sondern nur durch zweckmäßige Verbindung beider.

„Eins muß in das Andere greifen, Eins durch's Andere blüh'n und reifen.“

Aller Unterricht geht in zwei Angeln: Induction und Repetition, Anschauung und Uebung. „Denken, Ueben und Anwenden“ setze als Motto über die Schulthür! Dazu kommt 3. als dritter Grundsatz die Forderung möglichster Einfachheit der Lehrgegenstände und Lehrmethoden, Lehrbücher und Lehrmittel, der weisen Beschränkung in Bezug auf das Maß des Lehrens und Lernens, daher die oft wiederholte Warnung vor dem Zuviel der Lehrstoffe, der Regeln, Bücher, auch der Unterrichts- und Lernzeit; also die Forderung einer möglichsten Concentration des Unterrichts durch Beschränkung auf das Nothwendige. Non multa, sed multum — Nicht Vielerlei, sondern Viel. Des Lehrers Kraft ruht ja in der Methode. Oft aber hat selbst die Methode keinen Erfolg aufzuweisen, sofern die geistige Befähigung des Kindes schwach ist und bleibt oder die Quantität wohl Qual — nicht aber Qualität erzeugt. — Endlich finden wir 4. die Forderung einer zweckmäßigen, auf den einfachsten sachlichen Principien ruhende Abstufung des Unterrichts und einer dem entsprechenden Klassentheilung der Schüler, z. B. in drei Häuflein — also die Dreitheilung (Practica est muliplex = die Praxis ist gar verschiedenartig). Dieses Grundschema kann wieder gegliedert werden. — Wort= und Sachverständniß müssen beieinander sein, denn ohne Verständniß der Sachen

ist auch das Verständniß der Worte umsonst. „Verstehest du auch, was du liesest?“ (Philippus) Wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet? Die Exegese, d. i. die Verdeutlichung schwieriger Stellen, ist beim Ab- und Zerfragen Erforderniß.

„In die Tiefe mußt du steigen, soll ich dir das Wesen zeigen!“

Sinn und Interesse für Natur und Geschichte, die ja als Offenbarungen Gottes, seiner Macht, Weisheit und Güte einen unmittelbaren religiösen Werth haben und die mittelbar auch wieder zum Verständniß der heiligen Schrift, sowie für das praktische Leben nützlich und nöthig sind, verdienen ebenfalls Berücksichtigung. Gottes herrliche Werke, seine Allmacht und Wunder zeigen sich in den Blümlein, ja überall für das bewaffnete und unbewaffnete Auge. Sage das deinem Schüler. Die Historien aber sind nichts anderes denn Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal, Marksteine göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt und sonderlich die Menschen erhält, regiert, hindert, fördert, straft, ehrt ꝛc. Gottes Wille ist, daß wir in der Schöpfung wie in der Geschichte seine Spur sehen.

Die Musik ist eine der schönsten himmlischen Gaben Gottes; eine fremde Pflanze von Gottes Gnaden ist der Musiker, welcher in einer Gefühlssprache redet: „Was ihr nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Die Musik vertreibt viel Anfechtung und böse Gedanken, sie ist das beste Labsal eines betrübten Menschen; man muß daher Musik von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, um so mehr, da Musik und Gesang auch nothwendig zur Ausrichtung des christlichen Gottesdienstes ist. Ja es ist der Musik- und Gesangunterricht und die Uebung des Gesanges für die Zwecke des Cultus geradezu eines der wesentlichsten Zwecke der evang. Schule, eines der festesten Bänder zwischen Schule und Kirche, ja eines der wirksamsten Motive gewesen und noch bei Errichtung der Schulen. Der Cantor und Organist wird zum Schulmeister. Der festgehaltene Bund zwischen Kirche und Schule ist erneut und fester geschlossen: Die Kirche fühlt sich als berufsmäßige Pflegerin, die Schule aber erkennt ihre eigene Ehre darin, Tochter und Dienerin, aber auch treue Mitarbeiterin der Kirche zu sein.

Eine Generalfrage dürften wir uns wohl vorlegen, nämlich: „Wie viel ist bis jetzt geschehen, um die Erziehungsideen und Bildungsideale zu verwirklichen? Die Durchführung ist wohl nur theilweise geschehen; denn viele unserer Schulen sind mit großen Mängeln und Gebrechen behaftet. Es giebt eben noch gewaltige Hindernisse, die im muthigen, ausdauernden Kampfe überwunden werden müssen, in besonnener Weise, stiller, treuer und selbstverleugnender Arbeit:

„sich in Andrer Dienst verzehren. Auf Pflanzen und Begießen laß dein Gedeihen fließen.“

müssen wir beten ohne Unterlaß, wenn der Segen von Oben kommen, wenn das Werk den Meister loben soll. Es ist nun die Pflicht unserer evang. Gemeinden: Fürsorge zu treffen für tüchtige Lehrer und Erzieher, für vorhandene und noch zu gründende Schulen. Denn:

1. Die Gründung und Erhaltung evang. Gemeindeschulen ist Christenpflicht der evang. Gemeinden und deren Pastoren.

2. Die Erhaltung deutscher evang. Gemeindeschulen dient zur Erhaltung evang. Gemeinden und somit auch zur Erhaltung der evang. Kirche, resp. Synode.

Möchten daher diese wiederholt ausgesprochenen Grundsätze Allen zur Mahnung dienen, daß Pastoren und Lehrer, Vorsteher und Hausväter sich der größten Treue zum Aufbau der Gemeinde-Schulen befleißigen möchten. Man suchet nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Ohne Fleiß kein Preis.

Der Lehrer als Pädagoge, als evang. Erzieher muß ein reiches Wissen besitzen, eine Geistes- und Sprachgewandtheit, eine universelle Bildung und Talent haben, um ein Vorbild im Lernen, Lehren und Leben zu geben; er muß Treue im Kleinen wie im Großen beweisen.

„Pünktlich sei in jeder Pflicht,
Uebersieh das Kleinste nicht!
Bei dem Kleinen fängst du an
Und die Zeit bringt Größ're dann."

Ein Lehrer soll nicht bloß mit seinem Wort, sondern mit seinem persönlichen Vorbild lehren. Hieraus folgt, daß die Heranbildung und Erhaltung eines tüchtigen Lehrerstandes eine dringende Aufgabe ist. „Es giebt nichts Größeres und Herrlicheres als einen rechten Erzieher, einen fleißigen und frommen Schulmeister, der treulich zieht und lehret; den kann man nicht immer genug lohnen und mit Geld bezahlen." Lehrer sind von Gottes wegen an ihren Platz gestellt. Dreierlei ist zu verlangen von einem rechtschaffenen Lehrer: 1. daß er wohl gelehrt sei, 2. daß er fleißig und unverdrossen sei und sich gegen Kinder tapfer und ernstlich, doch freundlich und mit guter Bescheidenheit erzeige, 3. daß er die rechte Weise und Wege wisse, wie die Kinder zu lehren seien. Die Schule ist kein Zuchthaus, sondern ein Vaterhaus der Liebe. Der Lehrer muß unter den Kindern ein Kindlein sein und mit kindlichem Sinn die kindlichen Herzen erobern. Sein inniges Bemühen ist: „ihrer treu zu warten, damit sie in liebenden Gedanken den Gärtner umranken." Wie kein Epheu um eine Eissäule sich schlingt, so klammert sich auch kein Kind an ein eiskaltes, liebeleeres Herz. Das Herz macht den Lehrer! Daraus ergiebt sich, daß ja die auch nothwendigen Strafmittel von keinem Schlaghart Anwendung finden dürfen in Gebrauch der ungebrannten Asche, vielmehr so, daß die Strafen und die Schläge, wenn sie doch gleich bitter sein — Zeichen der Liebe sind. Schlage Achtung und Liebe nicht todt. Disciplin ist der Probirstein echter Lehrerliebe.

Nur wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang!

Sprüche 13, 24: Wer seine Ruthe schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald!

Luther will: daß keiner zu einem Prediger erwählt würde, der nicht zuvor eine Zeitlang Schulmeister gewesen. Darum die große Sorge für Gründung, Vermehrung und Verbesserung der Schul-Anstalten, damit aus diesen tüchtige Lehrer und Prediger hervorgehen möchten! —

Wiedererrichtung und Verbesserung unserer Schulen muß besonders heute der Hauptgegenstand sein. Deßwegen erschien vergangenen Herbst das vortreffliche Sendschreiben, der große Weckruf unseres ehrw. Synodal-Präses: „Zur Wiedereröffnung unserer Gemeindeschulen. Ein Wort liebevoller Erinnerung und Mahnung an die Pastoren und Lehrer u. s. w. der deutsch evang. Synode von Nord Amerika." Es wäre sehr zu wünschen, wenn alle darin ausgesprochenen Grundsätze noch einmal zum Druck und größerer Vertheilung gelangen würden. — Auch hier in unserer evang. Kirche ist noch empfänglicher Boden, auf welchem viele und edle Pflanzstätten evang. Erziehung und Bildung wachsen und gedeihen könnten. Viele sind dahin, andere kränkeln altersschwach, anderen wieder hackt man Krone und Wurzeln ab. Ist es nicht religiöse Gleichgültigkeit, Unglaube, Unwissenheit und Unbildnng, wenn man hemmend und verderbend der Schule entgegenarbeitet? Gottlob, daß wir Gemeinden besitzen, die große Summen zu opfern willig sind, die den weiteren Aufbau und Ausbau von Unterrichts- und Erziehungsanstalten mit oft massenhaften Schwierigkeiten gern und freudig ertragen. — Die Gemeindeschule als organisirtes Institut ist eine Hülfsanstalt für die Kirche, welche die Jugend zur Eingliederung fertig macht und sie dann der Schulaufsicht des Geistlichen unterstellt. —

Nicht allein aber muß Sorge getragen werden für anstaltliche und persönliche, sondern auch für sachliche Erfordernisse des Unterrichts. Dazu gehört 1. die Fürsorge für die finanziellen Bedürfnisse der Schulen, als Lehrergehalt, Ausstattung der Lehranstalten, Unterstützung und Verpflegung armer Schüler; 2. die Fürsorge für Herstellung guter Lehrbücher und Unterrichtsmittel. Schließlich möge uns zur Ermunterung unserer Berufsthätigkeit folgendes Motto dienen:

„Seien denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderschaar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sei, als unsrer war!" (Uhland.)

Gedanken über körperliche Züchtigung in der Schule.

(Eingesandt von P. G. Eisen.)

(Fortsetzung.)

Nach meinem Dafürhalten sollen die körperlichen Züchtigungen, das stelle ich von vornherein fest, Ausnahmsmittel sein, sie dürfen nie zum gewohnheitsmäßigen Strafmittel werden. Dadurch würde ein Erzieher gerade des Haupteinflusses auf seine Zöglinge verlustig gehen und er selbst würde die Zahl der Carricaturen eines Erziehers nur vermehren, die den Credit des

Lehrerstandes so lange schädigten und in der Hochachtung auf die derselbe vollen Anspruch zu erheben berechtigt ist, vor dem Volke herabsetzen. Es ist ja eine traurige Thatsache, daß in früherer Zeit der lange Backel in den Schulen der erste Anwalt des Schulmeisters war, der die Stelle des noch immerfort nicht erfundenen Nürnberger Trichters ersetzen sollte. Allein wenn es so lange dunkel blieb in den Schulhäusern und Köpfen der Schulmonarchen, so ist nicht zu vergessen, daß es noch in manchen andern hohen und höchsten Häusern und Köpfen dunkel genug aussah.

Es ist eine der Hauptpflichten des Erziehers, dahin zu streben, die körperlichen Strafen auf ein immer kleineres Minimum zu beschränken; sie nicht zu beseitigen, wohl aber unnöthig zu machen, wenn sie nicht werthlos werden oder gar schädlich wirken sollen. In seiner eigenen Person, in seiner Thätigkeit suche der Erzieher die Mittel zur Verhütung von körperlichen Strafen, aber auch die Ursachen, wenn er sich zu häufigem Gebrauch derselben glaubt gedrängt zu sehen; denn die Fehler, die gemacht und nicht ausbleiben werden, sind oft von schlimmern Folgen begleitet, als der Erzieher vorauszusehen vermag.

Die erste Bedingung eines erfolgreichen und glücklichen Unterrichtes ist: Ruhe und Stille. Beide gehören zusammen. Damit ist aber keine Friedhofsruhe und Stille gemeint. „Es bildet ein Talent sich in der Stille.“ Es kann nichts Rechtes geleistet werden, es ist kein Vertiefen und Eindringen in einen Lehrgegenstand möglich, wenn die Gedanken alle Augenblicke von demselben abgelenkt werden. So wenig eine Henne, die alle Augenblicke von den Eiern läuft, dieselben ausbrütet, so wenig wird bei einem unruhigen, gestörten Unterricht etwas Ordentliches geleistet werden. Der Lehrer verpufft sein Pulver umsonst, d. h. all sein Demonstriren verzehrt sich in sich selbst. Die Ruhe aber muß vor Allem vom Lehrer selbst ausgehen. Er thut gut, so wenig wie möglich seinen Platz zu wechseln. Zeigt er äußerlich Ruhe, so legt sich die Unruhe der kleinen Geister von selbst. Der beste Lehrer ist der in seinem Innern thätigste, indeß seine äußere Erscheinung die größte Ruhe zeigt. Er ist der Steuermann des Schiffes. Soll es nicht außer Kurs gerathen, hat sein Auge fortwährend der einzuschlagenden Richtung zu folgen. Wenn die Kinder vom ersten bis zum letzten sich überwacht und beobachtet wissen, im Blick des Lehrers das Auge des Gesetzes, der Ordnung sehen, wird die Ruhe von selbst über die Kinder kommen. Der Lehrer befleißige sich selbst der Stille; denn je lauter der Lehrer, desto lauter die Kinder. Ruhe aber kann nur da Platz greifen, wo Ordnung ist. Diese wird ebenfalls in erster Linie vom Lehrer gefordert. Alles muß zu seiner Zeit und in unveränderlicher stricter Reihenfolge vor sich gehen. Hier schon findet das Wort seine Anwendung: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Ein Lehrer kann nicht zu pünktlich sein. Ein gewisser Mechanismus in der äußern Schulordnung ist hier ganz am Platze und je größer die Schule, je vielgestaltiger der Unterricht, wie z. B. im Einklassensystem, desto mehr gilt es, alle nebensächlichen Dinge auf das geringste Zeitmaß zu beschränken. Dazu rechne ich den Platz- und

Lehrmittelwechsel. Je complicirter eine Maschine, desto genauer müssen die einzelnen Theile in einander passen. So auch in der Schularbeit. Bei festem Willen und beständiger Selbstzucht ist auch ein anfänglich in der Ferne schwebendes Ideal nicht unerreichbar. Ich weiß es aus Erfahrung. Deutsche, Schweizer, Franzosen, Amerikaner hatte ich im Zeitraume von 2 Jahrzehnten unter meinem Szepter und es gelang mir zeitweise, wenn der Eifer über mich gerieth, bis über hundert Kinder so im Geleise zu halten, daß es mich nur wenig äußere Anstrengung kostete, Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Ich sage wohlweislich zeitweise, denn die ruhige Fahrt dauerte in der Regel nur wenige Wochen und mein Schiff lag bald backbord, bald leeseits, und das durch meine eigene Schuld. Mein unruhiges Temperament und meine Unbeständigkeit haben meine besten Vorsätze zu Fall gebracht.

Was aber eine festgefügte Ordnung zu leisten vermag, beweist das Militärwesen. Früher war der Korporalstock der unentbehrliche Lehrmeister. Die Disziplin von heute steht wohl weit über der vor 100 Jahren geübten, basirt aber auf andern Grundlagen, nämlich der elementaren, lückenlosen Durchbildung und der größern Intelligenz jedes einzelnen Soldaten.

Wenn wir in den Vorbedingungen jedes erfolgreichen Unterrichtes, der Ruhe und Stille ganz bedeutende disciplinarische Faktoren erblicken, welche zumeist vom Lehrer abhängig gemacht werden müssen und die an und für sich schon vielen strafbaren Ausschreitungen vorbeugen, so müssen wir aber dennoch den Haupteinfluß, die Macht des Erziehers in dessen pädagogischer Tüchtigkeit, seiner Mittheilungsgabe und seinem geistigen Besitzthum suchen. Ein Lehrer kann nicht zu viel, aber zu wenig wissen. Damit meine ich freilich kein verworrenes, oberflächliches Wissen von Vielerlei, sondern ein gediegenes, klares, jederzeit gegenwärtiges Besitzen, ein tiefes Gegründetsein in den Elementen des Wissens. Gute Lehrer machen gute Schulen. Es ist eigenthümlich, selbst bei gebildeten Leuten noch der Meinung zu begegnen, ein Lehrer brauche nicht so viel zu wissen, um die Kinder das Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren; sodann wissen manche immer den alten abgestandenen Kohl vom Hochmuth der Lehrer aufzutischen. Das erstere verurtheilt sich selbst in der Thatsache, daß dieselben gebildeten Leute für ihre eigenen Kinder die besten Schulen aussuchen, und gäbe es keine hochmüthigen Lehrer, so wäre der Lehrerstand der einzige Stand, der sich einer solchen Ausnahme erfreute. Gewiß ist, daß bei vielen Vertretern des Erzieherberufes die Einbildung sehr ausgebildet und die Ausbildung sehr eingebildet ist. Die leeren Fässer tönen überall am lautesten. Daß die Schulbildung an und für sich einen Menschen nicht glücklich macht, ein Herz ungeändert lassen kann, weiß jeder Erzieher. Daß aber geringe Schulbildung, mangelhafte Erziehung die Schuld der meisten zeitlichen, materiellen wie geistigen Nachtheile trifft, wird Niemand bestreiten. Ein rechter Christ wird auch ein gebildeter Mensch sein, d. h. ein Mann von Herzensbildung; ein ungebildeter, unwissender Mensch aber wird schwerlich ein guter Christ sein. Vom Unterricht überhaupt aber muß erwartet werden, daß er, wenn recht ertheilt, erziehend wirken soll, thut er das nicht,

ist er ein verfehlter Unterricht. Der Lehrerberuf unserer Tage stellt hohe Anforderungen und mit Recht. Der Lehrer soll kein bloßer Drillmeister sein. Er muß ein Mann von Charakter und Geist sein, begeistert für seinen Beruf, der im Kleinen Großes schafft. Die Kinder spüren bald heraus, wie es mit dem Wissen ihres Lehrers bestellt ist, sie haben ein scharfes Auge auch für seine Charakter- und andere Schwächen. Je gründlicher sein Wissen, je durchgeistigter seine Methode, je männlicher sein Auftreten, desto größer die Achtung der Kinder; er muß ihnen imponiren und darin liegen Macht und Schwäche seiner Autorität. Wie viele Kinder aber müssen durch Schläge büßen, wo der Lehrer es an der nöthigen Vorbereitung, an der voranzugehenden persönlichen Durcharbeitung des Lehrstoffes hat mangeln lassen. Nicht jeder ist so glücklich, wie der Unterzeichnete, der einmal einem Kinde für eine dumme Antwort eine Ohrfeige versetzte und dem unmittelbar nachher ein tüchtiger Schulmann gründlich den Kopf wusch für die im Zorn verabfolgte Ohrfeige. So viele junge Lehrer thun sich etwas zu gut auf ihre sokratische Lehrmethode ohne leider selbst Sokrates zu sein. Sie fragen und fragen ohne eine richtige Antwort zu bekommen, weil sie, statt vom Bewußten auszugehen, das Unbewußte voraussetzen. Im Aerger glauben sie dann mit allerhand Handgriffen nachhelfen zu müssen. Manche Erzieher sind auch der Meinung, die Kinder sollten wie der weiland Abt von St. Gallen ihre Gedanken aufs Härchen errathen. So wenig ein Huhn, dem keine Eier untergelegt sind, Küchlein ausbrütet, so wenig darf man von einem Kinde erwarten, daß es eine Aufgabe löse, die es nicht verstanden oder weil das Bestimmte in der Frage ihm selbst etwas Unbestimmtes ist. Wer nichts einnimmt, kann nichts ausgeben. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich wochenlang über das Satzgefüge und den zusammengezogenen Satz mir den Kopf zerbrach und Stüber und Däbschen hinnehmen mußte, weil immerfort examinirt und nie erklärt wurde. Wie süß einem ein Lehrgegenstand wird bei solcher Behandlung kann man sich denken. Wie viele Lehrer lassen Regeln lernen, ohne sie zu entwickeln. Wie einfach ist aber für den Schüler das Aufsuchen der Quadratwurzel, das Berechnen des Kreises, der Kugel, des Kegels, wenn alles methodisch entwickelt wird, der Schüler die klare Einsicht in die Entstehung der Regeln gewinnt, sie gleichsam von selbst findet. Was nützt das Auswendiglernen von $a^2 + 2\,ab + b^2$ wenn der Schüler nicht weiß, wie eine Quadratzahl entsteht. Oder ein Lehrer ist so bequem, während der Pause mit Lineal und Zirkel eine symmetrische Figur an die Wandtafel zu zeichnen und verlangt dann von seinen Schülern ein Nachzeichnen von freier Hand. Sehen die Kinder eine Zeichnung nicht entstehen, so kann von einem rationellen Zeichenunterricht nicht die Rede sein. Aehnliche Mißgriffe ließen sich dutzendweise anführen. Alle körperlichen Züchtigungen sind da vom Uebel, sie entleiden dem Schüler das Lernen aufs Gründlichste. Manche Quelle wird dadurch verschüttet statt geöffnet. Des fernern setzt jedes Fach einen nervus rerum im Kinde voraus, wo der fehlt, ist alles Anpumpen und Anbohren umsonst. Hat ein Kind kein Musikgehör, so ist alle Liebesmüh umsonst. Item, ich habe die Erfahrung gemacht, je

oberflächlicher, mechanischer ein Lehrer unterrichtet, desto eher wird er seine Autorität auf die Prügel abstellen, insofern ihm darin freier Spielraum gelassen wird. Dagegen, je geist- und gemüthvoller ein Erzieher seine Schüler anfaßt, desto eher wird er sie an sich fesseln und ihren Willen beherrschen.

Man wird mir nun einwenden, das ist Alles recht schön und ideal, das ist eben grüne Theorie, aber es giebt doch beim besten Willen Ausnahmen. Ja wohl, es giebt eine Sorte Unverbesserliche, an denen Hopfen und Malz verloren scheint und auch solche, die zeitweise den Schulwagen ganz gründlich verfahren, wenn sie übermüthig werden, und die Hörner strecken oder auch das dolce far niente auf deutsch Faulfieber sie anwandelt. Was dann, wenn alle Stränge reißen?

Nun, ich bin ganz und gar nicht von der sentimentalen Sorte Menschen, die die körperlichen Züchtigungen als barbarisch von der Hand weisen. In meiner Jugend habe ich selbst mein redliches Theil Schläge eingesteckt und sie dann später bei Gelegenheit weitergegeben. Die Erfahrung aber des Sprichwortes: „Blinder Eifer schadet nur,“ blieb auch mir nicht erspart. Schläge können, das ist meine Ueberzeugung, oft ganz heilsam wirken, ja, sie sind, zur rechten Zeit gegeben, manchmal eine Radikalkur, aber sie können unter Umständen auch das Gegentheil bewirken. Schläge sind Denkzettel, auf Pergament geschrieben, Andenken, die wir schwer vergessen und noch schwerer vergeben.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

In Betreff des auf Seite 191 der Th. Zeitschr. abgedruckten Artikels der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung ist uns von P. von Schlümbach folgende Richtigstellung zugegangen, die uns um so willkommener ist, als wir erwarteten, daß P. von Schlümbach diese Vorstellungen über die Gemeinden unserer Synode als seiner Darstellung nicht entsprechend bezeichnen würde. Das betr. Schreiben lautet:

„Wenn ich heute von meiner Regel, Unrichtigkeiten in der öffentlichen Presse in ihren Berichten über meine öffentlichen Reden zurechtzustellen, abweiche, so geschieht das nur, weil ich glaube, daß in unserer theologischen Zeitschrift nur ganz korrekte Berichte Raum finden sollten.*)

Ich nehme von vornherein jedoch auch an, daß der Berichterstatter der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ meine in Berlin vom 26. April cr. in für mich wohlwollender Weise seinen Lesern in Auszug geben wollte; jedoch ist er dabei in einer Weise verfahren, daß meine Gedanken unrichtig wiedergegeben sind.

Besonders wichtig in diesem Sinne erscheint mir der Satz, der mich sagen läßt, daß die Gemeinden unserer evangelischen Synode mehr den „christlichen Vereinen“ Deutschlands, als einer Kirche entsprächen; während ich in meiner Rede den Versuch machte, meinen Zuhörern den Unterschied klar zu machen, der nothwendiger Weise bestehen muß, zwischen dem Organismus der Staatskirche als solcher und der freien evangelischen Kirche in einem Lande, wo sich der Staat als solcher um die Kirche nicht kümmert, somit Kirchenbau, Besoldung der Geistlichen u. s. w. nur in den Händen der betreffenden Gemeinden ruhen läßt.

*) Das hat auch in diesem Falle stattgefunden. Der Bericht der Theol. Zeitschr. über den Artikel der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung ist so korrekt, daß er überhaupt nicht korrekter sein kann, denn der betreffende Artikel ist buchstäblich wiedergegeben. D. R.

Ich beschrieb ferner, daß bei uns das Kirchengebäude nur dem Gottesdienst geweiht sei, daß aber für die Sonntagschule der Gemeinde oder auch für die Parochial-Wochenschule entweder der untere Raum der Kirche diene, in welchem keine „Haupt-Gottesdienste“ gehalten werden, oder aber selbständige Gebäude, neben der Kirche errichtet wurden, in denen dann auch die mehr gesellschaftlichen Festlichkeiten der Gemeinde abgehalten würden, und tadelte bei dieser Gelegenheit das etwas leichtsinnige Verfahren unserer amerikanischen Brüder mit dem Gotteshause zum Gebrauch ihrer gesellschaftlichen Vergnügungen. —

Die übrigen Punkte, über die ich noch schreiben könnte, erscheinen mir von geringerer Bedeutung wie z. B. der Satz: über die „politische Macht der Deutsch-Amerikaner“, der auch eine etwas unrichtige Fassung erhalten hat.“ F. von Schlümbach.

Die 34. Versammlnng der luth. Generalsynode ist am 12. Juni in Allegheny City, Pa., eröffnet worden. Die Zahl der anwesenden Delegaten betrug 175. Dieselben gehören 23 verschiedenen Synoden an, die selber wieder von sehr verschiedenem Umfang sind. Einige dieser Synoden haben die Zahl von 14 Delegaten aufzuweisen, während zwei Synoden je durch einen einzigen Delegaten repräsentirt sind. Den Berichten, soweit dieselben erschienen sind, entnehmen wir folgende Angaben: Die Einnahmen für äußere Mission betrugen in den letzten zwei Jahren $82,400; die für innere Mission $67,175. Unterstützt wurden 114 Missionsgemeinden, von welchen 16 selbständig geworden sind.

Das Komite für Kirchbauten (Church extension) hatte eine Einnahme von $83,098 und eine Ausgabe von $73,432. Der Besitz von Noten, die durch Verpfändung von Kircheneigenthum gesichert sind, beträgt $81,554. Der Grundbesitz an Baustellen und Gebäuden wird auf $64,850 berechnet. Unter den Einnahmeposten finden sich auch zwei Posten, welche die Ergebnisse von Verkauf von Kircheneigenthum sind. In einem Fall $12,700, im andern $4400. An Gemeinden verliehen wurden $28,850, verschenkt wurden $11,729, zum Ankauf von Baustellen wurden $7844 verwandt, während die Verwaltung der Sache einen Kostenaufwand von $13,197 erforderte, oder beinahe 18 Procent sämmtlicher Ausgaben.

Die landeskirchliche Versammlung der Freunde der positiven Union hat am 22. April in Halle getagt. Hofprediger Stöcker sprach über die kirchliche Lage. So kurz der Bericht der D. E. Kztg. über seine Rede ist, so läßt er doch die Fähigkeit des Mannes zum Parteiführer nicht verkennen, man sieht das namentlich daran, wie er seine Schlagworte zu verwenden versteht. Es wird berichtet: Er schilderte die Situation der evangelischen Kirche als sehr ernst und tief, und rief, nachdem er die falschen Heilmittel und unbrauchbaren Aerzte zurückgewiesen hatte, dieselbe zu dem Geist und Glauben der Reformation zurück. Da allein sei die Hilfe. Wenn die Pastorenkirche der früheren Jahrhunderte diesen Geist habe verknöchern lassen, so löse die Professorenkirche der Gegenwart das Bewußtsein der Wahrheit auf und lege auf theologische Fündlein mehr Werth als auf die geschichtlichen Realitäten der Schrift und der Kirchengeschichte.“

Bei diesen Ausführungen ist freilich nicht gesagt, warum die Kirche der Gegenwart mit dem Schlagwort „Professorenkirche“ bedacht wird. Wenn man vor etwa 30 Jahren so geredet hätte, dann hätte es wohl eher als zutreffend gelten können. Was würde man aber wohl sagen, wenn die Gegner Stöckers anfangen würden von einer Agitatorenkirche der Zukunft zu reden, welche das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit untergraben und auf die jeweilige Stimmung der Synodalmajoritäten mehr Gewicht legen werde, als auf die Wahrheiten der Schrift und auf die ewigen Lebensgüter des Christenthums.

Ferner wurde über die Evangelistenfrage verhandelt. Die Stimmung war ganz entschieden eine andere als die der Gandauer Konferenz, was sich schon darin zeigte, daß der Referent ausführte, daß eine biblische und kirchliche Nothwendigkeit ein Evangelistenamt zu schaffen, nicht vorliege, auch durch die Zustände der Landeskirche nicht begünstigt werde. Gerade die Gandauer Versammlung wurde in dieser Hinsicht scharf kritisirt.

Auch der Kampf mit Rom stand auf der Tagesordnung der Versammlung, wobei allerdings das Thema nur im Allgemeinen behandelt wurde. Eingehender wurde die Besprechung erst in ihrem letzten Punkt, nämlich in Betreff des Verhältnisses zum evangelischen Bund. Im Allgemeinen wurde die Stellung der Partei zum evang. Bunde als eine neutrale dargestellt. Es scheint indeß, als ob es bei dieser Stellung auf die Länge nicht verbleiben werde und daß je nach Umständen der Versuch gemacht werden könnte, die Partei in Gegensatz zum evangelischen Bunde zu stellen.

An Hofprediger Stöcker ist von Seiten des Oberkirchenrathes eine Weisung ergangen, welche seiner politischen Agitationsthätigkeit, wenn auch vielleicht kein Ende gemacht, doch wesentliche Schranken gezogen hat. Anlaß zu dem Vorgehen hat der Streit Stöckers mit seinem Collegen Pastor Witte gegeben. Derselbe soll früher ein Anhänger Stöckers gewesen sein, sich aber mit seinem früheren Führer derart entzweit haben, daß er in einen öffentlichen Streit gerieth, der wie es im Bescheide des Oberkirchenrathes heißt: „unzweifelhaft auf eine gegenseitige Bezichtigung des Mangels an Wahrhaftigkeit hinauslief." Verfolgt man nun aber die Sache weiter, so ist man zum guten Theil auf Vermuthungen angewiesen. Nicht etwa deßwegen, weil zu wenig Nachrichten vorlägen, sondern weil dieselben sich direkt widersprechen und etwas Authentisches über den Bescheid, welchen Hofprediger Stöcker vom ev. Oberkirchenrath erhalten hat, nicht vorliegt. Daß die Anhänger Stöckers diese Sache als höchst unbedeutend für Stöcker, aber sehr gravirend für seinen Gegner hinstellen, braucht niemanden zu wundern. Denn wenn man einmal einen Mann so vergöttert, daß man ihn in eine Linie mit Christus stellt, so müssen natürlich seine Gegner stets Unrecht haben. So schreibt ein solches Blatt: „Als Jesus Christus sich mit der heuchlerischen Sippe der Pharisäer und Schriftgelehrten auseinanderzusetzen hatte, nannte er sie Otternbrut u. s. w., mit heiligem Zorn entlarvte er ihr heuchlerisches Wesen. Und doch war er der Holdseligste und Sanftmüthigste, der nicht drohte, da er litt. Was Christum kreuzigte und was den Hofprediger Stöcker seit dem ersten Tage seines Auftretens mit tausend Nadelstichen, mit zahlreichen Verleumdungen, mit noch mehr Verdächtigungen, mit ungezählten Bosheiten verfolgte — es ist im Grunde eins und dasselbe."

Unter solchen Umständen ist es ebenfalls ganz natürlich, daß die Anhänger eines solchen Mannes sich nicht weiter durch derartige Kämpfe beirren lassen. Wer dagegen diesen Dingen unparteiisch und unbetheiligt gegenüber steht, wird sich eben dadurch allein noch nicht bestimmen lassen, daß andere Auffassungen der Sache einfach unter die Rubriken „Verhüllte Feindschaft — Unverhüllte Feindschaft — Thörichtes Geschwätz" gebracht, oder als „Zeitungslügen" bezeichnet werden, namentlich wenn solche Aeußerungen maßvoll gehalten sind, und von Blättern wie der Ev. Kirchl. Anzeiger oder der Nordd. Allg. Zeitung ausgehen.

Zudem wird selbst von den Anhängern Stöckers zugegeben, daß „die Bewegung so verfahren ist, daß es Schade ist um jeden tüchtigen Mann, der jetzt seine Kräfte nutzlos in ihr aufreibt." Damit ist doch offenbar zugegeben, daß von anderer Seite her es Hofprediger Stöcker unmöglich gemacht worden sei, sich ferner an dieser Bewegung hervorragend zu betheiligen.

Wenn auch Leo XIII. mit seinen Klagen über den Raub des Patrimoniums Petri und mit seinen Wiederherstellungsforderungen nichts weiter ausrichtet, als daß die Leute davon reden und die Zeitungen darüber schreiben, so ist das doch wenigstens die nöthige Reklame, ohne die auch der Papst nicht mehr gut seine Geschäfte weiter führen kann.

Dagegen scheint es mit den Beschlüssen der Katholikentage schon anders auszusehen und es hat deßhalb auch die italienische Regierung bei andern Regierungen Vorstellungen in Betreff der Katholikentage gemacht, da eben die Forderungen derselben italienische Interessen berühren. Ueberall hat sie indeß die Antwort erhalten, daß man zwar Niemanden verhindern könne in dieser Hinsicht seine Ansichten auszusprechen, daß man aber derartigen privaten Aeußerungen keinen Werth beilege. Der Papst seinerseits hat durch seine Nuntien erklären lassen, daß er von seinen Ansprüchen nichts aufgebe. Damit

bleibt natürlich die ganze Sache ebenso beim alten, wie sie es seit 1870 geblieben ist. Freilich haben die Anhänger der Kurie die Hoffnung noch lange nicht aufgegeben. Sie sprechen es als ihre Erwartung aus, daß der Papst endlich einmal bei der allgemeinen Abrechnung erhalten werde, was er fordert. Was sie damit meinen, ist klar. Sie erwarten nämlich einen allgemeinen europäischen Krieg, nach dessen Schluß die Diplomaten den Zustand vor 1866 oder vielleicht auch vor dem dreißigjährigen Krieg — der westfälische Friede ist ja auch noch nicht von der Kurie anerkannt — wiederherstellen würden und irgend eine oder mehrere Mächte sich wie Napoleon III. bereit finden lassen könnten, dem Papst ihre Bajonnete zu leihen. Wenn freilich die Weltgeschichte alle 100 Jahre wieder nach derselben Schablone verlaufen müßte, so wäre die Rechnung vollkommen richtig und man könnte sich darauf verlassen, daß bis 1920 der Kirchenstaat wieder hergestellt sein werde.

Was die einzelnen Katholikentage selbst betrifft, so haben in letzter Zeit deren drei, einer in Oesterreich, einer in Spanien und einer in Paris stattgefunden. Neben diesem letztern gingen freilich noch kleinere Katholikenversammlungen in den Provinzialstädten Frankreichs her. Da die Theilnehmer des Pariser Katholikentages so wie so schon in Folge ihrer Stellung sich am kirchlichen Leben zu betheiligen haben, so hat auch die mit 3000 Unterschriften versehene Adresse nicht viel zu sagen. Freilich wenn es der Kurie gelingen würde, eine Regierung in Frankreich zu schaffen, die sich auf die politische Unterstützung des Klerus angewiesen sähe, dann läge die Sache anders. Dazu ist aber wenigstens für dieses Jahr keine Aussicht vorhanden.

Am schärfsten hat man auf dem spanischen Katholikentag gegen die italienische Regierung losgezogen, obwohl die spanische Regierung versucht hat, Aeußerungen zu verhüten, welche der italienischen Regierung Anlaß zu diplomatischen Reklamationen geben könnten. Es sollen nun einige der im päpstlichen Interesse verübten Stilübungen massenhaft gedruckt und im ganzen Lande verbreitet werden. Die Spanier werden das vielleicht lesen, aber die Masse der spanischen Bevölkerung wird sich nicht weiter dadurch beunruhigt fühlen.

Am ausführlichsten sind die Berichte über den österreichischen Katholikentag, ebenso sind sie auch am interessantesten, weil sie einen Einblick in die Methode gewähren, nach welcher auf diesen Katholikenversammlungen gearbeitet wird. An der Versammlung, die vom 29. April bis 2. Mai tagte, betheiligten sich 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe und etwa 1800 dem kathol. polnischen Adel angehörige Personen, die aber selbst zum größern Theil geistlichen Standes sind. Daß natürlich auch hier die von der Kurie bestellten Resolutionen für die Wiederherstellung des Kirchenstaates nach Vorschrift angefertigt und abgeliefert wurden, ist selbstverständlich.

Am bemerkenswerthesten waren die Beschlüsse, das Schulwesen betreffend, um so mehr als durch die Aufstellung so maßloser Forderungen der Widerstand der Gegner Roms gegen das vorliegende neue Schulgesetz sich aufs äußerste steigern wird. Denn nicht blos die Volksschule soll konfessionell, d. h. römisch-katholisch gemacht werden, auch die Mittelschulen sollten römisch gemacht werden. In Salzburg sei eine freie katholische Universität ins Leben zu rufen. Es wird als den kirchlichen wie staatlichen Interessen höchst „abträglich“ bezeichnet, daß Professuren an den weltlichen Fakultäten mit glaubenslosen — d. h. in vielen Fällen „nichtultramontanen“ — Katholiken, ja sogar mit „Akatholiken“ besetzt werden. An jeder philosophischen Fakultät solle eine Professur für aristotelisch-thomistische Philosophie — d. h. für mittelalterliche Scholastik — errichtet werden u. s. w. Alles das aber sei nur als Abschlagszahlung zu betrachten, so lange die Universitäten nicht gemäß ihren ursprünglichen Stiftsbriefen wieder als katholische Universitäten hergestellt seien.

Die Beschlüsse eines solchen Katholikentages sind nicht Ergebnisse einer Berathung der Plenarversammlung, ebensowenig als die Reden wirkliche Debatten sind. Beides, Beschlüsse und Reden, werden in den Sektionsversammlungen fertig gemacht und die Plenarversammlung hat nichts weiter zu thun als die Reden mit dem nöthigen, oft

stürmischen Beifall anzuhören und die Beschlüsse einstimmig anzunehmen. Die Theilnehmer einer solchen Versammlung haben, wenn sie nicht gerade zu einer sog. Fachsektion gehören, das erhebende Bewußtsein, wenigstens als Nullen hinter einigen Zahlen stehen zu dürfen, während die Führer sich nur vermöge der hinter ihnen stehenden Nullen als Größen fühlen.

Die Enthüllung der Statue Giordano Brunos hat die Anhänger des Vatikans beinahe um ihren Verstand gebracht, oder wenigstens sie veranlaßt sich so zu stellen. In einem Schriftstück, welches sie in Rom verbreiteten, werden diejenigen, welche sich an Errichtung der Statue betheiligten, bezeichnet als „eine Bande von Ungläubigen in der Livree des Satans, welche mit gottloser Freude die Errichtung einer Statue begrüßen, welche in der Stadt Rom eine bleibende Beschimpfung der Religion bildet.“ Weiter heißt es da: „Es schaudert einem bei dem fürchterlichen Gedanken daran, daß wenn schon die Herzen der Gläubigen von Gram durchbohrt sind, wie viel tiefer und schmerzlicher die Qual des Vaters aller Gläubigen, des souveränen Pontifex Leos XIII., sein muß.“

Das ganze Schriftstück war, wenn man es nicht als die Aeußerungen von Wahnsinnigen gelten lassen will — was es auch sicherlich nicht ist — nur darauf berechnet, die antiklerikalen Elemente derart zu reizen, daß es zu Gewaltthätigkeiten komme, die man hätte benutzen können, um der Welt die bedrängte Lage des heil. Vaters recht augenscheinlich zu zeigen und eine Intervention zu Gunsten des Papstes zu fordern. Glücklicherweise wußte man das auf der Seite der Gegner des Vatikans auch und es wurden von der italienischen Regierung alle Maßregeln getroffen, irgendwelche Tumulte zu verhüten, was denn auch wirklich ganz gut gelungen ist, so daß wiederum ein Beweis geliefert worden ist, daß es sich in der Gefangenschaft, in der sich der Papst befindet, gar nicht übel leben läßt.

Freilich hätte sich Leo XIII. sammt seinen Anhängern sagen können, daß wenn die Errichtung dieser Statue ein Unrecht sein soll, die römische Kirche den größten Theil der Schuld davon trägt. Was Giordano Bruno eigentlich war, was er lehrte und erstrebte, wußten wohl die Wenigsten derer, welche die Enthüllung der Statue feierten. Aber daß er vom Papstthum gehaßt, verfolgt und endlich verbrannt worden war, das wußte ein Jeder, und das war genug, um sich für ihn zu begeistern. Denn gehaßt werden alle patriotischen Italiener von Seiten des Papstes und seiner Anhänger, und wenn man sie nicht mehr verfolgt und verbrennt, so ist es auch nur deßwegen, weil man sich sagen muß: Wir dürfen Niemand tödten. Hätte die römische Inquisition es über sich bringen können, das natürliche Lebensende Giordano Brunos abzuwarten, so hätte wohl Niemand daran gedacht sein Standbild aufzustellen und es als Demonstration gegen den Vatikan zu benützen.

In Baiern haben die Bischöfe in einer Denkschrift an die Regierung „vorläufig“ sehr viel verlangt, mehr als man ihnen je im Mittelalter gewährt hätte und haben auch nicht wenig erhalten. Wenn ihnen die Aufhebung des königlichen Placet, die tägliche Schulmesse, die konfessionellen Mittelschulen, die Entrechtung der Altkatholiken, die Zurückberufung der mit den Jesuiten affiliirten Redemptoristen, die Aufhebung oder Nichtbeachtung der Verfassung zu Gunsten des Konkordats nicht zugestanden wurde, so hat weder der Minister Lutz noch der Prinz-Regent Ursache sich besonderer Festigkeit den bischöflichen Forderungen gegenüber zu rühmen, und wenn der Prinz-Regent sich bei dem Minister bedankt für die Wahrung der Rechte der Krone, so hätte freilich der Minister auch den König von Baiern als päpstlichen Vasallen erklären können. Den römischen Dank hat der Prinz-Regent sammt seinem Minister bereits erhalten. Der Moniteur de Rome droht mit einer baierischen Revolution und der Papst sagt mit naiver Dreistigkeit: „Wir können nicht begreifen, wie Eure (der Bischöfe) gerechte Forderungen deßhalb an Kraft verlieren sollten, weil Staatsgesetze bestehen, welche gegentheilige Bestimmungen enthalten.“ Außerdem erklärte er: „Es kann ja kein Zweifel darüber obwalten, daß Anordnungen des Apostolischen Stuhles oder eines allgemeinen Konzils von selbst schon alle zum Gehorsam verpflichten, welche den christlichen Namen tragen [darunter sind

natürlich und absichtlich auch die Protestanten Baierns mitinbegriffen. D. R.] und daß sie, auch wenn sie nicht die Genehmigung des Königs von Baiern erlangt haben, dennoch ihre volle Kraft besitzen."

Das ist die Art wie Rom sich bedankt.

Ein der Kurie ebenso überraschendes wie widerwärtiges Ereigniß war das Gebet des gefeierten Fastenpredigers in Rom, des Pater Agostino. Er schloß nämlich die letzte seiner sehr besuchten Fastenpredigten mit etwa folgenden Worten: „Segne, o Gott, die Kirche und ihr Oberhaupt, Leo XIII., deinen Statthalter auf Erden; möchten doch die Wünsche des weisen Oberhirten erhört werden. Segne die Kirchenfürsten, die Seelenhirten und den Klerus. Segne das Vaterland. Bei diesem Worte fühle ich mein Herz im Krampfe sich zusammenziehen. Segne es, Jesus, und errette es von den Uebeln, die es bedrohen. Segne denjenigen, welcher sein oberster Lenker und die Personifikation des Vaterlandes ist, und segne diejenigen, welche mit ihm arbeiten, damit sie in Erinnerung an das Gesetz Christi das Vaterland zu Glück und Größe führen können. Segne die Jünglinge, welche unter den Fahnen des Vaterlandes stehen, und welche dieses eines Tages vertheidigen müssen. Segne das Volk, welches den Verführungen der Bösen ausgesetzt ist. Segne die Familien dieser Stadt, und möge dein Segen über sie den Frieden ausbreiten und sie einst im Himmel glücklich machen."

Diese Worte riefen einen Beifallssturm hervor, wie er kaum in einem Theater dem gefeiertsten Dramatiker zu Theil wird. Es ist aber das leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß es das erste Mal sein soll, daß in Rom ein Priester es gewagt hat, öffentlich für Italien und dessen bestehende Staatsregierung zu beten. Pater Agostino soll dafür auch vor den Papst citirt und von diesem angewiesen worden sein, Rom sofort zu verlassen.

Mit welch kindlicher Naivität man von Seiten der anglikanischen Kirche um Anerkennung von Rom buhlt, das hat sich in jüngster Zeit recht deutlich gezeigt. Der Episcopat von Irland wurde nämlich angegangen, einen Bischof für Spanien zu weihen. In Folge eines von England ausgeübten Druckes mußte der Erzbischof von Irland die Weihe zu seinem eigenen Bedauern ablehnen. In England will man nämlich nicht, daß dem römischen Episcopat in Spanien ein anglikanischer Gegenepiscopat erwachse, der eben eine Anerkennung der römischen Bischöfe von Seiten des Anglikanerthums ausschließen würde. Die römischen Bischöfe in Spanien werden also ganz und voll von den Anglikanern anerkannt. Von da aus ist der Weg zu Anerkennung des römischen Bischofs selbst nicht weit und da dieser eins mit dem Papst ist, so kann man die Anerkennung des Papstes auch gleich mit in den Kauf nehmen.

So gefügig man sich aber gegen Rom zeigt, so abschließend und absprechend ja verdammend wird man den Dissentern gegenüber. So wird in einem neuerdings herausgegebenen Katechismus gelehrt: „Die autoritative und ministerielle Machtbefugniß der Geistlichen beruht allein auf dem Glauben an die Gültigkeit der apostolischen Succession"; „die (anglikanische) Kirche ist die einzige Form des Gottesdienstes in diesem Lande (England), welche göttliche Autorität besitzt"; „anderswo kann kein wahrer Gottesdienst stattfinden"; „die christliche Religion stammt von der Kirche, nicht von der Bibel." Auch wird die Frage aufgeworfen: „Giebt es eine Alternative zwischen (anglikanischer) Kirche und Atheismus?" und natürlich ohne weiteres mit einem dreisten „Nein" beantwortet. Ebenso wird der anglikanische Gottesdienst mehr und mehr sowohl seiner Form wie seiner Idee nach zur Messe umgestaltet.

B e r i c h t i g u n g. Seite 189, Zeile 1 soll heißen: Geldstücken statt Geldsäcken. Seite 190, zweitletzte Zeile, soll stehen: m e i s t selber gestraft, statt nicht selber gestraft.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. August 1889. Nro. 8.

Briefe über das Predigen.

(Eingesandt von P. J. B. Jud.)

III.

Mein lieber Freund!

So wenig als der tüchtige Prediger die systematische Theologie entbehren kann, ebensowenig kann er der historischen entrathen. Denke dir doch einen Gesandten, der die Geschichte des Landes, welches er vertritt, nicht kennte. Welch eine erbärmliche Figur würde er machen. Die Geschichte ist unsere Lehrmeisterin. Aus der Vergangenheit können wir die kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart erkennen und verstehen. Denn wie Salomo sagt: geschieht nichts Neues unter der Sonne. Wie oft posaunt sich etwas als nagelneue Idee, als eine fortgeschrittene Offenbarung des Geistes aus, das bei dem Lichte der Geschichte besehen, längst dagewesen und ein längst überwundener Standpunkt ist. Es kann dem Geschichtskundigen nicht schwer werden, in einem heutigen Schwedenborgianismus den aufgewärmten Sabinismus, in dem Täuferthum den alten Montanismus, in einem einseitigen Lutherthum die mittelalterliche Scholastik zu erkennen. Wer aber an der Handleitung der Geschichte die Irrwege anderer mit allen Folgen hat kennen lernen, wird vor vielen eigenen Irrwegen bewahrt bleiben. Zwar ist die Kanzel kein Lehrstuhl der Kirchengeschichte, wir predigen nicht Kirchengeschichte, aber wir ruhen mit unserer Predigt auf dem Boden der Kirchengeschichte. Unsere Dogmatik und unsere Ethik ist nicht die Erfindung unseres Professors, sondern eine geschichtliche und fortentwickelte geworden. Aus der Art, wie aber etwas geworden ist, können wir sehr oft die Berechtigung der Sache ableiten. Eine tüchtige, allseitige Geschichtskenntniß ist mehr wie alles andere geeignet, unser Urtheil freizumachen und uns vor einseitigem Fanatismus zu bewahren. Aber eben darum giebt die Geschichtskenntniß die rechte Sicherheit und Festigkeit. Nicht nur so lange als einer im Seminar ist, sondern auch im Amtsleben bedarf er es darum, daß er in der Geschichte der Kirche lebt. Wie viel die Geschichte für die Predigt austrägt, sehen wir an der ersten Predigt des Petrus, an der letzten des Stephanus, an den Predigten und Briefen Pauli. Gerade aus der Geschichte ist ihnen die Gegenwart klar geworden und durch sie haben sie für die Gegenwart das rechte Wort gefunden.

Aber nach all diesen Präliminarien kommen wir nun zu der Hauptsache.

Und was mag diese wohl sein? Dein Freund hat oft und viel Gelegenheit gehabt, theologischen Examina beizuwohnen, auch öfter selber zu examiniren. Da fiel ihm immer etwas ungemein auf. Er sah manchen wohl beschlagen in den Sprachen, in der Dogmatik, Ethik. Kirchengeschichte u. s. w. aber bestand jämmerlich; wenn man ihn nach — was denkst du wohl? — wenn man ihn Gottes Wort, nach geschichtlichen Thatsachen, nach Kernstellen, nach Beweisen aus Gottes Wort fragte. So kann einem bei dem stolzen Bau des Wissens das Fundament abhanden kommen. So kann einer wissen, was Chrysostomus und Basileus, Hyronimus und Thomas Aquinus, Luther und Zwingli aus dem Worte Gottes abgeleitet haben und Gottes Wort nicht kennen. Ein Student der Theologie kam zu einem großen Professor um ihn um Rath für seine Studien zu fragen. Er erzählte dem Professor, welchen Zweigen des theologischen Wissens er sich bisher zugewandt und welche Werke er bis jetzt gelesen habe. Dann fragte er, was der Professor ihm nun rathen würde zu lesen. Der Professor besann sich tief und lange und hob dann an: „Mein lieber junger Freund, ich an Ihrer Stelle würde nun anfangen das Evangelium Matthäi zu lesen und recht zu studieren. Ja, mein Freund, dann würde ich fortfahren und würde das Evangelium Markus vornehmen und dann, ja dann, würde ich zum Lukas und Johannes gehen, und dann fortfahren mit der Apostelgeschichte und mit den Briefen der Apostel und so bis durch die Offenbarung hinaus. Dann würde ich das alte Testament so vornehmen, vom ersten Buch Moses bis zum Maleachi. Ja und dann würde ich noch einmal so anfangen, fortfahren und endigen. Ja, mein lieber junger Freund, willst du ein tüchtiger Prediger werden, so lies Gottes Wort. Lies es einfältig, laß alle dogmatische Findigkeit zurück. Versetze dich einfach in die Zeit und in die Personen hinein, zu welchen dich das Lesen des Gotteswortes führt, höre die Worte, die sie sprechen und die zu ihnen gesprochen werden, als gegenwärtig. Laß alle dogmatischen, symbolischen und ethischen Brillen weg, und schenke dem Worte Gottes einmal die einfältige Aufmerksamkeit, die du irgend einem dir interessanten Buche auch schenkest. O, wie manche Stelle, die durch die theologischen Streitigkeiten dir ledern geworden ist, wird wieder Glanz und Leben gewinnen. Laß Abraham, Isaak und Jacob, Moses und die Propheten zunächst einmal wieder Menschen sein und siehe, was Gott aus ihnen macht, nicht was die Menschen aus ihnen gemacht haben. Lies die Bibel kursorisch durch, laß nichts aus, sei kein Feinschmecker, lies die „Steh im Wege" in der Bibel gerade so wie „die Posaunenstöße aus der Ewigkeit." Mögen dir die Chronologien und Gesetzeswiederholungen wie eine große trockene Sandwüste vorkommen, gehe hindurch und murre nicht. Der Weg nach Kanaan geht durch die Wüste. Und gehst du an der Hand Gottes, so findest du in dieser Wüste dafür manches Elim mit Wasser und Palmbäumen, wo du gar herrlich ruhst. Ich sehe, daß es dem Dichterfürsten Göthe bei seiner Reise nach Italien immer daran lag, die Gegenstände der Natur und der Kunst im Ganzen und im Einzelnen so zu fassen, daß er einen richtigen Eindruck davon hatte. Das soll unser Bestreben sein beim Bibel-

lesen. 1. Eindrücke zu bekommen, 2. eigene Eindrücke zu haben (nicht fremde wiederzukäuen), 3. wahre Eindrücke zu haben. Diese müssen gefaßt und festgehalten sein. So bekommt man Bibelgedanken. Ich war einmal in einer „Stunde“ aller „Stundenhälter“ als sie die Stelle behandelten: „Daß Niemand zu weit greife noch vervortheile seinen Bruder im Handel.“ Bruder, was ist dir wichtig geworden, begann der eine. Und jeder sagte der Reihe nach, was ihm wichtig geworden war. Und man hätte aus dem, was allen wichtig geworden war, viele Predigten machen können. So schließe deine Bibel nie, ohne dich zu fragen, was war hier wichtig? Und wenn du dieses mit einigen Anmerkungen ins Tagebuch schreibest, so bekommst du ein Kapital, das dir unendlich große Zinsen trägt. Begegnest du Anstößen, regen sich Zweifel, so merke dir dieses; aber grüble nicht lange darüber, sondern lies weiter. Wer den Weg nach Kanaan erst ebnen will, kommt nicht hin. Der Herr giebt dir später mehr Licht. Kommst du zu Josuas „Sonne“ oder zu Jonas „Fisch“ und kannst dir nicht gleich Rechenschaft geben, laß sie liegen, es sind nicht die wichtigsten Dinge in der Bibel. Geh weiter! Später siehst du die Dinge von der anderen Seite und siehst: Ei, ei es ist ja Alles recht. Als Grant Vicksburg eroberte, so sah er, er konnt's von der Nordseite und Westseite nicht nehmen. Da fuhr er in einer dunklen Nacht vorbei, ließ sich ein paar Hundert Schüsse nachsenden und stieg viel weiter unten an das Land, erobert dann die Festung Port Gibson, eilt nach Jackson in Mississippi und erobert die Stadt und dreht sich dann um und kommt von der Ostseite nach Vicksburg, das bald in seine Hände fiel. So mach du's mit solchen Anstößen, geh vorbei, nimm zuerst das leichtere, wenn du wieder kommst so sieht es anders aus. So lies dich in die Bibel hinein, bis die Bibelgedanken sich in dich hineingelesen haben und deine ganze Anschauung eine biblische ist, bis du in der Bibel überall zu Hause bist. Das ist eine Hauptgrundlage für eine gute Predigt.

Dein Freund Philemon.

IV.

Lieber Freund!

Ich kann von meinem letzten Gegenstande, dem Lesen des göttlichen Wortes noch nicht ganz loskommen. Denn die Grundlage jeder guten Predigt ist, daß sie biblisch sei. Aber die Predigt wird nimmer biblisch, wenn wir nicht selbst biblisch sind. Um dies zu werden, müssen wir die Bibel nicht einmal, sondern unser ganzes Leben lang lesen. Aber tragen wir ja nichts in die Bibel hinein, sondern gewinnen wir unsere Anschauung aus der Bibel heraus. Als ich im Anfange meiner Studien war, hatte ich einen sehr frommen Lehrer. Aber er hatte die Neigung, die Bibel zu schützen und die nach seiner Ansicht schwachen Angriffspunkte zu decken. So suchte er an dem Jakob seine List immer zu beschönigen mit den Worten: „der Herr hat es ihm doch gelingen lassen“, worauf ihm ein Student einmal erwiederte: „Aber Herr Professor, das können wir dann von jedem Dieb sagen, wenn die Leiter nicht unter ihm zusammenbricht.“ Wie ganz anders leitet doch Paulus gerade

von den Sündigen der Gottesmänner die unendliche freie Gnade ab. Wir brauchen die Bibel nicht mit solchen künstlichen Auslegungen zu schützen, die Bibel schützt sich selber. Gott hat für seinen Heilsplan nirgends gutes Material vorgefunden, sondern es durch seine Gnade gut gemacht. Lies also zunächst die Bibel wie ein anderes Buch, und laß Menschen und Worte so in deine Seele sich eindrücken, wie sie sind.

Aber nun weiter lies die Bibel doch wieder nicht wie ein anderes Buch, sondern wie sie selbst gelesen sein will. Der Herr sagt: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin, und sie ist's, die von mir zeuget." Also wie ein Roman soll sie doch wieder nicht gelesen werden, um uns die Zeit zu vertreiben. Sie ist vielmehr einem Fremdenführer vergleichbar, der uns Weg und Steg beschreibt, die wir zu gehen haben, und uns die Räthsel der Gegenwart löst. Ein solches Räthsel hatten die Schriftgelehrten in Jesus vor sich. Er war für ihre ganze Anschauung verwirrend. Sie setzten ihre Gerechtigkeit darein, nicht nur von der Sünde, sondern auch von den Sündern sich abzuschließen; er schloß sich von der ersteren ganz ab, und verband sich mit den Sündern, um sie zu heilen von der Sünde. Da wäre es Zeit gewesen, sich dieses Räthsel aus der Schrift lösen und die eigene Anschauung durch die Schrift corrigiren zu lassen. Das hätte Leben in ihre Schriftforschung hinein gebracht. Aber statt dessen trommelten sie in ihrer Weise fort, zählten Gebote und Buchstaben, verglichen große und kleine Gebote und malträtirten die Schrift wie einen todten Klotz. Ein solches Suchen, um unsere großen und kleinen Lebensräthsel zu lösen, soll unsere Schriftforschung sein.

Das führt uns nun auf ein neues Vorstudium zur Predigt. Das Studium des Lebens. Gott hat uns zwei Bücher gegeben. Das eine steht ewig fest und unbeweglich, wie ein Fels mitten im Meere, aber nicht wie ein grauer, glanz und lichtloser Fels, sondern wie ein Leuchtthurm mit lebendigem beweglichem Licht, wie ein heller, klarer Spiegel, in dem jedes Bild sich wieder giebt. Das ist die Bibel! Wie du dich selbst nicht mit den Augen sehen kannst, wie der Arzt manche Theile des Menschen nicht sehen kann ohne Spiegel, aber mit dem Spiegel beides klar und deutlich wird, so auch mit dem Worte Gottes. Das andere Buch umkreist das erstere wie die Planeten die Sonne in bunter Mannigfaltigkeit. Immer neue Bilder treten vor den Augen auf, immer neue Räthsel stehen vor der Seele. Wenn auch Salomo sagt: es geschehe nichts Neues unter der Sonne, so ist das doch nur für das Auge des ewigen Gottes wahr. Für ein kurzes Menschenleben ist unendlich viel Neues, noch nicht Gesehenes und Gedachtes jeden Tag vor den Augen. Dieses Buch ist das Buch des Lebens. Diese Bücher ergänzen sich gegenseitig, eins wird aus dem andern verstanden, eines erklärt das andere. Werden sie nicht zusammengebracht, so sind beide werthlos und unverstanden. Der Leuchtthurm steht da, aber zeigt mir den Weg, der Spiegel giebt nichts als leere Flächen und Raum wieder, aber keine Bilder, zeigt keine Flecken und keine Bilder. So kann einer ein großer Schriftgelehrter sein, und die Bibel zer-

gliedern und in Atome auflösen, aber was er findet, paßt nicht aufs Leben, giebt keine Predigt, die was taugt, weckt keine Leute auf, tröstet Niemand, zeigt Niemanden den Weg zum Leben, denn er kennt das Leben nicht. Manchem Prediger wird das Predigen schwer, unendlich schwer. Man kann ihm nicht den Fleiß absprechen. Er sitzt vom Montag bis zum Samstag im Studierzimmer und arbeitet an seiner Predigt und die Predigt bleibt matt, weckt Niemanden, tröstet Niemanden, erbaut Niemanden, belehrt Niemanden. Und doch beruht sie auf reiflicher Exegese, ist nach allen Regeln der Homiletik disponirt, hat gewählte Sprache, werden die besten Autoritäten angeführt, herrliche Bilder gewählt. Warum das? Er hat predigen gewollt, aber mit der Predigt hat er nichts gewollt. Er hat die Bibel studirt, sich Gedanken von Autoritäten gesammelt, und das alles geordnet und im Schaukasten vorgetragen. Was aber die Gemeinde bedurfte, was ihr nothwendig war, hat er nicht gewußt, sich nicht darum gekümmert. Daß er neben seinen schweren Studirsorgen auch noch die Sorgen seiner Bauern, die Hindernisse zum Frieden, bei seinen Männern und Frauen, Jungen und Alten, die Haken und Häklein, an dem das Glaubensleben seiner Leute hängen bleibt, die Klippen, an denen sie zerschellen und zu Grunde gehen, studiren soll, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Darum ist er in Verlegenheit gewesen bei dem Predigen und wird immer in Verlegenheit bleiben. Hast du schon je gehört, daß einem General die Abfassung seiner Generalbefehle so ungeheure Schwierigkeit gemacht hätte? Gewiß, er hat Schwierigkeit. Die feindliche Stellung zu sondiren, des Feindes Absichten zu durchschauen, die Berichte seiner Kundschafter zu einem Gesammtbilde zu fassen, das Fehlende durch seine Vorstellung zu ergänzen, das Terrain zu benutzen, seine Truppen mit ihren Waffengattungen sorgfältig aufzustellen, zeitig für Munition und Nahrung Sorge zu tragen ꝛc. Zu diesem Allen hat er Regeln in seiner Kriegswissenschaft, die er anwendet und wo er sich Raths erholt. Aber ist dieses gethan, so ist ihm auch das Abfassen seiner Orders eine Bagatelle. Er weiß nun was er will, und was er will kann er sagen. Oder scheint dieses Bild sich mit dem Pastor nicht zu decken, so nimm ein anderes. Hat eine Mutter große Schwierigkeit, dem Kinde ihre Erkenntniß beizubringen, ihm Ermahnungen zu geben? Wenn sie es nicht thut, so fehlt ihr Erkenntniß und Wille selbst, aber nicht die Kunst zu reden, daß das Kind es versteht. Darum, mein Lieber, muß der Prediger das Leben ebenso wie die Bibel studiren, wenn er ein guter Prediger werden will. Ohne dieses Studium helfen alle Homiletiken nichts. Laß mich dich deßhalb zum Schlusse noch einmal an das Wort erinnern, das ich diesen Briefen zu Grunde gelegt habe: „Machet zu Jüngern alle Völker. Zum Jüngermachen muß man aber die Leute, die man dazu machen will, studiren.

Herzl. Gruß

dein Philemon.

Ueber die Kirchenvisitationsfrage.

(Referat von P. A. Thiele.)

Es giebt Fragen, die, wenn sie einmal aufgerollt sind, nicht eher wieder zur Ruhe kommen können, bis sie ihre endgültige Erledigung finden. Eine solche Frage scheint für unsere liebe Synode die der Kirchenvisitation zu sein. Nachdem dieselbe vor ungefähr 6 Jahren zum ersten Male ernstlich angeregt wurde, ist sie nicht wieder zur Ruhe gekommen, sondern in der Theol. Zeitschrift, auf Pastoral- und Distrikts Conferenzen, auf der letzten General-Conferenz, und, da letztere sie den Distrikten zu weiterer Besprechung und Beantragung bei der nächsten (also diesjährigen) General-Synode wieder überwiesen hatte, von Neuem in Referaten, auf Conferenzen, in der Theol. Zeitschrift und letztlich auch im Friedensboten so eingehend behandelt, tractirt und secirt worden, daß man sich einerseits nur wundern kann, daß dieselbe nicht unter den Secirmessern aller dieser mehr oder weniger geschickteu Anatomen wieder verschieden ist, und andererseits, daß es schwierig sein dürfte, noch etwas Neues in dieser Frage vorzubringen. Denn man hat mit ihrer biblischen Begründung begonnen, für welche man als locus classicus fast allerseits Matth. 18, 15 bis 20 anführt, eine Stelle, die doch aber sicherlich in erster Linie brüderliche Zucht unter einander betrifft, und erst dann die Kirchenzucht, die ja auch ohne Visitation geübt wird und nach den Synodal-Statuten geübt werden muß, also erst in zweiter oder dritter Linie für die Kirchenvisitation angeführt werden mag — mit der biblischen Begründung, sage ich, hat man begonnen und mit der mehr oder weniger enthusiastischen Lobpreisung ihres Segens hat man geendet. Was giebt's eigentlich da noch zu erörtern ?? — Doch halt! da ist ein Punkt: Darf man denn so ohne alles Weitere Alles, was in der ersten Gemeinde an Ordnungen und Einrichtungen sich findet, auf die Kirche der Gegenwart übertragen? Da laßt uns vor allem erst die *ἐπίσχοπου* der alten Kirche wieder schaffen, dann haben wir auch sofort die rechten ausübenden und abhaltenden Organe der visitatio (deren Erwählung sonst große Schwierigkeiten bilden wird), denn beides entspricht einander wie „Aufsehen" (*ἐπίσχοπου*) und Besichtigung" (visitatio; denn dieses und nicht „Besuch" ist doch offenbar der ursprüngliche Sinn von visitatio). Dann laß uns aber die *διάχονου* und *διαχονίσσαι*, die *ἀπόστολου* und *προφῆται*, die *εὐαγγελίσταυ* auch nicht vergessen, sondern sie wieder ins Leben zurückgalvanisiren. Wollen wir das? und wenn wir wollen, können wir das? Ist nicht die Kirche des Herrn, sein Leib, ein lebendiger Organismus, der da wächst, das heißt doch gewisse verbrauchtr Theile ausscheidet und damit und dadurch neue, dem jeweiligen Zustande des Organismus am meisten adaequate wieder ansetzt? Unsere liebe Synode und Kirche aber ist auch ein Zweig, freilich wenn auch nur ein Zweig dieser Kirche des Herrn. Darum können wir uns darauf beschränken, ein Doppeltes zu erörten: 1. ob die neue Einrichtung der Kirchenvisitation (denn was vor Zeiten einmal durch den ehrw. Generalpräses geübt wurde, kann bei dem jetzigen, ganz veränderten Zustande der Synode

kaum ernstlich dafür angeführt werden), dem Princip, Wesen und Charakter unserer Synode, wie solche aus den Ordnungen und Statuten derselben sich ergeben und darin niedergelegt sind, entspricht? und 2. ob von dieser Einrichtung besonderer Segen für die Synode in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu erhoffen ist? Das sind die beiden Gesichtspunkte, unter denen ich diese wichtige Frage, die der ehrw. Synodalpräses uns ans Herz legt, kurz vorzuführen unternehme.

1. Zur Beantwortung unserer ersten Frage: Entspricht die neu einzurichtende Kirchenvisitation dem Princip, Wesen und Charakter unserer Synode, nach deren Ordnungen und Statuten? diene Folgendes. — Es hieße Wasser ins Meer und Eulen nach Athen tragen, wollte man noch nachweisen, daß unsere deutsche evangelische Synode auf (sit venie verbo) „demokratischem" Princip beruht, d. h. wo die den Körper bildenden Glieder, der Organismus sich selbst und ohne Mitwirkung außer oder über ihm stehender Faktoren regiert und verwaltet. Hierin liegt nun unser Differenzpunkt — allerdings nur in der Verfassung — mit der evang. Kirche Deutschlands. Trotz der derselben schon früher und besonders in den siebenziger Jahren gewährten Kreissynoden, Provinzial- und Generalsynoden, scheinbar ganz dem demokratischen Prinzip entsprechend, steht doch jene Kirche auf monarchischem, zum Mindesten oligarchischem Princip. Monarchisch ist sie, denn noch immer ist die oberste Spitze, der summus episcopus, der jeweilige Landesherr, mag er auch dem Glauben so fern stehen, wie der Nordpol dem Südpol, mit seinem Ministerium und besonders dem Kultusminister, letzterer keineswegs und ebensowenig wie der summus episcopus von und aus der Repräsentation der Kirche gewählt, sondern ernannt und der Kirche octroirt. (Daneben reden noch die beiden Häuser des Landtages, oft genug zum großen Theil aus Juden und Heiden bestehend, ein leider oft entscheidendes Wort in die kirchlichen Angelegenheiten hinein!) Kein von den Synoden und wäre es einstimmig gefaßter Beschluß hat Gültigkeit ohne das „Placet" des Ministers und gelangt bei Vetoirung desselben nicht einmal vor die Entscheidung des summus episcopus. Die Lehrstühle der Theologie an den Universitäten werden oft genug gegen den ausgesprochenen Wunsch und Willen der kirchlichen Organe von Seiten der weltlichen Behörde (des Ministeriums) besetzt — man denke in neuster Zeit an Harnacks Berufung nach Berlin! Obligatorisch andererseits ist das Institut der kleinen Anzahl der General-Superintendenten, die vom summus episcopus berufen, doch eben dann nicht primi inter pares sind (weil sie nicht von der Repräsentation der Kirche erwählt sind), sondern wirkliche obere oder oberste Hirten. Diese sind dann dort auch die eigentlichen Verwalter und Vollzieher der großen Kirchenvisitation und halten die General-Visitationen mit großem Gefolge von geistlichen und weltlichen Beisitzern, letztere meistens weltliche Machthaber und Autoritäten, Landräthe, Kreisdeputirte, Amtsverwalter, Ober- und Unterbürgermeister,

Rittergutsbesitzer u. s. w., alles Leute, die zu den „upper ten" gehören, von Diöcese zu Diöcese ziehend und sie visitirend. Und was sie im Großen, das üben die ihnen unter-, aber über den anderen Pastoren stehenden, wiederum nicht von der Kirche erwählten, sondern vom summus episcopus ernannten Superintendenten (Decanen) in ihrem Sprengel, die Kirchenvisitation in den einzelnen Parochieen. (Nachdem dieses niedergeschrieben war, ersieht Referent soeben aus den neusten kirchlichen Zeitschriften Deutschlands, daß auch dort in einer Schrift: „meletemata ecclesiastica" sich eine sehr berufene und namhafte Stimme gegen die Kirchenvisitation erhebt.) Es ist klar, daß das Institut der Visitation, wenigstens wie es thatsächlich und gegenwärtig liegt, in das monarchische und oligargische Princip, an Rangorduung, an Ueber- und Unterordnung, an höhere und niedere Kirchenorgane, die nicht aus freier Wahl der Kirche hervorgehen, sondern ihr von oben gesetzt werden, geknüpft ist.*) Kurz, noch einmal deutlich gesagt: die Kirchenvisitation beruht auf dem Princip, daß ein kleiner Theil mehr gilt und höher steht, als der übrige größere Theil clerici majoris ordinis und clerici minoris ordinis. Das widerspricht aber durchaus dem Princip und Charakter unserer Synode cf. die Statuten § 13 (den Pastor betreffend) und § 18 (die Gemeinde betr.) — Man wird darum in wenigen Jahren, wenn die Kirchenvisitation eingeführt werden sollte, die Erfahrung machen, daß (wenigstens seitens unserer Gemeinden) die Visitatores (die die anderen visitiren) als clerici majoris ordinis (Geistliche höherer Ordnung — first class) und die visitati (die visitirten) als clerici minoris ordinis (Geistliche niederer Ordnung, zweiter Klasse, second class und vielleicht sogar second hand) angesehen werden.

Das widerspricht aber gänzlich wieder dem Geiste der Gründer, wie dem Princip unserer Synode. Zu freier Gemeinschaft des Geistes und der Liebe haben sie sich, aus den verschiedensteu Theilen des alten Vaterlandes kommend, aber immer nur auf das schauend, was sie eint (nicht trennt) zusammengefunden; Einer galt und sollte soviel gelten, als der Andere, keiner über, keiner unter; darum für alle Aemter, die doch sein müssen, freie Wahl aus sich selbst; die Beamten auch während ihres Amtstermins nur primi inter pares, nur ausführende Organe des Kirchenkörpers und nur so lange,

*) Beruft man sich für die Einführung der Kirchenvisitation auf Luther, so ist darauf zu sagen, daß eben Luther, aus der Noth leider eine Tugend machen müssend, vorläufig das summus episcopus mit seinen nothwendigen (oben entwickelten) Consequenzen adoptirte, aber auch nur als zeitweiligen, vorübergehenden Nothbehelf, während er eigentlich und für die Zukunft das demokratische Princip im Auge hatte. Sodann aber auch, daß zu Luthers Zeiten, bei der von allen Seiten mit ihm beklagten grauenhaften Unwissenheit der meisten clerici zur Einführung und Befestigung der Reformation die Visitation wirklich nöthig und darum nützlich war. Doch eben tempora mutantus et nos mutamur in illis! Wie anders liegt das heute! Wer von uns kann und will alles nachsprechen und nachahmen, was Luther sprach und that! Und zu seiner Zeit mit gutem Recht! Wie recht hat der Prediger Salomo (3, 1): „Ein jegliches hat seine Zeit!"

als die Repräsentation des Kirchenkörpers (Kirchen-Verein! deshalb zuerst genannt) selbst nicht tagt — weshalb auch Wahl der Distriktsbeamten alljährlich — Wahl der Generalbeamten alle drei Jahre. Darum konnte auch in den aus solchem Geist und Princip geborenen Statuten unserer Synode keine Stelle sein für eine Visitationsordnung, die bewußt oder unbewußt eine gewisse Rangordnung voraussetzt. Ich habe den Muth, zu sagen und hier öffentlich zu bekennen, daß ich die Weisheit der Väter preise, daß sie die Statuten ausgeschenkt haben, wie sie sind, d. h. ohne Visitation und Visitationsordnung!

Wollte man einwenden: aber die Visitation besteht doch schon in mehreren (bes. lutherischen) Synoden dieses Landes, welche doch auch im Princip auf demokratischer Grundlage stehen, so antworte ich: hier gilt der Satz, si duo faciunt idem, non est idem! Man verweist uns z. B. auf die Iowasynode, deren Visitationsordnung mit den nöthigen Abänderungen ja auch zum Modell einer Visitationsordnung in unserer Synode mehrfach gemacht ist. Darauf kann ich nicht besser antworten, als bereits in einem Referate über Kirchenvisitation, Theol. Zeitschrift 1888 pag. 304—305 und pag. 302 (am Ende) bis pag. 303 (in der Mitte) geschehen ist. Dem hinzufügen will ich nur noch, daß unsere Synode eben auch (Gott sei Dank) Joch und Peitsche fanatischen Confessionalismus nicht kennt.

Wenn nun aber von mancher Seite gesagt wird: Aber Gott ist ein Gott der Ordnung, und sein Wort mahnt uns: Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen! — darum auch Visitation, so genügt ein Blick auf unsere Statuten, daß in denselben dieser Punkt der Aufsicht und geordneter Leitung auf das Weiseste vorgesehen und durchgeführt worden ist. Dahin gehört § 4, 9 und 16 und indirect § 21. Und die Ausführung dieser Aufsicht ist den Distrikten (und deren Beamten) anheimgegeben nach § 37 e, und die Aufsicht über die Distrikte steht wieder bei der Generalsynode und deren Beamten gemäß § 30. Das Alles bezieht sich auf die ordentliche, fortlaufende Beaufsichtigung und Leitung, nicht allein auf außerordentliche jeweilige Zucht, denn letztere regelt noch im Besonderen ein ganzes Kapitel der Statuten, nämlich Kapitel VII.: Disciplin § 75—80.

So springt denn in die Augen, daß der Einführung der Kirchenvisitation durch die Generalsynode erst eine Aenderung, resp. Ergänzung der Synodalstatuten vorauszugehen hat: eine Ergänzung durch Einführung und Festsetzung der Kirchenvisitation (verbindlich für alle Synodalen) und Anfügung der Ordnung derselben, ferner eine damit in Einklang zu bringende Modifikation der §§ 4, 9, 16, (21), 30, 37 e). Letztere Modifikation würde sich als nöthig erweisen, da sonst Competenzkonflikte zwischen Distriktsbeamten, Generalbeamten und Visitatoren leicht eintreten könnten. Indem ich bemerke, daß die Visitationsfrage an dieser Stelle nur principiell geprüft und erörtert wird, ob sie dem Princip und Charakter unserer Synode entspringt und entspricht, kann ich nicht umhin, jene zuerst gestellte Frage anders, als mit Nein zu beantworten; sie entspringt und entspricht derselben nicht, wes-

halb auch erst die oben bezeichnete Statuten-Ergänzung und Aenderung, die wieder nur nach § 82 geschehen könnte, der Einführung der Kirchenvisitation vorangehen müßte. Es scheint mir, daß dieser Punkt von höchster principieller Bedeutung (bisher nur wenig oder oberflächlich berührt) zunächst der Angelpunkt für die Kirchenvisitationsfrage sein sollte.

Wir sind unserer lieben evang. Synode so froh und freuen uns darüber, daß dieselbe in der kaum fünfzigjährigen Zeit ihres Bestehens des Herrn sichtbaren Segen reichlich erfahren durfte nach innen und nach außen — bisher auch ohne Kirchenvisitation. Da drängt sich von selbst die Frage auf, ob von der neuen Einrichtung, ohne welche die Synode bisher in Segen und Frieden bauen durfte, eine wesentliche Förderung derselben und damit des Reiches Gottes im Ganzen zu erhoffen ist? oder mit anderen Worten unsere zweite Frage:

2. Ist von derselben ein besonderer Segen für die Synode gegenwärtig zu erwarten? Was man wünscht, das hofft man auch! Diesen Eindruck machen dem Referenten fast alle die in Aussicht gestellten Segnungen der Visitation, oder, wie sie treffend genannt werden: Pia desideria, fromme Wünsche sind es. Denn von den Federn, die für die Kirchenvisitation und ihren Segen schwärmen, hat wohl bisher noch kaum eine ein Visitationsprotokoll unterschrieben, von den begeisterten Herolden derselben und ihrer Segnungen kaum einer bereits eine Visitation selbst erlebt und ihre Folgen erfahren. Da ihr Referent aber einer der wohl nicht all zu Zahlreichen in unserer Synode sein dürfte, die schon visitirt sind (und er darf zum rechten Verständniß seiner Stellung — aber nur aus diesem Grunde, aus keinem anderen, um nicht den Vorwurf des Eigenlobs auf sich zu laden — wohl hinzusetzen: ohne daß der Visitator etwas zu tadeln oder zu rügen fand), so kann er es einerseits sich wohl ersparen, über diesen Punkt lange theoretische Erörterungen anzustellen, andererseits aber auch bitten und hoffen, seinen Worten, die eben auf wirklicher Erfahrnng beruhen, in Etwas Gewicht beizulegen, denn facta loquuntur.

Man erwartet da von der Einrichtung der Visitation sehr viel, ja wie es im oben angeführten Referate ironisch ausgedrückt ist: „fast alles Heil, d. h. eine außerordentliche Stärkung und Neubelebung sowohl des Gemeindelebens, wie auch des Amtes." Man erhofft von ihr (mit P. Berner), ein sehr probates Hülfsmittel zur Abstellung von allerlei Uebelständen, die sich sogar in unsere Gemeinde einschleichen, zur Behinderung des so häufigen Stellenwechsels (davon jedoch nachher noch ein Wort!), zur Wachsamkeit für die Sicheren, zur Stärkung der Schwachen u. s. w.," ferner: „Unser Personenleben, unser Gemeindeleben und unsere weltliche Wirksamkeit müßte einen kräftigen Impuls erhalten" u. s. w. Es würde uns jedoch zu weit führen, alle die daran geknüpften Wünsche und Hoffnungen aufzuzählen; aber: „es wäre doch zu schön gewesen, allein es hat nicht sollen sein!" denn Ihr Referent müßte von der Wahrheit abgehen, wenn er behaupten wollte, daß er durch die stattgehabte Visitation für sein Personenleben, für sein Gemeindeleben

und seine amtliche Wirksamkeit einen kräftigen Impuls erhalten hätte. Er sagt vielmehr die volle Wahrheit, wenn er constatirt, daß sowohl er selbst, als auch die Gemeinde nach der Visitation aufathmeten, nicht etwa weil der Würgengel gnädiglich vorübergegangen war (denn wie schon oben gesagt, hatte der Visitator nichts zu bemängeln, trotzdem Referent jetzt deutlich erkennt, daß, wenn der Visitator eben in der kurzen Zeit der Visitation wirklich hätte rechten Einblick erhalten, gar Vieles wohl zu tadeln gewesen wäre), sondern weil beide den Eindruck hatten, als ob sich in ihr Verhältniß von Hirt und Heerde etwas Fremdes, Störendes einschöbe, zu dem deshalb auch keine Seite rechtes Vertrauen haben konnte. Der Text zur Predigt Matth. 13, 31. 32 war vorgeschrieben, die darüber gehaltene Predigt mußte schriftlich eingereicht werden, aber heute noch wartet ihr Referent auf Urtheil und Kritik über dieselbe und ist ungewiß, ob dieselbe unter oder über aller Kritik war.

Es werden nicht viele schon Visitirte sein, die, wenn sie offen sprechen wollen und dürfen (wie wir hier, ein anderes Urtheil über jene Visitation haben. Man lasse sich auch nicht durch glänzende Berichte über die Generalvisitation täuschen; dieselben mögen, wenn sie in oben beschriebener Weise stolz einherschreiten, für den Augenblick imponiren, in etwas an die äußere und äußerliche Machtentfaltung des römischen Klerus erinnernd; aber von nachhaltigen Wirkungen und dauernden Früchten vernimmt man nachher blutwenig. Und doch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Es ist vielmehr, wie in dem Referate über Kirchenvisitation (Theol. Zeitschrift, Oct. 1888 pag. 295) mit Recht betont wird, eine Thatsache, daß die Kirche Deutschlands trotz aller Kirchenvisitation keine Controlle über das verweltlichte Volk auszuüben vermag.“

So wäre also die nächste Frage: ob bei uns, und zwar in der Gegenwart, ein besserer Boden und günstigere Verhältnisse für die Kirchenvisitation sich fänden? Zunächst möchte ihr Referent darauf sagen, daß eine Kirche, die noch eine missionirende ist, wie unsere Synode, im Gegensatz zu Deutschlands fertigen, wenigstens äußerlich construirten und umschlossenen Landeskirchen es ist, noch weniger Ursache hat ihre Kräfte zu zersplittern, was offenbar nicht nur bei den Visitatoren, sondern auch bei den Visitirten geschehen würde, vielmehr dieselben zusammenzuhalten und auf die gegenwärtig uns vom Herrn gestellte Aufgabe ganz zu concentriren. Vorläufig und jetzt, ja bis unsere Kirche ihr nächstes Ziel, unsere deutschen Glaubensgenossen geistlich zu versorgen, erreicht hat, sollte man nichts einführen, was **nicht die Lösung dieser Aufgabe selbst und direct** förderte. — Sodann aber würde schließlich die Kirchenvisitation, wie sie es auch thatsächtich fast allerorts verborgener und offenbarer Weise ist, hauptsächlich auf eine Visitation der Pastoren hinauslaufen. Und nun fragen wir: Erfährt dadurch das Reich Gottes wirklich eine Förderung? Ein Miethling wird ja doch früher oder später als ein Miethling erkannt, ist es nicht mehr dem Grundgesetze, der magna charta des Reiches Gottes entsprechend, ihn (unter dem Weizen) ausreifen zu lassen, bis er für das Gericht reif ist und demselben verfällt,

vorausgesetzt, daß die Brüder Distrikts-Präsides wirklich keine Augen zu sehen, keine Ohren zu hören hätten, was ich ja nimmermehr glauben kann. Ich will hier gar nicht von der Schwierigkeit reden, passende Visitatoren zu finden, auch nichts über die Schwierigkeit des Modus ihrer Erwählung sagen, auch nicht noch auf den Kostenpunkt hinweisen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß ich fürchte, daß Cliquenwesen, Unfrieden und Unzufriedenheit unter den Brüdern (Pastoren) noch viel mehr, als schon jetzt, überhand nehmen würden. Kann und wird z. B. der Visitator mit seinem langjährigen, vielleicht gar lieben Jugendfreunde es so genau nehmen und so scharf sehen, als bei einem ihm persönlich noch unbekannten, vielleicht nicht einmal sympathischen Bruder, und doch könnte letzterer vor dem Herrn viel treuer erfunden werden, als ersterer. Ach, Brüder, wir sind ja alle nur schwache Menschen, und wo Menschen sind, da menschelt's, je mehr Gelegenheit geboten wird, je mehr.

Dagegen auf der anderen Seite: Soll wirklich das Ansehen des geistlichen Amtes in unseren Gemeinden noch geschwächt werden? denn jeder Unbefangene wird zugeben, daß wir davon wirklich keinen Ueberfluß haben. Die meisten Gemeinden und ihre Glieder würden ja doch die Sache so auffassen, als ob ihnen von Zeit zu Zeit eine besondere Gelegenheit (in der Visitation) gegeben würde, alle ihre Klagen und Beschwerden gegen den „bösen", armen Pastor, der es ja doch nicht allen recht machen kann, in recht breiter und behäbiger Weise auszusprechen. Wie trefflich verlangen dagegen in dem Kapitel über Disciplin die Synodalstatuten: „Jede Klage ... muß ... schriftlich eingereicht werden." Es würde in der That eintreten, was in der Theol. Zeitschrift 1888 pag. 300 von den Worten: „die Synode übergäbe damit der Gemeinde ... bis pag. 301: „in sich schließt" treffend ausgesprochen ist. Leicht könnte es geschehen, daß durch die Visitation das Gegentheil dessen einträte, was man erhofft und erwartet: daß nämlich der so häufige Wechsel dadurch nicht verhindert, sondern vermehrt würde.

Dazu kommt noch, daß bei der eigenthümlichen Zusammensetzung unserer Gemeinden, die eben für alle evangelischen Christen Platz haben und bieten, der Pastor, besonders in noch jungen Gemeinden, die größte Vorsicht und Weisheit üben muß, nur Antipathieen der Gemeindeglieder (in Lehre, Zucht u. s. w.) unter einander zu verhüten, ja dieselben in Sympathieen zu verwandeln, daß sie erzogen werden und lernen: „auf daß sie Alle Eins seien." Da könnte es durch eine etablirte Kirchenvisitation mit und ohne Veranlassung und Verschuldung der Visitators wohl geschehen, daß dann, nicht etwa verborgene Schäden aufgedeckt, — das wäre ja recht — sondern vielmehr auch in der Heilung begriffene, oder der Heilung gar schon nahe Wunden wieder aufgerissen würden, und das wäre doch statt Segen Schaden, manchmal unersetzlicher Schaden. Wem das zu schwarz gemalt erscheint, der denke auch z. B. daran, was die Katechismusfrage in mehreren Gemeinden unter deren Gliedern angerichtet hat. Auch würden sogar viele Synodalgemeinden die Kirchenvisitation als ein Joch, ein neues, schweres, ungewohntes Joch (eben

weil sie nicht eine Institution von Gründung der Synode an ist) empfinden, und eine oder die andere möchte wohl gar, um es wieder abzuschütteln, sich gar ganz von der Synode trennen. Wie aber stehts mit den der Synode nicht gliedlich angeschlossenen Gemeinden, die von Synodalpastoren bedient werden? Da könnten also wohl nur die Pastoren visitirt werden und das coram Gemeinde, die der Synode nicht angehört? oder wollte man doch die Gemeinden wenigstens in etwas mit hineinziehen, wie es ja fast nicht anders möglich ist, wie leicht könnte es geschehen, daß sie sich dagegen auflehnen und der Synode verloren gehen möchten? Man sage auch nicht schnell: Um solche Gemeinden wäre es nicht schade! denn einerseits: Warum bedienen wir sie dann? und andererseits können sie durch treue Arbeit selbstverleugnender Hirten auf dem Wege christlicher Pädagogie im Laufe der Zeit doch noch für die Synode gewonnen werden, dafür giebt's ja, Gott sei Dank, Beispiele genug; während die Visitation vielleicht die Peitsche werden möchte, sie von uns wegzutreiben.

Doch wozu noch Weiteres hinzufügen? Ein Experiment und, ich meine ein ziemlich gewagtes, nebenbei auch nicht ganz billiges Experiment für unsere Synode würde die Errichtung der Kirchenvisitation jedenfalls sein. Der Herr gebe, daß nicht diejenigen, die jetzt am meisten für Visitation schwärmen, die ersten sein werden, die dann über sie den Stab brechen, ja sie wieder zu beseitigen wünschen werden! Im Allgemeinen kann man beobachten, daß ein gut Theil der ältern Brüder der Visitationsfrage ziemlich kühl gegenübersteht, während sie für manche jüngere eine neue „issue" zu sein scheint — was freilich wohl Einigen imponiren mag. Nun muß man doch erwarten, daß aus den älteren, gereifteren und erfahreneren Brüdern die Visitatores genommen, erwählt werden, will man nicht die göttliche, und darum natürliche Ordnung, daß die Jüngeren von den Aelteren beurtheilt werden und von ihnen lernen sollen, auf den Kopf stellen. Darum kann es doch nicht etwa Bangigkeit vor der Visitation sein, was manche ältere Brüder die Sache so kühl ansehen läßt, als vielmehr ihre größere Erfahrung und reifere Einsicht, die sie mit einer gewissen Besorgniß vor den Folgen dieser für unsere Synode neuen Institution erfüllt. Ich kann und mag hier die eigenthümliche Thatsache nicht verschweigen, sondern muß sie constatiren, daß von Brüdern, die sich auf Distriktsconfereuzen für die Visitation b e g e i s t e r n, oft auch wohl nicht ein Einziger die Visitation bereits (an sich selbst) erlebt und erfahren hat. — Meint man aber doch dieses Experiment einmal machen zu müssen, so überlasse man es seitens der General-Synode d e n e i n z e l n e n D i s t r i k t e n, in deren Competenz statutengemäß doch einmal die Beaufsichtigung fällt (und das lasse ich mir nimmer bestreiten noch widerlegen, daß die Kirchenvisitation in erster Linie nicht ein Stück Beaufsichtigung sein sollte), ob sie durch Mojorität ihrer Glieder sich für Visitation erklären oder nicht, dann braucht man auch keine Statutenveränderung und resp. Ergänzung. Die Distrikte, in denen die Befürworter der Visitation die Majorität haben, mögen sich durch (sit venia verbo) „Lokaloption" die Visitation erwählen, ohne daß durch

die Generalsynode das Joch derselben gleich allen aufgelegt zu werden braucht. Dagegen möchte ich mir den Vorschlag erlauben (von dem ich großen Segen erwarte, weil ich seine segensreiche Wirkung in Deutschlands Kirche, wo die Einrichtung wenigstens in einigen Theilen bereits besteht, bereits an mir selbst erfahren habe): Wie wäre es denn, wenn sich jeder Synodal-Pastor unter den benachbarten Amtsbrüdern einen Vertrauensmann erwählte, der jährlich einmal zu ihm kommt, Gottesdienst und das h. Abendmahl hält, woran der Besucher und Pastor loci theilnehmend, sich gegenseitig dasselbe reichen, um außer auf den Distriktsconferenzen sich das h. Abendmahl noch einige Male reichen zu lassen, denn die „sumptio" ist doch nur ein Nothbehelf), bespreche mit ihm seine Freuden und Leiden und erbitte sich dessen Rath als Vertrauensmann und Confessionarius. Ebenso lade dann dieser ihn (als seinen wechselseitigen Confessionarius) einmal jährlich zu sich, um derselben Handreichung und desselben Segens theilhaftig zu werden. Die Gemeinden werden dann jedes Mal dazu mit eingeladen und nehmen, wenn nicht allzu fern, sehr gern daran theil. Das erquickt die Pastoren, verbindet die Gemeinden, stärkt das synodale Bewußtsein — kurz, birgt den Segen der Visitation ohne Zwang und ohne deren etwaige üble Folgen. — Inzwischen mögen dann die Distrikte, die sich für Kirchenvisitation entschieden haben, ihre Erfahrungen machen. Sind dieselben gute und günstige, so steht es ja dann auch den andern Distrikten, die sich noch nicht für Visitation entscheiden konnten, frei, in der Ersteren Fußtapfen zu treten und die Kirchenvisitation einzuführen. Aber wenn in irgend einer Frage Vorsicht geboten ist, so scheint es mir in dieser, so tief in das kirchliche Leben einschneidenden Frage zu sein; ich bitte darum herzlichst: videant consules, ne res publica quid detrimenti capiat: Mögen die Berufenen zusehen, daß die Gesammtheit nicht Schaden leidet! Der Herr aber wende in seiner Weisheit Alles zum Besten!

Vom christlichen Vorsehungsglauben.

(Eingesandt von P. E. Otto.)

II.

Der Glaube an eine göttliche Vorsehung, die nach dem tröstlichen Worte Christi Matth. 10, 29 sich auf die geringsten Vorgänge des Welthaushaltes liebevoll erstreckt, mag schön sein, aber, so lautet es bei einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen, er scheitert an dem Felsenstrande der Natur. In unseren Tagen ist die Bekanntschaft mit den Vorgängen in der Natur viel umfassender und viel eindringlicher geworden, und zweierlei Charaktereigenschaften, so zu sagen, offenbart uns die Natur, die man früher bei oberflächlicherer und beschränkterer Beobachtung viel leichter übersehen konnte. Einmal macht die Naturordnung, unter der wir stehen, den Eindruck des ehern Geschlossenen, unverbrüchlich Gesetzmäßigen, das keine Ausnahme von seinen Regeln gestattet, noch erwarten läßt; auf der andern Seite macht sie in so vielen Erscheinungen den Eindruck des herzlos Grausamen, ungebändigt theoretischen.

Ist das so, dann ist allerdings in dieser Naturordnung kein Raum für ein väterliches Weltregiment Gottes, da ebensowohl die selbständige Freiheit wie auch die rücksichtsvolle Liebe, wie sie von solchem väterlichen Regiment erfordert wird, ausgeschlossen sein müsse.

Ist das so, daß in jenen beiden Eindrücken, die allerdings die Natur vielfach auf uns macht, die ganze Wahrheit ihres Daseins sich ausprägt, müssen wir uns das Gesammtbild der Natur aus jenen beiden Eindrücken zusammensetzen, ist die Welt eben ein gesetzmäßiges und herzloses All und weiter nichts, zu welchem Auswege sieht man sich da geführt? O, es giebt in der That mehr als einen, und hierin liegt schon ein erfahrungsmäßiger Beweis, daß starre Gesetzmäßigkeit nicht der einzige Charakterzug der Allbewegung ist, der wir als Theile eingeordnet sind, sondern daß es innerhalb der Gesetzmäßigkeit Möglichkeiten giebt, deren Verwirklichung nicht der starren Nothwendigkeit unterliegt; aber befriedigend ist doch keiner von diesen Auswegen. Wer sich jenen beiden Natureindrücken unbeschränkt hingiebt, mag leicht in Gefahr stehen, ihnen sittlich zu unterliegen: herzloser Egoismus in Gesinnung und Handlung ist eigentlich die naturgemäße Consequenz jener Ansichten, wenn nicht umgekehrt die theoretische Auffassung der äußeren Natur nur ein Wiederschein der praktischen Beschaffenheit der inneren Natur solcher Theorethiker ist. Der andere Weg, auf den von solcher Voraussetzung aus ein Mensch gerathen kann, ist der der sittlichen Empörung, daß er dem Wesen, dem er die Verantwortung für diese aus Gesetzmäßigkeit und Grausamkeit zusammengesetzte Weltordnung zuschreibt, die Ehrfurcht versagt, und (es wäre eigentlich komisch, wenn es nicht schrecklich wäre) auf den Gedanken kommt, er selbst wäre besser als Gott. Der dritte von dort aus mögliche Ausweg ist der des idealistischen Dualismus. Ist der Gesammteindruck, den die Naturordnung darbietet, wirklich nur der der gesetzmäßigen Herzlosigkeit, so ist allerdings das Walten eines väterlichen, göttlichen Wirkens ganz und gar aus derselben ausgeschlossen, und will der Mensch einen Gott haben, so muß er ihn in einem Gebiete suchen, das schlechterdings jenseitig, andersartig, incommensurabel ist im Verhältniß zu dieser Welt. Dann hat man den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit derart, daß an der Wirklichkeit gar nichts Ideales und an dem Idealen gar nichts Wirkliches ist. Befriedigend ist immerhin dieser Ausweg auch nicht, und jedenfalls auch auf diesem idealistischen Standpunkte von einem Vorsehungsglauben im biblischem Sinne nicht die Rede. Der reine Gedanke der Gottheit, der so herrlich sein mag wie er will, der aber nichts *ist*, der mag mir wohl, wenn ich im Stande bin, auf der Schönheit Hügel zu steigen, die gemeine Wirklichkeit vergessen helfen, aber meine Haare auf dem Haupte zählen kann er nicht.

Wir müssen daher jenen Sätzen, mit denen die Möglichkeit des Vorsehungsglaubens bestritten wird, näher ins Auge sehen und unsere Frage wiederholen: ist das so? Zunächst der erste Satz: eine väterliche Vorsehung kann es nicht geben, denn in der Natur geschieht alles nach starrem unabänderlichem Gesetz, nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung, so daß der In-

halt jedes Momentes nothwendige Wirkung der im vorangehenden Momente vorhandenen Ursachen ist. Hiernach ist eigentlich der ganze Weltverlauf bis zum jüngsten Tage schon von Anfang an vorgezeichnet, und ein Geleitetwerden des Ganzen wie meines Einzelgeschickes ist eigentlich nur vor dem Anfang als Prädetermination möglich gewesen, gegenwärtig auf irgend einem Punkte des Weltverlaufs kann von einem Geleitetwerden etwa nur in dem Sinne die Rede sein, wie ein Stück Eisen, das in einer Maschine zu Draht verarbeitet wird, durch das Walzwerk derselben „geleitet" wird. Neu ist diese Anschauung eigentlich nicht, sondern in der Gestalt des Prädeterminismus schon dagewesen; was ihr gegenwärtig neuen Nachdruck verleiht, ist der überwältigende Eindruck von der Ubiquität des Naturgesetzes, wie sich der verschärften Beobachtuug unserer Zeit dargestellt hat. Da ist nichts in dieser Erscheinungswelt, was nicht auf naturgesetzliche Weise geschieht; was immer verwirklicht werden will, und sei es das Idealste, muß sich in die Wege der Vermittlung alles Geschehens hineinfügen. Mag aus Jupiters Haupte Pallas Athene fertig gerüstet hervorgesprungen sein, aber ihr für Menschen sichtbares Bild entspringt aus keinem Haupte eines begeisterten Künstlers fertig, sondern mühsam muß der Marmorblock gebrochen und unter dem ordinären Gesetz der Schwere herbeibewegt werden, und tausende von mechanischen Armbewegungen bedarf es, ehe unter dem Meißel der rohe Stoff sich die Form des künstlerischen Gedankens aufzwingen läßt; und so ist es mit Allem, es ist eine Welt des Widerstandes, der Bedingtheit, der Mittelbarkeit, ein unbedingtes Schalten und Walten des Geistes, das nicht der Vermittelung durch die allermindesten mechanischen Hülfsmittel bedürfte, giebt es nicht. Und diese Naturgesetze, nach denen sich alles verwirklichen muß, sie sind starr und unverbrüchlich; das ist eben ein Dogma unserer modernen Weltanschauung, das sich dem nicht unbewiesen läßt, der nicht in ihr lebt, das sie aber festhalten wird bis zum thatsächlichen Beweise des Gegentheils; was etwa früher zu Gunsten des Wunders von einer Dehnbarkeit der Naturgesetze gesagt worden ist, müßte sich, wenn es Gnade finden sollte, auf naturwissenschaftlichem Wege nachweisen lassen.

Aber wenn dies nun auch alles der modernen Weltanschauung eingeräumt wird, daß die Naturgesetze überall gelten, und daß sie unverbrüchlich sind, wird nun daraus erfolgen, daß in dieser naturgesetzlich verfaßten Welt das freie Walten Gottes, wie es der christliche Vorsehungsglaube voraussetzt und fordert, ausgeschlossen sei? Folgt daraus unabwendbar jener Fatalismus, der dem kommenden Naturverlaufe nicht anders denn mit resignirter Erwartung entgegenzusehen vermag, für den das Gebet ein Unding sein muß, weil das, was zu erbeten ist, doch eben im Momete des Betens entweder schon gesetzt oder nicht gesetzt sein muß? Allerdings wird wahre Frömmigkeit sich kein Bild noch Gleichniß machen, das heißt nicht einem nur aus der eigenen Vorstellung gebildeten Gottesbegriffe huldigen, sondern sie wird Gott nehmen wie er ist, wie er sich offenbart, sie wird die Wirklichkeit nicht als etwas unabhängig von der Wahrheit Entstehendes und Vorhandenes betrachten, sie

wird in den Naturgesetzen keine fremden Schranken für Gottes Willen, sondern eben Offenbarungen desselben erkennen. Eben darum aber, weil sie im Naturgesetze eine Kundgebung des göttlichen Willens erkennt, wird sie die göttliche Freiheit auch nicht als eine völlig unbestimmte denken können, die alles menschenmöglich denkbare vornehmen könne, sondern sie wird im Naturgesetze allerdings eine Schranke erblicken, die die göttliche Freiheit sich selbst gezogen, und wird nicht erwarten, daß die göttliche Freiheit ihrer eigenen Selbstbestimmung zuwider handle. Damit wird allerdings das Gebiet der Erwartungen und Ansprüche, welche an das freie Walten der göttlichen Vorsehung gestellt werden mögen, eingeschränkt, nicht, was man so nennt, alles Mögliche, d. h. alles Vorstellbare wird von der göttlichen Regierung erwartet werden können, sondern nur das wirklich Mögliche, d. h. das naturgesetzlich Vollziehbare. Aber das sittliche Verhältniß des Vertrauens, der Ergebung, der Hoffnung zu Gott, wie es im Vorsehungsglauben eingeschlossen ist, geht darum doch nicht auf in die Ueberzeugung, daß Alles auf naturgesetzliche Weise fest und wohl geordnet sei, als ob eine Bethätigung der göttlichen Freiheit nur vor der gesetzlichen Naturordnung, d. h. als Schöpfung, nicht aber innerhalb derselben als Vorsehung möglich wäre. Ist denn die Naturordnung so, daß sie durchaus keine Eingriffe der Freiheit gestattet, wenn sie nicht aus den Fugen gehen soll?

Neugewonnene Gesichtspunkte werden gern in maßlos ausgedehnter Weise angewandt, und so läßt der in unserer Zeit verschärft gewonnene Eindruck von der in der Natur herrschenden Gesetzlichkeit die andere Seite der Wahrheit oft übersehen, daß die Natur nicht nur ein Gesetzliches ist, sondern zugleich ein Lebendiges. Die Natur ist keine unlebendige Gesetzsammlung, sondern ein gesetzlich verfaßter lebensvoller Organismus, und daß dies Leben, welches von den Gesetzen umfaßt ist, ebenso den Charakter der Nothwendigkeit des unabwendbar Gebotenen an sich trage, das mag vielleicht von Vielen eben in Ueberspannung einer Consequenz ohne Weiteres angenommen werden, aber naturgeschichtlich nachgewiesen, so daß man wollend oder nicht es anerkennen müßte, ist es jedenfalls nicht. Der Vogel, der im Käfig auf und nieder hüpft, folgt jedenfalls in seinen Bewegungen mechanischen Gesetzen, so daß diese Bewegungen eben auch durch künstlichen Mechanismus nachgeahmt werden können; es mag auch zugestanden werden, daß seine Bewegungen in gewissem Grade nöthigend beeinflußt sind durch die auf ihn wirkenden Reize des Futternäpfchens auf der einen und des Wassernäpfchens auf der andern Seite, durch den in die Weite strebenden Bewegungstrieb einerseits und durch die erfahrungsweise gefundenen Schranken der Drahtstäbe andrerseits, natürlich auch durch Höhe und Weite seines Käfigs und durch die Lage der Sitzstangen in demselben; aber daß der im Käfig springende Vogel nun durch die Summe der auf ihn wirkenden Reize in derselben vernothwendigenden Weise bewegt werde wie der künstlich verfertigte Vogel durch die in ihm construirten Federchen, Räderchen und Hebelchen, das wird sich naturwissenschaftlich niemals nachweisen lassen, und wer das glaubt, der thut es eben aus Neigung und

nicht als Nöthigung. Wer alles Geschehene in der Natur auf starre Nothwendigkeit zurückführt, der verwandelt das Leben in Schein; wer dies thut, mit dem läßt sich nicht streiten, aber er soll nicht sagen, daß er es kraft naturwissenschaftlicher Nöthigung thue. Es ist dies etwas Erkünsteltes und überall wo wir unbefangen denken, setzen wir mitten im Naturleben ein vielfaches Spiel der Willkür voraus, also etwas, was nicht pure Nothwendigkeit ist. Jeden Augenblick tritt in den Zusammenhang des Naturlebens etwas auf völlig naturgesetzliche Weise ein, was doch nicht die Folge purer gesetzlicher Nöthigung ist. Der Gesammtinhalt jedes Momentes im Weltleben ist nicht die schlechthin naturgesetzlich nothwendige Folge vom Inhalte des vorangehenden Momentes. Unzählige Male erscheinen uns solche Acte des Willkürlebens in der Natur praktisch völlig bedeutungslos; ob der Vogel im Käfig in diesem Momente aufwärts oder abwärts hüpft, darin können wir unbedingt keinen zwecklichen Zusammenhang mit der Erreichung eines Weltzieles erkennen. Zuweilen erhalteu solche an sich völlig zwecklos auftretenden Acte des Naturlebens durch ihren Zusammenhang mit naturgesetzlich sich daranschließenden Folgen, namentlich wenn diese in das Menschenschicksal eingreifen, die Bedeutung des Zweckvollen für uns; so mag die Mücke, die dem Zielenden ins Auge fliegt im Augenblicke, da er sein Gewehr abdrücken will, eine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen haben.

Deutlicher noch tritt uns das Eingreifen der Freiheit in den gesetzlichen Naturverlauf entgegen auf dem Gebiete des menschlichen Wirkens. Gewiß wirkt auch der menschliche Wille nie unbeeinflußt von der Lage der äußeren Umgebung, von der Summe der auf ihn wirkenden Reize; aber unsere ganze Lebenseinrichtung, unser ganzes praktisches Verhalten untereinander beruht darauf, daß die menschlichen Willensäußerungen nicht mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit aus der Summe dieser Einflüsse resultieren; man könnte, wenn's so wäre, keinen Menschen loben oder strafen, lieben, hassen, verachten, achten; man kann im theoretischen Spiele die Willenskraft des Menschen leugnen, aber wer im praktischen Verhalten die Consequenzen durchführen wollte, würde ins Irrenhaus gesteckt werden.

Nun greift der menschliche Wille an unzähligen Punkten in den Naturlauf ein, bedacht, zweckvoll und launenhaft willkürlich, bauend und zerstörend, wohlthätig und verbrecherisch, und der Naturverlauf geht darum nicht aus den Fugen. Wie kann er nun ein schlechthin nothwendiger, in jedem Augenblicke unvermeidlich vorbereitete Resultate liefernder sein, da er doch jeden Augenblick solchen Einwirkungen des Nichtnöthigen, auch anders sein Könnenden, offen steht. Gewiß geht es bei allem, was die Menschenhand an der Natur thut, auf streng naturgesetzliche Weise zu, aber darum ist, was nach Gesetzen geschieht, nicht nothwendig auch rein aus denselben, und es giebt unbeschadet der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze ein weites Reich der Möglichkeiten, die nicht alle verwirklicht werden müssen, und der möglichen Combinationen von Naturfaktoren, die ohne den Eingriff der freien Willensthätigkeit von selbst sich nicht so zusammengefunden haben würden.

Was hiermit bewiesen oder behauptet sein soll ist zunächst nur das Allgemeine, daß der Naturverlauf trotz seiner Gesetzlichkeit dem Eingreifen einer Freiheit nicht widerstrebt, und der schlichte Glaube wird einfach den Schluß machen: wenn schon die Menschenhand das kann und darf ohne das Naturleben in Verwirrung zu bringen, wie sollte nicht erst recht die Gotteshand es können und dürfen; ja der Glaube wird dies nicht nur für möglich halten, sondern auch als nothwendig fordern. Wie sollte bei dem tausendfältigen unaufhörlichen Ineinandergreifen der bewußtlosen, also auch planlosen Naturgesetze und des beschränkten, verkehrten, sündigen Menschenwillens ein vernünftiger Weltenlauf zu Stande kommen, wenn nicht der höchste, unverwirrbar weise und gute Wille fortwährend seine Hand dazwischen hätte?

Ja, daß der einfältige Glaube also spricht und schließt, das ist eine bekannte Sache, es fragt sich aber eben: hat er auch Recht? unter welchen Voraussetzungen hat er Recht? Wir stehen solchen Zeitgenossen gegenüber, denen der Eindruck der in den Naturvorgängen herrschenden Gesetzlichkeit den Glauben an die Möglichkeit göttlicher Regierung umdunkelt hat; wir sagen ihnen: ei, hat doch schon ein schwaches sündiges Menschenkind die Macht, dies oder jenes anders zu machen, als es nach den Gesetzen der Natur von selbst kommen würde, wie sollte nicht vielmehr der liebe Gott die Macht haben. Ja, wenn der Glaube so spricht und schließt, wer wollte es ihm verdenken und wehren? Er stützt aber auch seine Gewißheit nicht auf die logische Correctheit seiner Schlußfolgerung, sondern er hat schon vor derselben eine unmittelbare Gewißheit. Wenn aber die Schlußfolgerung als ein theologischer Beweis angewendet wird, um die Vernunft des Andersdenkenden bloszustellen, so wird man dem Theologen doch sagen, daß er sich's zu bequem gemacht, wenn er mit einem bloßen conclusio a minori at majus fertig zu werden vermeint. Es mag ja ganz selbstverständlich erscheinen, daß, was ein Mensch kann, Gott erst recht können muß, und fast komisch unvernünftig, daran zu zweifeln; aber es wird sich doch immer etwas in uns gegen die Zulässigkeit einer Schlußfolgerung sträuben, durch welche eine des Mißverstandes fähige Gleichartigkeit zwischen dem Wirken des Willens Gottes und dem des menschlichen Willens vorausgesetzt wird. Daß ein Mensch, so wird man sagen, mit seinem Willen auf den Naturlauf einwirken kann, wer leugnet das? aber diese Möglichkeit beruht für ihn ja eben darauf, daß er ein Theil der Natur, ein Glied in der Kette des Naturzusammenhanges ist, so können wir uns aber doch das Wirken Gottes nicht denken. Nein, gewiß nicht; aber die Art und Weise des göttlichen Wirkens können wir uns überhaupt nicht denken. W i e die Welt von Gott regiert wird, das ist unserer Anschauung eben so verborgen als das Wie ihrer Erschaffung. O b sie regiert wird, ob durch ihren naturgesetzlich sich vollziehenden Verlauf Zwecke erfüllt werden, deren Gesammtheit wir als den Willen einer weisen, auch auf unser Heil bedachten Liebe bezeichnen und empfinden, das ist eine Frage, die überhaupt nicht durch naturwissenschaftliche Beobachtung beantwortet wird, sondern durch ein inneres Erleben. Aber w e n n sie regiert wird, dann wird wohl auch die Zuversicht gerechtfertigt

sein, daß der, von welchem alle Dinge sind, sich nicht in der von ihm gemachten Naturordnung Schranken gezogen haben wird, die die Verwirklichung seines Heilswillens unmöglich machen müssen. In bedeutsameren Momenten des persönlichen Lebens wie in denen des Völkerlebens drängt sich uns je und dann die Ueberzeugung auf, daß die waltende Hand des allmächtigen Gottes inmitten des naturgesetzlichen Verlaufs ungebunden ihr Werk gethan; wer kann die Momente alle aufzählen, welche durch eine vorsehungsvolle Begegnung natürlicher und moralischer Mächte und Umstände das Doppelantlitz des Naturgesetzlichen und des Wunderbaren an sich tragen.

Als Winde und Wogen die furchtbare spanische Armada zerschellten, die dazu bestimmt war, England, die damals festeste Burg protestantischen Glaubens und bürgerlicher Freiheit zu brechen und der Weltgeschichte eine entscheidende rückläufige Bewegung zu geben, da haben die Zeitgenossen gesprochen: Afflavit Deus et dissipati sunt. Und als der nordische Winter von 1812 die furchtbare napoleonische Gewaltherrschaft zu Tode erstarren ließ, unter welcher Europa seufzte und blutete, da haben unsre Väter in jenem früh eintretenden Eiseshauche den Hauch des lebendigen Gottes verspürt und anerkannt. Werden wir heute verständiger sein, indem wir statt dessen den blinden Zufall oder die unbewußte Nothwendigkeit zur Lenkerin der Weltgeschichte erheben? Aus der zugestandenen Thatsache, daß, was immer geschieht, auf naturgesetzliche Weise geschieht unter Zulassung der zahllosen Einwirkungen von Willkür, kann nur das hervorgehen, daß die göttliche Vorsehung viele Mittel und Wege haben muß, daß sie ihre Ziele so oder so erreichen kann, daß es uns nicht beikommen darf, die Anerkennung ihres Waltens vom Eintreten oder Nichteintreten irgend eines bestimmten Ereignisses abhängig zu machen. Das aber ist nichts Neues, diese Zumuthung ist dem Vorsehungsglauben von jeher gestellt worden; immer hat Gott in Thaten zur Menschheit gesprochen: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege.

Aber nicht blos die Seite des Naturlebens gilt es ins Auge zu fassen, wonach es ein in sich geschlossenes gesetzliches ist, sondern das Problem verschärft sich noch, wenn wir uns dem anderen Eindrucke nicht entziehen, den es auf uns macht, dem des chaotisch Ungebändigten, des herzlos Grausamen. Neben einer lichten freundlich sonnigen Seite, in der wir mit Jesu das Vaterantlitz Gottes leicht und gern erkennen, tritt uns noch eine andere entgegen, in der sich dasselbe für uns verbirgt, eine düstere, feindselige. Gewiß ist anzuerkennen, daß in unseren Tagen des gesteigerten Verkehrs die Beobachtung dieser furchtbaren Seite des Naturlebens eine viel umfassendere und allseitigere geworden, und man kann insofern sagen, daß in unseren Tagen die Bewahrung des kindlichen Vorsehungsglaubens insofern schwieriger geworden sei. Die lichte, freundliche Seite des Naturlebens überwiegt ja, und wer seine Erfahrungen nur aus dem nächsten Kreise seines Lebens sammelt, kann vielleicht Jahre lang vor der Erfahrung bewahrt bleiben, daß die Natur auch Mächte des Verderbens und Entsetzens entfesseln kann; von Erdbeben in

Südamerika, von Hungersnöthen und Ueberschwemmungen in China und Indien würden vor hundert Jahren wenig Europäer gehört haben; uns lehren die Zeitungen durch ihre unter frischestem Eindrucke erzählenden Berichte, daß alle Tage irgendwo auf der Erde ein Werk der Zerstörung geschieht. Ziehen wir dann auch von der Summe des über die Menschheit sich ergießenden Uebels ein reichliches Theil ab, dessen Entstehung durch eigene Verschuldung, Leichtsinn, Waghalsigkeit, maßlose Erwerbsbegier wir muthmaßen können, so bleibt doch immer noch ein erdrückender Rest von Uebeln, die wir nicht anders, denn als Hereinbrechen von Verhängnissen ohne Zusammenhang mit Zielen der Vergeltung oder der Erziehung zu benennen verstehen. Hier entspringen jene Räthsel der Vorsehung, welche von den Tagen Hiobs an bis heute die nachdenkenden Frommen beschäftigt und geängstet haben.

(Schluß folgt.)

Der hohe Beruf eines evangelischen Lehrers.

Eine Betrachtung auf Grund des Wortes heiliger Schrift: 1 Tim. 4, 15. 16.

„Solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sei. Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken. Denn, wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören."

Auf Grund dieses Wortes heiliger Schrift erwägen wir folgende zwei Fragen:

1. Welches ist der hohe Beruf eines evangelischen Lehrers?
2. Was hat ein evangelischer Lehrer zu thun, um diesen seinen hohen Beruf zu erfüllen?

Auf die erste Frage: Welches ist der hohe Beruf des evang. Lehrers? lautet die Antwort in unserm Texte: „Der evang. Lehrer soll sich selbst und seine Schüler selig machen." Denn, wo du solches thust, schreibt der Apostel Paulus an den evang. Prediger und Lehrer Timotheus in Ephesus, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören. Wollte Jemand darauf entgegnen: Nur Gott allein kann selig machen, und nicht der Mensch, so ist das wahr. Doch ist auch das wahr: Ein Mensch kann als ein Werkzeug des Fürsten der Finsterniß nicht nur sich selbst, sondern auch Andere in's Verderben, ja in die ewige Verdammniß stürzen. Und ebenso wahr ist es: Ein Mensch kann als ein Werkzeug in der Hand Gottes nicht nur sich selbst, sondern auch Andere glücklich, ja ewig selig machen.

Der Apostel Paulus, welcher unsere Textworte auf Antrieb des hl. Geistes geschrieben, hat als ein auserwähltes Rüstzeug Gottes sich selbst und viele, die ihn hörten, selig gemacht. Es bleibt also dabei: die Antwort auf die Frage: Welches ist der hohe Beruf eines evang. Lehrers? lautet auf Grund der hl. Schrift: Der evang. Lehrer soll sich selbst und seine Schüler selig machen.

Was hat nun ein evang. Lehrer zu thun, um diesen seinen hohen Beruf zu erfüllen? Unser Text nennt uns dreierlei.

a. Der evang. Lehrer soll seines Amtes also warten und also darin leben, daß seine Fortschritte in allen Stücken seiner Amtsführung offenbar werden.

b. Der evang. Lehrer soll Acht haben auf sich selbst und auf die Lehre.

c. Der evang. Lehrer soll in allen Stücken seiner Amtsführung beharren.

„Solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sei," heißt es in unserm Texte, oder genauer übersetzt: „Solches warte, darin lebe, auf daß deine Fortschritte in allen Dingen offenbar seien." Der evang. Lehrer soll demzufolge erstens seines Amtes also warten und also darin leben, daß seine Fortschritte in allen Stücken seiner Amtsführung offenbar werden.

Das Amt des evang. Lehrers umfaßt zwei wesentliche Stücke: den Unterricht und die Erziehung. Fassen wir zunächst den Unterricht ins Auge, so soll der Lehrer seine Schüler in den nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten also unterrichten, daß seine und seiner Schüler Fortschritte offenbar werden. Damit nun solches geschehe, darf weder Lohnsucht noch Ehrsucht die Triebfeder zum Unterricht sein, sondern eine vom Geiste Gottes gewirkte Liebe zum Amte und zu den Schülern muß das bewegende Motiv zum Unterrichten sein.

Von dieser Liebe gedrungen wird der Lehrer sich selbst in allen nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten zu vervollkommnen suchen; wird sich gewissenhaft auf jeglichen Unterricht vorbereiten; wird seine Methode in den verschiedenen Zweigen des Unterrichts der Fassungskraft seiner Schüler immer mehr anzupassen bemüht sein; wird mit Geduld, aber auch mit entschiedenem Ernst die Schüler zur Achtsamkeit und zum Fleiße anhalten. Und wo solches geschieht, da werden gewiß die Fortschritte des Lehrers und die seiner Schüler offenbar werden.

Unter allen Gegenständen des Unterrichts in der evang. Schule ist ohne Zweifel der Religionsunterricht, oder der Unterricht in den Geschichten und Lehren des göttlichen Wortes, der wichtichste. Um aber den Religionsunterricht segensreich ertheilen zu können, muß der Lehrer selbst Religion haben. Die Religion besteht indeß nicht im bloßen Studiren und Wissen der hl. Schrift, sondern im Besitze des Schatzes, der in der Schrift und namentlich im Evangelium verborgen liegt. Welches ist denn dieser verborgene Schatz? Es ist Jesus Christus und das Heil in ihm, nämlich Vergebung der Sünden, Friede mit Gott, die Erneuerung des Herzens und des Wandels in Christi Bild, und der lebendige Glaube an Christum, wodurch man in den Besitz dieses Schatzes gelangt. Hat nun der Lehrer diesen verborgenen Schatz im Acker gefunden und ist er im Besitz desselben, dann hat er Religion, und dann ist er befähigt, einen segensreichen Religionsunterricht zu ertheilen. Er ist dann ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt, der in der Schule aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt. Der Lehrer wird dann von Herzen zu Herzen reden, und solcher Religionsunterricht wirkt bildend nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf das Herz der Kinder. Der Lehrer ist also der Säeman, der auf den Herzensacker der Kinder säet den Samen des göttlichen Wortes, welcher Same früher oder später in mancher Seele wird

keimen, wachsen, blühen und Frucht bringen zum ewigen Leben. Denn „Mein Wort soll nicht leer zurückkommen," spricht der allmächtige Gott. Ein solcher evang. Lehrer wird dann nach dem Säen und Pflanzen auch das Begießen nicht versäumen. Dieses Begießen geschieht durch die tägliche Fürbitte und Vermahnung, welche Fürbitte und Vermahnung sich namentlich auch auf die Schüler erstrecken soll, die seit ihrer Konfirmation die Schule verlassen haben, und unter diesen namentlich auf diejenigen, welche als verlorene Schafe in dieser argen Welt ihre eigenen Wege, die Wege des Verderbens gehen. Die gläubige Fürbitte, und wo die Gelegenheit sich darbietet, die in der Liebe Christi geschehende Vermahnung, wird gewiß nicht ganz erfolglos bleiben. Zu solchem Säen, Pflanzen und Begießen soll der evang. Lehrer durch die Gnade sich immer tüchtiger machen lassen, damit auch in diesem Stücke seine Fortschritte offenbar werden.

So wie eine durch Gottes Gnade wohlgelungene Religionsstunde die ganze Thätigkeit und das Verhalten des Lehrers und der Schüler in den übrigen Unterrichtsstunden des Tages segensreich beeinflußt, so ist der vom Geiste Gottes begleitete Religionsunterricht das Fundament der Erziehung, als das zweite Stück in der Amtsführung des Lehrers. Die Erziehung ist diejenige Thätigkeit des Lehrers, wodurch er seine Schüler in Gesinnung und Wandel zu Menschen Gottes heranzubilden sucht.

So wie nun in der Familie der gottselige Wandel der Eltern das Hauptmittel in der Erziehung der Kinder ist, so ist auch das christliche Vorbild des Lehrers das vornehmste Mittel in der Erziehung seiner Schüler. Der evang. Lehrer soll daher immer mehr ein Nachfolger seines Erlösers zu werden sich bemühen, damit sein Sinn und Wandel mit dem, was er lehrt, im Einklange stehen. Solche Harmonie seiner Lehre und seines Wandels hat auf das sittliche Verhalten der Schüler einen bedeutenden Einfluß. Also, und nur also wird der Lehrer seinen Schülern gegenüber sich der nöthigen Autorität d. i. der Hochachtung, der Liebe und des Vertrauens seiner Schüler zu erfreuen haben; welche Autorität der Lehrer besitzen muß, um das andere Mittel der Erziehung, nämlich die Schuldisciplin, erfolgreich zu handhaben.

Diese Schuldisciplin hat den Zweck, den Charakter und das sittliche Verhalten der Schüler Gott wohlgefällig zu bilden. —

„Gehorsam ist der Jugend höchste Tugend," sagt Disterweg. Es ist wohl von größerem Werthe, wenn man von einem Kinde sagen kann, es ist ein seinen Eltern und Lehrern gehorsames Kind, als es ist ein zu Christo bekehrtes Kind. Darum soll man die Kinder frühe zum Gehorsam anhalten und insonderheit sie üben in einem willigen Gehorsam. Wo zu diesem Zwecke wiederholte Ermahnungen und Warnungen erfolglos sind, da soll die nöthige Bestrafung des Ungehorsams folgen; doch so, daß nicht nur Mahnung und Warnung, sondern auch die Bestrafung im Geiste des Ernstes und der Liebe geschieht.

Eine zweite Zierde der Jugend ist die Wahrhaftigkeit oder die Liebe zur Wahrheit. Diese Tugend scheint in unserer Zeit unter der heranwachsenden

Jugend immer mehr abhanden zu kommen. Zeigts sich doch bei so manchen Kindern, daß sie sich nichts daraus machen, wenn sie mit Wissen und Willen eine Lüge sagen. Der Herr wolle den Lehrern Weisheit geben, diese Giftpflanze der Lügenhaftigkeit, wo sie dieselbe wachsen sehen, sammt der Wurzel auszugäten, und ihre Schüler so zu erziehen, daß sie der Lüge Feind, aber der Wahrheit Freund werden.

Auch in der aus der Liebe fließenden Friedfertigkeit und Dienstfertigkeit sollen die Kinder geübt werden. Man dulde daher nicht, daß die Kinder einander necken und beleidigen, oder mit einander zanken und streiten, sondern man halte sie an, daß sie in Einigkeit und Frieden mit einander leben, und daß sie Eins dem Andern Gefälligkeit und Liebesdienste erweisen.

Auch von diesem zweiten wesentlichen Stücke der Amtsthätigkeit eines Lehrers, von der Erziehung seiner Schüler, wie wir dieselbe in einigen Zügen beschrieben haben, heißt es in unserem Texte: „Solches warte, darin lebe, auf daß deine Fortschritte in diesen Dingen an dir selbst und an deinen Schülern offenbar werden."

„Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre," heißt es weiter in unserem Texte." Um also den hohen Beruf, sich selbst und seine Schüler selig zu machen, zu erfüllen, soll der evang. Lehrer zweitens Acht haben auf sich selbst und auf die Lehre. —

Auf sich selbst Acht haben soll der Lehrer. Er soll daher täglich betend vor dem Angesichte Gottes sich beschauen, wie er gestaltet ist. Bei solch aufrichtiger Selbstbeschauung wird der Lehrer in der Führung seines Amtes noch so manche Fehler, so manche Verirrung, so manch Versäumniß mit tiefer Beugung erkennen, und er wird täglich zum Gnadenthrone eilen, Vergebung und Gnade und Kraft zu einer vorsichtigeren, treueren und segensreicheren Ausrichtung seines Amtes im gläubigen Gebete sich erflehen. Und ein solch demüthiger, gläubiger und treuer Lehrer wird durch die Gnade seines Heilandes tüchtig gemacht, daß er seinen Beruf und seine Erwählung fest mache, daß er seinen Schülern immer mehr zum Segen werde, und also sich selbst und seine Schüler selig mache. —

Auf die Lehre soll der Lehrer Acht haben, d. i. auf den Unterricht und namentlich auf den Unterricht in den Wahrheiten des göttlichen Wortes. Der Lehrer soll deßhalb den intellektuellen Standpunkt seiner Schüler recht ins Auge fassen, und dem gemäß die nöthigen, aber auch nur die nöthigen Unterrichtsgegenstände auf den Lehrplan stellen. Er soll in jedem Unterrichtsfache einerseits das den Kindern Nöthige lehren, aber auch anderseits vor dem Zuviel sich hüten. Man gebe seinen Schülern nur das und nur so viel zu genießen, als sie verdauen können, damit nicht ein krankhafter Zustand in den Anlagen und Seelenkräften der Kinder entstehe. Besonders hat der Lehrer im Religionsunterrichte darauf zu achten, daß er den Kindern das ihnen Nöthige aus Geschichte und Lehre des göttlichen Wortes mittheile; aber auch alles fern halte, was in den Bereich des jugendlichen Verstandes und Gemüthes nicht paßt. Man halte ja beim Religionsunterrichte in Lehre und

Mahnung das gehörige Maß, und sorge dafür, daß der Religionsunterricht den Kindern nicht eine Last, sondern eine Freude sei.

Um den hohen Beruf, sich selbst und seine Schüler selig zu machen, zu erfüllen, soll der evang. Lehrer endlich drittens in all den bisher genannten Stücken beharren. Es ist sehr beklagenswerth, wenn ein Lehrer, der in seinem Berufe einen gesegneten Anfang machte, auch schon einen erfolgreichen Fortgang zeigte, in der Ausrichtung seines Amtes träge und saumselig wird, also daß nicht mehr seine Forschritte, sondern seine Rückschritte in allen Dingen offenbar werden. Die Hauptursache solches Rückschrittes ist gewiß die, daß der Lehrer nicht fest und unbeweglich gegründet ist auf den Fels des Heils, auf Jesum Christum; oder auch, daß er nicht thut, was er lehrt. Denn wer Jesu Rede lehrt oder hört, aber nicht thut, der baut auf den Sand; und wenn dann die Stürme kommen, bekommt das Gebäude Risse und fällt endlich zusammen. Und im Berufsleben des Lehrers kommen auch zu Zeiten Stürme. Zu solchen Stürmen gehören der Trotz und die Halsstarrigkeit mancher Schüler, der Unverstand mancher Eltern, eigene Verirrungen in Behandlung der Schüler, Mangel an Achtung und Anerkennung von Seiten der Eltern und Vorgesetzten, die mit mancher Schulstelle verbundene dürftige Existenz, und sonstige Noth und Trübsal im Erdenleben.

Halten wir uns hier einmal vor zur Mahnung und Ermunterung das Vorbild des Mannes, der unsere Textworte geschrieben. Dieser Apostel war in der Lehre, sowie in seinem Sinn und Wandel durch die Gnade so unbebeweglich fest auf Christum gegründet, daß er unter allen Stürmen, die sein apostolisches Leben durchkreuzten, bezeugt: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn.“ So beharrte er bis an's Ende, und hat sich selbst und Viele, die ihn hörten, selig gemacht. „Beharre in diesen Stücken“ ermahnt er darum den evang. Lehrer und Prediger. Wie aber sollen wir beharren? In eigner Kraft geht's nicht; die eigne Kraft ist doch endlich nichts als eitel Schwachheit. Allein in Christi Kraft können wir beharren; seine Kraft will in uns Schwachen mächtig sein. Im Bewußtsein unserer Schwachheit wollen wir darum täglich im gläubigen Gebet zu Ihm unsere Zuflucht nehmen, damit wir's als Wahrheit erfahren, was der Apostel bezeugt: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“

Gedanken über körperliche Züchtigung in der Schule.

(Eingesandt von P. G. Eisen.)

(Schluß.)

Besonders den Anfängern im Lehramte, die meist mit vollen Segeln aus dem Hafen des Seminars auslaufen, schwer geladen mit guten Vorsätzen, möchte ich den Rath ertheilen, ja recht vorsichtig zu sein. Es ist gut gemeint, gleich von vornherein mit der nöthigen Strenge aufzutreten; allein es könnte geschehen, daß er trotz der guten Meinung es von vornherein bei den Kindern verdirbt, ähnlich einem Kutscher, der statt langsam anziehen zu lassen, zu fest

in die Zügel greift. Die Pferde werden stutzig und bäumen sich auf. Der Lehrer muß erst die Kinder kennen lernen und diese wollen ihrerseits wissen, woran sie mit ihm sind. Sie halten vielleicht anfänglich mit den Antworten zurück, nicht wissend, wie dieselben aufgenommen werden. Ein zu rasches Zugreifen zu handgreiflichen Mitteln verdirbt Vieles, raubt Zutrauen und Achtung. Besser ein Lehrer spanne die Saiten nicht gleich zu stark, um sie immer noch stärker spannen zu können. Der Lehrer muß sparsam umgehen mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln und ihnen nicht von vornherein die Spitze abbrechen.

Aber auch in den Fällen, bei denen eine körperliche Züchtigung ganz angemessen erscheinen möchte, ist es doch rathsam, sich zu vergewissern, ob dieselbe nicht vom Uebel ist. Der Lehrer ist nämlich auch für das leibliche Wohl seiner Zöglinge verantwortlich. Gewisse körperliche Schäden werden dem Lehrer oft erst nach langer Zeit bekannt. Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit, Herzfehler, scrophulöse Symptome, schwächliche Constitution überhaupt sind gar häufig vorhanden. Der Lehrer muß das wissen und in Erfahrung zu bringen suchen und danach die Strafe abmessen.

Als Beleg diene eine meiner Erfahrungen. Ein fleißiger und sonst ordentlicher Schüler kam jeden Tag mit schwarzen, rußigen Händen, wie mir schien, zur Schule. Ich drohte ihm mit dem Stock, wenn er wieder so schmierige Hände zur Schule bringe. Den nächsten Tag, als ich wieder die Hände und Ohren auf ihre Sauberkeit inspicirte, war ich eben im Begriff, meine Drohung auszuführen, als er mir sagte, er könne eben nichts dafür, er habe Esaushände. Wie ich seine innern Handflächen befühlte, fühlten sich die schwarzen Punkte wirklich als kleine borstige Härchen an. Ich stand somit im Begriffe, eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Auch nicht alle Köpfe sind von gleicher Härte, resp. Dicke. Manche Kinder haben eine äußerst empfindsame Kopfhaut. Auch die Hände sind von verschiedener Empfindsamkeit. Was eine schwielige Hand leicht verschmerzt, empfindet eine andere um so schmerzhafter. Auch die Schläfen sind leicht gefährlich verletzbar. Und doch setzt so mancher Erzieher in seinem beleidigten Gefühl sich gefühllos über diese Unterschiede weg.

Wann soll denn körperliche Züchtigung eintreten?

Da wir Kinder aus allen Volksschichten haben, auch solche (ich denke dabei nicht gerade an arme), die aus unglücklichen, verwahrlosten, gottentfremdeten Familienverhältnissen kommen, da das Böse ohne alles Schamgefühl, in roher, frecher, oft brutaler Weise auftritt und sich breit macht, so geschieht es, daß ein solches Benehmen auch in der Schule unter der vorzüglichsten Zucht und Leitung zeitweise zu Tage tritt und ansteckend und vergiftend auf die Umgebung wirkt. Das ist die grause Wirklichkeit, die Schattenseite im Erzieherberufe. Da helfen keine Palliativmittel, wie Nachsitzen, Platzwechsel, leere Drohungen, sondern da muß die Strenge, der Muth des Lehrers, das Böse zu strafen, sich zeigen. Er darf da nicht den Feigling unter der Maske der sündenzudeckenden Liebe spielen, sondern als christlicher Er-

zieher das Böse strafen mit der Ruthe, ein Exempel statuiren, durch das alle andern Kinder gewarnt werden und wodurch die Furcht vor der Autoriät aufrecht erhalten wird. Zu solchen Vergehen rechne ich alle Handlungen der Widersetzlichkeit, der frechen Auflehnung gegen die Ordnung und Autorität des Lehrers, alle Rohheit und Bosheit, insofern die letzteren als das wirkliche Motiv sich klarstellen lassen. Manche Handlung trägt indessen den Schein der Bosheit und Gemeinheit an sich, ist aber im eigentlichen Grunde ein Akt der Dummheit und der Unüberlegtheit. So erhielt ich einmal ein halbes Dutzend Ohrfeigen in harter Münze ausbezahlt für ein bloßes Versehen. Dieselben brummen noch heute in meinem Gedächtnisse nach. Es waren Schwabenstreiche in doppeltem Sinne.

Ebenso halte ich für erwiesene Diebstähle eine Tracht Schläge, mit Vernunft abgemessen, als ein ganz radikales Heilmittel. Was in der Strafjustiz gegen Erwachsene sich probat erwiesen, dürfte auch bei der Jugend, richtig angewandt, seines Zweckes nicht verfehlen.

Gegen Lügen und unzüchtige Redensarten, wie sie leider oft auch eingeschmuggelt werden, da sind, was unsere Altvordern mit dem ominösen Namen „Maulschellen" bezeichneten, am rechten Platze. Mancher, dem durch eine solche Züchtigung die Schande seines Thuns offenbar gemacht wurde, ist in sich gegangen, wenn er nicht alles Schamgefühls bar war. Selbstverständlich muß dem Bestraften seine Sünde klar gemacht werden, er muß ferner von seinem Erzieher die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dieser nur das Gute will, auch auf Kosten einer empfindlichen Strafe. In seiner Schule ist der Lehrer kein constitutioneller, sondern unumschränkter, aber deshalb auch verantwortungsvoller Monarch, das sollen die Kinder wissen, und vom Schulvorstande darin bestärkt werden. Was die Faulheit betrifft, so mag, wo dieselbe wirklich erwiesen und nicht mit körperlichen Einflüssen in Zusammenhang gebracht werden kann, eine fühlbare Züchtigung in dynamischer Wechselfolge ertheilt, heilsame Lebensweckerdienste verrichten. Dabei aber dürfen z. B. in Betreff der Hausaufgaben die Kinder nicht über einen Kamm geschoren werden, da nicht allen Kindern das gleiche Zeitmaß zur Ausarbeitung der Aufgaben zur Disposition steht.

Wenn ich die Faulheit innerhalb gewisser Grenzen körperlich bestraft wissen möchte, so geschieht es deshalb, weil in diesem Stück gerade die Theorie sich schöner ausnimmt, als die Praxis. Was und wieviel kommt bei den Strafarbeiten nützliches heraus, wie werden sie gemacht? Sie sind oft mehr von Nachtheil als von Vortheil. Wie viele Lehrer, die ihre Zöglinge nachsitzen lassen, überwachen sie, halten sie unter beständiger Controlle? Wie manchen Lehrer wandelt am Schluß der Schule nicht ein menschliches Rühren an, notabene nicht mit dem oder den Delinquenten, sondern mit sich selbst und er öffnet dem Vogel den Käfig, um ihm selber zu entfliehen!

Selbstverständlich erwartet man vom Lehrer, daß er unparteiisch handle. Er darf keine Ausnahme deshalb eintreten lassen, weil das eine von Stand und das andere armer Leute Kind ist.

Was nun die Einwendung betrifft, mit den körperlichen Züchtigungen sei nichts ausgerichtet, sie verbittern und schaden mehr als sie nützen, so könnte man ebensogut nach dem Nutzen der andern Strafen fragen.

Es muß zugegeben werden, daß es eben Kinder giebt, bei denen die Macht der Sünde stärker ist als alle Erzieherarbeit, bei denen weder Liebe noch Strenge die Macht der Gewohnheit brechen. Schon das Kind hat seinen souveränen Willen, an dem oft alle Versuche, ihn zu lenken und zu überzeugen, scheitern. „Du hast nicht gewollt", ist bei manchem Kinde die entscheidende Ursache des Fehlschlagens aller erzieherischen Thätigkeit. Indessen, so lange ein Kind unserer Erziehung anvertraut ist, so lange haben wir unsern Einfluß geltend zu machen. Damit ist es nicht gethan, ein solches Kind einfach sich selbst zu überlassen. Das wäre wohl bequem, aber eines christlichen Erziehers unwürdig; auch hier gilt des Apostels Wort: „Die Liebe ist langmüthig, sie läßt sich nicht erbittern." Die Eltern, ihrer eigenen Ohnmacht oft bewußt, erwarten, und nicht mit Unrecht, von dem erzieherisch gebildeten Lehrer, daß es ihm am ehesten möglich sei, einen heilsamen, wirksamen Einfluß auf ihr Kind auszuüben.

Nun, wo die Sünde, die Gewohnheit, die seelenverderbenden Einflüsse einer ruinösen Umgebung mächtig geworden, da muß auch die Erziehung mit außergewöhnlichen Machtmitteln vorgehen. Die Liebe ist das treibende Element aller Erziehungsarbeit, aber sie ist keine latente, blinde, noch feige Liebe, Sie muß aggressiv vorgehen, sie schließt die Härte, nicht aber die Strenge aus. Es muß dem Kinde eine Macht gegenüber treten, vor der seine eigene sich gefangen geben muß. Was scheuen die meisten Kinder? Körperliche Strafe, Schläge. Diese fühlen sie, während oft alle andern Strafen sie unempfindlich lassen. Sie sollen wissen, daß es eine Schande ist, sich eine körperliche Strafe zuzuziehen, daß dieselbe aber eben ihrem Vergeben angemessen ist, daß die Schande dem Vergehen anhaftet und nicht den Schlägen. Wäre die letztere Auffassung die richtige, so wäre jede Wunde, die ein Soldat empfängt, für ihn ebenfalls ein Schandfleck. Ein Kind weiß ganz gut zu beurtheilen, in welchem Sinne ein Lehrer sein Strafamt übt. Viele Kinder werden ihren Erziehern ewig dankbar sein für ihre Liebesschläge. Daß die körperlichen Züchtigungen für jeden Erzieher eine schwer zu übende Strafe bilden, daß sie aber manchen bösen Willen schon im Keime gebrochen, eine radikale Aenderung zum Guten bewirkt und auf eine ganze Klasse heilsam ernüchternd eingewirkt haben, dafür könnten viele Zöglinge auftreten und mit Dank gegen ihre Erzieher diese Thatsache bestätigen.

Wissen die Kinder, daß mit absoluter Consequenz Recht geübt und mit aller Strenge der Erziehung Nachdruck verschafft wird, da brechen sich die wilden Wogen des Bösen von selbst. Die Jugend hat ein angebornes Gefühl für Autorität und Gewalt und verabscheut alle Schwäche und Feigheit.

Auch ist die Sache der körperlichen Züchtigung nicht so schlimm, wie so viele gefühlsduselige Naturen beiderlei Geschlechts sie ausmalen. Man gehe doch ins Freie und beobachte, wie stark die Nerven, wie widerstandsfähig die

zarten Glieder sind, wenn zwei sich in die Haare gerathen, welche Püffe da ruhig hingenommen werden. Selbstverständlich will ich damit der Rauferei nicht das Wort reden.

Wir belächeln die Erzieher, quasi Schulmeister der Vergangenheit, die wie türkische Paschas ihres Amtes gewaltet, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die große, breite Masse des Volkes nur durch diese Schulen gegangen und was an sittlicher Kraft, an Treue, Rechtschaffenheit, Wahrheitssinn und Pietät in demselben wurzelt, seine gesunde Originalität, die verdankt es zum großen Theil jenen Schulmeistern. Ein feiner Kulturkenner äußert sich folgendermaßen in Bezug auf die alten Schulen:

„Dennoch lobe ich mir jene alten rußigen Schulhäuser von damals, die viel besser waren, als sie aussahen. Hinter ihren grämlichen Gesichtern war nach deutscher Weise doch ein recht munterer Geist, und jugendlicher Frohsinn gedieh gewiß nicht schlechter, als in der kalten Vornehmheit moderner Schulpaläste. Gearbeitet aber wurde auch nicht weniger, als in diesen, wenn auch in anderer Façon. Man hatte nicht so viel Lehrobjecte, zersplitterte sich weniger und gestattete dem Privatfleiß freien Raum. Heutzutage wird ohne Frage mehr gelehrt, als gelernt werden kann: dazumal war's umgekehrt."

Männer, wie ein Luther, Bengel, Harms, Tholuck und Barth sind auch durch solche Schulen gegangen, und welchen Einfluß haben sie auf ihre Umgebung ausgeübt, nicht allein durch ihr Wissen, sondern ebensosehr durch ihren Charakter. In der Schule aber ist derselbe gestählt worden.

Die große Mehrzahl der heranwachsenden Generation ist eine schiebende und geschobene Masse, ein Spielball der Presse, ein Werkzeug der Parteipolitik.

Ich halte dafür, je getreuer und unbeirrter unsere Erzieher und Lehrer aus der großen Erziehungsgeschichte Gottes schöpfen, die Bilder seiner Langmuth, Liebe und Geduld, aber auch seiner Strenge und seines heiligen Ernstes, wie sie uns so ergreifend und doch so patriarchalisch einfach in den Geschichten des Alten und Neuen Bundes erzählt sind, auf sich wirken lassen, desto segensreicher und lichter wird sich ihre Arbeit gestalten und sie werden einst fröhlich auf ihre Erfahrungen zurückblicken, und trotz der grauen Nebel, die auch zeitweise auf ihr Schaffen sich legten, doch der Sonne gedenken, die am Mittag den Schleier durchbrochen und gelernt, das Wort in seiner Tiefe erfassen: „Grau nur ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum."

Kirchliche Rundschau.

Die Unionsbestrebungen unter den Lutheranern sind immer noch im Gange. Auf einer freien Konferenz der New-York- und New-Jersey-Synode in Rome, N. Y., wurden am 3. Juli zwölf Thesen besprochen, welche sich an das Thema anschlossen: „Die Hauptinteressen der sogenannten lutherischen Kirche unserer Tage liegen weniger in ihrem specifisch lutherischen, als vielmehr in ihrem wahrhaft evangelischen Charakter."

Von den Thesen wollen wir einige besonders bemerkenswerthe hier wiedergeben. So These 2: „Jede Gemeinschaft hat das Recht und Anspruch auf Anerkennung, sofern sie mit derselben Schrift den Glauben treibt, der durch die Liebe thätig ist." These 3:

„Der Satz: Was lutherisch ist, ist auch christlich, hat sich überlebt, und führt schließlich zur römischen und ultramontanen Bigotterie.“ These 8: „Aller Fanatismus auf religiösem Gebiet hat den Grundirrthum adoptirt, die Rechtgläubigkeit stehe über der rechtschaffenen Gläubigkeit.“ These 9: „Das moderne Lutherthum ist wieder dem Grundirrthum oder blinden Wahn verfallen, ein Verstoß gegen die erste Tafel des Gesetzes sei ärger und sündhafter als eine Sünde gegen die zweite Tafel. In der Liebe und dem herzlichen Erbarmen zum Nächsten offenbart sich gerade die Gottesliebe. Der Priester und Levit, die wegen ängstlichem Einhalten des Tempeldienstes oder Sabbathgebotes oder sonstiger Bedenken der Menschenfurcht an dem Leidenden vorübergingen, waren tief unter dem barmherzigen Samariter in ethischer Hinsicht.“ These 10: „Unsere menschlichen Ansichten und Glaubensrichtungen vermögen die Mehrheit selbst und „das Ding an sich“ niemals zu ändern. Aller voreiliger Fanatismus ist darum nur ein unzeitiger Usa-Eifer, der da meint, das Himmelreich sei in Gefahr, sobald einige Ochsen nebenaus weichen, die zufällig an die Bundeslade gespannt sind.“

Leider fehlt (bis jetzt wenigstens) jeder Bericht über die sich daran knüpfenden Verhandlungen und die Aufnahme, welcher sich derartige „lutherische“ Thesen in der entsprechenden „lutherischen“ Konferenz zu erfreuen hatten.

Eine andere Konferenz der Lutheraner in New-York hat am 23. April in Dr. Krotels Gemeinde stattgefunden. Dort wurden blos 9 Thesen vorgelegt, die aber ein ganz anderes Lutherthum vertraten. Z. B. These 1: „Die lutherische Kirche beansprucht mit göttlicher Gewißheit die geoffenbarte Wahrheit ganz und in allen Theilen rein und unvermischt zu haben und zu bekennen.“ These 2: „Da die Wahrheit des göttlichen Wortes nur eine ist, so kann es auch nur eine wahre lutherische Kirche geben. Diese eine wahre lutherische Kirche ist da, wo das ganze Wort Gottes rein gehalten wird, sowohl in der Lehre wie in der Praxis, welche nothwendigerweise aus solcher Lehre erwächst.“

In den weiteren Thesen wird ausgeführt, wie Trennungen Sünde seien, für die Buße gethan werden müsse. Diese Buße führe zur Besserung, d. h. in diesem Falle zur Einigung, in welcher alle falsche Lehre und Praxis entschieden verworfen und die „symbolischen Schriften der Evang. Luth. Kirche, wie sie im Konkordienbuch vom Jahre 1580 zusammengefaßt sind,“ aufrichtig angenommen und bekannt werden. Geschieht aber dies alles, so heißt es These 8: „Dann wird und muß eine Vereinigung entstehen, welche Gott gefällt, worüber die Engel jauchzen und nur zum Heil der Kirche gereichen kann,“ und These 9: „Wer dann sich noch weigert, einer solchen Vereinigung beizutreten, ist ein sträflicher Schismatiker.“

Daß die erste These ohne viel Reden angenommen wurde, versteht sich eigentlich für jeden Lutheraner von selbst. Weiter aber kam die Verständigung auf dieser Versammlung nicht. Namentlich war „die lutherische Praxis, welche nothwendigerweise aus solcher Lehre erwächst,“ Gegenstand der Debatte. Es zeigte sich eben, wie überall, daß man mit derselben Lehre eine sehr verschiedene Praxis verbindet und verbinden zu können glaubt, wobei schließlich jeder seine eigene Praxis als der allgemeinen Lehre entsprechend hinstellt. „Ehe noch (über diesen Punkt) der Anfang einer Verständigung erzielt werden konnte, mußte die Versammlung wegen vorgerückter Zeit geschlossen werden.“ Eine weitere Versammlung wurde auf den 17. Mai angesetzt. Daß man dort viel weiter kommen wird, ist nicht sehr wahrscheinlich. Wie man aber die Sache durchführen will, wenn es gilt, die Missourier, die Iowasynode, Generalsynode und Konzil zur Annahme „der allein richtigen Praxis“ zu bringen, ist nicht weiter angedeutet; vermuthlich weiß man es selber noch nicht. Nur eins ist sicher, die 9. These wird, wenn man so glücklich sein sollte, bis dahin zu kommen, ebenfalls einstimmig angenommen werden.

Neben diesen Unionsbestrebungen zeigen Vorgänge anderer Art, wie weit man noch von einer wirklichen Einigkeit in der Praxis entfernt ist. Der Delegat der New-Yorker Synode legte auf der diesjährigen Versammlung der Pennsylvanier-Synode folgenden Beschluß seiner Synode vor: „Wir weisen unsere Delegaten an, die

Synode von Pennsylvanien herzlich zu bitten, daß das oft gegebene Aergerniß der Kanzelgemeinschaft abgeschafft werde."

Der Beschluß fand allerdings wenig Bereitwilligkeit zum Entgegenkommen. Das Günstigste war noch, daß erklärt wurde: „Wir sind jetzt in der Kanzelgemeinschaftsfrage nicht bereit, auf diese Sache einzugehen. Aber wir sollten die Frage nicht abweisen, sondern eine höfliche Antwort geben. Ich weiß aus Erfahrung, daß Synoden geklagt haben............ Wir sollten in diese Frage hineinschauen. Ob die Sache in der rechten Form vor uns ist, will ich nicht entscheiden, aber es sollte jedenfalls eine höfliche Antwort gegeben werden." Weniger höflich waren andere Glieder der Pennsylvania-Synode. Es war vorgeschlagen, eine Komite zu ernennen, welches Beschlüsse in dieser Angelegenheit vorlegen sollte. Der Vorsitzende weigerte sich aber anfangs, dies zu thun. Ein anderer erklärte, der Beschluß sei eine Anklage gegen die Pennsylvania-Synode und gehöre vor das Generalkonzil. Ein dritter beantragte Uebergang zur Tagesordnung, da die Synode von Pennsylvanien fähig sei, sich selbst zu regieren und zu schützen. Es mag also noch ziemlich lange dauern, bis sich alle Lutheraner über „die allein richtige Praxis" geeinigt haben.

Die Enthüllung des Hutten-Sickingen Denkmals auf der Ebernburg am 11. Juni war den Ultramontanen ebenso anstößig wie die Giordano Bruno Feier. Nur daß erstere nicht in Rom stattfand. Obwohl das Denkmal nur nationalen Gesichtspunkten seine Entstehung verdankt, so sind die Ulttamontanen, die eben immer und überall den Völkern feindlich und nur dem Papste freundlich sind, doch sehr erbittert, weil sie eben daran erinnert werden, daß dem Reiche des Papstes von dieser Welt immer wieder Gegner von dieser Welt entstehen. Die Feier selbst verlief in folgender Weise:

Nach einem Gesang hielt Geh. Reg.-R. Landrath Agricola aus Kreuznach eine Begrüßungsansprache. In derselben hob er besonders hervor, daß das Denkmal lediglich nationalen Gesichtspunkten und Beweggründen seine Entstehung verdanke und dem Wunsche entsprungen sei, den beiden Vorkämpfern deutscher Einheit und Größe eine nationale Ehrenschuld abzutragen. Das Unternehmen sei gleichwohl mit Unrecht als ein einseitig konfessionelles, kirchenfeindliches, friedenstörendes bezeichnet und heftig befehdet worden. Wohl sei es selbstverständlich, daß von dem historischen Bilde der Helden ihre streitbare Stellung zur damaligen Kirche nicht losgelöst werden könne, aber es habe den Gründern des Denkmals fern gelegen, diese der Vergangenheit angehörende Stellung ohne weiteres auf die Gegenwart übertragen und so den glücklich beseitigten Kämpfen unserer Zeit neue Nahrung zuführen zu wollen. Dann hielt Prof. Oncken aus Gießen die Festrede, welcher die Verlesung der Enthüllungsurkunde folgte, worauf unter Böllerschüssen und dem Hochrufen des Publikums die Hülle des Denkmals fiel. Mit dem von Prof. v. Erdmannsdörffer aus Heidelberg ausgebrachten Hoch auf den Kaiser und den Prinz-Regenten und dem allgemeinen Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" schloß die Feier, welcher Graf Hutten-Czapski und Frhr. v. Recum als Nachkommen der gefeierten Helden beiwohnten. Aus Berlin war Prof. Gneist, aus Koblenz Reg.-Präs. Puttkamer anwesend. Der klerikalen Presse bereitet das Denkmal natürlich großen Verdruß, und manche Blätter sind geschäftig, an den beiden Vorfechtern der Reformation nur die Flecken zu suchen und recht grell zu beleuchten. Dabei fallen denn Aeußerungen wie die: „Die Vernunft hätte abmahnen sollen zu errichten, was vielleicht als Siegessäule nach der Niederwerfung des Katholicismus in Deutschland gedacht war. Die Vernunft ist unterlegen, der Haß hat gesiegt, und auf der Ebernburg erhebt sich die eherne Lüge, die Verherrlichung des Glaubenskrieges, die Schandsäule, welche der deutsche Kulturkampf sich selbst gesetzt."

Die deutsch-evangelischen Gemeinden in Italien, neun an der Zahl, stehen dadurch in Verbindung mit einander, daß die Pastoren derselben zu einer Konferenz zusammentraten, welche dieses Jahr in Livorno stattgefunden hat. Obwohl diese Konferenz noch keinen eigentlichen synodalen Verband bildet, indem ihre Mitglieder nur Geistliche sind, die weder im Auftrag ihrer Gemeinden, noch zusammen mit Abgeord-

neten ihrer Gemeinden sich versammeln, so hat sie doch schon bedeutendes geleistet. Die Kolonien in Bari und Messina sowie Palermo sind durch ihre Bemühungen mit deutsch-evangelischen Gottesdiensten versorgt worden.

Im Jahre 1872 erschien zum ersten Male ein Bericht über sämmtliche deutsche evangelische Gemeinden in Italien, wodurch sich dieselben von ihrem Bestehen gegenseitig Kunde gaben. Im Jahre 1880 trat dann die erste Konferenz zusammen und es ist leicht möglich, daß in Kurzem eine deutsche evangelische Synode von Italien ins Dasein tritt.

Auf der Synode der schottischen Staatskirche, welche am 23. Mai in Edinburg tagte, war die wichtigste Frage die Aenderung des bestehenden Glaubensbekenntnisses, welches in Zukunft etwas weniger streng formulirt sein wird als bisher.

Auch die schottische Freikirche hat sich dem Drängen auf Aenderung in dieser Hinsicht nicht ganz entziehen können. Sie hat auf ihrer Versammlung, allerdings unter dem Widerspruch einer ziemlich starken Partei, beschlossen, eine Aenderung ihres Bekenntnisses in Betracht zu ziehen. Merkwürdig ist außerdem noch, daß auf dieser Synode Dr. Dods, den man vor einigen Jahren wegen Irrlehre aus der Kirche ausstoßen wollte, zum Professor an einem theologischen Seminar ernannt wurde. So ändern sich die Zeiten auch in den Freikirchen.

Nach mehr als zehnjähriger Anstrengung ist es endlich der kirchlichen Rechten in Berlin gelungen eine Majorität in der Berliner Stadtsynode zu erringen. Allerdings ist die Majorität so klein, daß sie nicht viel kleiner hätte sein dürfen, indem mit 118 gegen 110 Stimmen Generalsuperintendent Brückner zum Vorsitzenden der vereinigten Kreissynoden gewählt wurde. Unter solchen Umständen bedurfte es gewiß keiner Entschuldigung seitens eines Blattes dieser Richtung, daß man der immer noch sehr starken Minorität eine entsprechende Vertretung im Vorstand und in dem geschäfsführenden Ausschuß eingeräumt hat. Dagegen soll für die Wahl der Vorstände in den Kreissynoden und in der Provinzialsynode dieses Verfahren, wie Hofprediger Stöcker erklärte, nicht maßgebend sein. Jenes seien kirchenregimentliche Instanzen, dagegen werde die Berliner Stadtsynode eben nicht als kirchenpolitische Versammlung angesehen.

Das wird freilich ganz offen zugestanden, daß die Verbindung von Religion und Politik viel zu dem vollzogenen Umschwung beigetragen habe und es sei manchen dabei nicht ganz behaglich. Aber dieses Unbehagen werde sich verlieren und die Sieger würden es als ihre Pflicht anzusehen haben, überall rein kirchliche Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen.

Freilich ist mit dieser so geringen Majorität der kirchlichen Rechten in der Berliner Stadtsynode das kirchliche und religiöse Leben in Berlin noch lange kein anderes geworden und je nachdem sich die beiden Parteien zu einander stellen, wird eine wirksame Abhülfe und nachhaltige Besserung schwerer oder leichter zu erreichen sein. Vielleicht daß man es lernt — wie man es anderwärts z. B. in Baden wohl oder übel hat lernen müssen — sich miteinander, so gut es eben geht, zu vertragen und im gemeinsamen Interesse zu arbeiten, anstatt im Parteiinteresse das gemeinsam Erreichbare zu vernachlässigen.

Die elfte Synode der Altkatholiken hat am 12. Juni in Bonn unter Vorsitz des Bischofs Dr. Reinkens stattgefunden. Im Vordergrunde der Verhandlungen stand die Versorgung der altkatholischen Diaspora und Gründung eines Vereins für Kirchen- und Schulbauten. So oft auch schon der baldige Untergang des Altkatholicismus vorausgesagt wurde, so ist er doch immer noch am Wachsen und namentlich in Nordböhmen breitet er sich trotz des Widerstandes der Ultramontanen und der Ungunst des österreichischen Regierung gegenwärtig immer mehr aus. Auch in Italien, in Spanien und Portugal finden sich altkatholische Gemeinden, wenn auch schwach und in geringer Anzahl.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. September 1889. Nro. 9.

Vom christlichen Vorsehungsglauben.

(Eingesandt von P. E. Otto.)

(Schluß.)

Nicht nur für den Glauben an eine allmächtige Liebe sind diese Vorkommnisse eine schwere Prüfung, sondern auch mit der Idee der Natur als solcher steht das aus ihr hervorbrechende Uebel in schwer zu lösendem Widerspruche; im Uebel widerspricht gewissermaßen die Natur sich selbst. Nicht, daß es bei Entstehung des Naturübels weniger nach den unverbrüchlichen Naturgesetzen herginge, als bei der Entstehung des Guten und Erfreulichen, aber diese Gesetze sind nur formeller und untergeordneter Art, und ein höheres materielles Gesetz, das der Lebensentfaltung, kommt in diesen Fällen nicht zu seinem Rechte, die Welt erscheint in ihnen nicht als Kosmos, Wohlordnung, sondern inmitten des Kosmischen bricht, wie es uns scheint, ein Element des Chaotischen hervor, als hätte das Weltall sich noch nicht völlig herausgearbeitet aus dem Rohen, Wilden, Sinnlosen, zu jenem Meisterstücke der Weisheit und Güte, das wir auf der anderen Seite in ihm bewundern, oder als wäre es vermöge eines Gegenstoßes seiner Entwickelung in das überwundene Chaos einigermaßen zurückgesunken.

Daß bei der gesteigerten Welterkenntniß, deren wir uns heute in dieser Beziehung nicht gerade „erfreuen", der Eindruck jener chaotischen feindseligen Seite des Naturlaufs uns in gehäufter Wiederholung entgegentritt, ist zugestanden; aber neu sind die Eindrücke nicht, die Welt ist immer so gewesen, die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand, oder vielmehr sie hassen nicht und lieben nicht, es ist eine unberechtigte Personification, die Naturmächte grausam zu nennen, sie sind eben herzlos in eigentlichster Wortbedeutung. Das allerdings muß diese unsere Unterworfenheit unter die herzlosen Naturgewalten, die uns in unserer Zeit in verstärktem Maaße zum Bewußtsein kommt, uns auch in verstärktem Maaße einprägen, daß die Bewahrung unserer irdischen Existenz und deren Wohlbefinden nicht der höchste Gegenstand der göttlichen Vorsehung ist, sondern daß die eigentlichsten Ziele derselben für uns jenseits des irdischen Daseins und seiner Güter liegen; glauben wir allein in diesem Leben an eine göttliche Vorsehung, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Darum sind im Evangelium von der Gnade Gottes in Christo auch die für unser irdisches Glaubensleben ausreichenden Leitsterne

und Lösungen für die unsere Gegenwart bewegenden Glaubensfragen gegeben. Es sind keine neuen Probleme, die wir zu lösen haben, sondern die alten Anfechtungen, denen gegenüber sich unser Glaubensleben zu bewähren hat, darum haben wir auch keine neuen Erleuchtungen nöthig, sondern das alte Wort ist unseres Fußes Leuchte. Wer im Glauben an das in Christo gewordene Heil steht, wird von keinen neuen Naturbeobachtungen und Lebenserfahrungen in seinem Vorsehungsglauben erschüttert werden, sondern er wird sich immer wieder die Worte des Psalmes zu eigen machen, die auch durch die Zerstörung Jerusalems nicht hingefallen sind: „Wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, dennoch wird die Stadt Gottes fein lustig bleiben." Es sind eigentlich nicht einzelne Worte der Schrift, die uns die Lösung der unser Glaubensleben bewegenden Fragen darbieten, sondern es ist der Gesammteindruck der in ihr niedergelegten Offenbarung, die uns Erleuchtung gewährt. Dennoch werden einzelne Stellen besonders lehrhaften Charakters sein, in welchen das vorliegende Problem zum Gegenstande eigentlichen Nachdenkens gemacht ist.

Röm. 8, 19 ff. redet der Apostel von einer Unterworfenheit der Kreatur unter die Eitelkeit ohne ihren Willen. Er denkt sie sich also wenigstens gewissermaßen mit dem Triebe einer fortschreitenden Entwickelung ausgestattet, deren Endziel mit der vollendeten auch auf die Leiblichkeit sich erstreckenden Verklärung der Kinder Gottes zusammenfält: für jetzt aber ist ihm diese fortschreitende Entwickelung stille gestellt durch den auferlegten Bann einer „Eitelkeit", eines steten trostlosen Wechsels von Gebären und Verderben. Der Gedanke, daß der gegenwärtige Zustand ein unidealer, relativ widernatürlicher sei, ruht auf dem Hintergrunde der Voraussetzung, daß wie die Welt überhaupt, so insonderheit auch die Naturwelt zu einem idealen Ziele angelegt sei.

In 1 Cor. 15, 21 ff. überblickt der Apostel den mit der Auferstehung Jesu eröffneten Verlauf der Weltvollendung; dieser Verlauf hat zu seinem Endziel, „daß Gott sei Alles in Allem." Gegenwärtig ist er es also unbeschadet seiner Herrschaft und Schöpfermacht noch nicht, und damit er es werden könne, müssen erst alle „Mächte und Gewalten" abgethan werden; Christus der erkorene Reichsfeldherr Gottes muß erst alle diese „Feinde," deren letzter „der Tod" ist, sich zu Füßen legen. Was immer in diesen Anschauungen des Apostels der Form nach jüdischen Vorstellungen und Engeltheorien angehören möge, jedenfalls sind darin auch für unsere Naturbetrachtung fruchtbare, bedeutsame Ideen niedergelegt.

Die Welt, auch die Naturwelt, ist nichts von vornherein Fertiges, sondern ein Werdendes; eben darum ist sie auch nicht von Anfang an der reine und volle Ausdruck der göttlichen Idee, sondern sie hat das erst zu werden in ihrer Vollendung. Ihr gegenwärtiger Zustand ist ein unvollkommener, verhältnißmäßig ungöttlicher, indem die in ihr waltenden Gesetze und Mächte mit nichten der göttlichen Idee völlig entsprechen, beziehungsweise, wie namentlich der Tod, ihr geradezu widerstreiten. Gott aber hat diesen creatürlichen und beziehungsweise widerspenstigen Mächten Spielraum gegeben, und wir

sagen wohl im Sinne des Apostels, Spielraum geben müssen, damit das Vollkommene zu ihm hin erwachse, und die Welt auf freie ethische Weise durch Christum zu seiner vollendeten Gemeinschaft gelange.

Es ist nicht abzusehn, was die exacte Naturwissenschaft, einen kleinen Ausschnitt des vom Apostel in großem Fluge überschauten Weltverlaufs erfahrungsmäßig durchforschend, gegen den darin enthaltenen Grundgedanken einzuwenden haben könnte; dieser Grundgedanke vielmehr, daß auch die Welt im Ganzen wie alles Einzelne in ihr, ein Werdendes sei, das seiner Vollendung erst noch harre, sollte vielmehr ein für sie durchaus ansprechender sein, ist sie doch bemüht nachzuweisen, daß der gegenwärtige Stand der Natur ein Resultat solcher Entwickelung aus dem Chaotischen heraus sei.

Es gilt nur die Wahrheit dieses Werdegedankens allen neuzeitigen Naturbeobachtungen und Erfahrungen gegenüber festzuhalten. Alles Werden, so anders es ein lebendiges ist, umschließt neben dem Nothwendigkeitssystem der Gesetze, die in seiner Anlage begründet sind, ein weites Reich der Möglichkeiten, das als solches eine zwingende Nothwendigkeit des Entwickelungsverlaufes ausschließt; und sodann: nichts Werdendes wird das, wozu es angelegt ist, lediglich aus sich selbst, sondern es erfordert fortwährende Mitwirkung, fortwährenden Zustrom der Lebensquellen, denen es entstammt. Die göttliche Vorsehung und Weltregierung widerspricht nicht nur nicht dem Naturgesetze mit seiner Unverbrüchlichkeit, sondern ihre Vollkommenheit besteht eben darin, daß die Natur ihrer Idee und ihrem thatsächlichen Bestande nach seine allgegenwärtige Wirksamkeit überall fordert, und daß Er, nicht ferne von allem was er geschaffen, ihr dieselbe überall zu gewähren im Stande ist. Eingriffe in das Naturleben, und oft recht gewaltsame, mag wohl der Mensch machen, Gott hat sie nicht nöthig, weil er, über dem Naturzusammenhange stehend, doch nicht draußen vor dessen Thür steht, sondern mitten drinnen.

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis die Welt am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Briefe über das Predigen.

(Von P. J. B. Jud.)

V.

Mein lieber junger Freund!

Als ich das letzte Mal schrieb, dachte ich wohl an deine Einwürfe. Als Pastor, meinst du, habe man wohl Gelegenheit, das Leben zu studiren und darum sei es auch leicht für den Pastor, zu predigen. Aber eben das mache das Predigen als Student schwer, weil man so außer dem bunten Leben der Welt stehe. Etwas davon will ich dir nun zugeben. Es ist darum auch an

dem Studenten gewiß weniger zu tadeln, wenn seine Predigt sich etwas mehr auf Gemeinplätzen hält, bei der Ausarbeitung der Predigt nach der Kritik seines Professors sich richtet, als an dem Pastor, der lebenslänglich Student bleibt, und anstatt zu fragen, nützt meine Predigt meinen Zuhörern, lebenslänglich seinen Professor zum Zuhörer hat (in Gedanken nämlich) und seine Kritik fürchtet. Aber damit bin ich am Ende mit dem Zugeben.

Mache dir keine Illusionen, daß, wenn man Pastor sei, es dann ganz leicht sei, das Leben zu studiren, es fliege dann einem nur so zu. Ehe dir die Herzen deiner Gemeindeglieder sich eröffnen, bedarf es unendlich viel Geduld. Du mußt ihr Vertrauen erworben haben, daß du es mit ihnen gut meinest. Ihre Sünden stehen nicht so an der Oeffentlichkeit, daß du sie auf Schritt und Tritt sehen kannst. Es bedarf also der Arbeit des Aufmerkens, des Fühlens und Tastens, des Vergleichens. Nirgends tritt dir das Leben nach deiner gemachten Schablone entgegen. Du darfst auch diesen Schleier der Iris nicht mit Gewalt lüften, sonst verdirbst du Alles. Aus den Gesprächen der Alltäglichkeit, aus dem Verhalten der Leute unter einander, aus dem Reden und den Anklagen über einander hast du sie in Geduld kennen und in Liebe auf sie wirken zu lernen. Zuweilen wirst du einen großen Fund thun, zuweilen scheinbar Werthloses nur bekommen. Aber bewege Alles in deinem Herzen.

Aber nur nach dieser Erklärung wirst du verstehen, wenn ich dir sage: so wenig als du im Amte das wissenschaftliche Studium an den Nagel hängen darfst, ebenso wenig darfst du das Studium des Lebens auf die Zeit des Amtes verschieben. An Bildern des Lebens fehlt es dir nicht. Wir haben, Gott sei Dank, eine unendlich große Anzahl Volksschriften, die das Leben treu und wahr schildern. Da ist die Unzahl von Schriften von Horn, prächtige Sachen von Fries, und wer würde Funke vergessen? Auch in unsern Kreisen regt sich's ja. „Licht und Schatten" ist ein treffendes Bild des Lebens. Und laß dir noch einen Schriftsteller nennen, der mir für die Predigt mehr ausgetragen hat, als alle gelehrten Abhandlungen darüber, es ist „Jeremias Gotthelf". Von diesem sagt Ebrard in seiner praktischen Theologie mit Recht: „Kurzum, wer ein guter Seelsorger werden will, der lese Jeremias Gotthelfs Schriften. Lies solche Schriften nicht zur Unterhaltung, sondern um das Leben kennen zu lernen; lies sie mit Absicht auf die Predigt.

Jedoch brauchst du auch im Seminar dich nicht nur mit Büchern zu behelfen, du hast das Leben in bunter Mannigfaltigkeit um dich her. Bei hundert Studenten, die leben, ringen und kämpfen, sich freuen und trauern, angefochten werden von dem Reiche der Finsterniß, und an denen der Geist Gottes arbeitet, sollte es dir fehlen an einem Objekte das Leben zu studieren?! Freilich dieses Studium erfordert nicht nur Fleiß und Achtsamkeit, sondern vor allem Liebe, Liebe die zu helfen sucht, die bewahren will, die bessern will. Suche den Leichtsinnigen und Trägen zu mahnen, den Aufrichtigen zu strafen, den Traurige zu trösten, dem Unbegabten zu helfen, dem Angefochtenen bei-

zustehen, so öffnet sich dir das Leben, wie du später kaum mehr Gelegenheit hast. Nimm es dann mit deiner Uebungspredigt ernst. Bedenke, daß dir nun die Gelegenheit gegeben, mitzuhelfen zur Besserung im Bruderkreise. So wir dir schon die Seminarpredigt viel leichter werden. Oder sollte die Bibel den Seminaristen nichts zu sagen haben?

Aber noch ein Leben hast du, das du bis in die innersten Gründe hinein erforschen kannst, wie kein anderes, das ist dein eigenes. Alles andere kann dich täuschen, aber dieses nicht, wenn du nicht willst getäuscht sein. Suche zu sein wie du sein sollst, so wird sich dir dein alter und neuer Mensch, das Reich der Finsterniß und des Lichtes, Gott und die Welt, vor allem aber die Bibel erschließen. Wenn du dann achtsam bist, so wird sich dir ein unerschöpfliches Material für die Predigt ergeben. So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede. Hast du die Predigt so angefangen, so wird es dir später auch leichter, die Welt in andern zu erkennen und zu verstehen. Nicht als ob man je auslernte oder etwa mit dem Seminar gar schon ausgelernt hätte. Du wirst Stadt- oder Landleute vor dir haben. Hier ist nun nicht etwa der Unterschied, wie ihn viele machen: In der Stadt die Gebildeten und auf dem Land die Ungebildeten, in der Stadt die Gelehrten und im Lande die Ungelehrten. Wenn es auch nicht gerade umgekehrt ist, so ist doch der Unterschied nicht eben groß. Aber die Berufsart, die Art und Weise zu wohnen u. s. w. stellt ein anderes Lebensbild dar. Andere Versuchungen, andere Arten von Sorgen, andere Kämpfe werden sich auf dem Lande und andere in der Stadt finden. Die Predigt erfordert auch eine andere Sprache. Für einen Talmage ist es natürlich, ein Hafenbild zur Illustration zu brauchen in Brooklyn, wo kaum ein Kind ist, dem nicht gleich Gesehenes dabei in Sinn kommt, oder durch ein Gleichniß aus einem Wholesale Haus seinen Gegenstand klar zu machen. Auf dem Lande hätte er gewiß seinen Vortrag der Sprache des Volkes angepaßt, zu dem er redete, und die Bilder aus dem Gesichtskreis seiner Zuhörer gewählt. So erfordert jede neue Gemeinde ein neues Studium.

Aber wie oben bemerkt ist dieses nicht ein Studium wie ein anderes. Die Objekte dieses Studiums sind Objekte der Liebe. Ich fragte einmal einen angehenden Pastor: Was ist die Grundlage einer gesegneten Amtswirksamkeit? Er meinte eine gute Gemeindeordnung. Ich meinte die Liebe. Er hat sich längst einem andern Beruf gewidmet, er wurde Arzt. Hätte er mich gefragt, so hätte ich ihm gerathen, Advokat zu werden und dann zu versuchen in eine Legislatur zu kommen. Das Sprüchwort sagt: Was man nicht kennt liebt man nicht. Aber es ist ebenso wahr, was man nicht liebt erkennt man nicht. Die Liebe, die helfen will, ist erfinderisch und sucht darum die Grundlagen der Noth zu erkennen und zu beseitigen und da fehlt es nicht an Mitteln dazu.

Herzl. Gruß

dein Philemon.

VI.

Lieber Freund!

Wir haben uns bis jetzt mit dem Fundament der Predigt überhaupt und darum mit den Wissenschaften, welche die Predigt voraussetzt, sowie mit den Kenntnissen, die der Prediger haben muß, wenn er gut predigen will, beschäftigt. Zwar haben wir nicht alles behandelt, aber ich denke, wenn dies recht gefaßt ist, so wird sich anderes von selber anschließen. Ich wollte ja nicht eine Homiletik schreiben, sondern dir nur einige Winke, die bei mir aus der Erfahrung geflossen sind, geben.

Wir kommen nun an die Predigt selber. Da begegnen wir gleich einem Streit unter den Homileten über die Frage: „Welches ist die rechte Form der Predigt?" Zweierlei Art treten uns hier entgegen: Die analytische Predigt oder die Homilie und die synthetische Predigt, oder die Predigt mit Thema und Theilen. Letztere wird von mehr künstlerisch gearteten Naturen oder Charakteren und erstere von solchen vertheidigt, die gerne alle Kunst, namentlich heidnische Kunst, aus dem Gottesdienst verbannt wissen möchten. Für die Homilie und gegen die synthetische Predigt wird angeführt, daß erstere mehr biblisch sei, nur die Gedanken aus der Bibel herauslege, an die Bibel sich halte, während die synthetische Predigt gerne sich vom Text entferne, wegen der Kunst der biblische Inhalt sich verliere, man mehr darauf sehe selbst als großer Kanzelredner angesehen zu werden, als die Leute zu erwecken, zu bekehren und zu erbauen. Gegen die Homilie und für die synthetische Predigt wird eingewandt, man gebe multa, nicht multum, sie werde gerne ein geistloses Geschwätz, das schön klinge aber keine faßbaren Gedanken gebe, sie bekunde die Faulheit des Predigers. Was sollen wir dazu sagen? Es geht da, wie so oft im Streite. Man sieht beim Gegner nur das Schlechte, Verkehrte, und legt alles Schlechte, Verkehrte, das man hört auf dem Gebiet der Frage, in den Gegenstand hinein, den der Gegner vertheidigt. Beide haben Recht, wenn es sich um eine schlechte Homilie und um eine schlechte synthetische Predigt handelt. Beide haben Unrecht, wenn das Gegentheil der Fall ist. Beides hängt von individueller Begabung und den lokalen Gelegenheiten ab. Denke dir einen Missionar auf der Straße einer volkreichen Stadt Indiens oder in einem Dorfe im Urwalde Afrikas mit einer kunstreichen Predigt mit Thema und Theilen. Gewiß würde da eine solche Predigt nicht die passende sein. Hier gilt es von dem Nächstliegendem zum Religiösen hinüberzuleiten, jede Frage wieder zu einem Thema zu gestalten und darüber zu reden. Anders gestaltet sich die Sache doch vor einer christlichen Gemeinde, die am Sonntage feiernd zusammentritt, mit einem ganz anders geordneten Gemüth zum Hören sich anschickt als jene Heiden. Hier wird schon das Gefühl, das sich selbst vergißt, um den Zuhörern etwas zu bieten, etwas Geordnetes geben; kann man doch darauf rechnen, daß der Zuhörer einem auch bis zum Ende hört. Ob man deshalb Thema und Theile ankündigen soll, ist allerdings damit nicht erwiesen. Aber daß die Rede da einen einheitlichen

Gesichtskreis haben muß. Dann kommt auch bei der christlichen Gemeinde es darauf an, was man will. In einer Bibelstunde ist eben die Förderung der Bibelkenntniß und das Bibelverständniß der Hauptzweck, nicht die Ueberzeugung des Zuhörers, die ist da vorausgesetzt. Anders ist es mit der Sonntagspredigt. Hier ist die Gestaltung des christlichen Lebens der Hauptzweck. Und wo nun die Predigt einen solchen Punkt herausgreifen und durch Gottes Wort beleuchten will, so ist es für die Hörer offenbar bequemer, behaltlicher, faßlicher, wenn der Punkt oder die Punkte ihm genannt werden. Sie sind die Stäbe, um die sich die einzelnen Gedanken der Predigt im Gedächtniß des Zuhörers herumranken, die Hebel, die in dem Willen des Hörers angesetzt und durch die Gedanken gedrückt werden.— Die individuelle Begabung spielt aber auch eine Hauptrolle. Einem Gerok bieten sich auch in Bibelstunden ungesucht Thema und Theile, einem Beck finden sie sich auch in der Sonntagspredigt nicht.

Du möchtest aber nun wissen, was meine Wahl wäre? Da entscheide ich mich besonders für den jungen Prediger für die synthetische Predigt. Warum? Weil sie bei der Vorbereitung die schwerere ist. Wer das schwerere thun kann, der kann das leichtere auch. Wie die Bauern wohl sagen: „Der Huf ist das Pferd," so kann man auch oft sagen: Das Thema ist die Predigt. Es ist ja richtig, die gute Homilie muß auch einen einheitlichen Gedanken haben, aber wer den einheitlichen Gedanken nicht sagen, nicht formuliren will, geräth in Gefahr, etwas Unbestimmtes dafür zu halten und wenn er dann den vermeintlichen einheitlichen Gedanken ausführen will, so ist er ihm verflogen, hat sich in Dunst aufgelöst. „Damit ihr euch nicht selbst betrüget." Wer ein den Text und die betreffenden Partien des Lebens umfassendes, wohlklingendes Thema gefunden hat, dem wird die Ausführung der Predigt nicht mehr schwer werden. Aber eben dies erfordert Arbeit und Studium. Was das finden will, muß Wort für Wort in den Text eingehen. Er wird davor bewahrt, daß er meint, den Text bei oberflächlichem Lesen erfaßt zu haben, und wird getrieben in den Text einzugehen, er muß die praktischen Gedanken für das Leben heraussuchen und das Gewonnene einen. Hat er das gethan, so wird sich die Predigt fast von selbst ergeben und er kann sein Augenmerk mehr der Ausführung selbst zuwenden. Ich lege weniger Werth darauf, daß für den Zuhörer das Thema nothwendig ist als für den Prediger selbst. Es ist für ihn der Prüfstein seiner Vorarbeit. Und diese Vorarbeit ist nicht die Neben-, sondern die Hauptsache. Es ist dies gewiß ein Hauptgrund, warum das Thema in der Predigt, besonders in der deutschen, seinen Platz behalten hat, trotz allem, was zum Theil von berühmten Männern und ernsten Christen dagegen gesagt worden ist.

Ob man sich in Casualreden vom Thema dispensiren darf? Das bringt uns auf eine besondere Gattung von Predigt. Eine Casualrede ist, wie der Name sagt, eine solche, die einen besondern Casus d. h. Fall zur Voraussetzung hat. Die am meisten vorkommenden sind solche, die aus persönlichen und Familienverhältnissen hervorgehen. Wir zählen dahin die Tauf-, Hochzeit- und Leichenreden. Als Grund wird dafür angegeben, daß eben der Casus

hier eine Mannigfaltigkeit von Gedanken an die Hand gebe und darum sei es hier thunlich, ohne Thema zu predigen. Allein zunächst glaube ich bemerken zu müssen, daß auch hier der Prediger eben als Prediger des göttlichen Wortes aufzutreten hat, und es weder seine Pflicht noch sein Recht ist, diese Stellung außer Acht zu lassen. „Machet zu Jüngern" gilt doch wohl auch hier. Es soll, um ein Beispiel anzuführen, zwischen der Leichenrede, die ein Pastor einem Staatsmanne hält, und der Gedächtnißrede, die ein Senator im Congreß ihm hält, immer ein specifischer Unterschied sein. Es soll in der Leichenrede des Pastors doch wohl immer durchtönen: Nur was du dem Himmel lebst, dir von Schätzen dort erstrebst, das ist Gewinn." Es kann sich darum doch wohl auch bei der Casualrede nur darum handeln, aus Gottes Wort Licht und Trost auf den einzelnen Fall fallen zu lassen, Leitung und Führung daraus zu lehren. Was kann es Häßlicheres geben, was schadet dem Christenthume mehr, als wenn man in einer Leichenrede von einem Pastor Leute in den Himmel erheben sieht und ihre Verdienste loben hört, die in ihrem Leben nie versucht haben das zu thun, was der Pastor sonntäglich als unerläßliche Bedingung ins Himmelreich einzugehen verkündet. Wo wir bei Casualien Christum nicht verkündigen dürfen und nur allerlei Gedanken bringen sollen, da bleiben wir weg und überlassen dies andereu Leuten. Warum sollen sich aber die allerlei Gedanken, die sich auch für den christlichen Prediger aus Gottes Wort und dem einzelnen Falle ergeben, nicht unter einen einheitlichen Gesichtspunkt bringen lassen? Finden wir nicht auch für die Sonntagspredigt eine Mannigfaltigkeit der Gedanken, die sich nur durch schwere Arbeit unter einen einheitlichen Gesichtspunkt bringen lassen? Ferner bemerke ich, daß die meisten Fälle durchaus nicht so verschieden sind, als wir sie in jungen Jahren uns denken. Unter 30—40 Kindern, die wir taufen, sind vielleicht kaum drei oder vier, vielleicht noch viel weniger Familienverhältnisse, unter 50 Leichen kaum fünf persönliche Verhältnisse, die besonders vor andern erwähnt werden müssen. Die Mannigfaltigkeit hat doch eben wieder der Text zu bringen, der auf Leben und Tod, persönliches und Familienleben, Einigkeit in der Ehe, die Erziehung der Kinder 2c. zu beleuchten hat. Endlich bemerke ich, daß ja auch die Casualrede nicht alles zu sagen braucht. Wie lang würde wohl eine Taufrede werden, wenn ein Hofprediger alles sagen wollte, was sich bei der Taufe eines Prinzen, oder die Leichenrede, wenn ein Leichenprediger beim Tode eines Kaisers alles sagen wollte, was sich etwa an Gedanken darbietet. Wenn wir aber denn doch auswählen müssen, so können wir doch auch wählen, was sich unter einen Gesichtspunkt bringen läßt, und haben wir diesen einen Gesichtspunkt, so meine ich, können wir ihn ebenso gut auch nennen.

Somit wären wir denn doch im Großen und Ganzen auf die synthetische Predigt hinausgekommen. Damit will ich aber darum die gute Homilie nicht verworfen haben. Es mag ja sein, daß einer so beanlagt ist, daß ihm die synthetische Predigt wie eine Art Saulsrüstung vorkommt, und er meint, er könne nicht darin gehen. Wenn er nun gerade einen Goliath zu erlegen hat, so wird ihn Niemand hindern mit Hirtentasche und Schleuder auszuziehen.

Aber wer die Kriegskunst erlernen will, der soll sich an den Panzer gewöhnen und lernen darinnen fechten. David hat im späteren Leben die tausende von Philistern doch nicht alle mit der Schleuder erlegt, sondern hat das Schwert Goliaths von dem Priester Abimelech mitgenommen, und gewiß auch den Panzer angelegt und nach Regeln der Kriegskunst gefochten, wie Joab wohl wußte 2. Sam. 11, 20. Wenn einer gute synthetische Predigten halten kann und er findet er würde noch besser predigen können, wenn er Homilien hielte, dann mag er es auch thun, aber nicht vorher, sonst spielt ihm die Faulheit einen Streich.

Damit sei es genug für diesmal. Viele Grüße

Dein Philemon.

Welches sind die Grenzen der Lehrfreiheit in der Evangelischen Kirche?

Referat von P. J. J. Meyer.

Die vorliegende Frage ist keine neue; sie gehörte schon seit Jahrzehnten zu den brennenden theologischen Tagesfragen. Nichtsdestoweniger dürfte es aber von Interesse sein, diese Frage, die schon oft aufgeworfen, nicht so oft aber beantwortet wurde, einer Betrachtung und Debatte anläßlich einer Distrikts-Conferenz zu unterziehen, womit Referent jedoch keineswegs den Anspruch auf umfassende und in alle Details eingehende Behandlung des Themas will erhoben haben, und das um so weniger, als er sich wohl der Schwierigkeit seiner Aufgabe einerseits und seiner persönlichen Unzulänglichkeit anderseits bewußt ist. Daß er trotz dieser Erkenntniß einen Versuch zur Lösung dieser Frage einer ehrw. Distriktsconferenz unterbreitet, das hat seinen Grund in der moralischen Verpflichtung, die Referent einem Auftrage des ehrw. Examinations-Comites gegenüber empfindet.

Lic. Dr. Kahle zu Königsberg i. Pr. nannte vor einer Reihe von Jahren in einem Referat über dieses Thema die Lehrfreiheit ein Palladium der protestantischen Kirche und bezeichnete es als eine Ehrenpflicht dieser Kirche, diesen Schild sauber und blank zu halten. Damit hat der Genannte gewiß eine Wahrheit ausgesprochen, deren Beherzigung sich jeder evangelische Theologe muß angelegen sein lassen. Wenn nun aber von vielen Seiten in unsern Tagen die Lehrfreiheit dahin verstanden wird, daß in der Evangelischen Kirche Jeder glauben und lehren könne, wie er wolle, wenn namentlich von rationalistischer Seite der Ruf erschallt: keine Dogmatik, keine Theologie, keine religiösen Systeme mehr, mit andern Worten, wenn man in Lehrsachen eine absolute Freiheit ohne bestimmte Schranken befürwortet, so ist es gewiß an der Zeit, sich mit der Frage zu befassen: Wie haben wir die Lehrfreiheit zu verstehen? Welches sind ihre Grenzen, die wir von Gottes Rechts- und Gewissenswegen zu respectiren haben? —

Dieser Ruf nach schrankenloser Freiheit muß um so mehr einer Prüfung unterzogen werden, als man von jener Seite ganz besonders sich rühmt, das

Urchristenthum des apostolischen Zeitalters wieder herstellen zu wollen. Die Apostel — so sagt man — haben auch nichts von Dogmatik gewußt, haben auch keine theologischen Systeme aufgestellt, sondern das Evangelium Jesu Christi in freier Weise nach individueller Begabung und Auffassungskraft verkündigt. Unter dem Palladium absoluter Freiheit in Lehrsachen wird nun namentlich in unsern Großstädten nach und nach dem Volke genommen eine von den Vätern ererbte bessere Erkenntniß christlicher Heilswahrheiten, das Christenthum reducirt auf eine seichte Moral, deren Quintessenz in dem verballhornten deutschen Sprüchwort: „Thue Recht und scheue Niemand" zum Ausdrucke kommt, und es ist nicht zu läugnen, daß die Paladine dieses sogenannten modernen Christenthums seit Jahren keinen geringen Erfolg erzielt haben. Altmeister Göthe hat es glücklich getroffen, wenn er in seinem „Faust" den Mephistopheles sagen läßt:

> „Den Teufel spürt das Völkchen nie
> Und wenn er sie beim Kragen hätte." —

Es ist nun allerdings richtig, daß die Apostel Jesu Christi keine Systeme aufgestellt haben und überhaupt nicht Dogmensätze postulirt haben, sondern sich beschränkten auf die einfache Predigt des Evangeliums, ein einfaches Zeugniß von Thatsachen, die sie gesehen und erlebt hatten. Es wiederholt sich beispielsweise keine Bezeichnung der Apostel so häufig, als die, daß sie sich „Zeugen der Auferstehung Christi" nennen.

Dieses Zeugniß der Apostel aber, nämlich das Evangelium Jesu Christi, ist einem Sauerteige vergleichbar, der, wo er sich mit anderm Teige mengt, eine Gährung hervorruft. Daß eine Gährung schon zu der Apostel Zeit anfing einzutreten, das wissen wir aus dem Apostelstreit, der Paulum wider Petrum setzte in Folge des Hereintragens jüdischer Ideen ins Christenthum von Seiten des Letzteren. Zu den jüdischen Ideen, mit denen das Christenthum den Kampf von vornherein aufzunehmen hatte, gesellten sich gar bald die philosophischen Ideen und die Unsitten des Heidenthums. Da hieß es denn: das ist mit der Wahrheit des Evangeliums im Widerspruch. — Welches ist nun aber diese Wahrheit? — Das konnte nicht mehr einfach gepredigt, das mußte dem Irrthum und der Verfälschung gegenüber erwiesen werden. So kam es zu einer weitern Entwicklung, und faßte dann eine Kirchenversammlung über einen streitigen Punkt einen Beschluß, der fortan Geltung haben sollte, so entstand dadurch das Dogma.

Darin ist nun kein Unrecht zu sehen, daß man in der Kirche dahin übereinkam, daß, wer fortan als Glied der christlichen Kirche gelten wollte, den Grundwahrheiten derselben beizupflichten hätte. Eine Kirche ohne Dogmen ist undenkbar. Das Unrecht des systematischen Denkens in kirchlichen Dingen liegt aber da auf der Hand, wo es hinausläuft auf den anmaßenden, dem ewigen Richter ins Amt greifenden Schluß: Wer nicht zu uns gehört, gehört nicht ins Reich Gottes. Wo eine Kirche mit ihrem Dogmatisieren dahin kommt, daß sie sich selbst mit dem Reiche Gottes identificirt, da überschreitet sie ihre Befugnisse und maßt sich eine Freiheit in der Lehre an, zu der sie jedenfalls von Gottes- und Rechtswegen nicht berechtigt ist. —

Es sei hierorts noch bemerkt, daß nicht alle Concilbeschlüsse das Richtige getroffen haben — es bleibt dabei, was unser Katechismus sagt: „die wahre Kirche ist zu allen Zeiten vorhanden gewesen, aber vielfach mit Irrthum und bösem Wesen vermischt." So hat doch z. B. im 8. Jahrhundert ein Concil beschlossen, daß die Verehrung der Heiligenbilder zur Rechtgläubigkeit gehöre. — Sehr treffend sagt Herder über die Entwickelung der Lehrmeinungen: „Das Christentbum ist ein Teig, aus dem alles gemacht ward, was sich machen ließ; man hat darüber gedichtet und daraus gemalt; man hat es in Mysterien, Possenspielen, sogar auf Pfefferkuchen vorgestellt und Gesetze darüber gegeben; warum sollte man darüber nicht auch philosophiren, dogmatisiren, rhetorisiren, m e i n e n? — Wer kann eine Lehrmeinung wehren? —" Es wird gewiß kein vernünftiger Mensch eine dem Worte Gottes entsprechende Lehrmeinung wehren, n u r d a ß d a s D o g m a n i c h t ü b e r d a s W o r t G o t t e s g e s t e l l t w e r d e, sondern sich dasselbe, wo es nöthig ist, allezeit zum C o r r e c t i v dienen lasse. Denn die christliche Lehre wurzelt in der hl. Schrift als in Gottes Wort. Aus der Schrift zieht sie ihren Geist, wie das Samenkorn seine Kraft aus dem Erdboden. In die Schrift muß die Lehre ihre Wurzeln senken und aus ihr darf sie lehren und geben mit voller Freiheit, so lange sie in Uebereinstimmung bleibt mit dem Wahrheitsgehalt der Bibel, der sich in Christo centralisirt. Eine solche Lehrfreiheit hat ihre tief begründete Berechtigung in der gottgewollten Mannigfaltigkeit der Individualitäten mit den ihnen eigenthümlichen Gaben der Auffassung und Reproduction. Dieser Art von Lehrfreiheit reden wir das Wort und verwahren uns hier gegen jeden Zwang in Lehrsachen. Es ist unsinnig und unnatürlich in Lehrsachen, Alles in eine stereotype Form gießen zu wollen. Wo immer der Versuch gemacht wurde, da geschah es auf Kosten der gesunden Vernunft, der Wahrheit, der persönlichen Freiheit und des geistlichen Lebens. Hat Gott in seiner Weisheit die Menschen verschieden veranlagt und begabt, so ist ein Zwang in Lehrsachen, der einerlei Anlage und Begabung oder aber freiwilligen Verzicht auf jede geistige Selbständigkeit vorauszusetzen hätte, entschieden gottwidrig und dann unsinnig und unnatürlich. Mit Recht geißelt Herder den Glaubensauflerger, indem er ihn zu seinem willenlosen Schüler sprechen läßt: „Neige deine Stirn, damit mein hohler Schädel an deinen hohlen Schädel stoße! Hörst du den Schall? — Das ist ein Dogma, das ebenso in mich überging, wie ich es dir gebe." — Wo Zwang herrscht, da hört alles selbständige Denken, alles wirkliche Aufnehmen und innerliche Verarbeiten auf, da wird der Mensch zur leblosen Maschine, die Lehre zur todesstarren Form, ohne persönlich angeeigneten und persönlich ansprechenden Wahrheitsgehalt. —

Haben wir nun gesehen, wie die Lehrfreiheit in der hl. Schrift als in Gottes Wort eine Schranke von Gotteswegen hat, so haben wir unsere Aufmerksamkeit auf weitere Schranken zu richten, die uns zum Theil in den symbolischen Büchern gezogen sind, von denen besonders im Vordergrund stehen die Augsburger Confession, Luthers Katechismus und der Heidelberger Katechismus.

Unser Herr hat von sich nicht nur gesagt: Ich bin das Licht der Welt, der gute Hirte, der Weg, die Wahrheit und das Leben u. s. w., sondern er hat auch seine Jünger gefragt: „Wer, sagt denn ihr, daß ich sei?" — Zu einer Martha hat er nicht nur gesagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben — sondern auch hinzugefügt: glaubst du das? — Es ist aber ein Bekenntniß, das der Herr von seinen Jüngern verlangt hat und heute noch verlangt, sollte er's nicht auch von einer Kirchengemeinschaft, die ihn als Haupt zu anerkennen hat, verlangen? Kann eine Kirchengemeinschaft ohne ein bestimmtes Bekenntniß überhaupt den Anspruch erheben, eine Kirche zu sein? — Eine Kirche ohne Bekenntniß ist undenkbar. Darum hält unsere evangelische Synode, die Unionskirche in Nord Amerika, in ihrem Bekenntnißparagraphen fest an den symbolischen Büchern der lutherischen und reformirten Kirche, insofern sie mit einander übereinstimmen. Sie hält an den Bekenntnißschriften zweier zur Zeit der Reformation einander unnöthig feindlich gegenüberstehenden Kirchen fest, weil sie eine Unionskirche ist und es in Gottes Wort nirgends begründet findet, daß die lutherischen und reformirten Brüder sich um bloßen Dogmengezänkes willen befehdeten, zum Gaudium der römischen Kirche und gewiß sehr wenig in majorem Dei gloriam. Es ist das den Reformatoren gemeinsame und unbestrittene Verdienst, daß sie erkannten: wie weit sind wir doch von der reinen Quelle abgekommen und wie haben wir uns knechten lassen unter das schmähliche Joch von Menschensatzungen und Irrthümern, und daß sie den Ruf in alle Welt erschallen ließen: zur Quelle zurück! So sind denn ihre Bekenntnißschriften Wegweiser und Paniere geworden, die uns zur reinen Quelle, dem Worte Gottes, hinweisen. Wo immer sie gemeinsam diesen Weg weisen, sind sie uns auch Schranken, in denen wir zu laufen haben. Unsere Aufgabe besteht darin, daß wir uns zur Quelle führen lassen, nicht aber darin, daß wir über dem Wegweiser das Ziel aus dem Auge verlieren. Eine Kirche, wie sie sich auch nenne, selbst wenn sie Luthers Wappen führte, die mit ihren Schwestern am Wege steht und hadert über die Inschrift des Wegweisers und über allem Hader vergißt, die Richtung einzuschlagen, die ihr gewiesen ist, die steht eben, und was Stillestand im Reiche Gottes bedeutet, wird sie bald schmerzlich empfinden müssen. Wenn so vielen Kirchen, und namentlich unserer evangelischen Unionskirche von lutherischer Seite vorgeworfen wird: ihr habt die reine Lehre nicht, und wenn dieser vermeintliche Mangel Ursache wird, alle Gemeinschaft mit den Schwesterkirchen aufzuheben, so ist doch hier entschieden der Fall eingetreten, wo menschliche Anmaßung den Sieg über gottgeordnetes Recht davongetragen hat, wo die evangelische Lehrfreiheit und mit ihr das Leben der Kirche selbst zu Grabe getragen wird. Allein diesen Herolden und Wächtern der „reinen Lehre" halten wir Luthers 62. These entgegen, die da lautet: „Der rechte Schatz der Kirche ist das Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes!" „Gottes Wort über Alles" — ruft Nesselmann in seiner Bearbeitung der Augsburger Confession begeistert aus und sagt im Weitern: „Die wir die hl. Schrift für die einzige Quelle und Richt-

schnur unseres Glaubens halten, wir können und dürfen nicht unsere Bekenntnisse über die hl. Schrift setzen". Und in Bezug auf die Augsburger Confession, dieser herrlichen Schutzwehr Rom und dem modernen Heidenthum gegenüber, sagt dasselbe: „Wir wissen wohl, daß sie kein Glaubensgesetz ist, das ist Gottes Wort allein; wir glauben auch nicht an sie, aber wir glauben mit ihr." —

Wie sollte unsere evangelische Synode eine andere Stellung einnehmen können und dürfen den symbolischen Büchern und namentlich der Augsburger Confession gegenüber, vor welcher der kaiserliche Beichtvater Pater Aegidius in Gegenwart der versammelten Reichsstände in Augsburg in die Worte ausbrach: „Ihr habt eine Theologie, die man nur begreift, wenn man viel betet." — Wir sehen in den symbolischen Büchern nicht Gesetze des Glaubens, sondern Zeugnisse des betenden Glaubens der Väter. — Freilich mag uns da entgegnet werden: Aber als solche Zeugnisse legen sie auch Zeugniß ab wider jede Abweichung von ihrer Lehre! Ist nun eine Abweichung in diesem oder jenem Stück der Lehre vereinbar mit der Bekleidung eines Lehramtes in einer Kirche, die das Bekenntniß der Reformation zu dem ihrigen macht?

Darauf antwortete seiner Zeit das königlich baierische Oberkonsistorium in einer Ansprache an die protestantische Geistlichkeit am Rhein wie folgt: „Eine Berufung auf die hl. Schrift gegen einen Ausspruch der Bekenntnisse könnte und würde als solche nimmermehr zurückgewiesen werden; nur würde allerdings erlaubt und billig sein, zu untersuchen, ob sie gegündet sei." — Und wir als Glieder der evang. Synode von Nord Amerika weisen auf den klaren Wortlaut unseres Bekenntnißparagraphen hin, wonach wir die symbolischen Bücher zu unserm Bekenntniß nur insofern machen, als sie miteinander übereinstimmen, womit schon theilweise der obige Einwand zurückfällt. Völlig aber fällt er dahin, wenn wir auf die Differenzpunkte der symbolischen Bücher hinweisen, die denselben bei vielem Guten und göttlich Wahren immerhin das Gepräge menschlichen Stückwerks aufdrücken und darthun, daß die symbolischen Bücher nicht durchweg als Lehrnorm κατ' ἐξοχήν angesehen werden dürfen. Das muß uns, so hoch wir die reformatorischen Bekenntnißschriften auch halten, dazu führen, daß wir in solchen Punkten erst recht zurückgehen zur Quelle, selbst suchen und prüfen und uns ein eigenes Urtheil bilden, hierin die symbolischen Bücher als Schranken der Lehrfreiheit nicht anerkennend. Zu diesem Resultate kommen wir auf Grund des Vorgangs der Reformatoren, auf Grund des Unionsprincips unserer evang. Kirche, vor allem aber auf Grund des Wortes Christi: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen," Joh. 8, 31. f.

Frei zu machen, nicht nur von Menschensatzungen, sondern vom Joch der Sündenknechtschaft, und Christo immer ähnlicher zu gestalten, das hat schließlich alle wahre Theologie und richtige pastorale Thätigkeit zum

Zweck. Und wenn nun etwa als Bedingung zur Seligkeit immer wieder das Stichwort ausgegeben wird: „reine Lehre" — so setzen wir hinzu: „vor allen Dingen aber reines Leben, reiner Wandel." Gottes Wort ist im letzten Grunde nicht Lehre, sondern Gotteskraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. Gotteskraft kann aber das Wort Gottes nur dem werden, dem nicht abgeht die conditio sine qua non zur Seligkeit; die aufrichtige, lautere Gesinnungsweise, die mit allem Ernst darauf bedacht ist, die bessere Einsicht und Erkenntniß zur sittlichen That werden zu lassen. Wollen wir Pastoren mit Segen wirken, dann darf unsere Predigt z. B. nicht den Eindruck hervorrufen: Wir haben doch einen gewandten, scharfsinnigen Prediger, der es versteht, seine Lehrmeinung und Anschauungsweise glänzend zu verfechten — sondern die Zuhörer müssen erfüllt sein von dem Eindrucke: Was wir von unserm Pastor zu hören bekommen, das ist die Wahrheit, gepredigt ohne Scheu in aufrichtiger, auf unser Wohl bedachter Absicht; und wie der Pastor predigt, so bemüht er sich auch zu thun und zu leben. Was er predigt, ist ihm selbst Wahrheit geworden und wird durch ihn That. — So muß unsere Wirksamkeit je länger, je mehr im vollen Sinne des Wortes eine sittliche That werden. Wer in diesem Geist von Kanzel oder Katheder lehrt, der lehrt als ein Freier in Christo, weil gebunden an sein Wort und an das christliche Sittengesetz, das ihm eine Schranke ist, innerhalb welcher er gesichert bleibt vor Abwegen in praktischer und vor Irrwegen in theoretischer Hinsicht.

Es erübrigt, noch ein Wort zu sagen in Bezug auf die Frage: Ist nicht ein Unterschied zu machen zwischen einer theologischen und einer pastoralen Lehrfreiheit und zwar insofern, als der einen mehr Spielraum als der andern zu gestatten wäre? —

Rothe erklärt es für selbstverständlich, daß mit der wissenschaftlichen Schriftstellerei über theologische Dinge die Jurisdiction der Kirche nicht das Allergeringste zu schaffen habe und daß die theologische Litteratur überhaupt gar keinen Beschränkungen, von welcher Seite her auch immer, dürfe unterworfen werden. Er ist in weiterem der Ansicht, daß die theologische Fakultät, weil sie nicht um der Wissenschaft, sondern um der Kirche willen da sei, als Bildungsschule ihrer künftigen Kleriker, auch von der Kirche beaufsichtigt werden müsse, um nicht etwa eine ihrer Bestimmung geradezu entgegengesetzte Richtung einzuschlagen.

Dagegen macht Kahle geltend: „Die protestantisch theologischen Fakultäten haben primo loco der Wissenschaft und nur mittelbar der Kirche zu dienen; die Wissenschaft aber hat ihr Maß einzig und allein in sich selbst, im Suchen nach der Wahrheit. Etwaigen Gefahren, die der Kirche durch Ausschreitungen einer theologischen Wissenschaft, die nicht „umkehren" will, drohen möchten, kann dadurch vorgebeugt werden, daß in den theologischen Facultäten möglichst für die Vertretung der verschiedenen Richtungen gesorgt wird." —

Wir pflichten Rothe ganz entschieden bei, indem wir mit ihm die rein

wissenschaftliche Schriftstellerei über theologische Themata der Jurisdiction und Censur der Kirche entziehen und derselben volle Freiheit zugestehen und im Uebrigen der Ansicht sind, daß die theologische Facultät um der Kirche willen da sein sollte und zwar in erster Linie. An Deutschland Universitäten ist es allerdings Usus, daß die protestantisch theologischen Facultäten primo loco der Wissenschaft zu dienen haben, was nach unserer Meinung eher als ein Nachtheil für die Kirche zu beklagen ist, und das um so mehr, als wir nicht einsehen können, in wiefern Besserung zu erhoffen ist und Wandel geschafft werden kann, so lange die Kirche in den ihr unwürdigen und ihrer Entwicklung nachtheiligen Fesseln des Staates seufzt. — Wenn wir die Ansicht vertreten, daß die Theologie in erster Linie um der Kirche willen da sein sollte, so denken wir nicht etwa an römisch disciplinirte Priesterseminarien, wo alle freie Forschung und Lehrfreiheit undenkbar ist, sondern wir haben die vom Staate unabhängigen Kirchen Amerikas im Auge mit den unter ihrer Aufsicht und Controlle stehenden Predigerseminaren, in denen die Theologie der Kirche zu dienen hat und nicht unter wissenschaftlichen Prätensionen sich als Herrin aufspielt, ganz außer Acht lassend, wem sie eigentlich ihre Existenz zu verdanken hat. Hierin ist die Kirche Amerikas entschieden im Vortheil und wenn sie darauf Bedacht nimmt, in ihren respectiven theologischen Lehranstalten der Lehrfreiheit gewiße Grenzen zu ziehen, so handelt sie nur im Sinne von Offbg. 2, 25 und 1. Tim. 6, 20.

Welche bedenklichen Folgen für die Kirche die primo loco der Wissenschaft dienenden theologischen Facultäten trotz Vertretung aller Richtungen haben, zeigt in ganz besonderer Weise die Schweiz und zwar überall da, wo die Kirche unter staatlicher Bevormundung ist. „Wird" — wie von Orelli sagt — „durch die Landesgesetze weder eine christliche noch eine evangelische Kirche, sonder nur eine neutrale bekenntnißlose Religionsanstalt garantirt," — gewiß ein wenig Vertrauen erweckendes Geständniß — so zeigt uns die dortige Sachlage nicht nur die Wahrheit dieser Behauptung, sondern auch eine je länger je weniger gleichmäßige Vertretung auf Katheder und Kanzel und ein ungleichmäßiges Emporwuchern der neologischen über die positiven Elemente. — Was die Folge dieses Mißverhältnißes sein wird, ist vorauszusehen, und was viele positiv gesinnte draußen als ein Verhängniß betrachten, nämlich die Trennung von Kirche und Staat, dessen freuen wir uns hier mit Recht als der einzig normalen Stellung der Kirche in der Welt. —

Resümiren wir kurz, so ergeben sich als Antwort auf die gestellten Fragen folgende Thesen:

Thesis I: Die Berechtigung der Lehrfreiheit ist tief begründet in der gottgewollten Mannigfaltigkeit der Individualitäten mit den ihnen eigenthümlichen Gaben der Auffassung und Reproduction. Die dogmatische Darstellungsweise des Evangelii ist eine naturnothwendige Folge der Stellung des Christenthums der Welt gegenüber und hat freien Spielraum, so lange sie in Uebereinstimmung bleibt mit dem wesentlichen Wahrheitsgehalt der Bibel, der

sich in Christo centralisirt. Gottes Wort steht als Correctiv über jeder daraus abstrahirten Lehre.

Thesis II: Wir erkennen die symbolischen Bücher — vorab die Augsburger Confession, Luthers Katechismus und den Heidelberger Katechismus — als Wegweiser und Führer zum Verständniß der hl. Schrift als Gottes Wort, und halten sie hoch als Zeugnisse des betenden Glaubens der Väter; insofern sind sie uns Schranken. Keineswegs aber sind sie uns Glaubensgesetze und das um so weniger, als sie in ihren Differenzpunkten neben vielem Guten und göttlich Wahren das Gepräge menschlichen Stückwerks an sich tragen; deßhalb geben sie der freien Forschung und Lehrfreiheit Raum nach ihrer eigenen Aufforderung, nach unserm Unionsprincip und nach dem klaren Wort des Herrn.

Thesis III: In Rückblick auf den Zweck aller wahren Theologie und richtigen pastoralen Thätigkeit, die Menschheit zu befreien einerseits vom Joch menschlicher Satzungen und anderseits von der Knechtschaft der Sünde und Christo immer ähnlicher zu gestalten, erkennen wir mit Betonung der sittlich-thätigen Seite des Christenthums in der Lauterkeit der Gesinnung und einem gottseligen Lebenswandel eine Schranke der Lehrfreiheit, die nicht nur vor Abwegen in practischer, sondern auch in theoretischer Hinsicht bewahren.

Thesis IV: Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen theologischer und pastoraler Lehrfreiheit und ziehen wir der erstern, insofern sie sich erstreckt auf rein wissenschaftliche Litteratur, keine Grenzen. Im Uebrigen gelten für beide die Schranken, die in Bezug auf Lehrfreiheit überhaupt zu Recht bestehen und auf welche wir des Nähern hingewiesen haben.

Die 17. Jahresversammlung des deutschen evangelischen Lehrervereins von Nord-Amerika.

Am 23. Juli 1889, Vormittags 10 Uhr, wurde die 17. Jahres-Conferenz des Lehrervereins in der St. Pauls-Kirche zu Waterloo, Ill., mit Gesang und Gebet eröffnet. Hieran schloß sich eine Ansprache über das Wort heil. Schrift: 1 Joh. 1, 17.

Die Hauptgedanken, welche auf Grund dieses Schriftwortes entwickelt wurden, waren folgende: Soll unser Lehrerverein sein eine Gemeinschaft im Licht, wollen wir als Vereinsglieder immer mehr werden ein Herz und eine Seele, so müssen wir alle im Licht wandeln, wie Gott im Lichte ist; müssen als aus Gott Geborene nicht mehr leben nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist, so daß die Früchte des Geistes als helle Lichtstrahlen aus unserem Sinn und Wandel hervorleuchten; müssen kämpfen den heiligen Kampf wider das Fleisch, die Welt und die Macht der Finsterniß, und wo wir in diesem Kampfe in unserm Gemüth und Gewissen verwundet würden, so ist für die, welche im Licht wandeln, das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, die rechte Salbe, welche solche Wunden heilet, so daß sie im Kampfe das Feld behalten und den Sieg gewinnen.

Nachdem dann die Rolle und das vorjährige Protokoll verlesen, der Vertreter der deutschen evangelischen Synode und sonstige Gäste begrüßt worden, wurde der Jahresbericht verlesen. Hierauf wurden die zur genauen Abwickelung der Geschäfte nöthigen Komiteen ernannt, und die Geschäftsstunden für die Vormittags- und Nachmittags-Sitzungen bestimmt.

Am Dienstag Nachmittag fand in geschlossener Sitzung eine Verhandlung statt über eine vom Missouri-Distrikt der Synode an den Lehrerverein eingegangene Anklage. Nachdem Ankläger und Angeklagter in sehr ruhiger und würdiger Weise sich über den Gegenstand der Anklage ausgesprochen, gab der Lehrerverein sein die Sache entscheidendes Urtheil ab.

Am Mittwoch Morgen berichtete das Komite zur Prüfung des Jahresberichtes und stellte mehrere Anträge, welche sämmtlich zu Beschlüssen erhoben wurden. Die wichtigsten derselben beziehen sich auf das Verhältniß des Lehrervereins und der Lehrer zur Synode. Der Lehrerverein wünscht in seinem bisherigen Verhältniß zur Synode fortzubestehen. Würde aber die Generalsynode auf ihrer diesjährigen Conferenz zufolge der Anträge mehrerer Distrikte beschließen, daß die Lehrer an den Gemeindeschulen innerhalb der Synode sich der Synode gliedlich anschließen resp. der Synode eingegliedert werden sollen, so kann der Lehrerverein sich nur damit einverstanden erklären, wenn die Generalsynode feststellt,

a. daß das Schulamt eben sowohl ein Gemeindeamt ist als das Predigtamt, und der Gemeindelehrer ein Mitarbeiter am Werke des Herrn ist. Eph. 4, 11

b. daß die Lehrer als Synodalglieder stimmberechtigte Glieder des Distrikts sind, in dessen Grenzen sie wohnen, und daher verpflichtet sind der Conferenz desselben beizuwohnen.

Am Mittwoch Nachmittag wurden einige Berichte entgegen genommen, namentlich auch über die genaue Ausgleichung der Reisekosten verhandelt. Kollege C. Held verlas ein Referat über das Thema: „Der rechte Unterricht ist kein Verpacken oder Aufspeichern fertiger Waarenballen, sondern ein lebendiges Wachsen oder ein verständnißvolles Aufbauen aus verschiedenem Baumaterial.“ Für dies mit großem Fleiß ausgearbeitete Referat wurde dem Referenten ein herzlicher Dank votirt.

Am Mittwoch Abend fand ein Abendgottesdienst statt. Herr P. F. Holke, der Vertreter der Synode, hielt die Predigt über Eph. 3, 14—19. Hinweisend auf das noch vielfach so laue und bekenntnißlose Christenthum so Vieler, die sich Christen nennen, zeigte er an dem Exempel des Apostels Paulus, wie der Christ, wenn er in seinem Christenglauben und Christenwandel erstarken und bis ans Ende beharren will, täglich auf seinen Knieen betend zu schöpfen hat aus der Gnaden- und Lebensquelle, die da ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland; wie insonderheit Eltern und Lehrer aus dieser Quelle also täglich schöpfen müssen, wenn sie die ihnen anvertrauten Kinder und Schüler durch Unterweisung und Zucht und vor allem durch ein echt christliches Vorbild für den Herrn und sein Reich wollen erziehen können, und wie die Schu-

len, in denen tüchtige Lehrer in recht christlichem Geiste wirken, gewiß nach innen und außen gedeihen werden. Nachdem die Abendversammlung durch einige Gesangvorträge des Gemeindechors und des Chors der Lehrer recht zur Andacht gestimmt, hielt der Präses des Lehrervereins auf Grund des Schriftwortes 1 Joh. 4, 11 eine kurze Ansprache, in welcher der Gemeinde und namentlich den Gastgebern und Gastgeberinnen für ihre Liebe und Gastfreundschaft der herzliche Dank des Lehrervereins abgestattet wurde.

Am Donnerstag Morgen fand eine Gedächtnißfeier des so früh aus seiner Lehrerthätigkeit durch den Tod abgerufenen Bruders H. Schmidt statt; die versammelten Brüder sangen: „Wenn ich einmal soll scheiden u. s. w." und: „Erscheine mir zum Schilde u. s. w.," woran sich ein herzliches Gebet schloß. Hierauf verlas Kollege W. Riemeier ein Referat über das Thema: „In welchem Verhältniß soll Englisch und Deutsch in unsern Gemeindeschulen gelehrt werden?" Dies so trefflich ausgearbeitete und den Anforderungen unserer Gemeindeschulen entsprechende Referat wurde mit Enthusiasmus entgegen genommen und dem Referenten ein herzlicher Dank dafür votirt. Darnach hielt Kollege H. Otto eine Unterrichtsprobe: „Naturgeschichte als Vorbereitung zu einem Lesestück." Nachdem auf dem Wege der Anschauung die Schüler die Theile, Eigenschaften u. s. w. der Haustaube hatten kennen gelernt, wurde das darauf bezügliche und also vorbereitete Lesestück von den Schülern mit Interesse gelesen. Dem Kollegen Otto wurde für seine Leistung ein herzlicher Dank abgestattet.

In der Donnerstag Nachmittagssitzung wurde das Defizit unserer Vereinskasse durch freiwillige Vorschüsse einiger Kollegen gedeckt, bei welcher Gelegenheit sich die Zuversicht der versammelten Kollegen bemächtigte, daß unser Lehrerverein als solcher sich noch mehrerer Jahresconferenzen werde zu erfreuen haben. Nach Uebernahme von Referaten und Unterrichtproben für's nächste Jahr, nach Bestimmung der Zeit und des Ortes der nächstjährigen Conferenz und nach geschehener Beamtenwahl eilte unsere diesmalige Conferenz zum Schluß.

Der Ortspastor, Herr P. J. Nollau, richtete in einer kurzen Ansprache noch recht herzliche und ermunternde Worte an die Brüder im Lehrerverein und schloß dann mit Gebet und Segen.

Entwickelungsstufen in der geschöpflichen Welt.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Ein König von Preußen fuhr durch ein Dorf. Er wurde festlich empfangen. Ein kleines Mädchen sagte ihm ein Gedicht her. Der König dankte dem Kinde und sagte: nun will ich dir auch einige Fragen vorlegen: „Wohin gehört das?" und er wies auf einen Apfel. „Ins Pflanzenreich." — „Wohin das?" und er hielt ein Goldstück in die Höhe. „Ins Mineralreich."— „Wohin aber gehöre ich denn?" Das Kind besann sich einen Augenblick und sagte: „Ins Himmelreich." In dieser Antwort liegt mehr als ein witziger

Einfall eines klugen Kopfes. Es liegt darin eine tiefe naturwissenschaftliche und religiöse Wahrheit. Geben wir dem Gedanken ein wissenschaftlicheres Gewand, so finden wir drei Reiche der geschöpflichen Welt: das Reich des Unorganischen (Mineralreich), das Reich des Organischen (Pflanzen- und Thierwelt) und das Reich des Göttlichen (Himmelreich).

Suchen wir kurz den Grundcharakter dieser drei Reiche zu zeichnen.

Ins Reich des Unorganischen gehören alle unsere unbelebten Wesen: unsere Steine und Erden, unsere Metalle und Salze, der Felsblock im Flußbett sammt den Wassern, die ihn umspülen, der Goldklumpen und das Sandkorn, der Diamant und die Steinkohle. Im weiten Reich des Organischen liegen alle unsere Pflanzen und Thiere, vom zarten Moos und der unscheinbaren Flechte bis zur gewaltigen Eiche, vom Aufgußthierchen im Wassertropfen bis zum Walfisch im Weltmeer. An der Spitze des Organischen steht der Mensch. Gewisse Werkzeuge, Organe, die mehr oder weniger entwickelten Thätigkeiten dienen, eignen allen ins Reich des Organischen fallenden Naturkörpern. Das Reich des Göttlichen wird in der Schrift Reich Gottes, Himmelreich genannt. Es ist die Zusammenfassung aller vollendeten oder doch in einer auf Vollendung abzielenden Entwickelung begriffenen Geistwesen, die an ihrer Spitze den zur Verklärung gekommenen Herrn Jesum Christum haben.

Die beiden ersten Reiche liegen auf dem Gebiete der Erfahrung. Man kann sie für jedes Kind in einer sinnlich wahrnehmbaren Weise veranschaulichen. Das dritte Reich liegt auf dem sogenannten Gebiete des Uebersinnlichen. „Man kann nicht sagen: siehe, hier oder da ist es.“ „Es kommt auch nicht mit äußerlichen Geberden“ (Luk. 17, 20). Aber es fragt sich, ob nicht aus der Betrachtung der beiden ersten Reiche sich Schlüsse für das dritte ergeben, die uns dasselbe näher rücken und aus dem Gebiete des Uebersinnlichen heraus und zum Theil in die Grenzen unserer Erkenntniß hineinstellen; es fragt sich, ob nicht die Offenbarungen des Gesehenen uns zu weiteren Offenbarungen des Ungesehenen führen können.

Was zunächst in die Augen fällt, ist, daß die genannten Reiche nicht gleichzeitig aufgetreten sind. Das Unorganische trat zuerst in die Erscheinung und zwar in Zeiträumen voraus, die wir für sehr bedeutend halten müssen. Nach dem Unorganischen erschien das Organische. Zunächst dauerte wohl lange, lange die alleinige Herrschaft des Pflanzenreichs. Dann trat hinzu das Thierreich, und viel später erst krönte die menschliche Schönheit das Reich der lebenden Wesen. Mit des Menschen Auftreten konnte dann das dritte Reich sich vorbereiten und wie männiglich bekannt, harrt es noch seiner sichtbaren, in die Sinne fallenden Offenbarung. Wir beten: „Dein Reich komme.“

Deutet schon dies auf eine Entwickelung hin, so wird diese noch klarer aufgedeckt durch die Beziehugen, welche zwischen diesen Reichen von vorne an Platz greifen.

Suchen wir die allgemeinste Beziehung auf, so stellt sich das Reich des

Unorganischen dar als die Unterlage des Organischen, als seine Lebensbasis. Wo wollte die organische Welt sich ansiedeln, wenn nicht auf dem Acker der Erde? Und wo anders konnte das Organische seine Baustoffe holen als im Haushalt des Unorganischen? Ja selbst die aufbauenden Kräfte mußte der Acker der Erde mitbieten in gewissen Eigenschaften, die, physikalischer Art, ich erinnere nur an die wärmebindenden und wasserhaltenden Kräfte, ihm zu Gebot standen und heute noch stehen. In derselben Weise stellt sich die organische Welt dar als die Lebensbasis des Himmelreiches. Im Großen senkt sich das Reich Gottes ein in den Acker der Völkerwelt, wo er nur gehörig gepflügt und gelockert erscheint; im Einzelnen läßt es sich nieder in die menschliche Persönlichkeit, die das einzigartige Anerbieten nicht zurückweist. „Das Reich Gottes ist inwendig in euch" (Luk. 17, 21), gilt deshalb jedenfalls vom großen Ganzen des Menschengeschlechts; aber auch diejenigen haben sachlich nicht Unrecht, die die fragliche Stelle auf den einzelnen Menschen bezogen wissen wollen.

Dabei findet eine Hinentwickelung zum nächsten Reiche in allewege statt. Es ist gleichsam die Ausbildung der Geschlechtsreife zum Zweck der Zeugung des höher gearteten Sprößlings. Nehmen wir irgend eine der Theorieen von der Bildung der Erdrinde, so wird sich die Hinentwickelung vom Unorganischen zum Organischen unschwer nachweisen lassen. Vielleicht schwebte einst unsere Erde als feuerflüssige Kugel im unermeßlichen Weltraum. Durch Ausstrahlung büßte sie einen Theil ihrer Wärme ein. Es bildete sich in der Folge eine Kruste um den flüssigen Kern. Unter dem ungeheuren Druck der Dämpfe von innen zerbarst diese Kruste, sie runzelte sich, wurde verbogen, zerknickt, verschoben, sogar umgekehrt in einzelnen Partien. Mit der Zeit stürzten die verdichteten Dämpfe der Atmosphäre auf sie nieder, blieben endlich als Urmeer haften, und Feuer und Wasser arbeiteten nun zusammen am Erdkörper, Schichte auf Schichte lagernd, Gänge durch die Schichten treibend, die Oberfläche zerwühlend, zerbröckelnd, auflösend. Es war, als zögen, von übermenschlichen Kräften bewegt, riesenhafte Pflüge über die Erdkruste, sie zuzubereiten für den auszustreuenden Samen.

Auch im Reich des Organischen dasselbe stufenmäßige Vorwärtsschreiten. Die unmeßbare Menge von Kohlensäure erlaubte lange Zeit nur das pflanzliche Leben, anfangs sogar nur in blüthenlosen Formen. Und wenn endlich thierische Organismen auftraten, wie langsam gings vom Vorherrschen der Fleischmasse zur heute gepriesenen Fülle des Gehirns! Es würde uns nichts im Wege stehen, hier sogar eine Entwickelung des gesammten organischen Lebens aus einer und derselben Urzelle anzunehmen, wenn nicht der klare Ausspruch der Schrift: „ein jegliches nach seiner Art" dieser Auffassung entgegen stünde. Denn ob durch Zuchtwahl, Anpassung, Vererbung u. a. m., oder in Folge einzelner schöpferischer Akte, — es ist eine Fortentwickelung mit deutlich ausgesprochenem beharrlichem Ringen nach Vollendung.

Im zweiten Reiche zeigt sich die Hinentwickelung zum dritten Reich in ebenso unbestreitbar klarer Weise. Welches Ringen der Völker in den

ersten vier Jahrtausenden der Weltrechnung nach Weltherrschaft, Weltglück, ja Weltseligkeit! Welches Abmühen auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, in Kriegführung, Staatsweisheit, Kunst, Wissenschaft, Religion, die Vollendung zu erreichen! Welches Sehnen überall, welches Ahnen und Hoffen bezüglich höheren Eingreifens, als der Bankerott auf allen Gebieten zeigte, daß das erhoffte Ziel aus eigenen Kräften nicht zu erreichen sei. Es schienen tausend Fingerzeige hinzuweisen auf Einen geheimnißvollen Punkt, den die spätere Zeit dann rückwärts mit dem Worte kennzeichnete: „da die Zeit erfüllet ward."

Auch im einzelnen Menschen ist eine Hinleitung zum dritten Reich überall zu entdecken, wo man sich nur Mühe giebt, den Zusammenhang der Fäden des Gewebes des menschlichen Lebens bloßzulegen. Auch hier bei geordneter Entwickelung ein Vorwärtsdringen, das, ob auch ein Ziel erreicht ist, unbefriedigt sich einem neuen zuwendet. Es ist, als ob auch hier die tausend Fragen und Räthsel, die unzähligen Anläufe und Niederlagen, die ungemessenen Schwingungen des Gemüthes, vom „himmelhoch jauchzend" bis „zum Tode betrübt" hinweisen wollten auf einen ähnlichen Punkt: „da die Zeit erfüllet ward."

Und wem sollte es entgangen sein, daß die Entwickelung von unten an bestimmte und scharf gezogene S c h r a n k e n aufweist? Man löse einen Kristall hundertmal auf, und hundertmal wird er in dieselben Formen zurückkehren. Er wird sich unfähig zeigen, eine höhere Lebensform zu erreichen, in eine höhere Welt überzuspringen, so nahe ihm auch diese — man vergleiche einen Kristall mit dem Kieselpanzer eines der Infusorien — läge. „Es ist eine Kluft befestiget." Ja, eine Kluft aller Klüfte trennt beide Reiche, eine Scheidewand, wie sie die Wissenschaft sonst nirgends findet. Gleicherweise schwingt sich der Mensch nicht ins Reich des Göttlichen durch geradlinige Entwickelung. An beharrlichen Versuchen in dieser Richtung, an gewaltigen Anstrengungen hiefür hats nicht gefehlt. Die Geschichte lehrt uns Völker kennen, die auf dem Gebiet der Kunst Staunenswerthes geleistet haben. Andere haben das Recht in einer heute noch mustergültigen Weise entwickelt. Bei andern ging alles Streben darin auf, der Religion bei der reinsten Form den reinsten Inhalt zu geben. Es war, als wollten auch die Völker erfüllen, was Rückert vom Einzelnen sagt:

> Vor jedem steht ein Bild Des, das er werden soll;
> So lang er das nicht ist, wird nicht sein Friede voll.

Aber die letzten Früchte? — Es ist ein Wellenschlag des Meeres, wo die Woge sich hebt und sich wieder senkt. Es sind die Adlerflüge in der Richtung gegen die Sonne, ohne sie doch zu erreichen.

Nicht minder bildet der Einzelne vielleicht seinen Leib aus bis zum wunderbarsten Gebrauche einzelner Fähigkeiten. Ein anderer steigt im Denken in ungemessene Tiefen. Ein dritter bringts zu einer beneidenswerthen sittlichen Höhe. Aber es ist stets das Ringen des Kristalls nach s e i n e m, nicht nach einem höheren Urbild; es ist ein Kreisen in den Grenzen einer einmal behaupteten Welt. Es trägt vielleicht bis an ihre äußersten Grenzpforten, aber nicht darüber hinaus. Und mit dem Ruf, „mehr Licht!" verschied einst einer der Könige unter den Geistern.

Was die Brücke von einem Naturreich ins andere schlägt, das ist eine ganz neue Potenz, die sich geltend macht: es ist das Leben. Sobald Leben ins Reich des Unorganischen hereintritt, so faßt dieses Leben die unorganischen Teile; es bemächtigt sich ihrer in ihrem ganzen Umfange; es durchdringt sie, sie im Organisirtwerden verklärend, auf eine höhere Daseinsstufe überführend. Man kann dann, ohne Furcht, darüber angefochten zu werden, sagin: „Der Kristall ist von Neuem, er ist von oben geboren.“ Erlischt aber dieses Leben wieder, so ist fernerhin auch keine Kraft der Welt mehr, keine Wistenschaft, keine Chemie, keine Entwicklung im Stande, aus dem Silicium den wunderbaren Kristallpalast zurückzubauen, den vordem das Leben so sicher und zielbewußt aufgeführt hatte. „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser,“ sagt die Schrift (1. Mos. 1, 2) in ihrer knappen Weise, wo die Worte Prinzipien bedeuten. Dabei ist dieses Leben höchst vielgestaltig. Wo es aber gewisse Bahnen eingeschlagen hat, verläßt es dieselben nimmer. Ein Vogelleben holt seinem Urbild gemäß aus dem Unorganischen nur, was ihm paß Und ob auch selbst von der gründlichsten Naturforschung im Keim die Richtung des Lebens noch nicht zu erkennen wäre, das Leben kennt diese Richtung genau. Das Vogelleben bildet den Vogelkörper, das Fischleben den Fischleib. Wie ein Künstler sitzt das diesbezügliche Leben an seinem Stoff, zieht mit unsichtbarem Finger die bestimmenden Linien, knetet, formt, scheidet aus, holt Material herbei, bis erfüllet ist das alte Wort: „siehe da, es ist sehr gut.“ — Das menschliche Leben baut menschliche Formen gemäß dem Modell, das als Erdenkloß erstmals geformt ward. 1. Mos. 2, 7: „Gott blies ihm ein den lebendigen Odem.“ So vermillionenfacht sich der erste Schöpfungsgedanke im Leben in unzähligen neuen Schöpfungsthaten, die eigentlich keine neuen Akte sind, sondern nur fortgesetzte Arbeit dessen, was Leben heißt. Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Schwefel, Eisen, Kalcium und wie die Grundstoffe alle heißen, bilden endlich jene Linien, jene Formen, die den Griechen schön genug waren, ihre Götter hineinzukleiden; jene Gestalten, von denen Sirach sagt: dein Auge siehet gern, was lieblich und schön ist; jenen Triumph organischer Schönheit, der einst sogar die „Kinder Gottes“, d. h. höhere Wesen, anzog, sie berückend zu schwerem Fall.

Vom zweiten ins dritte Reich geht's gleichermaßen nur durch die Potenz, die Leben heißt, aber ein anderes Leben ist, nicht Vogelleben, nicht Fischleben nicht Menschenleben, sondern Christusleben. Gal. 4, 4: „Da die die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn,“ Luc. 1, 35: „Die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.“ Darum sprach Jesus (Joh. 14, 6) die hochbedeutsamen Worte: „Ich bin das Leben!“ Oder Joh. 15,5 in ähnlichem Sinn: „Ich bin der Weinstock!“ Es war hieselbst ein neues Ferment, das das Organische zunächst in ihm hob ins Göttliche — Joh. 1, 14: „wir sahen seine Herrlichkeit,“ nämlich sinnlich wahrnehmbar auf Tabor und dem Berg der Himmelfahrt — und das namentlich im Sakrament des Altars, aber auch im Wort Gottes und Gebet als völlig neuer Sauerteig schon Tausende durchdrungen hat und in Zeiten und Ewigkeiten ohne Zweifel alle 3 Scheffel

Mehl (Matth. 13, 33) der Menschenwelt gar durchsäuern wird. In einzelnen Menschen aber bläset der Wind, wo er will (Joh. 3, 8). Und ein Mensch, der aus dem Geist geboreu ist, ist eine neue Kreatur (2. Kor 5, 17). Das Alte ist vergangen. Im tiefsten Kernpunkte des menschlichen Wesens, im Geist des Gemüts, sitzt dann der Künstler, benützt den Umlauf des irdischen Lebens und seine Baustoffe, läutert sie, erhöht sie und konstruirt mit sicherer Hand einen Bau, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel (2 Kor. 5, 1). Ob dann, bei solcher Lokalisirung des Lebens, der äußerliche Mensch verwefet, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag verneuert. 2 Kor. 4, 16.

Auch ein ungestalter Klump, ist er noch so roh und plump,
Ist nur Christi Leben drinnen wird sich schon ins Reine spinnen.
Christi Menschheit und sein Wort sind ihm Fasern, Zeug und Ort.
Wird nicht Christi Geist und Leben ihm auch Maß und Bildung geben?

sagt tiefsinnig unser geistvoller Oetinger.

Nun erheben sich freilich 2 Fragen. Nämlich: ist es wirklich schlechterdings nothwendig, in die Entwicklung der geschöpflichen Welt außerordentliche Thatsachen, wie wir's eben mit dem Leben gethan haben, aufzunehmen! Unn wenn je, ist dann überhaupt die Entwicklung noch eine Entwicklung, wird sie nicht vielmehr stellenweise zur Katastrophe?

Was das erste betrifft, so würde sich die Sache allerdings in unsern Vorstellungen viel glatter machen, wenn man annehmen dürfte, das unorganische Wesen habe sich eben als unorganisches so lange fortentwickelt, bis durch das Zusammenfließen günstiger Umstände das Protoplasma (der erste Bildungsstoff fürs organische Leben) und dasjenige darin erwacht sei, was wir jetzt Leben nennen. Es wäre auch Tausenden von Menschenkindern über eine gewisse innere Unruhe weggeholfen, wenn man behaupten dürfte, das Reich Gottes sei eben eine gesteigerte und erhöhte Erscheinung des organischen Lebens, geistlich sei von geistig nicht wesentlich verschieden; christliches Leben sei nur sittliche Vollkommenheit und was das mehr ist. Wir hätten dann statt dreier Welten nur eine. Man könnte sich darin nicht nur leichter orientiren, sondern auch der häßliche Unterschied, wie man hin und wieder meint, zwischen höher und nieder abgestuft, zwischen mehr oder weniger geadelt fiele weg. Und in der That, schon zweimal glaubte man den Schlüssel zur Lösung des Rätsels gefunden zu haben, beidemal in der Lehre von der Ueberzeugung, die man später wieder aufnahm, nachdem man sie wegen mangelnder Begründung hatte erstmals fallen lassen müssen. Es sollte darnach möglich sein, daß aus unorganischen oder niederen organischen Substanzen organische oder höher organisirte Wesen von selbst entstünden, sobald nur die geeigneten Umstände, beispielsweise Wärme und Feuchtigkeit, günstig zusammenträfen. Man konnte dann noch viel leichter auch auf dem Gebiete des menschlichen Lebens annehmen, sittliche Schönheit werde zum Christenthum, sobald sie es nur zu einem gewissen Grad der Wärme und Innigkeit werde gebracht haben. Allein die gewissenhaftesten Versuche haben neuerdings gezeigt, daß es mit der Urzeugung

nichts ist. Der Satz omne vivum ex vivo hat eine allgemeine und unbedingte Anerkennung gefunden, und kein Mann der Wissenschaft wird mehr seinen Namen für die Vertretung der Urzeugung hergeben wollen. Nur darüber zerbricht man sich noch den Kopf, woher unter diesen Umständen das erste Leben komme als durch das Wunder eines unerhörten Zufalls. Uns gilt das Wunder des biblischen Schöpfungsberichts, wornach im geeigneten Momente die Entwicklung, im Leben einen neuen Einsatz nehmend, neu anhebt,

Aber ist dabei die Entwicklung noch eine Entwicklung, wenn sie zweimal, oder wenn wir den Satz von der mütterlichen Urzelle verwerfen, gar zum öftern mit neuen Kapitalien neue Arbeit beginnt?

Man gestatte hier ein Gleichniß. Es war schon den Alten die wunderbare Regelmäßigkeit in den Bewegungen der Himmelskörper bekannt. Aber wie, wenn nun zum erstenmal eine Sonnenfinsterniß beobachtet wurde? War das nicht eine Katastrophe? Konnte da noch von Ordnung die Rede sein? War das nicht Störung, Zerwürfniß und Mißhelligkeit? Und doch, wenn man in der Folge merkte, daß diese Finsternisse sich regelmäßig wiederholen, mußte man nicht schließlich über die noch viel tiefsinnigere Ordnung staunen? Eine Entwicklung, die gerade fortschreitet, einfach, mit den Kräften des Ausgangspunktes haushaltend, ist schon dem Kinde eine Entwicklung. Aber eine Entwicklung, die sich unterwegs bereichert, eine Entwicklung, die sich selber entwickelt, ist eine umfassendere Erscheinung. Es ist eine Bewegungsbahn mit Knotenpunkten. Ob dann dieser Knotenpunkte nur zwei sind, wie bei der Annahme, daß eine Urzelle die Mutter alles Lebendigen sei, oder ob es zwei Knotenpunkte auf irgend einer Potenz sind, macht einen wesentlichen Unterschied nimmer. Die Entwicklung schreitet dadurch nicht aus ihren Bahnen, sie erscheint nur reicher.

Wenn im Bisherigen die Linien zwischen den Naturreichen so scharf gezogen worden sind, daß die Naturreiche sich zu getrennten Welten gestaltet haben, so muß es von nicht geringem Interesse sein, den einzelnen Naturkörper sicher seinem Reiche zutheilen zu können. Welches sind nun die Merkmale für die Zugehörigkeit zum einzelnen Reich?

Da müssen wir uns zunächst erinnern, daß man früher nur einzelne hervorstechende Eigenthümlichkeiten nahm, um die Naturkörper einzugliedern. So konnte man unter Umständen die Korallen für Blumen des Meeres halten und die Seeschwämme dem Mineralreich zuzählen. Um den Menschen im Reich des Organischen von demjenigen im Himmelreich zu unterscheiden, griff man vielfach znm Gesichtspunkt sittlicher Schönheit. Allein was ist schöner, der Bergkristall im Erdinnern oder die Flechte an der Oberfläche des Gesteins? Wem gebührt der Preis harmonischer Ausbildung mehr, dem Schmetterling, oder der Blüte, die er umgaukelt? Oder wem ist eher der Lorbeerkranz zuzutheilen, dem Mucius Scävola, der fürs Vaterland die Hand dem Feuer überläßt, oder der Tabea in Joppe, die ihre Nächte dem Dienst der Armen opfert? Und wenn etwa die Blume noch schöner erfunden werden sollte als der Käfer, der sie besucht, giebt dann das ein Recht, die Blume

einem höheren Reich zuzutheilen als den Kerf? Man sieht, Schönheit, Formenreichthum, überhaupt äußere Erscheinungen werden täuschen, wenn man sie als Merkmale zur Einteilung benützen will. Ueberhaupt ist es, ganz abgesehen von allem andern, verhängnißvoll, bloß in der Quantität gewisser Erscheinungen den Einteilungsgrund zu suchen. Wo liegt die bestimmende Maßzahl? Wir müssen im höheren Reiche etwas finden, was im niederen Reiche nicht, in keiner Weise, in keinem Grade, auch nicht einmal keimartig vorhanden ist. Das bezügliche Merkmal haben wir, sobald wir von der Stellung zum Leben ausgehen. Zum Leben gehören vier Fundamentalthätigkeiten: Ernährung, Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung. Darum dürfen wir kurzweg sagen: was diese Lebensthätigkeiten übt, gehört zum Organischen. Und wollen wir das Reich des Organischen selber wieder gliedern, so gehen wir auf die Lebensthätigkeiten selber näher ein und sagen: was bloß an Ernährung und Fortpflanzung Theil hat, ist Pflanze; wem auch Empfindung und willkürliche Bewegung gegeben ist, ist Thier.

Ganz in demselben Gedankengang schreiten wir auf den höheren Stufen fort, indem wir Leben noch näher definiren. Wir finden: Leben ist die fortlaufende Anpassung innerer Beziehungen an äußere; oder einfacher: Leben ist der fortgesetzte Versuch, sich mit der Umgebung in Beziehung zu setzen. Damit haben wir die Pflanze als lebend, weil sie mit Luft, Wasser und Erde korrespondirt, ihre Bedürfnisse mit den äußeren Umständen in Uebereinstimmung bringt. Ebenso lebt das Thier in noch höherer Weise, weil es ganz nach eigener Wahl den Verkehr mit seiner Umgebung ins Werk setzt. Sollte man darnach nicht auch bestimmen können, wer ins Himmelreich gehört? Sollte man nicht sagen düfen: im Reich des Göttlichen lebt, wer im Stande ist, sich mit den wesentlichen Faktoren des Himmelreichs in Uebereinstimmung zu setzen? Wenn demgemäß jemand dem im Himmelreich Gebotenen seinerseits Bedürfnisse entgegenbringt, wenn er versteht, das Dargereichte sich anzueignen, wenn die Arbeit der Umbildung der göttlichen Nahrungsstoffe in regem Gang bei ihm steht, wenn der Aufnahme von Baustoffeu eine Aus- und Abscheidung von unbrauchbarem Material zur Seite geht, so lebt ein solcher so sicher im Himmelreich, als die Palme im Pflanzenreich, alldieweil sie Wasser aufsaugt und Wasserdampf und Gase transpirirt. Gleichzeitig zeigt die Energie, mit der das alles sich vollzieht, die Energie des geistlichen Lebens überhaupt an. Die andern Thätigkeiten des Lebens: Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung, werden dabei zugleich wie auf höherer Stufe so auch in höherem Grade geübt. Nicht nur ist, wer ins Himmelreich gehört, für Anregungen von Seiten des Himmelreichs aufgeschlossen, wie es einst die Wurzel dieses Reiches war: „Er wecket mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger" (Jes. 50, 4); „meine Stunde ist noch nicht gekommen" (Joh. 2, 4); „meine Zeit ist noch nicht hier" (Joh. 7, 6); „muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?" (Luc. 2, 49); sondern er setzt auch wie eben derselbe die Anregungen in gleichgeartete Bewegung um: „was der Vater thut, das thut gleich auch der Sohn" (Joh. 5, 19); ich will solche Leute aus euch machen,

die in meinen Geboten wandeln" (Eph. 36, 27). Ja der Trieb, an der Zeugung und Geburt von Kindern des Himmelreichs, geboren wie der Thau aus der Morgenröthe, theilzunehmen, äußert sich in der Theilnahme an äußerer und innerer Missionsarbeit in einer der Energie des geistlichen Lebens proportionalen Stärke. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

In den wenigen Tagen, in welchen unsere Generalsynode versammelt war, ist mehr geschehen, als sich jetzt schon nach allen Richtungen völlig überblicken läßt. Von dieser Synode geht nun aus, die Umgestaltung unseres synodalen Verlagswesens (ob mit oder ohne synodale Druckerei läßt sich im Augenblick noch nicht sagen), der Beginn einer neuen Lehranstalt, eines Lehrerseminars, die besoldete Stellung des Ehrw. Synodalpräses, die Bildung zweier neuen Distrikte, anderer weniger bedeutungsvollen Dinge nicht zu gedenken. Gerade der Umstand, daß die Synode beinahe über die seiner Zeit drohende Seminarschuld hinweg ist, scheint sich als Sporn für neue Unternehmungen bewiesen zu haben. Die Synode wird für die nächsten drei Jahre und vielleicht noch länger vollauf Arbeit mit der Ausführung der Dinge haben, die zunächst nur in der Form von Beschlüssen ins Dasein getreten sind.

Die Missourisynode hat jährlich etwa 60 Candidaten aus ihren beiden Lehranstalten und man sollte meinen, daß sie damit nicht nur auskommen könnte, sondern sogar noch übrig haben müsse. Dem ist aber keineswegs so, sondern es werden immer noch mehr verlangt. Es wird in einem Aufruf des „Lutheraner", der zum Eintritt in die Lehranstalten der Synode auffordert, gesagt: „Ende Mai dieses Jahres waren, wie üblich, die Distriktspräsides unserer Synode in St. Louis versammelt, um für die bei ihnen eingelaufenen Berufe Predigtamtscandidaten zu erlangen. Hierbei trat die Thatsache zu Tage, daß 114 Candidaten begehrt wurden, während wir aus unseren beiden Anstalten zu St. Louis und Springfield nur 57 zur Verfügung hatten. Noch anders ausgedrückt heißt das: Es wurden gerade noch einmal so viele Candidaten begehrt als verfügbar waren, oder während von 114 Gemeinden und Gemeindebezirken um Prediger gebeten wurde, konnte nur 57 derselben die Bitte gewährt werden." Das ist deutlich und auch wir können es uns merken.

Als das Paradies der amerikanischen Prediger wird die New Yorker Trinity-Gemeinde bezeichnet. Der Hauptpastor, Dr. Morgan Dix, erhält $12,000 Gehalt, aber sein wirkliches Einkommen wird nur durch seine Bedürfnisse beschränkt. Er bekommt einfach Alles, was er wünscht. Von ihrer Gründung in 1697 bis auf den heutigen Tag ist die alte Dreieinigkeitsgemeinde stets in der Mode gewesen. Ihre Gründung war ein schwerer Schlag für die Prediger der alten holländischen reformirten Kirche, deren junge Glieder in Menge zur neuen Dreieinigkeits-Kirche übergingen, weil dort Alles „so englisch war." Dies wäre also der erste Fall von Anglomanie, den die amerikanische Geschichte kennt. Die kleine Farm, welche die junge Gemeinde von der Kolonialregierung zum Geschenk bekam, ist heute der reichste Theil der Stadt New York. Das Besitzthum der Dreieinigkeits-Kirche zwischen der Battery und der 14. Straße wird auf 140 Millionen Dollars geschätzt. Ihre riesigen Geschäftsgevierte und schmutzigen Miethshäuser, ihre düsteren Waarenräume und aristokratischen Wohnpaläste werfen ein Einkommen ab, das für die Bedürfnisse eines kleinen Königreichs genügen würde. Ihr Seelsorger wohnt frei in einem prachtvollen Hause, und seine Stellung ist ihm auf Lebenszeit gesichert. Er ist der Liebling der Geldmänner der Großstadt und der Abgott der modischen Frauen. Werthvolle Geschenke und häufige Erholungsreisen nach Europa machen sein Loos so lieblich, als man es nur denken mag. Da der größere und einflußreichste Theil

seiner Gemeinde im Sommer fortgeht, kann er, wenn es ihm gefällt, die alte Dreieinigkeits-Kirche zuschließen oder sein Geistesschwert einstweilen einem Gehülfen einhändigen. Von diesen Gehülfen erhält jeder $6000 das Jahr und viele Geschenke, so daß „Old Trinity" wirklich als das Paradies der Prediger bezeichnet werden kann. K.Bl.

Daß die Heirath eines Pastors auch seiner Gemeinde wichtig und interessant ist, ist ja nichts ungewöhnliches. Dagegen dürfte folgender Fall, den das „K.Bl.', berichtet, doch schon eher zu den Ausnahmen gehören: „In Omaha hat auf eine merkwürdige Veranlassung hin der Pastor G. H. Schnur von der zur Generalsynode gehörenden lutherischen St. Markus-Kirche sein Amt niedergelegt. Seine Gemeinde wollte ihm nämlich nicht gestatten, ein Weib nach seinem eigenen Geschmack zu wählen. Pastor Schnur's Herz hatte ein Mitglied seiner Gemeinde, ein achtbares Mädchen, zur Lebensgefährtin gewählt, während die Gemeinde ihm eine andere Frau zugedacht hatte. Die Verlobungsanzeige rief einen wahren Sturm in der Gemeinde hervor. Eine Gemeindeversammlung wurde einberufen und in derselben eine Resolution eingebracht, in welcher der Pastor getadelt wird, weil er in einer der wichtigsten Fragen seines Lebens die Wünsche seiner Gemeinde nicht genügend berücksichtigt habe, und daß in Folge dessen seine Resignation erwünscht sei. Diese Resignation fiel zwar bei der Abstimmung glänzend durch, aber Pastor Schnur fand es, in Anbetracht der herrschenden Stimmung für gerathen, freiwillig zu resigniren. Die Resignation wurde von der Gemeinde auf ausdrücklichen Wunsch des Geistlichen auch angenommen."

Ueber die Aussichten der römischen Kirche auf eine numerische Ueberzahl in den Vereinigten Staaten haben zwei Katholiken mit irischen Namen Berechnungen angestellt. Nach denselben beträgt die Zahl der Katholiken 12 Millionen, während von andern 8—10 Millionen angegeben werden (vgl. Th. Ztschr. 1887 Seite 223). Nun ist berechnet worden, daß wenn auch nur die Nachkommen der eingewanderten Katholiken in ihrer Kirche verblieben wären, die Zahl der Anhänger Roms sich auf etwa 22 Millionen belaufen müßte. Die Zahlen werden folgendermaßen vertheilt. Es sollten 15 Millionen Seelen irischer Abkunft römisch-katholisch sein. Statt dessen sind's sieben. Ebenso sollten die von Deutschland Eingewanderten sammt ihren Nachkommen etwa 5 Millionen Katholiken aufweisen. Statt dessen sind es höchstens drei. Ueber die aus Polen, Böhmen, Ungarn, Italien, Frankreich, Spanien u. s. w. Eingewanderten und ihre Nachkommen werden keine näheren Angaben gemacht, sondern dieselben zusammen auf 2 Millionen geschätzt. Es mag das nun alles richtig sein, aber nichtsdestoweniger ist es Thatsache, daß die politische Macht dieser 10 oder 12 Millionen stärker ist — als die von 20 Millionen Protestanten, weil sie eine compacte einheitlich organisirte und auch in politischen Fragen von ihren geistlichen Leitern abhängige Masse bilden, mit der man besser rechnen kann und auch genauer rechnen muß, als mit den unter sich zersplitterten Protestanten, deren kirchliche Zerfahrenheit auch auf politischem Gebiet ihre Wirkungen hat.

Ueber methodistische Mission wird folgendes berichtet. Die Gesammtzahl der Mitglieder aller Missionskonferenzen beträgt 63,295. Von diesen sind 37,013 „von protestantischen Kirchen im nördlichen und mittlern Europa gewonnen worden," 4531 in römisch-katholischen Ländern, 2946 in Bulgarien und 18,803 aus den heidnischen Völkern Asiens. Ein ganz gewiß eigenthümlicher Missionsbericht, der, wie es scheint, nur noch den einen Unterschied zwischen Methodisten und Nichtmethodisten anerkennen will.

Die Bestrebungen für Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche Preußens stehen zwar immer noch im Stadium der Synodalbeschlüsse und Wünsche und der Erörterung durch die Tagesliteratur, aber gerade hier hat sich gezeigt, daß man um einen Schritt weiter getrieben wird. Die Unhaltbarkeit des Gedankens, daß diese freie und selbständige Kirche zugleich Staatskirche sein könne, drängt sich den Verfechtern dieser Freiheit immer mehr auf. Etwas Neues ist der Gedanke allerdings nicht. Schon Bismark hat es den Vertretern des Antrags Hammerstein deutlich genug gesagt, daß ihre Bestrebungen, in die staatsrechtliche Stellung des Königs von Preußen eingreifen, daß

die Rechte, welche der König von Preußen als oberster Bischof ausübe, nicht an seine Person, sondern an seine Stellung im Staate gebunden seien, und das Königthum und der Summepiskopat des Königs nicht neben einander stehen, sondern in einander liegen, indem der Summepiskopat ein Theil der königlichen Befugnisse sei. Eine Umgestaltung der Dinge, welche den König in kirchlicher Beziehung nur an die Synode bindet, ist eben eine Aufhebung des Summepiskopates und Ersetzung desselben durch eine in der Person des Königs liegenden Union zwischen dem Staat und einer im Staate befindlichen Kirche, sowie z. B. der Präsident der Vereinigten Staaten möglicherweise auch zugleich oberstes Glied einer Kirchengemeinschaft sein könnte. So hartnäckig man dies früher bestritten hatte und behauptet wurde, man wolle den Summepiskopat des Königs nicht aufheben, sondern erst recht herstellen, dadurch, daß der König in kirchlicher Hinsicht einzig und allein als Oberhaupt der durch die Synode repräsentirten Kirche dastehe, so willig wird jetzt zugestanden daß das ein Ungedanke sei, der sich selbst aufhebt. Vielmehr sei der Summepiskopat in ein obrigkeitliches Patronat zu verwandeln. Nur in diesem Falle hätten die Selbständigkeitsbestrebungen der Kirche Aussicht, zu einem erreichbaren Ziele zu gelangen. Eine Selbständigkeit der Kirche könne ohne einen Bruch mit diesem (d. h. gegenwärtig in Preußen bestehenden) Synodalsystem nicht erlangt werden. Denn eine Staatskirche könne unter den Verhältnissen von heute keine wahrhafte Kirche sein. Unsere missourischen Nachbarn werden jedenfalls mit Genugthuung davon Notiz nehmen, daß man nun in einem leitenden kirchlichen Blatte dasselbe zugiebt, was sie längst vor tauben Ohren gepredigt haben. Freilich zur Bildung einer Freikirche will man sich natürlich nicht entschließen, der Staat soll das Patronat der Kirche haben, d. h. er darf dafür sorgen, daß es der Kirche nicht an Geld- und Machtmitteln fehle. Hat die evangelische Kirche Preußens dieses erreicht, dann steht sie der römischen Kirche, die ja auch ein derartiges Staatspatronat überall gern annimmt, ja es fordert, in einer Hinsicht gleich. In anderer Hinsicht dagegen steht sie weit hinter ihr zurück; denn auf diesem Punkte ist die römische Kirche vor tausend Jahren schon gewesen. Einholen kann man sie jedenfalls auf diesem Wege nicht mehr. Wie man sie erst aber überflügeln oder gar ihr energischen Widerstand leisten will, ist vollends unerklärlich. Es ist nur gut, daß die Lebenskraft der evangelischen Kirche nicht in ihrer Kirchenpolitik liegt, während Rom auch als Kirche nur noch von seiner Politik lebt.

Daß die Separation wieder eine Vereinigung aus sich erzeugt, kommt auch zuweilen vor und ist sogar in neuerer Zeit unter Lutheranern vorgekommen. Das Oberkirchencollegium in Breslau hat nach längern Unterhandlungen eine Vereinigung zu Stande gebracht mit den unter Superintendent Hoffmann in Homberg vereinigten Niederhessen, mit den unter Superintendent Bingmann in Höchst stehenden Oberhessen und den unter dem Pastor Wolf in Bleckmar synodal organisirten, separirten Hannoveranern, so daß sich vier verschiedene lutherische Freikirchen allerdings noch nicht zu einer vereinigen, aber doch ihre Angehörigen gegenseitig wenigstens gastweise zum heil. Abendmahle zulassen.

Eine anders geartete und begründete Union ist die, welche in der Missionshausgemeinde in Hermannsburg ins Leben getreten ist. Es bestehen nämlich in Hermannsburg drei kirchliche Parteien: die landeskirchlichen Lutheraner, die hannoverisch-freikirchlichen Lutheraner und die Harmsisch-freikirchlichen Lutheraner. Das Missionshaus gehört aber keiner der drei Parteien und kann und will auch die materielle Unterstützung keiner dieser drei Parteien verlieren. Allen dreien angehören kann das Missionshaus nicht, denn sie verwerfen einander. Nun hat man die Sache umgekehrt. Man hat eine Missionshausgemeinde gegründet, zu welcher alle Insassen des Missionshauses gehören, gleichviel von welcher Partei sie sonst sind. Allerdings legt sich damit auch die Frage nahe: Wenn die drei Parteien innerhalb des Missionshauses sich zu einer Gemeinde vereinigen können, warum müssen sie außerhalb desselben sich in drei Gemeinden spalten?

Die böhmischen Altkatholiken, welche sich noch nie des Wohlwollens der österreichischen Regierung zu erfreuen hatten, werden von derselben nun offen bedrückt und

verfolgt. Nachdem das wiederholte Ansuchen der Altkatholiken im Isergebirge um die Bewilligung ihrer Konstituirung als selbständige Kirchengemeinde vom Kultusministerium abermals wegen angeblich nicht genügenden Nachweises der zur Bestreitung der Kultusauslagen erforderlichen Mittel abgewiesen worden ist, obwohl die Altkatholiken im Isergebirge bereits 1200 Seelen zählen und an regelmäßigen Jahresbeiträgen eine sichere Jahreseinnahme von mehr als 2000 Fl. nachgewiesen haben, hat der altkatholische Gemeindevorstand gegen diese ablehnende Entscheidung des Kultusministers den Rekurs an den Verwaltungs-Gerichtshof ergriffen. Dieser hat aber den Rekurs unterm 29. April d. J. mit der Begründung abgewiesen, daß er in dieser Frage nicht zuständig sei, weil die Entscheidung darüber, ob die von den Anhängern einer Religionsgesellschaft nachgewiesenen Mittel zur Errichtung einer selbständigen Kultusgemeinde hinreichend seien, ausschließlich in die Kompetenz des Kultusministeriums falle, was formell richtig ist. Das Kultusministerium hat sich aber mit seinem abweisenden Bescheid nicht begnügt, sondern nach der Entscheidung des Verwaltungs-Gerichtshofes auch noch das altkatholische Pfarramt in Warnsdorf angewiesen, den seit 1. Oktober v. J. zu Dessendorf im Isergebirge stationirten Hülfsprediger Anton Absenger sofort zurückzuberufen, da demselben der fernere ständige Aufenthalt im Isergebirge nicht gestattet sei, sondern er nur in Vertretung des Pfarrers und mit besonderer Vollmacht desselben zu den jeweiligen Pfarrfunktionen in das Isergebirge kommen dürfe. Als aber das Pfarramt in Warnsdorf dagegen vorstellig wurde, weil bei den zahlreichen pfarramtlichen Verrichtungen im Isergebirge, sowie wegen des regelmäßigen Religionsunterrichts die Stationirung eines Hülfsgeistlichen daselbst nothwendig sei, wurde auf Veranlassung des Kultusministers die Gensdarmerie angewiesen, den altkatholischen Hülfsgeistlichen Absenger im Isergebirge auszuforschen und, falls er nicht mit einer besondern Vollmacht des Pfarrers von Warnsdorf zur Vornahme einer nothwendigen Amtshandlung versehen sei, denselben sofort nach Warnsdorf „abzuschieben."

Dieser Vorgang ist jedenfalls stark und grenzt bereits an offene Gegnerschaft, wenngleich sich dagegen formell nichts einwenden läßt, weil zur Errichtung einer pfarramtlichen Expositur und Einsetzung eines Lokalkaplans irgend einer Konfession die staatliche Genehmigung erforderlich ist und das grundsätzliche Freizügigkeitsrecht hier aus dem Grunde nicht angerufen werden kann, als es sich nicht um eine Privatperson, sondern um eine von der Regierung nicht zugelassene geistliche Amtsperson handelt. Die Sache wird nunmehr im Herbst im Abgeordnetenhause zur Sprache kommen, wo es überhaupt wegen der seit März d. J. aufgekommenen ultramontanen Politik zu ernsten Erörterungen kommen dürfte.

Wenn die Kurie Frankreich immer noch als ein römisch-katholisches Land ansieht, so hat sie in kirchenpolitischer Beziehung nicht so unrecht, denn die liberalen und ungläubigen Katholiken Frankreichs sind eben immer noch keine Protestanten; sie mögen der römischen Kirche beschwerlich, ja hinderlich sein, aber sie bilden immer noch keine besondere von Rom getrennte Religionsgemeinschaft, die durch ihr Wachsthum der römischen Kirche Widerstand leisten könnte. Da außerdem für den Laien nur ein passives Eingefügtsein in einige rituelle Formen nöthig ist, um ein offizieller Katholik zu sein, und die Größe und Anzahl dieser Formen von Rom den Verhältnissen so meisterlich angepaßt wird, daß keiner zu sehr beengt wird, wenn er nur seine Zunge im Zaum und seine Gedanken in Beschränkung halten kann, so gibt die Kurie die Hoffnung noch lange nicht auf, daß das heutige Frankreich zu irgend einer Zeit wieder gut römisch werden kann, wenn die politischen Verhältnisse es angezeigt erscheinen lassen. Die Protestanten braucht man in dieser Rechnung nicht weiter zu beachten, denn einen politischen Faktor bilden sie in der Bevölkerung Frankreichs nicht. Ja man streitet sich sogar, ob sie in den letzten hundert Jahren überhaupt zu- oder abgenommen haben. Es werden da sehr bemerkenswerthe, aber auch sehr unvereinbare Ziffern aufgestellt. Im Jahre 1680 sollen 1,900,000 Protestanten in Frankreich gewesen sein. Nach dem Widerruf des Edikts von Nantes sollen etwa 400,000 ausgewandert, 400,000 katholisch geworden und

1,100,000 zurückgeblieben sein. In der Volkszählung von 1801 werden 600,000 Protestanten angegeben. Die offizielle Volkszählung von 1872 schreibt den Nachkommen der alten Hugenotten etwa 501,000 Seelen zu, wozu noch etwa 80,000 Lutheraner kommen, die meist als Einwanderer bezeichnet werden. Nach diesen Ziffern wäre es in Frankreich mit dem Protestantismus in den letzten 100 Jahren ganz entschieden rückwärts gegangen, und zwar um ungefähr 100,000 Seelen. Dagegen werden auch andere Zahlen ins Feld geführt, welche das Gegentheil beweisen. Es wird von einem Pariser Rechtsgelehrten darauf aufmerksam gemacht, daß in einer im Jahre 1803 an das Kultusministerium gerichteten Adresse die Häupter der Protestanten die Zahl derselben auf nur 488,000 angaben, und daß in einem Bericht von Portalis an den ersten Consul aus dem Jahre 1803 die Zahl auf 454,999 erniedrigt sei. Ebenso sollen in den Aufzeichnungen von Rabaut Dupuis, dem jüngsten Sohne von Paul Rabaut (Prediger der Wüste genannt), die Zahl der Protestanten im Jahre 1802 auf 428,056 angegeben sein. Nach diesen Angaben würde also die Zahl der Protestanten sich um etwa 100,000 vermehrt haben; mindestens aber werden die Zahlen, nach welchen sie sich vermindert haben sollen, sehr zweifelhaft.

Wichtiger und mehr entscheidend dagegen sind andere Angaben. Es gibt unter den französischen Protestanten 532 Gemeinden, 699 Filialen, 929 Kirchen und Kapellen, 256 andere gottesdienstliche Orte, 638 Pfarrstellen, von denen 428, also beinahe zwei Drittel erst zwischen 1806 und 1880 geschaffen wurden.

Bedenkt man nun, daß seit Aufhebung des Edikts von Nantes unter allen klerikalen Regierungen, die Frankreich hatte, stets darauf hingearbeitet wurde, in erster Linie die protestantischen Gemeinden zu zerstören, oder als man das nicht mehr konnte, die Bildung neuer Gemeinden unmöglich zu machen, oder wenigstens nach Kräften zu erschweren, so ist die Bedeutung der Zunahme der Zahl der Gemeinden klar genug. Ohne ihre Sammlung in Gemeinden verschwinden die in der Diaspora lebenden einzelnen Protestanten mit ihrem Tode, die einzelnen Familien gehen sehr oft schon in der zweiten, fast sicher aber in der dritten Generation wieder zum Katholizismus über, während ihre Sammlung zu Gemeinden sie der evangelischen Kirche erhält.

Dazu kommt noch, daß in neuerer Zeit mehr gethan wird, um die zerstreuten Protestanten aufzusuchen, sie womöglich regelmäßig zu besuchen und zu gemeinsamen sonntäglichen Gottesdiensten zu vereinigen, als in den Zeiten des Kaiserreichs gethan werden konnte, da die Regierung Napoleons eben niemals „vergaß, daß der Katholizismus die Religion der Mehrheit“ war und die Güte ihres Gedächtnisses durch Erschwerungen, die sie dem Protestantismus bereitete, zu beweisen suchte.

Außerdem scheint — und das ist ein Punkt, über den die Statistiker nicht viel Auskunft geben können — das religiöse Leben in den protestantischen Kirchen Frankreichs im Steigen zu sein. Wenn aber das der Fall ist, werden auch die Früchte davon nicht ausbleiben.

In Belgien befindet sich der Protestantismus ebenso in der Minderheit, wie in Frankreich. Dagegen zeigt sich in demselben ein regeres Leben, namentlich in den protestantischen Gemeinden der Bergwerksdistrikte, deren Glieder zum großen Theil frühere Katholiken sind. Obwohl diese Leute arm, sehr arm sind, so machen sie doch große Anstrengungen für ihren eigenen Bestand als Gemeinden zu sorgen und die evangelische Wahrheit auszubreiten. Im Laufe des letzten Jahres wurden 500 neue Mitglieder in die Kirchenlisten eingetragen, größtentheils die Frucht der Bemühungen dieser armen Bergwerksarbeiter, die bei Nachbarn und Mitarbeitern Missionsdienste mit Wort und Werk thun. Die Bibelcolporteure werden in Folge davon an vielen Orten gerne aufgenommen, da eben die Leute vorher schon viel Gutes über die „protestantischen Bücher“ gehört haben. In dem Dorfe Gaifre, nahe bei Lüttich, hat sich eine evangelische Gemeinde gebildet (vergl. Märzheft, Seite 95.) Die römisch-katholische Kirche dort steht leer, das Haus des Priesters ebenso; dagegen ist eine kleine, rasch erbaute evangelische Kirche an jedem Sonntage überfüllt. Auch sonst schreitet die Missionsarbeit, die aller-

dings vielfach mit Mangel an materiellen Mitteln zu kämpfen hat, in gesegneter Weise fort. — Nachdem die ultramontane Regierung Belgiens bis jetzt nichts gethan hat, um die Versprechungen zu rechtfertigen, welche die römische Kirche in Bezug auf sociale Fragen und Klagen macht, hat doch endlich einmal der neue Eisenbahnminister versucht, den Angestellten an den Eisenbahnen, Post und Telegraphen etwas Sonntagsruhe zu verschaffen. Vorher war auf den Bahnhöfen, den Bureaus, sowie in den Werkstätten die Sonntagsarbeit das Gewöhnliche. Doch jetzt sind etwa 200 Güterzüge am Sonntag weggefallen, 8000 Arbeiter der Centralwerkstätten haben jetzt den Sonntag frei. Ebenso feiern die Reparaturwerkstätten am Sonntag, wenn auch nicht gänzlich, da die Arbeiten auf das Maß dessen beschränkt worden sind, was für die Sicherheit des Betriebs unerläßlich ist. In den großen Städten sind die Frachtämter wenigstens Sonntags Vormittags geschlossen. Außerdem ist die Bestimmung erlassen worden, daß die Unternehmer neuer Eisenbahnen in Belgien verpflichtet sind, die Sonntagsruhe ihrer Arbeiter zu garantiren. Freilich hat man mit diesen Reformen spät angefangen. Die ultramontane Regierung kann leicht in kurzer Zeit von einer liberalen abgelöst werden und wenn diese Dinge sich noch nicht eingelebt haben, so mögen sie schnell wieder verschwinden. Wer weiß, ob überhaupt etwas geschehen wäre, wenn sich die ultramontane Regierung noch völlig sicher gefühlt hätte?

Die Bedrückungen der Lutheraner in den Ostseeprovinzen sind noch lange nicht zu Ende, sie werden vielmehr immer härter. So wurden durch einen Erlaß vom 21. Juni 1889 alle Missionsfeste der lutherischen Gemeinden verboten, sowie alle Sammlungen zu Missionszwecken untersagt, da eine Missionsthätigkeit der lutherischen Geistlichkeit, in welcher Form sich dieselbe auch äußern möge, in Rußland nicht zugelassen werden könne. Dieser Erlaß wird in der Ueberschrift als: „Seiner kaiserlichen Majestät des Selbstherrschers aller Reußen Befehl“ bezeichnet.

Nicht minder deutlich spricht eine nur wenige Zeilen lange Mittheilung der Revaler Zeitung. Dieselbe lautet: „Nachdem den Vertretern der evangelisch-lutherischen Gemeinden der Stadt Reval, welche bisher die Centralkasse der kirchlichen Armenpflege verwaltet haben, am gestrigen Tage durch höhere Gewalt die Fortsetzung ihrer Thätigkeit verboten, und der Bestand der Kasse im Betrag von 837 Rbl. 77 Kop., sowie alle dazu gehörigen Bücher und sonstigen Gegenstände genommen worden ist, hat somit die Vereinigung gegen Verarmung und Bettelei, sowie die Armenstube aufgehört zu existiren. Reval, den 21. April 1889. Superintendent Haller.“

Wenn der Papst es angezeigt findet, so kann Amerika noch zu einem allgemein anerkannten Schutzheiligen kommen. Wenigstens hat eine von 800 Unterschriften bedeckte Adresse den Papst ersucht, Columbus zur Feier der 500jährigen Entdeckung Amerikas (12. Oct. 1892) zu kanonisiren.

Da der Papst neuerdings wieder mit seiner Abreise aus Italien gedroht hat, so hat man Spanien als einen passenden Aufenthalt für denselben angesehen, und der Stadtrath von Sevilla hat denn auch den Beschluß gefaßt, den Papst zu bitten, er möge, falls die Ereignisse ihn veranlassen sollten, Rom zu verlassen, doch ja seinen Aufenthalt in Sevilla nehmen. Ebenso sollte die Königin ersucht werden, dem Papste die königlichen Paläste Sevillas zur Verfügung zu stellen. Der Papst hat nun dem Stadtrath von Sevilla den apostolischen Segen gespendet, während die Königin ihm für seine Eigenmächtigkeit einen Verweis ertheilte.

Die drei neuen französischen Kardinäle, nämlich die Erzbischöfe Richard von Paris, Foulon von Lyon und Guilbert von Bordeaux, haben am 11. Juni das Barett erhalten. Der Präsident der französischen Republik wohnte der kirchlichen Feier bei. Die Kosten für die Kardinalshüte werden indeß nicht mehr vom Staate getragen, sondern fließen entweder aus den Privatmitteln der neuen Würdenträger oder aus den Kassen ihrer Bisthümer. Diese Kosten sind nicht gering. Kardinal Lavigerie war der letzte, dessen Hut der französische Staat bezahlt hat. Bis der Hut auf dem Kopfe sitzt, für den der Papst ihn bestimmt hat, ist das Verfahren ein sehr umständliches. Nachdem die Ernen-

nung in einem Konsistorium verkündet ist, schickt der Papst den Ernannten seine „Missi dominici," um jedem eine „Calotte," das bekannte rothe Käppchen, zu überreichen und sich dem neuen Kirchenfürsten als päpstlicher Gesandter (ablegatus) vorzustellen. Es sind gewöhnlich Nobelgarden und Personen des päpstlichen Hofadels; diesmal waren Fürst Leopold Ruspoli, Marquis Forti und Graf Pietromarchi dazu ausersehen. Nach der Ueberreichung des Käppchens und der Aufsetzung des Baretts müssen die neuen Kardinäle persönlich nach Rom gehen und sich dort die letzte und wichtigste Kopfbedeckung, den Hut, holen, der ihnen in einem weiteren Konsistorium verliehen wird. Die Rechnung für diese verschiedenen Formalitäten stellt sich wie folgt: dem Nobelgarden, der das Käppchen überbracht hat, für seine Mission 5000 Frs.; demselben ein Geschenk, für ein Tintenfaß, für Cigarren u. dgl. nicht weniger als 1000 Frs.; dem Ablegaten, welcher das Barrett gebracht hat, 10,000 Frs.; das obligate Geschenk für das Brustkreuz, die Schuhe 2c. mindestens 1000 Frs.; da der Ablegat regelmäßig von einem Sekretär begleitet ist (da er doch unmöglich das schwere Barett allein tragen kann), so ist es billig, diesem Sekretär eine Gratifikation aufzunöthigen, im Betrage von wenigstens 1500 Frs.; die Ausfertigung und Eintragung der entsprechenden Bullen kostet mit allen Sporteln die Summe von 22,000 Frs.; die Reise des neuen Kardinals nach Rom, wo er genöthigt ist, den neuen Hut zu „begießen," d. h. den Kardinälen, Bischöfen und sonstigen Monsignori Diners und Soireen und den zahlreichen päpstlichen Bedienten Trinkgelder zu geben, kostet ganz gering gerechnet 12,000 Frs.; zusammen also: 52,500 Frs.!

Zur römischen Frömmigkeit gehört manches, wovon man sich kaum etwas träumen läßt. Noch heute wird in Frankreich die Hubertusmesse in der Schloßkapelle zu Chantilly gelesen. Vor drei Jahren noch feierte sie dort der Herzog von Aumale, und wer sie jetzt mitfeiern will, mag sich an einen der zahlreichen Parforcejagdbesitzer Frankreichs wenden, denn alle, die katholischen Glaubens sind, folgen dem alten Brauch. — So wird bei allen der Hubertustag, der die Zeit der Reitjagd eröffnet, nach alter Weise gefeiert. Morgens um 8 Uhr findet die Messe in der Schloßkapelle statt. Der geweihte Raum ist dann mit Hirschgeweihen und Stechpalmzweigen geschmückt. Die Meute von 60—70 Stück, in Chantilly unter dem Herzog von Aumale sogar von 120 prächtigen, schwarz-weiß-gelbgefleckten Rüden, wird koppelweise herbeigeführt und im Halbkreise vor den Stufen des Altars aufgestellt. Die Piqueurs blasen, wenn der Pfarrer die Stufen zum Altar hinaufsteigt, das Sankt Hubertus-Signal vierstimmig auf ihren Jagdhörnern. Die Schloßherrin kniet zur Linken auf der Familienbank, neben ihr der Schloßherr. Hinter ihnen und hinter der Meute scharen sich die Gäste. Zum Schluß der Feier spricht der Pfarrer über die Rüden den Segen.

Am 21. Juli starb in Rostock Dr. theol. Michael Baumgarten, mit dessen Persönlichkeit ein Stück mecklenburgischer Kirchengeschichte eng verbunden ist. Geb. am 25. März 1812 zu Haseldorf in Holstein, studirte er seit 1832 in Kiel, wo er auch als Privatdocent 1839 seine akademische Laufbahn begann. 1850 wurde er nach Rostock berufen. Obwohl er im Ganzen gut orthodox war, so vertrug sich seine Richtung doch nicht mit der Kliefoths, und so wurde er denn zunächst aus der Examenskommission entfernt und später seines Amtes entsetzt. Es war das allerdings nur unter Mißachtung aller rechtlichen Formen möglich, wogegen auch von Männern streng lutherischer Richtung Verwahrung eingelegt wurde. Das von Krabbe verfaßte Konsistorialgutachten, auf das hin die Absetzung erfolgte, wurde selbst von Männern wie Hofmann, Scheurl und Delitsch entschieden mißbilligt, demselben Unrecht und Unwahrheit vorgeworfen, aber einen Mann wie Kliefoth konnte das ebensowenig anfechten wie die Gutachten der Greifswalder und Göttinger Fakultät, die ebenfalls das Verfahren gegen Baumgarten entschieden mißbilligten. Später schloß er sich (1865) dem Protestantenverein als einziger Vertreter der orthodox-gläubigen Richtung an, trat aber 1877 wieder aus demselben aus, da er natürlich dort niemals heimisch werden konnte.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. October 1889. Nro. 10.

Briefe über das Predigen.

(Von P. J. B. Jud.)

VII.

Lieber Freund! Vielleicht habe ich in meinem letzten Schreiben, das ja hauptsächlich die Arten der Predigt behandelte, ein wenig vorgegriffen, da ich bereits von dem Thema sprach. Es ließ sich aber nicht leicht vermeiden. Ich gehe heute darum ein wenig rückwärts und rede zuerst von der Textwahl. Damit bin ich aber wieder zu einem kitzlichen Punkte gekommen. Denn eine große Menge von Stimmen und darunter sehr gewichtige erklären sich wenigstens für die Sonntagspredigt gegen jede Textwahl. Ich hörte in Pastoralkonferenzen die Perikopen als die Flagge, als das Panier, ja als das Bekenntniß der evangelischen Kirche preisen und in gewissen Kreisen läßt es sich kaum vermeiden, in den Geruch der Ketzerei zu kommen, wenn man die Perikopen nicht fast als d a s Evangelium preist. Dessenungeachtet will ich nach dem Grundsatze handeln: „Prüfet alles" und das andere nicht vergessen: „das Beste behaltet." Warum sollen wir jahrein, jahraus über die Perikopen predigen? Ein Gebot in der Bibel, einen Vorgang der Apostel haben wir nicht. Ich hörte auch noch nie, daß irgend ein Vertheidiger der Perikopen diesen Beweis nur versucht hätte anzutreten. Dagegen wird eine besondere Kirchlichkeit öfter darin gesucht. Nun habe ich aber auch noch nirgends gefunden, daß sich die Gesammtkirche etwa in einem ökumenischen Concil für die Perikopen erklärt hätte. Partikularkirchen haben ja den Perikopenzwang eingeführt und mögen ihre Gründe dafür gehabt haben. Das aber, was irgend eine Partikularkirche für ihren Kreis gut findet, kann für uns doch kein Gesetz sein. Haben die Reformatoren doch erklärt, auch die Concilien hätten irren und fehlen können, und wie es uns scheint mit vollem Recht. Darum ist die Prüfung der Perikopen wohl erlaubt. Die erste Frage ist: Wie sind sie entstanden? Und die Antwort: Wahrscheinlich zufällig. In der ersten christlichen Kirche gab es eine Gemeindepredigt in unserem Sinn jedenfalls nicht. Die Gemeinde kam zusammen und erbaute sich gegenseitig mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, daneben machten sich die einzelnen Gemeindegaben, Zungenreden, Weissagungen und Auslagen geltend. Allmählich wurde sonntäglich auch aus den von den Apostel gesandten und wieder und wieder abgeschriebenen Briefen gelesen und

bald fanden sich regelmäßige Lektionen aus dem alten Testamente ein, die nach der Sammlung des Kanon mit neutestamentlichen verbunden und nach und nach auch ersetzt wurden. Es wurde auch Sitte, daß freie Vorträge gehalten wurden von den Presbytern. Aber wie Vorleser und Redner verschieden waren, so war auch die Rede von der Lektion unabhängig. Doch ergab es sich ganz von selbst, daß der Presbyter öfter über die Lektion das Wort ergriff und redete. Im Abendlande gab es verschiedene Lektionarien, so das capuanische, das mailändisch gallische und mozarabische, die aber sämmtlich untergegangen sind, um dem römischen Platz zu machen, dessen Entstehung und Ausbildung in die Zeit der Karolinger fällt, aber erst im Laufe des Mittelalters unter mancherlei Veränderung zur Herrschaft kam, ohne übrigens alles abweichende zu verdrängen. Erst das Tridentiner Concil war es, welches päpstliche Missale als das allgemein gültige und seither unveränderliche feststellte. Aber auch in diesem Falle mußte man noch Ausnahmen gestatten, indem denjenigen Kirchen und Stiftern, welche den Beweis führen konnten, daß sie über 200 Jahre lang im Besitz eines andern Missale gewesen waren, der Fortgebrauch desselben gewährt wurde.

Die Behandlung ganzer Bücher der hl. Schrift, welche im Reformationszeitalter sowohl in Sachsen wie in der Schweiz aufgekommen war, ist wieder durch die Rückkehr zu den allerdings nicht unveränderten Perikopen verdrängt worden. Wir sind also weder durch die Bibel noch durch die Kirche genöthigt, nur über die Perikopen zu reden. Unsere Parole lautet einfach: „Machet zu Jüngern" und: „Lehret sie halten alles was ich euch befohlen habe." Wie wir diese beiden Befehle erfüllen, das heißt, welchen Weg wir einschlagen, um zu diesem Ziele zu gelangen, hat der Herr uns freigelassen und die Apostel haben sich auch nicht befugt gesehen, darin uns ein Joch aufzulegen. Aber fassen nicht die Perikopen eben dieses „Alles" so recht in sich zusammen? Zunächst die Gegenfrage: „Wo steht es denn geschrieben, daß man in einem Kirchenjahre durch das alles hindurch kommen müsse und wo ist der Beweis, daß man es könne? Die Apostel haben alles gelehrt ohne Kirchenjahr und Perikopen, nicht in einem Jahre aber durch ihr Leben hindurch, wo und wie es die Bedürfnisse erheischten, nicht ein einzelner aber alle zusammen. Wir haben nichts gegen das Kirchenjahr einzuwenden. Es ist aus den Bedürfnissen der Gemeinde Jesu Christi hervorgegangen, die großen Heilsthatsachen Gottes sich immer wieder vorführen zu lassen und ihrer feiernd zu gedenken. Obwohl eine menschliche Einrichtung, so ist sie doch schön. Allein entsprechen die Perikopen dem Kirchenjahre? Und müssen es gerade diese sein um das Kirchenjahr zu feiern? Die Festperikopen sind ja so ziemlich alle passend gewählt. Obwohl auch da sich ebenso passende Texte wählen lassen, wie die Erfahrung lehrt. Aber wie steht es z. B. mit den Passionsperikopen? Wir treten in die Leidenszeit Jesu ein. Aber mit Ausnahme des Evangeliums am Sonntag Quinquagesimä spricht keines von den Leiden des Herrn. Wenn man nicht anderswoher die Leiden des Herrn kennen lernt, so gewiß aus den Passionsperikopen nicht. Es ist nicht das Leiden des Herrn, nicht die Passionszeit,

sondern die Fastenzeit, die in diesen Evangelien gefeiert wird. Noch viel stärker tritt dies in den Episteln hervor. Daß man die Evangelien auf das Leiden des Herrn drehen kann, ist mir wohl bekannt. Man kann bei der Versuchung, bei der Heilung des Taubstummen, bei dem kananäischen Weiblein zeigen, wie der Herr durch sein Leiden den Teufel überwunden und uns von ihm erlöst habe, man kann aber bei der Speisung der 4000 reden, wie uns der Herr wieder Seelenspeise verschafft u. s. w. Aber es steht nicht im Text. Der Zuhörer lernt unsern Scharfsinn bewundern, wie wir das „drehen" können, aber er erhält nicht den Eindruck, daß wir die Bibelgedanken herauslegen, daß Gottes Wort es ist, was wir ihm bringen. Gewiß können wir darum Gottes Wort predigen. Wir können das auch ohne Text. Aber lesen wir einmal einen Text, so hat der Zuhörer das Recht, zu erwarten, daß wir ihm die Gedanken dieses Textes herauslegen.

Ebensowenig aber als die Perikopen einer evangelischen Auffassung des Kirchenjahres entsprechen, entsprechen sie einer zusammenhängenden Auslegung der Heilslehre. Sehen wir z. B. nach den Episteln der festlosen Hälfte des Kirchenjahres. Da wird uns folgendes klar: Man suchte durch diese Lektionen den Aposteln gerecht zu werden und las darum ihre Briefe oder vielmehr Stücke daraus der Reihe nach durch in der Anordnung, wie sie sich in alten Handschriften findet, nämlich: Johannes, Petri, Römer, Corinther, Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Thessalonicher. Diese Reihenfolge ist nur durch die Quatember-Episteln unterbrochen, die in der katholischen Kirche Fasttage waren. Welcher Grundsatz bei der Auswahl der Abschnitte aus diesen Episteln geherrscht hat, ist mir unbekannt. Aber es zeigt sich sehr oft ein starker Hang zum moralisiren. Der Raum ist zu eng, um mich eines weiteren darüber zu verbreiten. Ich wollte dir nur einige Gründe angeben, warum ich mich nicht für alle Zeiten in der Sonntagspredigt binden will an die herkömmlichen Perikopen. Wohlverstanden ich meine nicht, daß man gar nicht darüber predigen soll. Diese Abschnitte sind auch Gottes Wort, aber man soll sich kein eisernes Gesetz machen lassen, nur darüber zu predigen.

Das nächste Mal mehr.

Herzl. Gruß Dein Philemon.

VIII.

Lieber Freund! Nach meinem letzten Briefe hast du gesehen, daß ich mich in der Wahl meiner Texte nicht durch eine hergebrachte Textsammlung binden lassen will. Das, was den Gesandten Jesu Christi in seinen Reden bindet, ist: „Machet zu Jüngern und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe", nicht die Perikopen. Da kann offenbar nur der Zustand der Gemeinde die Textwahl und die Predigt regieren. Diesen Zustand zu erfahren, zu wissen, zu verstehen ist meine erste Aufgabe wenn ich in eine neue Gemeinde eintrete. Man kann darin zu wenig und zu viel voraussetzen. Zu wenig setzt man voraus, wenn man jede Gemeinde als einen Haufen Unbekehrter ansieht, die man zuerst durch die Schrecken der Hölle aufwecken müsse und könne und

dann gehe es durch die Gnadenverkündigung hindurch zur Heiligung d. h. auf die Arbeit anderer Knechte Gottes herabsehen, die vorlaufende und wirkende Gnade Gottes und das Wirken des hl. Geistes verkennen. Zuviel wird vorausgesetzt, wenn man die Gemeinde, weil sie Versammlung Getaufter ist, schon a priori als eine Gemeinde von fertigen Jüngern ansieht. Beides führt zu Luftstreichen. Hier gibt es keine allgemeine Schablone, nach der man handeln könnte. Wie man den Zustand der Gemeinde kennen lernt, gehört eben nicht hieher, sondern in das Gebiet der Pastoraltheologie. Soviel ist sicher, daß wenn einer neu in eine Gemeinde kommt, so weiß er meist nicht viel über den Zustand einer Gemeinde und darum läßt sich weder Textwahl noch Predigt wohl auf diese Kenntniß basiren. Als man den Oberlin einmal fragte, warum er so lange in dem öden Steinthale wohne, sagte er: Es nahm mich zehn Jahre ehe ich meine Gemeinde kennen lernte und ich denke, es wird mich noch einmal zehn Jahre nehmen ehe ich so auf sie gewirkt habe, wie ich soll. Nun sollen wir aber doch im Anfange schon in der Gemeinde wirken und ihr predigen. Da ists dann allerdings geboten, sich an das Allgemeine zu halten. Und für das erste Jahr mag es da ganz gut sein, über die Perikopen zu predigen. Beobachtet einer in dieser Zeit während des Predigens, nachher bei Hausbesuchen, in den Gesprächen mit den Gemeindegliedern, bei Krankenbesuchen die Wirkung der Predigt, so wird er ein klares Bild von dem Zustande der Gemeinde erhalten und seine Textwahl darnach einrichten können. Aus meiner eigenen Erfahrung einige Beispiele. Ich war in einer Gemeinde, in welcher mir zwei Dinge allmählich schwer aufs Herz fielen. Das eine war, daß die Gemeinde für das Reich Gottes doch auch so gar nichts übrig hatte, und das andere, daß die jungen Leute die Kirche, vor allem aber das Abendmahl merkwürdig vernachläßigten. Ich sprach darüber mit einem alten Manne in der Gemeinde und beklagte mich darüber. Er sagte mir: Ihr seid schuld daran. Ihr sagt die Collekte an und sprecht dann einen Bibelspruch dazu und damit Basta. Aber ihr predigt nicht über die Christenpflicht der Wohlthätigkeit. Ihr thut, als ob Texte wie das Wittwenscherflein und Ananias und Sapphira gar nicht in der Bibel wären. Ihr sagt den Leuten ja nicht, daß sie Gott anlügen, wenn sie am Erntefest nur einen Cent in den Gotteskasten legen. So macht ihr es mit dem Abendmahl. So oft ihr das Abendmahl ankündigt, thut ihr als ob es die größte Seelengefahr wäre, zum Abendmahl zu gehen. Von dem Gericht, was man sich essen und trinken könne, sprecht ihr immer, aber von dem Segen des Abendmahles nie und noch weniger von der Pflicht des Christen, es zu genießen. Ihr sprecht überhaupt nie über das Abendmahl als in der Vorbereitung und da habt ihr die Leute nicht, die ihr gern hättet. Es hatte mich damals geärgert, mir von einem Gemeindeglied und dazu von einem Gastwirthe, so die Leviten lesen zu lassen. Aber ich dachte darüber nach und kam zu der Einsicht, er hat recht; predigte über das Wittwenscherflein und über Nothwendigkeit und Segen des Abendmahlgenusses und beides nicht umsonst. In einer anderen Gemeinde hörte ich oft Klagen, und zwar nicht ohne Grund, über die Weltfälligkeit der

Jugend. Ich wurde aufgefordert, der Jugend mehr zu predigen. Ich dachte über den Grund dieser Erscheinung nach und kam zu dem Schlusse, der rechte Grund dieser Weltfälligkeit sind die Eltern selbst. Wenn die Gemeindeschule anfing so kamen ein paar, und erst wenn der letzte Welschkornkolben zu Haus war, kamen die andern. Mit dem Unterrichte gings nicht besser. Da nahm ich den Text, „was der Mensch säet, das wird er ernten". Und zeigte den Eltern die Ernte ihrer Erziehung. Dann aber predigte ich auch über den Text: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf." Beides nicht ohne Nutzen. Ich könnte Dir solche Beispiele aus meiner und anderer Erfahrung hunderte erzählen, könnte Dir zeigen, wie zuweilen ein Geist des Unglaubens, von einigen Männern nur vielleicht herrührend, vielleicht aber auch ein Geist eines schiefgewickelten Pietismus oder Methodismus das Jüngerwerden hindert. Aber das nützte wenig. Denn nicht meine und anderer Feinde Hindernisse hat deine Predigt zu überwinden, sondern deine. Ich glaube Du verstehst mich, daß ich mit allem sagen will: Wähle dir deine Texte, daß sie die von dir unter Gebet und anstrengender Beobachtung erkannten Zustände treffe.

Nur zwei Dinge will ich noch bemerken. Man hört öfter bei den Vertheidigern der Perikopen hervorheben, die Leute werden nicht so verletzt, wenn eine scharfe Wahrheit aus dem Sonntagsevangelium sie treffe, als wenn man seine eigenen Texte wähle. Das erinnert an das Sprichwort: Wasch mir den Pelz aber mach mich nicht naß. Man denkt, das Wort Gottes thue es dann allein und man habe weniger die Verantwortung davon zu tragen. Das ist eine Feigheit. Der Prediger soll seine Haut zu Markte tragen, auch wenn sie ihm durchgewalkt wird. Dann ist es aber auch eine Täuschung. Solche verdeckten Wahrheiten wirken entweder gar nicht, es wird nicht verstanden, oder sie erregen erst recht den Aerger. Man erblickt darin Seitenhiebe. Streiche sind gut und sollen geführt werden, aber man führe sie offen. Man lasse es die Gemeinde fühlen, daß man sich als Gesandten Gottes, als Minister hält, der das Recht hat, Hindernisse für das Jüngerwerden anzugreifen, und den Muth, es zu thun. Das andere ist das, man suche wirklich Zustände der Gemeinde zu treffen. Was nur einzelne angeht, werde auch nur einzelnen gesagt. Vor allem aber töne nie eine persönliche Verletztheit hindurch. Wir predigen nicht uns selbst.

Herzl. Gruß Dein Philemon.

Referat über Actorum 8, 14—17

von P. H. Schmidt.

Wenn der vorliegende Text auf Beschluß der Pastoralconferenz als exegetisches Referat bearbeitet werden soll, so kann es sich bei demselben nicht um besondere exegetische Schwierigkeiten, die etwa gelöst werden sollten, handeln, denn es kommen weder schwierige Construktionen, noch verschiedene Auffassungen betreffs der Uebersetzung vor; vielmehr sind es dogmatische Differenzen, deren Verfechter aus der vorliegenden Stelle einen locus classicus bilden

möchten. Darum ist das vorliegende Referat kein rein exegetisches, sondern ein exegetisch dogmatisches; wenn dann aus unserer Stelle ein locus classicus zu Tage tritt, der nicht nach Art der exegetischen Kritikaster einreißt, sondern vielmehr die Glaubenslehre lebendig aufbaut, dann ist dem Schreiber dieses der Mühe schönster Lohn geworden! — Also zur Sache! — Es ist die Zeit der ersten Liebe in die uns die angegebenen Verse der Apostelgeschichte versetzen und zwar in die Zeit der ersten Liebe der jungfräulichen Kirche, aber die Liebe fordert Leiden und Opfer und so liebt sich ein Stephanus zu Tode und erringt den ewigen Kranz. Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche; wie herrlich bewährt sich dieses Wort schon bei den ältesten aller Verfolgungen. Je mehr man das Wort hindert, die Gewissen einschnürt, den Glauben zu dämpfen sucht mit der ungestümen, erbarmungslosen Wuth eines Saulus, desto schneller und unaufhaltsamer läuft dasselbe und so hören denn die Apostel zu Jerusalem, daß Samaria, nicht die einzelne Stadt, sondern das ganze Land, das Wort Gottes angenommen habe. Im Grundtext heißt es: „mit Freuden aufnehmen;" und für einen Diener Christi kann dies nicht nur wichtig sein, ob Jemand das Evangelium gleichgültig, gedankenlos, ablehnend, mit Trotz oder aber mit Freuden aufnimmt, denn dies setzt ein besonderes Schätzen, Erkennen und Liebgewinnen voraus. Die Apostel erkennen ihre heilige Pflicht, die junge, grünende, aus dem Märtyrerblute entsprossene Saat, zu pflegen. Sie senden darum aus ihrer Mitte Petrum und Johannem zu diesem Zweck nach Samaria. Daß die Apostel zwei aus ihrer Mitte abordnen, entspricht einmal der Praxis des Herrn selbst, Luk. 10, 1; das anderemal ist es ein Zeugniß davon, daß sie nicht einen Einzelnen unter sich, nach römischer Lehre, mit dem päpstlichen Primat belehnten! Endlich darf nicht verschwiegen werden, daß es nicht unwichtig ist, daß gerade Petrus und Johannes ausersehen werden. Johannes war einer von denen, die es dereinst dem Elias an Feuereifer nachthun und Feuer vom Himmel herabfallen lassen wollten, der Samariter Städte zu zerstören, Luk. 9, 54. Petrus hingegen war derjenige, der, auf Johannes deutend, den Herrn fragte: Herr, was soll aber dieser? Joh. 21, 21. Der Geist des Herrn hatte sie geläutert, daß sie nun wissen, weß Geistes Kinder sie sind, Luk. 9, 55. Wir aber lernen noch daraus, daß des Herrn wunderbare Führungen, wenn ein Geisteshauch für einen Augenblick den Schleier der Vorsehung uns lüftet, stets etwas Beschämendes für uns haben müssen, denn wir werden dann unseren voreiligen Eifer, unsere Lieblosigkeit, Glaubenslosigkeit 2c. 2c. gewahr, daß wir beschämt wie Josephs Brüder dastehen und uns sagen lassen müssen: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen! — Am meisten aber soll ein solcher Lichtblick unser Vertrauen stärken, daß der Herr in seiner Kirche, nach seiner Verheißung, von allem Anfang an lebt und wirkt und dabei Jeden gerade an den Platz zu stellen weiß, auf dem er am besten am Platze ist. Nicht zu verkennen ist es ferner, wie fest organisirt von Anfang an die apostolische Kirche ist und wie sich die schönste Ordnung so ganz von selbst ergiebt; wie beschämend ist dies nicht für unsere heutige Zeit, die nach apostolischer Ord-

nung nichts mehr fragt, ja am liebsten von keiner Ordnung etwas wissen möchte, ja wo jeder sein eigener Bischof ist, weil er keine Autorität anerkennt, als wie das höchsteigne Selbst! Werfen wir einen Blick auf diese Ordnung: Da predigt der, durch die Verfolgung nach Samaria gekommene Flüchtling, der Diakon Philippus, das Evangelium; das Wort wird begleitet durch mitfolgende Zeichen, so daß die schlimmsten Bollwerke des Heidenthums fallen, so daß der Zauberer Simon selbst sich gezwungen sieht, denen zuzufallen, die ihm Macht und Ansehen über das Volk genommen haben und zwar nicht durch Zaubermittel, Trug und Täuscherei, sondern durch die unwandelbare Predigt des Evangeliums und die dieselbe begleitenden Zeichen. Männer und Weiber bekennen freudig sich zu dem Wort, das Leib und Seel' gesund zu machen vermag und Philippus tauft sie in dem Namen des Herrn Jesu! — Wie vorbildlich und verheißungsvoll, insonderheit für die Missionskirchen; vorbildlich insofern, daß dieselben von einem Centralpunkt aus geleitet werden müssen; daß die Missionare ausgerüstet sein müssen mit besonderen Geistes- und Gnadengaben; daß aber die Väter der Kirche die Aufgabe haben, das von den Missionaren begonnene Werk zu festigen, damit alle Gnadengüter und Heilmittel den Neubekehrten nicht fehlen möchten und nach der Bekehrung die Bewährung nicht ausbleibe. Verheißungsvoll ist es ferner für alle Missionsarbeit, wie hier durch die Predigt und die mitfolgenden Zeichen die Macht des Heidenthums gebrochen wird. Es war gewiß kein leichtes Arbeitsfeld, das Philippus pflügen und besäen mußte; die Samariter, ein Mischvolk im natürlichen Leben, wie auch in der Religion und noch dazu gar bezaubert von der Zauberei des Simon. Apostelg. 8, 11. Ein jeder von uns hat es wohl innerhalb der Christenheit erfahren müssen, daß der Aberglaube und die damit verbundene Zauberei das hartnäckigste Unkraut ist, welches den Weizen am frischen fröhlichen Wachsthum hindert und nun gar wenn der Aberglaube ganz entfesselt, frei und öffentlich als ein Glaubensartikel und Religionsaktus zu Tage tritt! In der Christenheit schämt sich doch noch mancher frei und öffentlich seinen Aberglauben zu zeigen, obgleich die Pest, die im Finstern schleichet, ja gleich gefährlich ist, da sie sich doch wie giftiges Gewürm zu Tage ringt. In Samaria überwindet das Evangelium den argen bösen Feind und darum haben auch wir die Verheißung und wollen uns ihrer freuen und trösten, wie uns dieses Kapitel überhaupt eine heilsame Lehre für den Betrieb der Mission geben kann! —

Die Apostel kommen nun zu Samaria an, um über die Neubekehrten zu beten, damit sie den heiligen Geist empfangen. Die Geistesmittheilung geschieht, indem die Apostel betende Hände aufheben und betende Hände auflegen. Wenn das Gebet die subjektive Aneignung dessen ist, was das Wort dem Glauben verheißt, so haben wir heute noch gerade dasselbe Mittel, dessen die Apostel sich bedienten, wenn wir auch zugestehen, daß ihnen die Gabe des heiligen Geistes in besonderem Maaße und besonderer Kraft zu Theil geworden war. Es mag eben daran liegen, wenn heute des Geistes Wehen kaum zu spüren ist, sodaß sich kaum die Herzen, wie viel weniger die Stätten, da die

Gläubigen unserer Tage sich versammeln, bewegen, weil man wohl viel vom heiligen Geist redet, aber wenig gläubig darum betet und am wenigsten darauf hält, daß das zweite Stück, die Handauflegung, zu ihrem völligen Rechte kommt! Man meint, das sei ein äußerliches, bedeutungsloses Ding und vergißt dabei, daß Gott viele seiner Gnadengaben an äußerliche Dinge bindet und durch dieselben vermittelt! Die Apostel waren keine Zauberer wie Simon und doch legen sie die Hände auf; auch ist Vers 17 nicht anders zu verstehen, als daß in Folge der Handauflegung der heilige Geist mitgetheilt wurde. Würde das Jemand für einen magischen Vorgang erklären? Als der Herr Jesus die 4000 und 5000 in der Wüste speist, so spricht er zuerst die Danksagung und dies ist die einfachste und sicherste Lösung des Speisungswunders, aber er theilt auch das Brod aus und reicht es seinen Jüngern und hätte er das nicht gethan, so wäre sein Wunder ganz unvermittelt, es würde uns etwas fehlen — wenn nicht der Heiland das Brod den Jüngern reichte und diese der Menge. Hier nun legen die Jünger die Hände auf, die sie zuvor im Gebet gen Himmel erhoben und damit ist die Mittheilung des Geistes verbunden und wir glauben nicht zuviel zu sagen, auch „gebunden!"*) Gerade wie bei der Taufe die Mittheilung der Taufgnade an das Wasser gebunden; im heiligen Abendmahl die Mittheilung des Leibes und Blutes Christi an Brod und Wein, so hier die Mittheilung des heiligen Geistes an die Auf-

---

*) Nur muß das richtig verstanden werden. Sofern eine menschliche geschichtliche Vermittelung in Betracht kommt, ist diese Behauptung ganz richtig; aber nicht insofern als ob die Geisteswirkung an sich nur innerhalb und auf Grund dieser Handlungen möglich wäre. In dieser Hinsicht gilt zu jeder Zeit: Ev. Joh. 3, 8 und 2. Kor. 3, 17.

Gerade an diesem Punkt scheiden sich die Wege zwischen dem äußerlichen Kirchenthum, das auf die Legalität seiner Formen, die Erfüllung derselben mit dem ewigen Lebens- und Geistesinhalt Christi gründen will und darum immer wieder das Heil von einem rite vollzogenen opus abhängig macht und mit der Vollziehung solcher legalen äußern Akte einem Menschen das ewige Leben meint mittheilen zu können und diese Mittheilung mehr oder weniger garantiren zu können behauptet, und dem Evangelium, das als göttliche Kraft die Gläubigen selig macht nnd eben als diese göttliche Kraft die äußern Formen seiner Mittheilung aus sich heraus erzeugt und mit seinem eigenen Leben erfüllt.

Wir sind nun allerdings, wenn wir das Werk Christi und der Apostel fortsetzen wollen, wenn wir dem Geiste Christi eine Stätte in den Herzen schaffen wollen, an die Formen der Mittheilung des Wortes Christi und die Vollziehung seiner Befehle gebunden, wir können sie nicht aufgeben oder gar durch anderes ersetzen oder verbessern. Dagegen ist der Geist Christi nicht nothwendig an unsere Worte und Handlungen gebunden. Es können alle Dinge vorhanden sein, welche Träger des Geistes Christi sein können und sollen und doch fehlt gerade das, um deßwillen sie da sind, der Geist selbst, weil sie in irgend einem Falle oder aus irgend einem Grunde zur todten Formel oder Formel geworden sind.

Gerade hier aber wird gelten, daß die Formen ihren Ort und ihre Zeit haben und daß die bloße Wiederherstellung einer Form das verschwundene Leben nicht wieder zurückbringt. Wo dagegen, sei es in der Kirche, sei es im Einzelnen, das Geistesleben wirksam ist, da wird es sich immer wieder in den Ur- und Grundformen des Christenthums ausgestalten, aber diese werden nie als alte Formen mit neuem Inhalt, sondern als Lebenserscheinungen auftreten, in welchen Form und Inhalt miteinander entstanden sind und durch einander in ihrer lebendigen Einheit bestehen. Matth. 9, 17. D. R.

legung der Hände! Man hat die Schöpfung einen Akt der Demuth der ewigen Liebe genannt, indem sich dieselbe herabließ von ihren Geschöpfen verachtet und verworfen zu werden und doch nicht müde wird, ihre Geschöpfe zu sich emporzuziehen, nicht durch Mittel ihrer Allmacht, sondern im Sohne, dem Eingeborenen, den sie hingiebt in menschliche Gestalt des sündlichen Fleisches, ihn leiden und sterben läßt; aber wie wird die ewige Liebe gerade in ihrem Erlösungswerke gemeistert und corrigirt von der unvernünftigen Kreatur, die sich brüstet, einen Blick gethan zu haben in die Geheimnisse seiner Raths- und Schatzkammer, die ihm nicht allein die Ehre gönnt und die Mittel seiner Gnade blind verachtet. Wie sich die Pharisäer, Schriftgelehrten und Aeltesten und all das vornehme vom Wissen geblähte Gelichter der jüdischen Gelehrsamkeit weiser dünkten, als die Weisheit selbst und dieselbe meisterten und zu vernichten strebten, so ist es jetzt noch unter den Schriftgelehrten unserer Tage, denen die eigne Weisheit über Allem steht und über Alles geht! Würde dagegen die Kirche und ihre Diener ringen im Gebet um den heiligen Geist und dann im Glauben den Neubekehrten die Hände auflegen, die Gabe des heiligen Geistes würde gegeben werden und sich auch äußern in besonderen Gnadengaben und deren Wirkungen. Apostg. 10, 44 und 19, 6. Es klingt darum fast wie ein Hohn, wenn man hört, wie in allen Kirchen viel vom Geist geredet, auch wohl darum gebetet wird, aber wie kraft- und wirkungslos verhallt dies Alles, da man es versäumt, sich an Gottes Ordnung zu binden, vielmehr den Geist binden will an menschliche Willkür. Methodisten, Baptisten, Irvingianer, Quäker rc. Noch erübrigt es uns, Vers 16 zu betrachten, der als erklärender Zwischensatz eingeschoben ist. Da heißt es: „Der heilige Geist war noch auf Keinen gefallen, sondern sie waren allein getauft worden in den Namen des Herrn Jesu!"

Hierbei ist zweierlei zu beachten; einmal: Keines von beiden, Taufe und Geistesmittheilung, ist überflüssig, oder unwesentlich, oder könne uns das Andere ersetzen, und zum andern: Keines kann die Wirkung des andern aufheben oder auch nur beeinträchtigen, denn Jedes ist grundverschieden in seinem Wesen und seinen Wirkungen. Würde man nun sagen: aus dieser Stelle ist klar ersichtlich, daß in der Taufe eine Geistesmittheilung nicht stattfindet, denn es steht ausdrücklich da: der heilige Geist war noch auf Keinen gefallen, sondern sie waren allein getauft in den Namen des Herrn Jesu; — wie wollte man dann diese Stelle mit Apostg. 2, 38 in Einklang bringen, wo doch die Gabe des heiligen Geistes ausdrücklich von der Taufe abhängig gemacht wird; — oder dürfte man denn sagen: die Jünger haben keinen heiligen Geist empfangen, als der Herr sie anblies und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist; weil derselbe damals noch nicht ausgegossen war? — Freilich ist ein Unterschied in der Geistesmittheilung da, aber derselbe besteht weder in der Quantität, noch in der Qualität, sondern es ist der verschiedene Zweck, den wir zu unterscheiden haben. Die Taufe ist das Eintauchen in die Fülle der Gnade, der Trinität; in das Blut Jesu Christi, daß unsere blutrothen Sünden

schneeweiß wäscht, sie ist das Feuer, welches die Schlacken schmilzt und das lautere Gold zu Tage fördert, sie ist das Meer, das das fleischgeborene Geschlecht ersäuft und vertilgt; sie ist das Bundeszeichen und Siegel der Gnade des Neuen Testamentes. dadurch wir haben ein gutes Gewissen und einen ungefärbten Glauben. Wie könnten wir dieselbe gering achten, oder gar sagen: es finde keine wirkliche und wesentliche Geistesmittheilung statt? Es gieb nur ein Entweder, oder: entweder in der Taufe wird uns mitgetheilt in der Kraft des lebenschaffenden Geistes Gottes, „die neue Kreatur in Christo," oder die Taufe ist ein ganz wesen- und wirkungsloses äußeres Zeichen, das gerade sogut unterbleiben kann, wie ja auch die Baptisten in ihrem Unglauben ganz richtig sagen: ob ich einem Kinde, oder einem Kalbe die Stirn begieße, bleibt sich ganz gleich; so wenig, wie man an dem Kalbe eine Wirkung spürt, ebensowenig hat das Kind etwas empfangen; — selig sind darum, die nicht sehen und doch glauben! — Was soll nun aber die weitere Geistesmittheilung durch Gebet und Handauflegung? Da doch in der Taufe schon alles Wesentliche gegeben ist? Das Werk war freilich noch längst nicht vollbracht dadurch, daß er von Maria geboren war; er mußte erst noch einen langen Leidensweg gehen, den bitteren Leidenskelch trinken, ehe er sprechen konnte: Es ist vollbracht! Dadurch, daß der neue Mensch in uns geboren ist durch Christum, sind wir ebensowenig schon vollendet, sondern, wer ausharret bis an's Ende, der wird selig! Zu diesem Ausharren brauchen wir aber fortwährend Speise und Kraft, daß wir anziehen den Herrn Jesum, daß wir immer mehr verklärt werden in sein Bild, bis wir endlich ein vollkommener Mann in Christo geworden sind; dazu will und muß uns unser himmlischer Vater helfen durch seinen heiligen Geist, der nicht außerhalb, sondern allein innerhalb der Kirche Jesu Christi wirkt. Wir sehen, die Apostel theilten diesen Geist den durch Philippus Getauften mit durch Gebet und Handauflegung; dadurch ist klar, daß die Apostel die Träger und Vermittler dieser besonderen Gnadengabe waren! Diese zu erhalten und nicht zu verschütten, ist heilige Aufgabe der Kirche und ihrer Diener! Damit die, welche durch ihr Wort glauben und getauft werden, nicht den Mächten der Finsterniß anheimfallen müssen, weil Niemand sich ihrer annimmt und ihnen mittheilt etwas geistliche Gabe! Einen schwachen Anklang an diese apostolische Praxis, das Gepflanzte zu begießen und zu pflegen, finden wir in der Konfirmation und für diese ist unsere Stelle der locus classicus! Derselbe muß uns anspornen, sie treuer zu üben als bisher und durch den Glauben zu reinigen von den todten Werken. Unsere Agende will den Geist dämpfen, indem sie geradezu verbietet, erwecklich zu den Kindern zu reden! Das sei ferne! Vielmehr sei es unsere heiligste Pflicht, daß die Kinder, die wir konfirmiren, wahrhaft erweckt, mit Kräften des Geistes erfüllt und ausgerüstet werden, damit Christus in ihnen eine Gestalt gewinne und sie den guten Kampf des Glaubens auch zu kämpfen verstehen! So gründet denn die Taufe das neue Leben in uns, und deshalb ist ebenso unerläßlich und äußerst wichtig, daß weitere Geistesmittheilungen dasselbe nähren und fördern.

Philippus legt den Grund durch Predigt und Taufe: die Apostel begießen die sprossende Saat mit Wassern des Lebens. Letzteres für das Wichtigere und Werthvollere zu halten, weil ein Diakon nur die Taufe spende, die Apostel hingegen die Geistesgaben, ist römischer Sauerteig Uns gilt es, nach den besten Gaben zu streben, das Eine zu thun, das Andere nicht zu lassen. Wo ein Gebäude errichtet wird, legt man vernünftigerweise erst den Grund; wo Leben genährt werden soll, muß es zuvor lebenskräftig geboren sein. Es läge nun nahe, unsere Konfirmationspraxis nach ihren anhaftenden todten Werken mit der apostolischen Praxis zu vergleichen; doch dies fällt außerhalb des Rahmens der gegenwärtigen Arbeit.

Ueber pastoralen Takt.

(Eingesandt von P. C. Kißling.)

Meinen folgenden Ausführungen über den „pastoralen Takt" stelle ich als Rechtfertigung und Entschuldigung das paulinische Wort voran: „Lasset Alles ehrlich und ordentlich zugehen." (1. Cor. 14, 40.) Gewiß ist es ja eine Haupt und Grundforderung für einen evangelischen Prediger, daß er das Wort recht zu handhaben wisse, daß er jedem zur rechten Zeit sein Gebühr gebe, daß er das ganze, volle Evangelium in seiner ganzen Lauterkeit und Reinheit seiner Gemeinde darbiete. Bei der Prüfung eines Candidaten zur Qualifikation für das heilige Amt hat man allerdings in erster Linie nicht darauf zu sehen, um mit Schiller zu reden, „wie er sich räuspert und wie er spuckt," sondern ob er das Wort Gottes in Kopf und Herzen hat. Wer aber diese äußeren Dinge, um das drastische Beispiel zu wiederholen, das „Sich räuspern und spucken" für unbedeutend, für nebensächlich und belanglos halten wollte, der würde einem schweren Irrthum unterliegen. Jedenfalls verräth eine solche Annahme Mangel an Welt- und Menschenkenntniß. Wie schon im weltlichen Verkehr der Takt, der Anstand eine große Rolle spielt, und Viele nur darnach ihr Urtheil fällen, so ist es auch eine mißliche Sache um das Fehlen des geistlichen Taktes, des pastoralen Anstandes. Allerdings mit unserem Thema haben wir nicht den Mittelpunkt, sondern nur die Peripherie unseres Amtes berührt. Aber durch die Peripherie hindurch führt der Weg zum Centrum. Ein Prediger, der z. B. hauptsächlich durch seine feinen Formen, durch seine einstudirten Gesten glänzen wollte, während er dabei seinen Zuhörern doch nur Stroh statt Brod vom Himmel vorsetzte, würde jenem Manne gleichen, der in der Kirche während des Gesanges aus Mangel eines Gesangbuches den Mund auf und zu machte, die Lippen bewegte, ohne einen Ton hervorzubringen. Er würde dadurch entweder dem Fluch der Lächerlichkeit oder dem Vorwurf der Heuchelei verfallen. Dagegen andererseits: wie der Verfasser in einer früheren Arbeit in dieser Zeitschrift über die Form der Predigt (Märzheft 1887 pag. 72 ff.) nachzuweisen suchte, daß wir in vielen Fällen durch die äußere Form der Predigt unsere Zuhörer für den Inhalt erwärmen und gewinnen müssen, so läßt sich auch hier sagen, daß eine Ver-

nachlässigung des pastoralen Taktes, ein den Regeln des Anstandes zuwiderlaufendes Benehmen und Handeln eine schwere Schädigung des Amtes unausbleiblich zur Folge haben müßte. In einer Zeit, die gerade auf Aeußerlichkeiten einen übertriebenen Werth legt und sich hauptsächlich dadurch beeinflussen läßt, kann sich auch ein Prediger des Evangeliums der Forderung nicht entziehen, den pastoralen Takt, das Wohlanständige in seinem Thun und Treiben zu wahren. Lasset Alles, auch die äußeren, scheinbar geringfügigen Dinge, ehrlich und ordentlich zugehen, damit unser Amt nicht gelästert werde!

Es sollen hier keine geistlichen Anstandsregeln, kein pastorales Seitenstück zu Knigge's „Umgang mit Menschen" gegeben, sondern nur auf etliche Abwege aufmerksam gemacht und davor gewarnt werden. Der Uebersichtlichkeit wegen fasse ich unsern Gegenstand in die vier Punkte zusammen:

I. Im Amtskleid; II. An heiliger Stätte; III. Im Umgang mit der Gemeinde; IV. Auf unserer Studirstube.

I. Wenn wir an den Pastor denken, so denken wir vor Allem an den berufsmäßigen Verkündiger des Evangeliums, der an dem dafür bestimmten und geweihten Ort der Gemeinde Christi Wort und Sakrament spendet. Und wenn wir zur Zeit des Gottesdienstes das kirchliche Lokal betreten, so fällt uns an dem Prediger zunächst seine Kleidung, seine Amtstracht in die Augen. Unsere Gemeinden, wie überhaupt jeder, der in der Christenheit aufgewachsen ist, sind so sehr daran gewöhnt, den Pastor im schwarzen, langhinabwallenden Gewande, im Talar, seines heiligen Amtes warten zu sehen, daß es ihnen nicht nur nicht auffällt, daß sie es ganz in der Ordnung finden, sondern daß die Meisten etwas vermissen würden, daß es ihnen auffallend wäre, den Diener des Wortes ohne sein Amtskleid seines Amtes warten zu sehen. Aber doch darf man fragen: „Warum unterscheiden sich die Prediger auch durch ihre äußere Erscheinung von den übrigen Christen, die sich im Gotteshaus versammeln? Welchen Ursprung, welchen Grund, welchen Zweck hat der Ornat?" Auf die heilige Schrift werden wir uns schwerlich berufen dürfen. Denn wenn man die Kleider des Herrn (Joh. 19, 23), seine Alba und den Rock, „das Meßgewand" genannt hat, „in welchem der ewige Hohepriester am Abend vorher zum ersten Mal das göttliche Mysterium gefeiert hatte," so ist das denn doch nicht nur eine gewagte, sondern geradezu lächerliche Behauptung. Ebenso, wenn man in dem Mantel oder φελάνη (2. Tim. 4, 13), den Paulus zu Troas ließ, ein bestimmtes Gewand sieht, etwa die paenula, welche „der Apostel Paulus bei der Feier der hl. Mysterien trug." (cf. Herzogs Realencyklopädie VIII. pag. 44). Unsere Amtstracht gründet sich nicht auf eine in der Schrift gegebene Andeutung, sondern sie ist eine Sitte, die sich im Laufe der Zeit von selbst gebildet hat. Sie ist aus der Volkstracht hervorgegangen, indem bei fortschreitender Mode die ältere Tracht dem Kultus verblieb. Auch ist bei uns das gottesdienstliche Gewand nicht so eng mit dem Amt und der Ausübung des Amtes verwachsen und verbunden wie in der katholischen Kirche, wo bekanntlich eine Messe gar nicht vollständig und wirksam wäre, wenn sie ohne die Meßgewänder celebrirt würde. Ein Priester, der

aus besonderen Gründen das Meßgewand nicht tragen will oder kann, muß sich zuvor einen ausdrücklichen Dispens des Papstes verschaffen. So schlimm ist es nun bei uns allerdings nicht. Der heilige Geist wirkt wohl durch das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, als die von Gott verordneten Gnadenmittel, aber nicht durch den Talar. Und eine packende, geistesmächtige Predigt würde wohl im Allgemeinen nichts von ihrer packenden Gewalt, von ihrer Geistesmacht und ihrer herzenfassenden Wärme verlieren, auch wenn sie nicht im Chorrock gehalten würde. Aber dennoch, wenn wir auch das Amtskleid eine Sitte nennen, die durchaus keine conditio sine qua non unseres Amtes ist, so behaupten wir doch, daß der Pastor gut thue, die heilige Handlung im Amtskleid zu vollziehen. Ausnahmen sind natürlich zuläßig. Es gehört zum pastoralen Takt, den Talar zu tragen. Und zwar nicht etwa aus dem Grunde, wie mir einmal Jemand sagte, um damit die defekt gewordene Civilkleidung zu verdecken. Das Tragen des Kirchenrocks soll nicht etwa den Schneider länger entbehrlich machen und für den Pastor ein geeignetes Mittel zum Sparen abgeben. Sondern das Tragen des Talars gehört zum pastoralen Takt eben weil es eine Sitte ist. Wie jede Sitte etwas tief im Volksbewußtsein wurzelndes ist, das nicht willkürlich entstanden, sondern auf der Basis des ganzen Volkslebens sich herausgebildet hat und dadurch sich unterscheidet von der bloßen Gewohnheit und geradezu in Gegensatz tritt zur wechselnden, launenhaften, oft geradezu unsittlichen Mode, wie dies Otto Frick in seinem Artikel: „Ueber das Wesen der Sitte" in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" überzeugend nachweist, so ist auch der Ornat nicht etwas gleichgültiges, sondern eine edle, dem Amt und seiner Verrichtung angepaßte und entsprechende Sitte. Freilich spricht sich Wallenstein verächtlich darüber aus, wenn er von der Sitte sagt:

> Das ganz
> Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
> Was immer war und immer wiederkehrt
> Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
> Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme!

Aber dennoch muß auch er sich vor der Macht der Gewohnheit beugen wenn er sie nennt:

> „Die ruhig, sicher thronende,
> Die in verjährt geheiligtem Besitz,
> In der Gewohnheit festgegründet ruht,
> Die an der Völker frommem Kinderglauben
> Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt!"

Und wiederum wenn Wallenstein von der Sitte ironisch sagt:

> Weh dem, der an dem würdig alten Hausrath
> Ihm (d. h. dem Menschen) rührt das theure Erbstück seiner Ahnen!
> Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
> Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich,"

so liegt darin eine tiefe Wahrheit. Auch der Talar ist „ein theures Erbstück unserer Ahnen." Wie überhaupt die Verletzung einer eingebürgerten, durch Jahrhunderte traditionell gewordenen Sitte als ein strafbarer Eingriff in die

geheiligten Volksrechte erscheint, und aus diesem Grunde in vielen Fällen als unsittlich beurtheilt wird, so ist auch die Geringschätzung des geistlichen Gewandes eine Verachtung einer, wenn auch nicht biblisch begründeten, aber doch geschichtlich gewordenen, durch Jahrhundertelangen Gebrauch geheiligten und darum zu achtenden Sitte.[1]) — Die meisten Menschen haben ein feines Gefühl für das, was sich schickt, was sich gehört, und was nicht. Nun es schickt sich, es gehört sich für einen Pastor, daß er im Talar seines Amtes wartet. In Herzogs Realencyklopädie lesen wir am Schluß des Artikels über geistliche Kleider und Insignien in der christlichen Kirche, über die englischredenden amerikanischen Pastoren folgenden Satz: „Während des Gesanges treiben sich die Geistlichen oft auf Sophas und Lehnstühlen herum, welche auf der Plattform stehen. Ist es zu heiß, wird wohl auch der Rock abgelegt[2]) und in Hemdärmeln oder Staubrock gepredigt, sogar das hl. Abendmahl ausgetheilt.“ Ich frage: Sollte sich das schicken? Daß wir Deutsche in diesem

---

[1]) Daß die Sitte durchaus nichts Gleichgültiges ist, sondern daß derselben eine tief sittliche Bedeutung innewohnt, und daß jede Verletzung der Sitte eine beklagenswerthe Pietätslosigkeit ist, hat Niemand deutlicher und klarer gezeigt und nachgewiesen als der deutsche Kulturhistoriker W. Riehl in seinem gehaltvollen, köstlichen, geradezu klassischen Buch: „Die Familie.“ Er spricht in demselben leider von einer Zeit, die längst hinab ist in der Zeiten Strom, und man möchte dem Verfasser mit Questenberg zurufen: „O, daß Sie von so ferner, ferner Zeit, und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!“ Und der Sehnsuchtsseufzer des „Jünglings am Bache“ zieht einem durch die Seele:

„Sehnend breit' ich meine Arme Nach dem theuren Schattenbild!
Ach, ich kann es nicht erreichen Und das Herz bleibt ungestillt.“

Ich kann mir nicht versagen, einen Auszug aus Riehls Erklärung und Definition der Sitte hieherzusetzen: „Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten, nennbaren Verfasser. So lange man einen solchen noch nennen kann, ist das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. Allein ein Einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Generationen modelten es auf's neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes bleiben, aber auch so viel neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt Niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, so thut das gar nichts zur Sache. Das Lied ist sein Lied nicht mehr. — — So entsteht und wächst das Volkslied und ganze Generationen sind sein Dichter und Componist gewesen. Aehnlich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem Einzelnen g e m a c h t werden: sie w i r d und w ä ch s t wie das Volkslied — Das Vorurtheil, daß eine Sitte schon darum gut sei, weil sie sehr alt ist, ist in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt sein, sehr alt, um recht ächt und gut zu sein. Ein ganz neues Volslied ist eigentlich ein Unsinn. Denn ein solches Lied könnte wohl im Volk gesungen werden, aber es kann nicht v o m V o l k g e m a ch t s e i n; dazu braucht es Zeit. — — Die Sitte ist das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwickelungen. Sie ist ein Gefäß nicht des Witzes eines Einzelnen, sondern der Weisheit der Jahrhunderte. — — Und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden.“ Und Otto Frick definirt am Schlusse des oben erwähnten Artikels die Sitte also: „Die Sitte ist das Leben selbst, gefaßt in die Reinheit naiven Volksbewußtseins und gehalten im Zauber naturwüchsig entstandener, anmuthiger Formen.“ Und Luthardt nennt die Sitte „den Niederschlag der Vergangenheit im Leben der Gegenwart.“

[2]) Geschieht doch wohl selten und nur höchstens auf Campmeetings. D. R.

Punkt doch etwas anders fühlen, geht auch aus jenem Artikel hervor. Denn der Verfasser desselben fährt fort: „Anders die Deutschen. In der lutherischen Kirche ist der Chorrock fast allgemein gebräuchlich, in der unirten bei der Hälfte (wohl etwas mehr. D. R.) in der reformirten bei einem Dritttheil der Pastoren". Daß aber den Geistlichen hier zu Lande, insbesondere den hier geborenen und erzogenen, eine vorwiegende Abneignng gegen die geistliche Amtskleidung herrscht, hängt vermuthlich mit der Abneigung gegen jeden Standesunterschied und mit der Anerkennung einer allumfassenden Gleichheit und Freiheit zusammen. Nach den obigen Auseinandersetzungen läßt sich die fehlende Begeisterung für den Kirchenrock schon aus dem Grunde begreifen und entschuldigen, weil die amerikanische Kirche noch verhältnißmäßig jungen Datums ist und noch gar nicht Zeit gehabt hat, in dieser Richtung eine feste Sitte auszuprägen und auszugestalten. Wie viele andere Dinge, so ist auch der Talar bei uns eine „importirte Sache", die sich aber hoffentlich mehr und mehr Bahn brechen und allgemeine Anerkennung und Aufnahme finden wird. Das wäre auch deßwegen sehr zu wünschen, weil der Talar seinem Träger, der nicht geradezu aus der Gedankenlosigkeit ein Geschäft macht, eine eindringliche Predigt hält, was uns bekanntlich, die wir so selten dazu Gelegenheit haben, dringend Noth thut. Denn wenn nicht nur Schneider Kleider, sondern auch Kleider Leute machen und wenn Emil Frommel einmal sagt[3]): „Ein Mensch, der sein besseres Kleid anzieht, wird sich sagen, daß man sich auch benehmen muß wie gut angezogene Leute," so wird man doch wohl auch dem Talar eine ähnliche Beredtsamkeit zutrauen dürfen. Wenn der Stifsprediger K. H. Rieger in Stuttgart seinen Rock anzog, um die Runde bei seinen Kranken zu machen, so pflegte er sich den Spruch Pauli vorzusagen: „So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth und Geduld." Col. 3, 12. So, meine ich, sollte auch der Chorrock, so oft wir ihn anziehen, eine eindringliche Sprache zu uns reden. Auf der einen Seite mahnt er uns zur Demuth, daß wir nicht uns selber die Ehre geben und es uns stets bewußt bleibe, daß wir Diener Gottes sind, die Gottes Willen, Gottes Rath und Heil den Gemeinden zu verkündigen haben. Auf der andern Seite aber erinnert er uns an unsere Freiheit den Menschen gegenüber und warnt uns vor Menschenfurcht und Menschenscheu, daß wir frei und offen, ohne Rückhalt die Wahrheit bezeugen, denn es ist nicht unser, sondern Gottes Wort, was wir reden. Wir sollen uns als Diener Gottes fühlen und in seinem Auftrag und auf sein Geheiß reden, ob es den Leuten gefällt oder nicht, ob unsere Rede dem Balsam gleicht, der kühlend und lindernd auf die Wunde fällt, oder dem scharfen Salz, das in die offene Wunde dringt und den Schmerz aufs Höchste steigert. Unser Auftrag, an den unser geistliches Gewand uns mahnen soll, lautet: „Gehe hin zu den Gefangenen deines Volkes und predige ihnen und sprich zu ihnen: So spricht der Herr, Herr; sie hören es oder

[3]) In einem Artikel „Ueber Gesellschaften und Geselligkeit." Neue Christoterpe, 1883, pag. 188.

lassen es." Hesekiel 3, 11. Und diese beiden Theile der Kirchenrockspredig können wir uns nicht oft genug ins Herz schreiben. Wenn die bisherigen Ausführungen nicht blos Phantasien sind, sondern wenn die Amtskleidung uns wirklich diesen Dienst leisten kann und leistet, so wird es wohl auch nicht gleichgültig sein, in welcher Verfassung sich unser Talar befindet und wie wir uns in demselben unsern Gemeinden präsentiren. Emil Frommel sagt in dem eben citirten Artikel: „Wir ziehen bessere Kleidung an zur Gesellschaft, weil Kleider mit zur Darstellung des Schönen gehören. Es liegt auch etwas Sittliches dem zu Grunde. Es ist eine Mißachtung gegen den Einladenden, in nachlässiger Kleidung zu erscheinen." Das gilt noch in höherem Maße hier. Das scheint ja freilich etwas sehr Aeußerliches zu sein und große Geister mögen es unter ihrer Würde halten, sich mit solchen Lappalien abzugeben. Aber ex ungue leonem. Die Menschen werden oft mehr an den kleinen als an den großen Dingen erkannt. Und vom Aeußeren läßt sich oft mit ziemlicher Sicherheit auf das Innere schließen.[4]) Ein abgetragener, fadenscheiniger Kirchenrock, der an marasmus senilis leidet, oder einer, der seinem Träger paßt wie dem David Sauls Waffenrock oder umgekehrt, der von überstandenen Leiden, Strapazen und traurigen Erfahrungen aller Art zu erzählen weiß, wirkt schon von vornherein sehr erbaulich auf unsere Zuhörer. Ja, diese eben aufgeführten Abnormitäten sind geradezu im Stand, diesem oder jenem unter unserer Zuhörerschaft die ganze Erbauung zu rauben und sie gleichen somit den Vögeln, die den gestreuten Samen auffressen. Und dann ist es auch geradezu eine Mißachtung des heiligen Amtes und somit Gottes selbst, geradeso wie ein baufälliges, schmutziges Kirchengebäude für

[4]) Von welcher Bedeutung die Kleidung im Allgemeinen für den Menschen ist, schildert Julius Einsiedel in einem Aufsatz in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" über „das Gouvernantenwesen in England," Band IX., Heft 3 pag. 27 ff. treffend mit den Worten: „Man beschuldige uns nicht der Kleider- oder Modennarrheit, wenn wir zu behaupten wagen, daß wir Menschen, beides Frauen wie Männer, in einem gewissen Sinne sehr unter dem Einfluß des äußerlichen Gewandes stehen, uno daß die Kleidung ganz entschieden auf den zeitweiligen Habitus des inneren Menschen wirkt. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, diese Eigenheit psychologisch zu ergründen, sie durch Beispiele zu erhärten, bedarf keiner Anstrengung. Wer mit verwahrlosten Kindern zu thun hat, der weiß, wie bändigend der Einfluß eines neuen sauberen Anzugs bei Jungen sich erweist, die sonst nur gewohnt waren ungewaschen und zerfetzt auf der Straße zu liegen. Selbst erwachsene Lumpen stehen moralisch und für den Augenblick eine Stufe höher, wenn sie zu einem reinen Hemdkragen kommen, während andrerseits einem auf Abwege gerathenen Menschen von guter Herkunft nichts Aeußerliches so zu immer tieferem Versinken bringt als der zerrissene Rock, der ihm zur Gewohnheit geworden ist. Das Kleid wird zum Bild der Seele und wer sich nicht mehr schämt äußerlich zerlumpt zu sein, ist kaum dazu angethan an inneren Schäden zu flicken. Sollte unter unsern Lesern und Leserinnen jemand an Zufällen übler Laune leiden, dem sei als erprobtes Mittel gegen Verdrießlichkeit hiermit empfohlen sich zu waschen und mit etlicher Sorgfalt angethan nnter die Leute zu gehen; es sollte uns Wunder nehmen, wenn bei dem äußerlichen Proceß nicht auch ein freundliches Gesicht für die Nebenmenschen zum Vorschein käme. Man möge uns entgegenhalten was man will, das „neue Kleid" hat seine Bedeutung für den Menschen." Es will mich bedünken, als wäre eine solche Kleider-Philosophie Rechtfertigung genug, den obigen Punkt in einer theologischen Zeitschrift zur Sprache zu bringen.

die meisten Gemeinden eine schwere Anklage ist und eine Gleichgültigkeit gegen das Evangelium verrathen.[5]) Wir müssen uns vor einem doppelten Extrem hüten. Schon im gewöhnlichen Leben macht sowohl ein nachlässiger, zerlumpter Anzug, wie auch das Gegentheil einer geckenhaften Modetracht einen unangenehmen Eindruck auf uns. Die goldene Mittelstraße ist auch hier zu empfehlen. Keine überladenen, goldverbrämten, kostbaren Kirchengewänder, aber auch keinen Chorrock, durch den man uns beinahe ins Herz sehen kann, oder der den Augen einen freien, ungehinderten Zutritt zu unserer übrigen Kleidung gestattet. So viel von unserer Amtstracht.

(Fortsetzung folgt.)

Entwickelungsstufen in der geschöpflichen Welt.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

(Schluß.)

Schließlich spitzt sich die Frage zu einer ganz *persönlichen* zu. Ist es zwar schwer, ja beziehungsweise unzulässig, andere Menschen auf ihre Bürgschaft im Himmelreich zu prüfen, so ist es im Gegentheil die einzig durchschlagende Lebensfrage für jeden einzelnen, zu wissen, wohin er gehört. Die hl. Schrift stellt sich ganz auf naturwissenschaftlichen Boden, wenn sie hartnäckig das niederere Reich gegenüber dem höheren als todt betrachtet. Der Kristall ist todt gegenüber der geringsten Alge, und wenn er sie an Schönheit 1000mal überträfe. So ist der hl. Schrift der natürliche Mensch todt gegenüber dem geistlichen Menschen und todt, auch wenn er in seiner Welt es zu den höchsten Möglichkeiten gebracht hätte. Daher war eine *Offenbarung* nothwendig; denn der Kristall ist unfähig, zu erkennen, daß er, in kleinsten Theilen aufgelöst, einen Bestandtheil des pflanzlichen, des thierischen, ja des menschlichen Organismus bilden könne. Der natürliche Mensch kann ebensowenig erkennen, wohin ihn das Christusleben erhöhen, auf welche Stufe der Verklärung es ihn stellen kann. „Er kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein" (1 Kor. 2, 14); nicht: er darf es nicht erkennen,

---

[5]) Allerdings gehört das nicht in unser Kapitel. Aber im Vorbeigehen erlaube ich mir die Aufmerksamkeit der werthen Leser darauf zu richten, daß es in dieser Hinsicht unter uns vielfach noch sehr traurig bestellt ist. Es ließe sich da ein ziemlich umfangreiches Klagelied anstimmen. „Ich wohne in einem Cedernhause und die Lade des Bundes des Herrn ist unter den Teppichen," sagt bekanntlich David und begründet damit seinen projektirten Tempelbau. Dieses zarte Gewissen fehlt unsern Gemeinden vielfach. Sie machen sich wenig Unruhe darüber, daß sie in prächtigen Häusern wohnen, während ihre Kirche nicht nur ihrer heiligen Bestimmung, sondern auch der ganzen Stadt und Gegend zur Schande gereicht. Und mancher Gemeinde dürfte wohl das Wort des Propheten Haggai in Erinnerung gebracht werden: „Das Volk spricht: Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue. Aber eure Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern wohnet und dies Haus muß wüste stehen?" 1, 2. 4. Ob nicht mancher Pastor in dieser Richtung seinen Einfluß geltend machen könnte? Dann würde dieser Punkt von dem „pastoralen Takt" doch nicht so weit abliegen! Mit einem bischen guten Willen und wenn man nicht so bald „laß" wird, läßt sich Manches ausrichten.

oder wird es nicht erkennen, sondern er kann es nicht erkennen. Wenn daher die hl. Schrift mit zäher Konsequenz zwischen „lebendig sein" und „todt sein" so sehr unterscheidet, daß dabei sogar die einzelnen Stufen des Lebendig- und Todtseins weniger ins Gewicht fallen, so will das eine Mahnung an jeden sein, sich von dem Leben zeugend berühren zu lassen, um einen reichlichen Eingang ins Himmelreich zu gewinnen. Stellen, wie: „dieser mein Sohn war todt" (Luk. 15, 32). „laß die Todten ihre Todten begraben" (Matth. 8, 22); „da ihr todt waret durch Uebertretung und Sünden" (Eph. 2, 1); „da ihr todt waret in den Sünden und in der Vorhaut eures Fleisches" (Kol. 2, 13); „welche in Wollüsten lebet, ist lebendig todt" (1 Tim. 5, 6); „du hast den Namen, daß du lebest und bist todt" (Off. 3, 1) sind darum als Fingerzeige für eine höhere Daseinsstufe vom Standpunkt der Entwicklungsstufen von besonderem Werth.

Eine Täuschung über seine Stellung in den Reichen der geschöpflichen Welt kann sich übrigens jeder erlauben. Man kann auch warten wollen, ob nicht, nachdem erst die eigene Erfahrung gemacht wäre, daß eine Auferstehung aus sich selbst nicht möglich ist, sich neue Lebensanerbietungen ergeben. Endlich kann auch, wer's wünscht, seine Stellung auf der Grenze zwischen den obern Reichen nehmen. Er steht dort nicht einmal allein. Zu einem edlen Jüngling sprach einst der Herr des Himmelreiches: „du bist nicht ferne vom Reiche Gottes" (Mark. 12, 34). Und ein vornehmer Mann meinte (Apostelg. 26, 28) einem der Verkündiger jenes Reiches gegenüber: „es fehlet nicht viel du überredest mich" ꝛc. Allein ob und unter welchen Umständen die eifersüchtige Hut, die an den Grenzen des Reiches zu walten scheint, eine zweite Möglichkeit, Leben zu gewinnen, eröffnen wird, wer mag dafür die Garantie übernehmen oder den Versuch an sich wagen wollen? Und wenn das dritte Reich in sichtbare Erscheinung treten wird, so wird so wenig die eigene Meinung über sich die Einlaßkarte ins höhere Reich geben, als dem Kristall ein etwaiges Pochen auf seine Schönheit eine Stätte im Pflanzenreich je zu sichern vermag. Eben so wenig wird sich die Grenzstellung am Reich augenblicklich in eine Zugehörigkeit zum Reich umwandeln, denn Leben schließt allenthalben Wachsthum mit Nothwendigkeit ein. Entscheidend für eine Eingliederung ins obere Reich wird nur der persönliche Charakter sein, wie er sich unter den Einflüssen des Lebens aus dem oberen Reich während der ganzen Durchgangszeit durchs niedere Reich heraus entwickelt hat.

Man sieht unter den Denkmälern der Friedhöfe hin und wieder auch eine abgebrochene Säule. Und in der That, das menschliche Leben gleicht im Einzelnen und in der Gesammtheit nur zu sehr der abgebrochenen Säule. Der Fuß steht im Unorganischen. Der untere Theil ist einfach, schmucklos, als hätte die Säule alle Mühe gehabt, sich nur erst aus dem Unorganischen heraus zu ringen. Nach und nach tritt Ornamentik auf; die Säule gestaltet sich reicher und immer reicher. Blattranken umschlingen die Säule, Blüthe reiht sich an Blüthe, Frucht an Frucht; Gedanke folgt auf Gedanke, Geist auf Geist. Aber es fehlt der Abschluß, das Kapitäl. Oder ist vielleicht der

Abschluß nur verdeckt durch die Wolke, die sich eben geheimnißvoll über die Säule lagert? Gott sei gelobt! ja — der Schleier reißt und welch erhabenen Anblick bietet nun der Gipfel! Es ist ein Engelshaupt, nein, die verklärte Gestalt Christi selbst, was den Wunderbau abschließt. Sonnenhafter Blick leuchtet aus den Augen, ein überirdisch reines Gewand lagert sich um die Schultern; paradiesische, himmlische, göttliche Klarheit spielt um die Züge. Das ist das Ende der geschöpflichen Entwicklung. „Welche würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, sind den Engeln gleich" (Luk. 20, 35). Item: „wir wissen, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden" (1. Joh. 3, 2). So wird die Entwicklung in ihrer Vollendung zur thatsächlichen, weitausreichenden, alle Schöpfungswunder hinter sich lassenden Erlösung.

Nachschrift. Vorstehende Arbeit verdankt ihre Entstehung den Anregungen, welche das vortreffliche Werk: **Drummond**, das Naturgesetz in der Geisteswelt*) s. Lehrerbote 1888. Nr. 1. S. 8 dem Verfasser gegeben hat.

Kurze Auszüge

aus den Verhandlungen der 28. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung, welche vom 10. bis 13. Juni zu Augsburg tagte.

In der Vorversammlung am 10. Juni, Abends 7 Uhr, wurde zunächst die Tagesordnung für die Hauptversammlungen festgesetzt, und wurden aus der großen Zahl der der Versammlung zur Verfügung gestellten Vorträge diejenigen ausgewählt, welche für unsere Zeit eine hervorragende Bedeutung haben. Daran schloß sich ein Begrüßungs-Abendfest, das mit musikalischen Darbietungen gewürzt war.

Die Hauptversammlung am 11. Juni eröffnete Seminaroberlehrer Halben, Hamburg, mit einem herzlichen Willkommen-Gruß. Dann sang die Festversammlung stehend das Lied: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre." Nachdem hiernach mehrere Ansprachen und Begrüßungsreden stattgefunden, hielt Schuldirektor Alb. Richter, Leipzig, einen Vortrag über „Volksthum und Volksschule." Der Hauptinhalt dieses Vortrags war folgender: Weil an die Stelle der Mißachtung volksthümlicher Ueberlieferungen begeisterte Pflege derselben getreten ist, so muß auch die deutsche Volksschule den volksthümlichen Ueberlieferungen noch größere Beachtung zu Theil werden lassen, und muß der Unterricht in Naturgeschichte, Grammatik, Literatur-

*) Drummond, Henry, Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Aus dem Englischen. Leipzig. J. C. Hinrich's Verlag. Preis 6 M. — Denjenigen unserer Leser, welche der englischen Sprache mächtig sind und sich für das in der That sehr bedeutende Werk von Drummond interessiren, empfehlen wir die Anschaffung des englischen Originals, welches sie unter dem Titel "Natural law in the spiritual world by Henry Drumond" direkt von der Buchhandlung Hodder and Stoughton, 27 Paternoster Row, E. C. London zum halben Preise der deutschen Uebersetzung beziehen können.

kunde und Geschichte recht volksthümlich betrieben werden. Ein besonderer Werth in erziehlicher Hinsicht ist den volksthümlichen Ueberlieferungen der Heimath zuzuerkennen; darum sollte aller Unterricht der Volksschule mit Heimathskunde verquickt sein.

Jetzt folgte ein Vortrag von Oberlehrer Fr. Gärtner, München, über das Thema: „Was kann die Schule zur Lösung der sozialen Frage beitragen?"

In diesem Vortrag sind die Hauptgedanken folgende: Zur Lösung der sozialen Frage sind nicht nur äußere Mittel, als Krankenkassen, Unfallsversicherungen u. s. w., sondern auch innere Mittel, vor allem die geistliche und sittliche Hebung der Massen erforderlich. Jeder Staat, der nicht will aus der Reihe der Kulturstaaten gestrichen sein, hat dafür zu sorgen, daß alle seine Unterthanen, auch die geringsten derselben, sich die wahre Bildung, die in der harmonischen Ausbildung der geistlichen und sittlichen Kräfte im Menschen besteht, aneignen können und müssen. Unsere gegenwärtige Zeit verlangt nicht nur eine erhöhte Durchschnitts- und Massenbildung, sondern auch eine möglichst invidualle Bildung. Zu den Faktoren, die zur Bildung und Erziehung des Volkes berufen sind, gehört außer der Familie und Kirche auch die Volksschule. Der Staat kann die Schule nicht entbehren; gute Schulen, gute Bürger.

Will aber die Schule recht bilden und erziehlich wirken, so darf sie außer der materiellen Bildung auch die formale Bildung nicht versäumen; es kommt nicht darauf an, wie viel der Schüler lernt, sondern wie er lernt. Die Schule soll den Thätigkeitstrieb des Kindes wecken, soll durch Arbeit zur Arbeit und zum Fleiß erziehen. Die Schule soll alle diejenigen Eigenschaften pflegen, die einem volksthümlichen Unterrichte als gute Grundlage zu dienen haben, als da sind: „Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, Autorität, Pietät, Uneigennützigkeit, Gefälligkeit, Bescheidenheit u. s. w." Der Religionsunterricht hat die Liebe zu Gott und den Menschen zu pflegen. Jede Religionsstunde soll eine Weihestunde sein, in welcher Gedanken der Liebe, des Friedens und der Versöhnung in die kindlichen Herzen gelegt werden. Wenn das geschieht, wenn wahre Frömmigkeit und Religiosität gepflegt wird, so wird das kommende Geschlecht nicht wie jetzt ein großer Theil der Sozialisten die Religion wie eine taube Nuß über Bord werfen.*)

Weil die Volksschule für den größten Theil der Jugend die einzige Bildungsquelle ist, so hat sie eine hohe Bedeutung für den Haushalt des Volkes, sie ist das Verbindungslied zwischen der Familie und dem vielgestaltigen Leben. Die deutsche Volksschule soll zur Lösung der sozialen Frage eine allgemeine Volksschule sein, die Kinder aller Stände und Konfessionen aufnimmt. Die Schule bedarf ferner einer zeitgemäßen Gliederung. Unten soll

*) Wir vermissen in dem, was hier über den Religionsunterricht gesagt ist, den Kern und Stern des christlichen Religionsunterrichtes, der da ist Jesus Christus unser Heiland. Zu Ihm, der Quelle wahrer Frömmigkeit und Religiosität, die Zöglinge hinzuführen und sie aus derselben kindlich gläubig schöpfen lehren, ist das Hauptmittel zur Lösung der sozialen Frage.

der Kindergarten angefügt werden. Da das Kind, wenn es die Volksschule durchlaufen hat, noch nicht reif ist, um an das Leben abgegeben zu werden, so soll ihm in einer guten Fortbildungsschule Gelegenheit gegeben werden, sich sittlich und innerlich weiter auszubilden und soll dadurch der Gefahr vorgebeugt werden, im Umgange mit mehr oder weniger rohen Gesellen unreife sozialistische Ideen aufzunehmen.

Doch wird auch die beste Volksschule den obigen Bedürfnissen nicht entsprechen, wenn nicht der rechte Lehrerstand an derselben wirkt, der innerhalb und außerhalb der Schule freudig sein bescheiden Theil zur Lösung der sozialen Frage beiträgt. Damit der Lehrer aber in dieser Weise wirken kann, bedarf er selbst einer rechten sozialen Stellung. Was ihm geschieht, kommt dem Ganzen zu gute. Jede würdige Stellung, jedes erhöhte Ansehen, jede freiere Bewegung, ist ein ihm anvertrautes Gut, das er so anzuwenden hat, daß es der Jugend zum Heile dient und dem Ganzen frommt. Der deutsche Lehrer hat die Aufgabe, deutsches Wesen zu lehren und zu leben.

In der zweiten Hauptversammlung lag das Thema vor: „Gehört der Handfertigkeitsunterricht in die Schulen und Lehrerbildungsanstalten?“ Zwei Referenten behandelten dasselbe.

Der erste, Hauptlehrer Jais, Karlsruhe, hob in seinem Vortrage folgende Punkte hervor: a) Der gegenwärtige Schulunterricht bildet durch die ausschließliche Lern- und Denkarbeit die Geisteskräfte des heranwachsenden Geschlechtes einseitig aus. Schädigung der Gesundheit, praktische Unbehilflichkeit und Scheu vor manueller Arbeit sind die zu Tage tretenden Folgen. b) Diese Uebelstände heben zu helfen, ist am besten der Handarbeitsunterricht für Knaben geeignet, denn durch einen methodisch geordneten Unterricht in gewissen Handarbeiten wird die Geschicklichkeit der Hand gebildet, das Auge geübt und die Bildung eines festen energischen Willens erzielt. c) Der Handarbeitsunterricht bildet ein heilsames Gegengewicht gegen die nachtheiligen Einflüsse, welche durch überwiegend geistige Anstrengung hervorgerufen werden. d) Diese wichtige Bedeutung des Handfertigkeitsunterrichts für die harmonische Ausbildung der männlichen Jugend läßt es wünschenswerth erscheinen, daß derselbe sich mit der Zeit Eingang in die Schulen und Lehrerbildungsanstalten verschaffe.

Der Referent weist dann noch darauf hin, wie der Handarbeitsunterricht in den Schulen folgender Länder eingeführt, ja daselbst in manchen Schulen obligatorisch sei, nämlich: in Frankreich, Belgien, Dänemark, Schweden und in einigen Städten der Schweiz.

So sehr in diesem Vortrage dem Handfertigkeitsunterrichte das Wort geredet wird, so entschieden tritt der zweite Referent, Bezirkshauptlehrer Leidig, Schwabach, in seinem Vortrage der Einführung desselben in der Volksschule entgegen. Die Freunde des Handarbeitsunterrichts weisen mit Vorliebe darauf hin, wie der Referent sagt, daß in fast allen Schulen für die Mädchen der Unterricht in den weiblichen Handarbeiten Berücksichtigung gefunden, und dem entsprechend auch Knabenhandarbeiten in den Schulen

erlernt werden müßten. Aber, sagt der Referent weiter, der Unterricht in den weiblichen Handarbeiten wird nicht vom Klassenlehrer (oder Klassenlehrerin), sondern von eigenen Industrielehrerinnen außer der Schulzeit ertheilt und umfaßt solche Fertigkeiten, die eine jede Hausfrau zur Erfüllung ihres Berufes bedarf. Ganz anders liegt die Sache bei den Knaben. Da versteht es sich von selbst, daß dieselben frühzeitig einem bestimmten Berufe zugeführt werden. Der Referent stellt dann unter anderen folgende Leitsätze auf: a) Die von den Freunden des Handarbeitsunterrichts gegen den heutigen Volksschulunterricht erhobenen, mitunter harten Vorwürfe sind unbegründet und müssen zurückgewiesen werden. b) Der Handarbeitsunterricht für Knaben mag immerhin schätzenswerthe erziehliche nnd unterrichtliche Vortheile gewähren; dennoch kann nicht zugegeben werden, daß er einem allgemeinen Bedürfniß des Volkes entspringe. c) Die Pflege des Handarbeitsunterrichts kann um so weniger Aufgabe der allgemeinen Volksschule sein, als dadurch letztere entweder allzusehr überlastet oder die Hauptschularbeit zu Gunsten des Nebensächlichen bedeutend verkürzt werden würde. d) Das methodisch und nicht zu spärlich betriebene Schulturnen bildet mit dem Gesang- und Zeichnenunterricht ein vollkommen genügendes Gegengewicht gegenüber den nachtheiligen Einflüssen der geistigen Anstrengung. e) Wenn der Handarbeitsunterricht nicht in den Rahmen der Volksschule gehört, so kann ihm folgerichtig auch kein Platz im Lehrplan der Lehrerbildungsanstalten eingeräumt werden.

Nach einer heißen Debatte über das für und wider bezüglich des Handarbeitsunterrichts wurde folgender Antrag zum Beschlusse erhoben: „Die 28. Allg. Deutsche Lehrerversammlung erkennt die erziehliche Bedeutung des Handarbeitsunterrichts an, hält aber die Frage der Einführung desselben in den Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten noch nicht für so geklärt, daß sie entschieden für oder gegen dieselbe Stellung nehmen könnte, und setzt eine Beschlußfassung hierüber bis zu einer folgenden Versammlung aus."

In der dritten Hauptversammlung am 13. Juni hielt Lehrer A. Weichsel, Würzburg, einen Vortrag „über den Ausbau der deutschen Volksschule." Auf Grund dieses Vortrages wurde folgender Antrag zum Beschluß erhoben: „Das heutige gewerbliche, geschäftliche und staatliche Leben stellt an einen großen Theil der heranwachsenden Jugend höhere Bildungsforderungen als sie die allgemeine 7 stufige Volksschule gewährt. Es ist deshalb ein dringendes Bedürfniß, im organischen Anschluß an die Volksschule eine Mittelschule einzurichten, welche den weitergehenden Anforderungen des gewerblichen Lebens entspricht."

Als letzter Vortrag wurde behandelt das Thema: „Die Nothwendigkeit einer entschiedenen und allgemein giltigen Vereinfachung unserer Rechtschreibung." Referent: Seminarlehrer Krebs, Gotha.

Einige der Hauptpunkte in diesem Vortrage sind folgende: Seit der Einführung der neuen Rechtschreibung hat sich in derselben eine große Verschiedenheit zwischen der Schule und dem Leben dargestellt. Was in der Schule

zu Recht besteht, hat noch keineswegs bei den Behörden, in der Presse und im Volke das Bürgerrecht erlangt. Ein einziges orthographisches Regelbuch für alle deutschen Schulen ist ein unabweisbares Bedürfniß der Schule und Ehrensache des deutschen Volkes. Haben wir erst eine einheitliche, von den Behörden als Norm anerkannte Schulorthographie, so wird dieselbe mit dem heranwachsenden Geschlechte auch mehr und mehr ins Volk hineinwachsen. Es sollten namentlich einfache durchgreifende Regeln für die Schreibung der Fremdwörter aufgestellt werden; denn auf diesem Gebiete herrscht gegenwärtig eine geradezu heillose Verrwirrung. Das schwierigste an allen schwierigen Kapiteln unserer Schulorthographie ist unstreitig das von den Wörtern mit großem und kleinem Anfangsbuchstaben. Welche ungeheure Mühe, welche kostbare Zeit erfordert in der Schule die Einübung der darauf zielenden Regeln und Ausnahmen! Hier vermißt man wiederum die Konsequenz. Als wünschenswerth erscheint ferner die vollständige Beseitigung des „th" in deutschen Wörtern und eine weitere Beschränkung in der Anwendung des Dehnungszeichens. Eine von den Schulbehörden veranlaßte und dem Staat zu empfehlende orthographische Konferenz, wozu auch Oesterreich und die Schweiz sollten eingeladen werden, wäre das geeignetste Mittel, eine einheitliche und vereinfachte Rechtschreibung herzustellen.

Folgende Leitsätze wurden zum Beschluß erhoben: a) Eine einheitliche, im ganzen deutschen Reiche als Norm geltende Rechtschreibung ist nicht nur im Interesse der Schule, sondern auch der nationalen Einheit dringend nothwendig. b) An Stelle der verschiedenen Schulorthographien, die trotz ihrer Mängel als erster Schritt zum Besseren anzusehen sind, muß e i n e für alle deutschen Schulen giltige Rechtschreibung treten. c) In derselben sind alle Schwankungen, Doppelformen und Inkonsequenzen zu beseitigen; gewisse weitere Vereinfachungen sind wünschenswerth. d) Die neue Rechtschreibung ist von den verbündeten Regierungen festzustellen und in Schule und amtlichen Verkehr einzuführen.

Die Berufsfreudigkeit des Lehrers.

(Eingesandt von G. H. Bräutigam.)

Wir lehren unsere Kinden nach dem fünften Gebote in unserem Katechismus, wie geschrieben steht Hebr. 13, 17: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit **Freuden** thun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut. — Dieser Spruch enthält zunächst nur eine Mahnung an die Schüler, sich so zu verhalten, daß der Lehrer einst mit Freuden Rechenschaft darüber und über seine Thätigkeit abgeben könne. Aber jedes Bibelwort ist unergründlich, und so läßt auch dieser Spruch eine weitere Deutung zu. Nehmen wir dazu noch die anderen Sprüche, in denen sehr gewarnt wird, den Kindern Aergerniß und Hinderniß zu bereiten, so müssen wir sagen: Dieser Spruch enthält eine Mahnung an Jedermann; denn Jedermann soll

sich so verhalten und dazu helfen, daß einst der Lehrer mit Freuden Rechenschaft ablegen könne. Ja, es ist damit auch eine Selbstpflicht für den Lehrer eingeschlossen, auch seinerseits alles zu thun, „daß das einst mit Freuden geschehen könne." Soll aber der Lehrer einst mit Freuden Rechenschaft geben können, so ist doch gewiß eine Hauptbedingung hierzu die, daß er hier seines Amtes mit Freuden hat warten können, und darum will ich versuchen, in diesen Zeilen die mancherlei Beeinflussungen unserer Berufsfreudigkeit — seien sie zum Guten oder zum Bösen — uns einmal vorzuführen.

Die Lehrer wachen über die Seelen der Kinder. — Von Natur ist die Seele des Kindes eine bloße Kraft, die den Körper bewohnt; aber es ist eine selbstbewußte Kraft, die der Vervollkommnung fähig ist und sich willkürlich äußern kann. Erst durch Einwirkungen, Beziehungen, mancherlei Umstände wird die Seele etwas, wird der Mensch erst zum Menschen, und an der Erreichung dieses Zieles hat die Erziehung einen großen Antheil; denn sie ist ja die planmäßige Einwirkung auf den Zögling oder Schüler, um ihn zum wahren Menschen zu machen. Der Erzieher — und diesen Titel maßen wir uns Volksschullehrer, oder wenn es besser klingen sollte, Gemeindeschullehrer, auch an — muß die schlummernden Talente wecken, das Vermögen zur Thatkraft entfalten, gleich einem Baumgärtner die schädlichen Neigungen unterdrücken, die guten fördern, und ihnen eine solche Richtung geben, daß sie sich zu Tugenden entfalten, damit der Mensch ein brauchbarer Bürger werde des Reiches Gottes hier und dort. Ja, der Beruf des Erziehers ist ein hochwichtiger, ein heiliger, — aber freilich auch ein schwerer Beruf. Aber das Bewußtsein von seiner Wichtigkeit muß uns stets eine Quelle sein, aus der wir immer und immer wieder eine neue Freudigkeit schöpfen zum Wirken in demselben; es sei uns das heilige Feuer, an dem wir immer aufs Neue die Flamme edler Begeisterung entzünden, wenn unsere Kräfte erlahmen und erschlaffen, wenn Widerwärtigkeiten im Amte uns die Schaffensfreudigkeit rauben wollen. — Wir haben wohl manchmal in einer Schulstunde uns recht abgemüht, dem Schüler etwas klar und verständlich zu machen, und wenn wir nun glaubten, daß Alles wohl begriffen und verstanden sein müsse und die Probe darauf machten und anfingen zu examiniren — siehe, da wars nichts, da war unsere viele Mühe vergebens. Da schlagen wir die Hände über dem Kopfe zusammen, da will der Kleinmuth uns übermannen, auch den Tüchtigsten unter uns, und wir fühlen so recht die Schwere unseres Berufes. Aber es hilft uns doch nichts, wir müssen eben nochmals anfangen und fassen nun die Sache von einer andern Seite an. Nun geht's schon besser, und wenn wir am Schlusse des Schuljahres Rückschau halten und uns sagen können, daß unsere Arbeit doch nicht vergeblich war, daß die Kinder doch durch unsere Mühe gefördert wurden und ihre Kräfte sich entfaltet haben, so ist das doch wieder ein recht erhebendes Gefühl. Wir fühlen uns belohnt für alle Mühe und Arbeit und vergessen sind die Enttäuschungen, die wir haben erleben müssen. Wir kommen uns vor wie der Wanderer, der die Wüste mit ihren Mühseligkeiten und Un-

bilden hinter sich hat und sich am glücklich erreichten Gestade erquickt am erfrischenden Quell. Unser Selbstvertrauen ist gewachsen, neuer Muth und neue Heiterkeit zieht ein in das Lehrerherz. Dieses werden wohl die meisten, schon längere Jahre im Amt befindlichen Kollegen ebensogut, als wie ich selbst, gefühlt und erfahren haben.

Den einzelnen Schüler sich entfalten, ja eine ganze Generation sich entwickeln zu sehen, das bereitet dem beobachtenden Lehrer eine weitere Freude. Wie der Vater sein eigenes Kind sich entwickeln sieht, wie er in dem heranwachsenden Sohne sein Ebenbild erblickt; wie er im Voraus sich denkt, wie das spätere Leben seiner Familie sich gestalten wird, so kann auch der Lehrer sich ein Bild machen von dem zukünftigen Aussehen seiner Gemeinde, d. h. wenn er nicht, wie es leider hier so häufig geschieht, durch selbstverschuldete, und wie noch häufiger, durch nichtverschuldete Ursachen, gezwungen wird, seine Stelle zu wechseln. — Er kann schon ungefähr ermessen, welche Kinder in die Fußtapfen der Eltern treten werden; er kann da und dort auf ein aufkeimendes Talent aufmerksam machen; er kann Winke geben, wie ein geweckter Junge einem ihm zusagenden Berufe zugeführt werde. Manche Hoffnung wird ja getäuscht, manchmal wird statt des Weizens nur Unkraut geerntet; aber diese Fälle sind doch immerhin selten, in den weitaus meisten Fällen trägt der ausgestreute Samen reiche Frucht.

Wenn nun in einer Gemeinde alles wohlbestellt ist, wenn Gefälligkeit, Höflichkeit, Nächstenliebe sich finden unter den Mitgliedern, wenn Vorsteher der Kirche und Schule in Harmonie zusammen arbeiten; wenn man dem nachdenkt, was keusch, was lieblich, was wohllautet, — wenn eine Gemeinde alle diese lobenswerthen und christlichen Tugenden besitzt, dann wird der Lehrer nicht sagen: Das ist mein Werk — das wäre vermessen von ihm — aber er kann doch sagen: „Ich habe manches Steinchen zu diesem Baue beigetragen, da und dort läßt sich meine Hand erkennen," und das Gefühl der Befriedigung, welches in uns Lehrer einzieht, wenn wir uns sagen können, an einem so hochwichtigen Werke, an dem Reiche Gottes, mit Segen thätig gewesen zu sein, das ist ja gar ein reicher Lohn für den Menschen. So blüht an dem schwierigen Wege eines Lehrers und Erziehers gar manches Blümchen der Freude; man muß es eben beachten und zu genießen wissen.

Wenn nun aber der einzelne Lehrer, auf die Wichtigkeit des Berufes pochend, für sich persönliche Ehrenbezeugungen beanspruchte, so wäre das keine billige Forderung. Kellner, der alte Schulmann, sagt in seinen Aphorismen: „Daraus, daß dem Stande und Berufe volle Achtung und Ehre gebührt, darf man noch nicht den Schluß ziehen, daß nun von alle dem Weihrauch jedem einzelnen ein gehöriger Theil durch die Nase ziehen müsse. Nicht der Beruf bringt Ansehen und Verdienst, sondern die Art, wie man den Beruf erfüllt." — Ich muß auch dieses Umstandes Erwähnung thun, weil die Verkennung desselben manchem jüngeren Kollegen Enttäuschung bereitet und er damit in seiner Berufsfreudigkeit gestört wird, bis er zur Erkenntniß kommt, daß für Jeden in jedem Stand das Sprichwort gilt: „Gebückt, gebückt 2c!"

Man ist gern geneigt, die Leistungen der Gemeindeschullehrer, besonders die der Elementarlehrer, mit Geringschätzung zu betrachten gegenüber den Leistungen der Lehrer an den sogenannten Hochschulen. Nun, der Elementarlehrer muß sich ja mit kleinen Dingen beschäftigen und abmühen, weil er dem Kinde die Elemente alles Könnens und Wissens beibringen soll; aber eben deshalb ist seine Arbeit um so wichtiger. Ein gutes Fundament legen ist schwieriger, als der spätere Fortbau darauf, und deshalb darf der Elementarlehrer, wenn er seine Schuldigkeit gethan hat, ebenso stolz das Haupt tragen, als der Lehrer einer höheren Klasse, oder einer Hochschule. Er kann ganz getrost von sich behaupten, daß er der Menschheit so große Dienste geleistet hat, als irgend einer im Staate. Deshalb möchte ich die Vorsteher irgend einer Gemeindeschule warnen vor dem Wahne, daß irgend eine gebildete Persönlichkeit, sei sie nun weiblichen oder männlichen Geschlechts, befähigt sei, die untere oder Elementarklasse zu übernehmen. Die Anforderungen an einen Lehrer der Jetztzeit erfordern einen Kraftaufwand des Geistes, wie er kaum in einem anderen Berufe von einem Menschen verlangt wird. Wenn trotzdem bei Vielen, ja leider Gottes selbst bei Gemeindegliedern, über die Leistungen einer Gemeindeschule noch völlige Unkenntniß herrscht, so wollen wir uns darüber nicht ereifern. Erfreulicherweise macht sich nun auch in unseren Gemeinden die Ansicht geltend, daß eine tüchtige christliche Schulbildung das Beste ist, was man seinen Kindern mitgeben kann und daß die Kosten hiefür nie zu theuer sind. Ebenso sollte sich aber auch die Ansicht Bahn brechen, daß an manchen Stellen eine Aufbesserung des Gehaltes des Lehrers nur zum Besten und Gedeihen der Schule gereichen könne. Aber wir Lehrer müssen eben zufrieden sein und uns die alten Heroen der Pädagogik von Pestalozzi an bis herab zu den Größen der Jetztzeit zum Muster dienen lassen. Sie alle haben gekämpft und gerungen, Viele unter allerlei Entbehrung mit Hingabe ihres Vermögens, nur beseelt von dem Drange, der armen Menschheit aufzuhelfen. Laßt uns ein Gleiches thun, — und laßt uns auch das mit Freuden thun. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Während die Theologische Zeitschrift meist sagen muß „Relata refero,“ so ist sie auch diesmal in der Lage etwas noch nicht berichtetes zu bringen. Es ist der Besuch des Ehrw. Sekretärs der Deutschen Diasporakonferenz, Hr. Dr. Borchardt, in St. Louis. Derselbe hatte im Auftrage dieser Konferenz die Küste des Stillen Oceans vom Puget Sund bis nach Süd-Californien sowie Nevada und Utah durchreist, um die kirchlichen Zustände der evangelischen Deutschen in diesem Theil Amerikas aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Auf der Rückreise besuchte Dr. Borchardt auch St. Louis und unser Predigerseminar, wo er allerdings nicht als ein Fremder ankam, da er schon seitdem unser gegenwärtiges Predigerseminar besteht, in Verbindung mit demselben gestanden und auch der Synode durch Ueberweisung von Zöglingen an dasselbe schätzenswerthe Dienste geleistet hat. Sowohl bei der Ansprache an die Schüler und Lehrer des Seminars als auch in der Konferenz, welche in St. Louis gehalten wurde, wie in dem Abendgottesdienste in der evang. St. Paulskirche, war es von hohem Interesse, einen Mann zu sehen und zu

hören, der von unsern deutschen evangelischen Glaubensgenossen an der Küste des Stillen Oceans, in Südamerika, auf den Steppen von Südrußland, sowie in den Thälern des Kaukasus nicht bloß gehört, oder gelesen, sondern sie selbst gesehen, ihnen gepredigt, mit ihnen geredet und zum Theil auch jahrelang unter ihnen gelebt und gearbeitet hat.

Nicht aber das allein war es, was den Besuch des Schriftführers der Diaspora-Konferenz werthvoll machte. Durch die Thätigkeit dieser Konferenz ist eine zwar völlig freie, aber lebendige und segensreiche Verbindung aller evangelischen Deutschen ins Leben gerufen worden. Während man vor dreißig Jahren kaum wußte, daß und ob es außer Deutschland und Nordamerika noch evangelische Deutsche gebe, und selbst wenn man wollte, nur sehr wenig oder gar nichts von ihnen und ihren Zuständen erfahren konnte, so kennt man heute die deutschen evangelischen Gemeinden und Synoden in Nordamerika, in Brasilien, in Centralamerika, in Chile, in Südafrika, in Kleinasien, in Egypten und dem heil. Lande, in Cis-Kaukasien und Trans Kaukasien, in Italien, Südfrankreich und England, ebenso wie die in Australien, Neuseeland und einigen Inseln des Stillen Oceans, mit einem Wort, die deutschen evangelischen Gemeinden auf der ganzen Erde.

Die Lehranstalten der Missourisynode haben in diesem Herbst eine außerordentlich große Zahl von Schülern aufzuweisen. Neu eingetreten sind in die verschiedenen Anstalten 246. Die in Fort Wayne eingetretenen 74 kommen zum Theil aus den Progymnasien; ein Theil ist indeß neu eingetreten. Ebenso ist es im Concordia-Seminar in St. Louis, wo sich unter 59 neu aufgenommenen Schülern auch solche befinden, die aus Deutschland kommend, jetzt erst ganz neu eingetreten sind.

Die Jowasynode hat am Sonntag den 15. September ihr neues Seminar in Dubuque eingeweiht. Ueber die Festreden und sonstigen Feierlichkeiten weiter zu berichten ist wohl um so weniger nöthig, als das Fest in ähnlicher Weise verlief wie seinerzeit die Einweihung unseres eigenen Seminars, nur daß der Regen schon Vormittags vor Beginn der Feier aufhörte.

Das Kirchengesetz betr. die **Fürsorge für Wittwen und Waisen** der Geistlichen der evang. Landeskirche der neun ältern Provinzen Preußens tritt mit dem 1. Okt. d. J. in Kraft. Das Wittwengeld beträgt ein Drittel der verdienten Pension, das Waisengeld für jedes Kind ein Fünftel des Wittwengeldes, für mutterlose Kinder ein Drittel desselben. Für eine Wittwe, die mehr als 15 Jahre jünger ist als ihr verstorbener Mann, treten Abzüge ein und zwar $1/_{40}$ für jedes Jahr mehr als 15. Auch haben Wittwen und Kinder, aus der Ehe eines Geistlichen, die erst nach Versetzung in den Ruhestand geschlossen wurde, keine Ansprüche. Die Gelder, welche eine Wittwe aus örtlichen Stiftungen oder aus Diöcesan- oder sonstigen Wittwen-Kassen bezieht, sollen bei Berechnung ihrer Ansprüche mit eingerechnet werden, so daß sich also die von der allgemeinen Kasse ausgezahlte Summe um die sonstigen Bezüge vermindert.

Die Einzahlungen sind folgendermaßen geregelt. Die Geistlichen zahlen 3 % ihres Einkommens; die Gemeinden zahlen 1 % ihrer Staatssteuern, und die Kirchenkassen, welche Ueberschüsse aufzuweisen haben, 10 % ihrer etatsmäßigen Ueberschüsse. Sind anderweitige Bezüge gesichert, so ist der von dem Geistlichen zu bezahlende Beitrag zu ermäßigen, aber nur bis auf ½ Procent seines Einkommens. Dieser Betrag aber muß unter allen Umständen bezahlt werden, selbst dann, wenn Geistliche, welche Mitglieder der allgemeinen Verpflegungsanstalt sind, durch eine schriftliche Erklärung für ihre Wittwen auf das Wittwengeld verzichten.

Interessant wäre es, einen Vergleich mit unsern Verhältnissen anzustellen, wenn dergleichen möglich wäre. Ein Drittel der verdienten Pension ist nach den bestehenden Einrichtungen in den meisten Fällen eine immerhin noch bescheidene Summe; ebenso ist aber auch 3 % des Einkommens nicht sehr hoch gegriffen. Wie sich aber vollends die Beiträge der Gemeinden und Kirchenkassen zu den Beiträgen der Geistlichen verhalten, läßt sich nicht bestimmen, nur soviel ergiebt sich, daß selbst bei diesen sehr mäßigen Auszahlungen das Aufbringen der Mittel doch bedeutende Anstrengung erfordert.

Die englische Kirchenkonvokation scheint auch darauf hinzuarbeiten, oder genauer gesagt, darauf hingedrängt zu werden, daß das Verhältniß der englischen Staatskirche zum Staate ein weniger enges werde. Gerade hier zeigt es sich, daß die englische Staatskirche die am meisten vom Staat abhängige protestantische Kirche ist, wenn man ihr überhaupt den Namen protestantisch, den ihre Angehörigen zum Theil verwerfen, zugestehen will.

Die Kirchenkonvokation war ursprünglich eine Art kirchliches Parlament, oder, wenn man will, auch Synode, die im Mittelalter behufs Selbstbesteuerung der Geistlichkeit zusammengerufen wurde. Da ihr außerdem noch das Recht, Beschwerden einzubringen zustand, so hatte sie vor der Trennung der englischen Kirche von Rom einen bedeutenden Einfluß. Nachher hatte sie etwa die Stellung einer Landessynode, welche über Lehre und Kultus berieth und die kirchlichen Gesetze, ehe sie dem Parlament vorgelegt wurden, wenigstens formell guthieß. Im Jahre 1665 wurde aber das Besteuerungsrecht dem Staate übertragen und da die Versuche, kirchlich Reformen durchzuführen, zu den heftigsten Streitigkeiten führten, so wurde seit 1717 die Konvokation zwar jedesmal mit dem Parlament einberufen, aber sofort wieder vertagt. In den letzten Jahrzehnten trat sie auch wieder faktisch zusammen, ohne daß sie indeß sich eine Bedeutung hätte verschaffen können. Jede der beiden Kirchenprovinzen hat ihre eigene Konvokation; Canterbury mit einem Ober- und Unterhaus, während York nur ein Haus hat. In beiden Provinzen sind Laien von der Konvokation ausgeschlossen.

Dagegen liegt in Folge der Suprematie der englischen Krone über die Kirche die letzte Entscheidung über kirchliche Fragen, selbst dann, wenn sie Lehrfragen sind, gar nicht in den Händen des Klerus, sondern ausschließlich in den Händen von Laien, indem der oberste kirchliche Gerichtshof (Court of Privy Council) in diesen Angelegenheiten nur aus Laienrichtern besteht.

Die Kirchenkonvokation von Canterbury hat nun in diesem Jahre für kirchliche Angelegenheiten einen gemischten Gerichtshof in Vorschlag gebracht. Daß eine Umgestaltung des kirchlichen Gerichtswesens nöthig ist, haben die ebenso endlosen wie resultatlosen Ritualistenprocesse bewiesen; namentlich aber wird die Sache von Bedeutung bei den gegenwärtig anhängigen Processen gegen den Bischof von Lincoln und den Dechanten und das Kapitel von St. Paul in London. (Vgl. Th. Ztsch. 1888 Seite 255.) Die Ritualisten erkennen nämlich den Geheimen Rath (Privy Council) nicht als rechtmäßigen Gerichtshof an, weil er ohne Zuziehung der Kirchenkonvokation geschaffen worden ist und weil Laien über innerkirchliche Fragen entscheiden. Um nun diese Einwände hinfällig zu machen ohne die Suprematie der englischen Krone anzutasten, hat die Konvokation mit einer Stimme Mehrheit folgenden Vorschlag gemacht; die Krone soll eine Anzahl von Richtern für kirchliche Processe ernennen, aus welchen der Lordkanzler für jeden einzelnen Fall fünf auswählen soll. Außerdem sollen die beiden Erzbischöfe sowie jedesmal vier Bischöfe zu diesem Gerichtshof gehören. Dagegen soll die Abstimmung nicht nach der Anzahl der Richter im Ganzen, sondern nach Ständen erfolgen. Sind nun die Abstimmungen einander widersprechend, so ist die Appellation hinfällig und das Urtheil der vorhergehenden Instanz bleibt giltig. Zufrieden werden allerdings die Ritualisten nicht sein, denn die Suprematie des Staates ist nicht beseitigt, während ihre Gegner es ebensowenig sind, da sie fürchten, daß die Entscheidung des Gerichtshofes, der nun ein kirchlicher sein würde, die gegenwärtigen Lehrgrundlagen der englischen Kirche verändern könnte, während es sich bei der Entscheidung von Laien nur darum handle, ob die untere Instanz die bestehenden Gesetze im gerade vorliegenden Fall richtig angewendet habe oder nicht.

Außerdem ist noch sehr fraglich, ob das „Haus der Gemeinen" auf diese Vorschläge überhaupt eingeht, denn dort liegt die schließliche Entscheidung der Sache.

Ein anderer Vorschlag der Kirchenkonvokation hat mehr Aussicht auf Verwirklichung. Bei der Frage „über Organisationen zur Christianisirung der Arbeitermassen" wurde nämlich die Gründung von Mönchsorden befürwortet und zwar in folgenden Anträgen: „1. Die Zeit ist gekommen, wo die Kirche zur Erfüllung ihrer Aufgaben sich der hinge-

benden Arbeit von Bruderschaften, sowohl von Klerikern als von Laien, mit Vortheil bedienen kann. 2. Den Gliedern solcher Bruderschaften ist zu gestatten, sich selbst durch widerrufliche Gelübde von Ehelosigkeit, Armuth und Gehorsam zu binden. 3. Solche Bruderschaften haben in Unterwerfung unter die Autorität des betr. Diöcesanbischofs und nur auf Einladung und mit Beistimmung des Pfarrgeistlichen zu arbeiten."

Der erste dieser Anträge, die vor dem Plenum nicht durch einen Ritualisten, sondern durch Diakonus Farrar vertreten wurden, wurden ohne Entgegnung einstimmig angenommen, die beiden andern aus Zeitmangel bis auf weiteres vertagt.

Den Beschlüssen ist übrigens die Ausführung zum Theil schon vorangegangen, indem ein Orden vom heiligen Geist bereits seine „Regel" veröffentlicht hat und ein Mönch — „Bernhard" nennt er sich — in einem Buch bereits die Erfahrungen des anglikanischen Klosterlebens beschreibt, das in sich selbst „vollkommener und verdienstlicher als irgend ein in der Welt mögliches Leben" sein soll.

Auch eine Art „Evangelischer Bund" hat sich in England gebildet unter dem Namen „The Protestant Churchmens Alliance." Dieselbe beabsichtigt in allen englischen Diöcesen womöglich Zweigvereine ins Leben zu rufen. Als Aufgabe dieser Allianz wird erklärt: 1. Die Beschaffung einer Grundlage für eine Union und von Gelegenheiten für Besprechung und gemeinschaftliches Handeln aller Mitglieder der Kirche, welche die Principien der Reformation, das jetzige Gebetbuch und die Artikel sowie die Uniformitätsakte als ihre Norm für Lehre und Ritus, und ganz besonders den nicht-priesterlichen Charakter der Geistlichkeit der Kirche von England aufrecht erhalten wissen wollen; 2. Die Beschaffung von Mitteln, welche je nach der Zeitlage erforderlich scheinen, um das Volk zu belehren und zu unterrichten, über die wahre Geschichte und die wahren Principien der Kirche von England und des allgemeinen Gebetbuchs, deren Grundlage die Lehre des heiligen Gotteswortes ist — zugleich mit dem Zweck, die Anhänglichkeit desselben an die Staatskirche zu sichern und aufrecht zu erhalten, sowie auch die Entfremdung des Volkes von derselben durch falsche Darstellung ihrer Lehre und Disciplin zu verhindern."

Damit hat sich die Evangelical party der englischen Staatskirche ein bestimmtes Programm gegeben, das in erster Linie gegen den Ritualismus, diesem Vorläufer und Handlanger des Romanismus, gerichtet ist. Die Partei hat allerdings mit dem Nachtheil zu kämpfen, daß ihr Programm zunächst ein rein konservatives ist, daß sie eben nur nicht rückwärts nach Rom will. Bleibt sie übrigens fest dabei stehen, so werden ihr außer der bloßen Abwehr auch noch positive Aufgaben erwachsen. Zunächst gilt es, ähnlich wie in Deutschland, die zerstreuten und einander aufreibenden Kräfte zu sammeln und zu einigen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung sowohl das Wort eines Gliedes der Versammlung in London: „Wir sind zuerst Protestanten und nachher erst Konservative oder Liberale," als auch die Aeußerung eines englischen Kirchenblattes: „Wir sind bereit selbst die Staatskirche zu opfern, falls solch großes Opfer nöthig sein sollte, um unsern Protestantismus zu erhalten."

Wie nöthig es übrigens in England ist, für Erhaltung des Protestantismus einzutreten. Das zeigt sich an den Berichten über den Fortschritt des Ritualismus. So hat sich z. B. ein ritualistischer staatskirchlicher Geistlicher seiner Gemeinde als Zeichen seines bevorstehenden Amtsantrittes ein mit Juwelen besetztes Kreuz übersandt. Als er sein Amt angetreten hatte, verlangte er von seinem Chor die Kniebeugung bei jedem Gloria, was indeß der Chor verweigerte und führte den Weihrauch beim Altardienste ein. Von solchen Dingen bis zum Uebertritt in die römische Kirche ist nur ein Schritt, den neuerdings auch wieder drei anglikanische Geistliche vollzogen haben.

Am 16. August haben die Waldenser am Genfer See ein Denkmal an die vor 200 Jahren erfolgte Rückkehr ihrer Vorfahren nach ihren Thälern, eingeweiht, und zwar an der Stelle, von wo aus P. Henri Arnaud nach der Tradition sich mit seiner muthigen Schaar einschiffte. Festgäste waren nicht blos aus der Schweiz und den Thälern, sondern auch aus Rom und Neapel gekommen. Pastor Bosio, der stellvertretende Leiter der Waldenser, hielt im Anschluß an den 126. Psalm die Festrede, welche auf die

wunderbare Erhaltung der Waldenserkirche, ihre Mission für Italien und die Freiheit und Anerkennung, deren sie sich heute erfreut, hinwies. Nach ihm sprach P. Meille von Luzern, indem er an den Schwur von Sibaud erinnerte, in welchem die Waldenser das Gelübde thaten: Wir geloben alle unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, so viel es uns möglich sein wird, den Rest unserer Brüder dem grausamen Babel zu entreißen, um mit ihnen sein Reich aufzurichten und zu erhalten bis zu unserm Tod." Er schloß seine Rede mit den Worten: Die Waldenser haben mehr gethan als durch ihren Fleiß und ihre Arbeit ihre zerstörte Heimath wieder herzustellen, sie gaben Italien nicht nur eine blühende Landstrecke, sie brachten ihm Gewissensfreiheit; sie waren der Anlaß, daß der Staat das Princip der moralischen Freiheit, diese Quelle alles wahren Lebens und Fortschrittes der Völker, anerkannte. Der Geist der Väter lebt in den Kindern fort. Die Waldenserkirche trägt das Evangelium über ganz Italien, von Aosta an, wo sich eine Waldenserkapelle gegenüber von dem Denkmal erhebt, das an die Ausweisung Calvins erinnert, bis hin nach Rom, wo die Waldensergemeinde eine prächtige Kirche besitzt.

Cronaca nera — die schwarze Chronik heißt ein Blatt, das in Italien seit dem 20. August 30,000 Abonnenten gewonnen hat und die Interessen des niederen Klerus in Italien vertritt. Die niedere Klerus ist ja dort vielfach vaterländisch gesinnt. Priester und Mönche hatten an den Befreiungs- und Einigungskämpfen Italiens theilgenommen und viele von ihnen ihren Tod auf dem Schlachtfelde gefunden.

Das Blatt stellt sich entschieden auf die Seite Italiens, hofft aber durch Ueberwindung der intransigenten Partei im Vatikan den Papst von seinen falschen Berathern zu befreien und ihn für eine Aussöhnung mit Italien zu gewinnen.

Zugleich arbeitet es auf eine Verbesserung der Lage des niederen Klerus hin, sowie auf eine geschütztere Stellung desselben gegenüber der Willkür und den Launen der kirchlichen Machthaber.

Während mancher Prälat in Rom seine 30,000 Lire (über $5600) verpraßt, so sind viele alte Priester noch glücklich zu nennen, wenn sie es bis zu einem Jahreseinkommen von 500 Lire (nicht ganz $95) gebracht haben. Auf dem Lande giebt es Priester, die von 10 bis 15 Lire monatlich erhalten ($1.88—2.72); diejenigen, welche monatlich 30 Lire ($5.64) Gehalt haben, sind schon selten. Dabei sind sie der Willkür ihrer geistlichen Oberen völlig schutzlos preisgegeben. So hatten z. B. zwei Priester sich in Venedig geäußert, daß der Patriarch schlecht berathen gewesen sei, als er der Königin von Italien bei ihrem Besuch in Venedig die ihr gebührenden Ehrenbezeugungen verweigert habe. Dafür wurden sie vom Patriarchen a divinis suspendirt. Da nun der eine von ihnen vermögenslos ist, so ist er gezwungen, Almosen zu erbitten, um leben zu können.

Ob sich die Erwartung der "Cronaca nera," daß der Papst, wenn er besser informirt sei, auch friedlich gegen Italien gesinnt sein werde, ist bis jetzt sehr zweifelhaft, denn er hat die Cronaca entschieden verdammt und durch seine Nuntien den Regierungen einen Protest gegen dieselbe mittheilen lassen. Es wird sich dem Papste gegenüber auch in diesem Falle, wie in allen früheren, das Wort erfüllen: Niemand kann zween Herren dienen.

Der Kardinal Lavigerie ist mit seinem Kreuzzug schon wieder auf dem Rückzug. Die Luzerner Versammlung wurde erst angeblich aus Rücksicht auf die Franzosen, welche wegen ihrer Wahlen, die aber 6—8 Wochen später fielen, nicht kommen konnten, verschoben. Ursprünglich hatte man in Deutschland, Belgien, Italien und England die Sache betrieben, ohne sich sonderlich um die Franzosen zu kümmern. Sogar ultramontanen Blättern erschien die Erklärung der Verschiebung des Luzerner Congresses durch die Rücksicht auf die Franzosen „gezwungen," d. h. in diesem Falle auf gut deutsch „unwahr" Da mußte zuletzt Kardinal Lavigerie die letzte Delung und den päpstlichen Segen erhalten, konnte also unmöglich einen Congreß abhalten. Einige Tage darauf war er wieder besser.

Die ganze Sache entpuppt sich als eine jesuitische Intrigue, wodurch die Papstpolitik mit Zuhilfenahme Frankreichs gefördert werden sollte. Der italienische Ministerpräsident — und wohl nicht er allein — hatte die Sache durchschaut und den Kardinal als

einen Agenten Frankreichs bezeichnet. Es handelte sich bei der ganzen Kreuzzugsbewegung darum, Deutschland, Italien und England in kriegerische Unternehmungen in Afrika zu verwickeln, damit die Franzosen für ihren Rachekrieg freie Hand bekämen. Nun, nachdem die Sache mißlungen ist, soll die Nichtbetheiligung der Franzosen schuld daran sein. Das sind römische Humanitätsbestrebungen.

In einem Rundschreiben der heiligen Congregation der Bischöfe an alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, sowie an alle Ordinarien wird alle Schuld an dem Untergang des Kirchenstaates im Jahre 1870, sowie an der Errichtung des Giordano-Bruno-Denkmals den „Freimaurern und ihren Genossen" zugeschoben und Belehrung durch Hirtenbriefe, Predigten u. s. w. über die Schwere des durch beide Thatsachen in den Augen Roms begangene Verbrechen angeordnet. Außerdem werden den Gläubigen Gebete und Werke der Genugthuung empfohlen, durch welche die dem göttlichen Namen durch Errichtung des genannten Denkmals zugefügte Schmach gesühnt und Gottes Zorn besänftigt werden soll. Wem fiele nicht Röm. 2, 17—24 ein?

Wie dreist die römische Priesterschaft im Nehmen ist und wie sie, sobald es sich um Geldmittel handelt, alle andern Mittel diesem Hauptmittel dienstbar zu machen versteht, zeigt sich in einem Aufruf, mit dem sich dieselbe auch an evangelische Christen wendet. Dieselben werden nämlich um Gaben zum Wiederaufbau der theilweise abgebrannten Wallfahrtskapelle des heiligen Rochus ersucht, weil Göthe im Jahre 1814 die Rochuskapelle bei Bingen besucht und das bunte Jahrmarktstreiben des Rochusfestes humorvoll geschildert hat. Schon das wäre Dreistigkeit genug, die Protestanten deshalb um Gaben anzugehen, weil einmal ein berühmter Protestant den Platz besucht und beschrieben hat. Bedenkt man aber, daß gerade Göthe es ist, der seit einer Reihe von Jahren von solchen römischen Literaten, wie Brunner und Baumgärtner, unablässig und systematisch mit Schmutz beworfen wird, dessen Werke als „schlechte Lektüre" hingestellt werden, vor der ein jeder Katholik sich hüten müsse und die man mit allen Mitteln aus den Kreisen der gebildeten Katholiken zu verdrängen sucht, so kommt man in Verlegenheit um einen Ausdruck in der deutschen Sprache, der ein derartiges Benehmen hinreichend zu charakterisiren im Stande wäre.

In Bayern wurde ein katholischer Geistlicher wegen Gotteslästerung verurtheilt. Derselbe hatte nämlich in einer Wirthschaft seinem Aerger über eine Tanzbelustigung in solcher Weise Ausdruck gegeben, daß das Gericht ihm wegen Gotteslästerung zwei Monate Gefängniß zusprach.

Daß auch Stahlwaaren durch eine Art Weihungsprozeß im Werthe steigen, wenigstens für Katholiken, hat sich in neuerer Zeit gezeigt. Es werden nämlich an vielen Orten stählerne Uhrketten zu dem vier bis fünffachen Werthe gekauft, weil sie von den in der Kirche St. Pietro in Vincoli aufbewahrten Ketten des heil. Petrus berührt worden sind. So wird es wenigstens bezeugt durch Atteste des Vorsitzenden der Erzbrüderschaft der Ketten St. Petri, welche die Verkäufer aufzuweisen im Stande sind. Diese Erzbruderschaft hat den Zweck, die Verehrung der Ketten des heiligen Petrus zu verbreiten und der Zweck dieses Kettendienstes ist das Gebet um Ausrottung der Ketzer.

Auch in Griechenland besteht eine Gesellschaft für innere Mission, die als einen Zweig ihrer Thätigkeit eine Stiftung ins Leben gerufen hat, die den Namen „Apostel-Paulus-Stiftung" führt und den Zweck hat, die sehr dürftige geistliche Bildung und religiöse Erkenntniß der Gemeinden zu heben, oder eigentlich die Geistlichkeit derart zu reorganisiren, daß sie einer solchen Aufgabe gerecht werden kann. Da nämlich in Griechenland der Staat sich um den Unterhalt der Geistlichen gar nicht kümmert, sondern die Feststellung und Aufbringung des Gehaltes der Geistlichen lediglich den Gemeinden überläßt, so ist die äußere Lage der griechischen Geistlichkeit an den meisten Orten eine sehr ärmliche und es ist gerade bei den besser gestellten Klassen eine Abneigung gegen den geistlichen Beruf vorhanden. Während die besser dotirten Stellen in den Städten stets von einer Menge Bewerber bestürmt werden, sind die Landgemeinden oft längere Zeit unbesetzt. Daß derartige Zustände verderblich für die religiöse Erkenntniß und das religiöse Leben sind, ist selbstverständlich. Die „Apostel-Paulus-Stiftung" will nun durch

Gewährung von Gehaltszulagen die Geistlichen namentlich in den kleineren Landgemeinden zu einem längeren Verbleiben an ihren Stellen zu bestimmen suchen; außerdem aber die Bildung und Befähigung der Geistlichen selbst heben. Diejenigen Geistlichen, welchen ein Zuschuß gewährt wird, haben sich nämlich in Athen einem Lehrkursus zu unterziehen, in welchem sie unter der Leitung eines Geistlichen, welcher Mitglied der „Anaplasis," d. h. der inneren Missionsgesellschaft ist, die bekenntnißmäßige Erklärung der Evangelien, sowie die volksthümliche Predigt erlernen sollen.

Außerdem sollen sie — und gerade das ist hier ganz eigenthümlich — einen Lehrgang in der praktischen Landwirthschaft machen. Die Sache verliert ihr befremdliches, wenn man bedenkt, daß die Neugriechen alles werden wollen, nur keine Bauern und Arbeiter. Während überall am östlichen Theile des mittelländischen Meeres griechische Kaufleute, Advokaten, Lehrer, Aerzte und Journalisten in Ueberfluß vorhanden sind, fehlt es in Griechenland an Landbauern und Arbeitern, so daß der größte Theil des Landes als Weide benutzt wird.

An den russischen Universitäten sollten diesen Herbst zum erstenmal die durch das neue Universitätsstatut vorgeschriebenen Staatsexamina stattfinden. Die Bestimmungen über den Examensmodus sind aber dermaßen streng, daß nur sehr wenige Studenten sich zum Examen meldeten. Damit nun aber die ganze neue Einrichtung sich nicht als einen Fehlschlag erweise, wurden die Studenten von den Dekanen der verschiedenen Fakultäten theils mündlich, theils durch vertrauliche Rundschreiben in Kenntniß gesetzt, daß man die strengen Examensvorschriften in sehr milder Weise anwenden werde, was natürlich allgemeine Befriedigung und Ermuthigung zum Bestehen der Examina erzeugte.

Schulnachrichten.

Lehrer J. Field, Glied des Lehrervereins, hat gewechselt und die Lehrerstelle an der zweiten Klasse der evang. Zions-Gemeinde in St. Louis, Mo., übernommen. — Lehrer C. F. Lohse, Glied des Lehrervereins, ist zum Lehrer an der zweiten Klasse in der deutschen protestantischen Waisenheimath, St. Louis Co., Mo., gewählt worden. — Lehrer J. F. Riemeier, Glied des Lehrervereins, ist als Lehrer an der ersten Klasse der evang. Friedens-Gemeinde in St. Louis, Mo., berufen worden und hat derselbe daselbst sein Amt am 21. September angetreten. — Lehrer L. C. Carstensen, Glied des Lehrervereins, hat die Lehrerstelle an der zweiten Klasse der evang. Immanuels-Gemeinde in Chicago, Ills., übernommen.

Die auf der diesjährigen Conferenz der evang. General-Synode beabsichtigte organische Eingliederung des Lehrervereins, resp. der Lehrer in Synodalverband ist noch auf drei Jahre bis zur nächsten General-Conferenz der Synode verschoben worden. Demzufolge besteht der Lehrerverein in seiner bisherigen Verbindung mit der Synode noch fort. Den Distrikts-Synoden ist der Auftrag geworden, über diesen Gegenstand noch weiter eingehenden Berathungen sich zu unterziehen und das Resultat derselben der nächsten General-Synode zu unterbreiten. Die Lehrer innerhalb unserer Synode haben also noch drei Jahre Zeit, es sich reiflich zu überlegen, ob sie, wie es vom Komite — das auf der General Conferenz über die Anträge der Distrikte bezüglich des Verhältnisses der Lehrer zur Synode zu berichten hatte — der General-Synode zur Beschlußnahme unterbreitet wurde, sich *als nur berathende, aber nicht stimmberechtigte Glieder* in die Synode wollen aufnehmen lassen. Gewiß ist es der aufrichtige Wunsch der Lehrer, mit der Synode in möglichst innige Verbindung zu treten, als ja die auf Gottes Wort gegründete und von Christi Geist gewirkte, brüderliche Verbindung der Pastoren und Lehrer zu einem gesegneten Zusammenwirken am Werke des Herrn erforderlich ist. Doch stehen die Lehrer mit einem fragenden „*Warum?*" gegenüber einer Mitgliedschaft, die ihnen das Stimmrecht vorenthält; und zu erwarten ist, daß gerade die recht tüchtigen und entschieden christlichen Lehrer *gegen* eine solche Mitgliedschaft sind und daß auch viele unserer evangelischen Gemeinden für *volle* Mitgliedschaft ihrer Lehrer eintreten werden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. November 1889. Nro. 11.

Briefe über das Predigen.

(Von P. J. B. Jud.)

IX.

Lieber Freund! Wenn ich in meinem letzten Briefe forderte die Textwahl soll durch den Zustand der Gemeinde bedingt werden und habe dir einige Beispiele angeführt, so meinte ich damit natürlich nicht, daß nun jede Predigt wieder einen besonderen Zustand zur Veranlassung haben müsse, oder daß vollends der Prediger eine chronique scandaleuse werden müsse, der nun jeden Sonntag etwas aus seiner Gemeinde „bringe." Sondern ich meinte alle seine Predigten sollen zu dem Zustande der Gemeinde passen, er soll seiner Gemeinde das aus Gottes Wort bringen, was ihr fehlt.

Wir kommen nun zu einem weiteren wichtigen Gegenstand, den wir schon einmal berührten, zu dem „Thema": Was ist das Thema? Es ist ein Satz der die Einheit der folgenden Predigt zum Ausdruck bringt. Es zeigt nicht nur dem Prediger Weg und Grenze für seine Predigt, sondern auch dem Zuhörer das Ziel auf das der Prediger lossteuert. Es spannt und beruhigt den Zuhörer zugleich, indem er dadurch weiß, er wird nicht planlos in unendlichen Weiten herumgeführt. Er folgt darum williger und wird genöthigt zu folgen. Diesem Bedürfniß des Zuhörers, zu wissen, wo es hingeht, ist gewiß die allgemeine Sitte in der Kanzelberedtsamkeit ein Thema voranzustellen entsprungen. Man könnte zwar einwenden der Text gebe ja bereits diese Gesichtspunkte. Jedoch ist der Text, um zu einem früheren Gleichnisse zurückzukehren, gleich der Sonne. Es kommt auf den Gegenstand an auf den er scheint. Der Zuhörer hat das Bedürfniß zu wissen, auf was der Prediger diese Sonne scheinen lassen will. Das Thema ist und soll eine Einheit des Textes sein, aber nicht die objektive, wie sie in dem Texte ohne Meditation liegt, sondern die subjektive, durch die Meditation des Predigers hindurchgegangene Einheit. Z. B. wenn ich sage, wir betrachten heute: „Wie der Pharisäer und der Zöllner im Tempel beten," so habe ich die Einheit von Luk. 18, 9—14 gegeben, aber der Zuhörer weiß damit nicht, daß ich über den Text nachgedacht habe, er weiß nichts von meinem Eindrucke, den ich vom Texte habe, auch nicht wohin ich ihn mit meiner Predigt führen will. Sage ich aber: „Wir sehen: Wie die Erhörung des Gebetes von der Stellung des Herzens abhängt," so sieht der Zuhörer, daß ich eine bestimmte Auf-

fassung des Textes habe, er erkennt das Ziel zu dem ich ihn hinführen will. Die Sonne läßt jedes in einer bestimmten Farbe erscheinen. Dies ist die erste Forderung nach der, daß das Thema der Ausdruck der Einheit der folgenden Predigt sein soll: das Thema muß Farbe haben. Die andere Forderung, die aus demselben Gesichtspunkte hervorgeht, ist die Kürze des Themas. Wenn das Thema dem Zuhörer das Ziel zeigen soll, auf das ich ihn hinführen will, muß er es nach einmaligem Hören behalten können, sonst nützt es ihm nichts und könnte dann gerade so gut wegfallen. Ein Thema, das folgendermaßen lautet: „Wie tröstlich es am Todtenfeste für uns ist, daß der Herr von Jairi Töchterlein gesagt hat: das Mägdlein ist nicht todt, sondern lebet," ist, wenn es auch von einem Dr. der Theologie stammte, zu lang um seinen Zweck zu erfüllen. Warum nicht einfach: Unser Trost am Todtenfeste, mit derselben Partition 1. Der Herr vergleicht den Tod mit einem Schlafe; 2. Er bürgt für das Erwachen aus diesem Schlafe; 3. Er bekräftigt seine Worte mit der That. Es scheint zuweilen die Kürze nur auf Kosten der Genauigkeit gefunden werden zu können. Daß aber die Länge darum noch keine Genauigkeit gibt zeigt obiges Beispiel. Der Trost wird dann doch nicht nur aus dem „sagen," sondern aus dem ganzen Vorgange geschöpft, wie die Partition beweist. Will man noch eine Forderung hinzufügen, so mag es die des Wohlklangs, des Rhythmus sein. Jedoch fällt diese Forderung mit den andern zwei der Farbe und der Kürze so zusammen, daß wir sie füglich übergehen.

Mit dem Thema hängt die Partition auf das engste zusammen. Gibt das Thema den Ausdruck der Einheit der ganzen Predigt, so die Partition die Einheiten der Haupttheile. Gibt das Thema das Hauptziel zu dem der Prediger den Zuhörer führen will, so die Theile die einzelnen Stationen. Die Forderungen des Themas, Farbe, Kürze und Wohlklang gelten auch hier. Aber eine besondere Forderung tritt hinzu. Wir wollen sie die Begrenztheit nennen. Es sollen der Theile nämlich nicht zu viele angegeben werden. Werden zu viele angegeben, so kann der Zuhörer sie nicht behalten. Darum sollen in der Regel nicht mehr als höchstens vier oder fünf Theile angegeben werden.

Was nun die sprachlich rhetorische Form des Themas und der Theile betrifft, so liegt daran nicht so viel, wenn obige Forderungen erfüllt werden. Ein Thema kann, wenn der Text sehr kurz ist, mit dem Texte zusammen fallen, es kann ein Theil des Textes sein und die Theile können besondere Sätze sein, oder ebenfalls mit Textworten genannt werden. Oder das Thema kann ein Satz, ja nur ein Subjekt sein, in dem die Textgedanken sich zusammenfassen. Ueber diese Formen findest du in jeder Homiletik Aufschluß. Die Individualität hat hier viel Recht.

Wir wollen für diesmal schließen und das nächste mal uns zu dem weit wichtigeren Gegenstande, der Vorbereitung auf die Predigt, wenden.

Unterdessen nimm meine herzl. Grüße. Dein

Philemon.

X.

Lieber Freund! Da die Predigt auf der einen Seite Bibelauslegung sein muß, andererseits aber Bibelauslegung eben in bestimmter Anwendung, so ist bei der Vorbereitung das richtige Bibelverständniß das erste, was die Vorbereitung anstreben muß, also die Exegese der erste Schritt in der Vorbereitung. Ich meine das ist eine Ursache, warum viele klagen das Predigen werde ihnen schwer. Es geht ihnen wie Einem, der schreinern will, aber das Handwerk nicht versteht. Er hat einen Balken oder ein Brett unbeschlagen und ungehobelt. Dieses Material will nirgends hinpassen. Man kann nicht einmal ein richtiges Maß davon nehmen. Dieser Schreiner klagt nun: Ich habe nicht den rechten Stoff für meinen Zweck. Da kommt der richtige Schreiner mit Maß, Breitaxt und Hobel. Er thut Arbeit, die anfangs nutzlos erscheint. Er mißt, aber nicht ob der Stamm an die Stelle, wo er hinein soll, paßt, sondern macht nur mit der Schnur eine gerade Linie und behaut eine Seite nach dieser Linie. Ist diese Seite recht, so wird die andere vorgenommen; nach und nach kann man mit dem Winkelmaß daran, der Hobel folgt und es zeigt sich, daß in dem unpassenden rohen Block dasjenige enthalten ist, was paßt. Staunend hat der erste Schreiner zugesehen und sich gewundert über die scheinbar unnöthige Arbeit, die ja mit der Sache nichts zu thun habe. Es ist mit der Vorbereitung auf die Predigt gerade so. Die Exegese, die sich nur mit dem Wortsinne beschäftigt, scheint nutzlos, man möchte den Stoff wie man ihn gerade braucht. Der Stoff ist in der Bibel, aber er muß herausgeholt werden, und da ist Arbeit nöthig, die scheinbar mit der betreffenden Predigt nichts zu thun hat. Es handelt sich darum, den Sinn, den der Schriftsteller dabei hatte, zu verstehen. Dazu ist erstens nöthig, Wort für Wort zu lesen und den Begriff des Wortes, den der Schriftsteller zu seiner Zeit und an seinem Ort damit verband, zu erfassen, und zweitens sich ganz in Zeit und Ort und Lage des betreffenden Textes hineinzuversetzen. Das ist die Gelehrtenarbeit des Pastors; sie hat scheinbar mit der Predigt nichts zu thun. Und das ist wohl der Grund, warum sie Viele unterlassen, andere sie aber auch nicht recht verstehen. Ein Student, der eine Exegese über einen bestimmten Text liefern sollte, soll auf das Blatt geschrieben haben: „Hier ist nichts zu erklären, hier ist alles klar." Derselbe hat offenbar nicht verstanden, was Exegese ist. Ihm war Exegese nur das sich herumschlagen mit Schwierigkeiten, mit Kreuzen der Exegeten, wo er aber kein solches Kreuz fand, da fand er auch nichts zu thun. Gewiß, der Prediger darf den Kreuzen nicht aus dem Wege gehen, aber der Kampf mit diesen Schwierigkeiten ist das Wenigste von seiner Arbeit. Seine Arbeit besteht im Herauslegen der gewöhnlichsten Begriffe. Der Herr sagt: Wachet! Der Student sagt, da ist nichts zu erklären. Weil er sich nicht bemüht hat, sich einen Begriff von dem zu bilden, was Wachen im körperlichen und geistigen Sinne bedeutet und sich nun frägt: wie kann man darüber predigen? Ein Anderer sucht sich diesen Begriff allseitig zu bilden und findet Material nicht für eine, sondern für manche Predigt. Zu dieser Vorbereitung haben wir Hülfsmittel, die

Commentare. Sie scheinen die trockenste Seite der Theologie zu behandeln. Ich meine nämlich die kritisch-exegetischen Commentare; sie sind langweilig, weil sie studirt sein wollen. Aber das ist gerade das berechtigtste Hülfsmittel der Vorbereitung auf die Einzelpredigt. Aber mehr als Hülfsmittel sind sie nicht, sie sollen die Arbeit des Predigers fördern, nicht ersetzen. Sie geben Vieles in den langen Einleitungen und setzen es dann im Texte voraus, anderes setzen sie überhaupt voraus, oder scheint für ihren Zweck überflüssig, was gerade dem Prediger von Werth ist. Ich wollte einmal über das zerstoßene Rohr und den glimmenden Docht reden. Ich schlug alle mir zugänglichen Commentare nach; alle sprachen vom „Zerstoßen" und „Glimmen". Aber was ich wissen wollte, warum der Herr für den bewußten Zustand das Bild vom Rohr und Docht braucht, fand ich in keinem Commentar. Ich mußte mir selber helfen und fand in dem Rohre den Stab und die gemeinste Waffe des Morgenländers und also das Bild der Kraft, und in dem Dochte den Lichtträger, das Bild der Erkenntniß und Freude und in beiden den Normalmenschen, wie er sein soll. Nun wurde mir erst die Größe des Ausspruchs klar, „nicht zerbrechen" und „nicht auslöschen." Da sah ich gleichsam einen Kampf im Gottesherzen, eine Versuchung, das Nutzlose, dem Zweck nicht Entsprechende wegzuwerfen, und den Sieg der Liebe, die das nicht thut.

Haben wir durch die Exegese den Wortsinn des Textes, den der Schriftsteller hineingelegt hat, erfaßt, so stellen wir den Text mit diesem Sinne in unsere Zeit, Ort und Verhältnisse hinein. Da sind ja verschiedene Möglichkeiten. Die erste ist: die Verhältnisse sind dieselben, wir legen sie nach dem Texte klar und beantworten die aus solchen Verhältnissen entspringenden Fragen aus und mit dem Texte. Oder die Verhältnisse sind verschieden; wir können z. B. den Herrn Jesum nicht mehr mit leiblichen Augen sehen, wir erfahren nicht mehr Wunder wie die Kinder Israels sie in der Wüste erfahren hatten, unsere Leiden sind größer oder kleiner, wir selbst sind schlechter oder nicht so schlecht wie die im Texte uns vor Augen gestellten Persönlichkeiten. Das alles muß dem Zuhörer klar gemacht werden, um dann die Sonne des Textgedankens auf die Verhältnisse unserer Zuhörer scheinen zu lassen. Wenn Luther bei der Bibelübersetzung es als seine Aufgabe, aber auch als schwere Arbeit bezeichnet hat, die Propheten und Apostel deutsch reden zu machen, so hat er damit eigentlich auch die Arbeit und Aufgabe der Predigt bezeichnet. Nur handelt es sich bei uns nicht nur um die Sprache, sondern um alle einzelnen Umstände. Wir sollen unsere Texte verstehen nach dem, was ihre Verfasser zu ihrer Zeit geredet haben, wie sie zu unseren Zeiten und in unseren Verhältnissen geredet hätten. Sind uns diese Dinge klar, dann handelt es sich ja nur darum, den Stoff zu ordnen und dem Zuhörer in solcher Form zu geben, daß er am Besten folgen und es verstehen und behalten kann.

Es thut mir leid, heute mit der Vorbereitung nicht fertig werden zu können und noch das eine und andere auf meinen nächsten Brief verschieben zu müssen. Mit Gruß Dein

Philemon.

Ueber pastoralen Takt.

(Von P. C. Kißling.)

(Fortsetzung.)

II. Da wir unsere Amtstracht aber fast ausschließlich in der Kirche tragen, so bleiben wir gleich an Ort und Stelle und betrachten den Pastor an heiliger Stätte und belauschen ihn in seiner Leitung und Ausrichtung des Gottesdienstes. Unser Hauptgottesdienst zerlegt sich, abgesehen von der Mitwirkung der Gemeinde, in zwei Theile: in den Altargottesdienst und in die Predigt. Von vornherein sei bemerkt, daß ein Gottesdienst nicht gleichgültig ist und daß auch das scheinbar Unbedeutendste unter Umständen von großer Bedeutung und Wirkung sein kann. Dies Bewußtsein muß uns vom ersten bis zum letzten Wort erfüllen und uns bei unserem Amtiren stets gegenwärtig bleiben. Gewöhnlich halten wir die Predigt für den Mittelpunkt und die Hauptsache des Gottesdienstes, und wenn wir vom Gottesdienst reden, so denken wir fast ausschließlich an die Predigt. Und wohl nicht gerade mit Unrecht. Wir evangelische Christen setzen unsern Ruhm darein, daß die Predigt in unserer Kirche wieder die ihr gebührende Stellung einnimmt, daß sie ihrer Aschenbrödelstellung entrückt und in das Mittel des evangelischen Kultus gestellt worden ist. Und bei vielen evangelischen Christen ist der Ausdruck: „In die Predigt gehen“ gleichbedeutend und gleichumfassend mit: „In die Kirche gehen.“ Aus diesem Grunde herrscht in manchen Gemeinden die nicht streng genug zu verwerfende Unsitte, daß die meisten Glieder sich erst während oder nach dem Altargottesdienst in der Kirche einfinden und dieselbe womöglich gleich nach dem Amen wieder verlassen, als wäre das, was vorgeht und nachfolgt eine lästige Beigabe ohne Belang und Bedeutung. Und es ist ein großes Unrecht, daß auch die Pastoren so leicht in die Gefahr gerathen, den Altargottesdiest gewohnheitsmäßig, ohne Ernst und Andacht als nebensächlich abzumachen und den Hauptnachdruck in unmotivirter Weise auf die Predigt zu legen. Ein Unrecht nenne ich das, denn so gewiß das Reden mit Gott im Gebet und das Reden Gottes in seinem Wort höher steht als das Reden über Gott und göttliche Dinge, so gewiß ist das Gebet und das Verlesen des Schriftabschnittes am Altar über die Predigt zu stellen. Denn auch die gläubigste, schriftmäßigste Predigt ist doch nicht mit dem Wort Gottes selber auf eine Stufe zu stellen. Daher scheint es nicht überflüssig, dem Altargottesdienst die ihm gebührende Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu widmen. Nicht als sollte hier einem besonders salbungsvollen, affektirt feierlichen Ton das Wort geredet werden — davon wird später noch zu reden sein —, nein, alle Unnatur, jede Künstelei und Effekthascherei ist vom Uebel und sollte von uns gebührendermaßen verabscheut und streng vermieden werden. So ist es nichts Seltenes, daß ein Pastor die Anfangsworte mit so leiser, dumpfer Stimme vorträgt, daß er in einer etwas geräumigen Kirche unmöglich verstanden wird. Man bekommt den Eindruck, als rede er mit sich selber, oder als murmle er geheimnißvolle Beschwörungsformeln. Aber wenn wir den Gottesdienst im Namen des dreieinigen Gottes eröffnen, oder unsere Gemeinde

im Namen des dreieinigen Gottes begrüßen, so ist es eigentlich mehr als taktlos, es ist geradezu Sünde, einem großen Theil der Gemeinde diesen Gruß vorzuenthalten, weil unsere Stimme nicht bis zu ihrem lauschenden Ohre dringt. Und in der Regel ist nicht die schwache Lunge des Redenden daran schuld, sondern bloße Angewohnheit, Trägheit, Bequemlichkeit. Aber alles „Sich gehen lassen" an heiliger Stätte entspricht nicht der Heiligkeit unserer Aufgabe. Gleich von Anfang an, wenn wir den Namen des dreieinigen Gottes auf unsere Gemeinde legen, sollen wir den Mund frisch, herzhaft aufmachen und nicht als wären wir im Begriff einzuschlafen. Und wenn wir dann mit unseren Zuhörern vor das Angesicht des heiligen und gnädigen Gottes treten, um in Lob und Dank, Bitten und Flehen unser Herz vor ihm auszuschütten, so muß ein Ton heiliger Inbrunst durch unsere Stimme klingen. Man muß es uns anhören und abfühlen, daß wir selber tief durchdrungen sind von dem:

Gott ist gegenwärtig! Lasset uns anbeten!
Und in Ehrfurcht vor ihn treten!

Weder ein kreischender, schreiender Ton, noch ein tiefes, unverständliches Gemurmel, noch ein rasches Herplappern, als ob wir gejagt würden, entspricht der Heiligkeit des Gebetes. Namentlich bei den regelmäßig wiederkehrenden agendarischen Gebeten liegt die Versuchung sehr nahe — und wie oft fallen wir darein, dieselben rasch, gedankenlos, ohne Andacht, ohne Sammlung, ohne Gebetsgeist herzulesen. Aber das kann nur alle Andacht ertödtend, alle Inbrunst erstickend auf die Gemeinde wirken und uns selbst ist es nicht gut. Wir müssen selber von Herzen mitbeten, unsere Herzen wirklich zu Gott erheben, Ewigkeitsluft athmen, dann werden wir auch den rechten Ton und Ausdruck treffen.

Alles in uns schweige, und sich innigst vor ihm beuge!"

Wir kommen zur Verlesung der Perikopen. Wie leicht nehmen wir es gewöhnlich damit! Wie handwerksmäßig, gedankenlos gehen wir mit Gottes Wort um! Und es sollte uns doch jedesmal ein heiliger Schauer ergreifen, wenn wir uns anschicken, die Worte des ewigen Gottes, die Worte des ewigen Lebens unsern Gemeinden vorzutragen. Wie selten mag es wohl vorkommen, daß wir den betreffenden Abschnitt zuvor für uns auf unserer Studirstube durchlesen, um den rechten Ton und den besten Ausdruck zu treffen! Und doch kommt darauf unendlich viel an. Ein gut vorgelesener Text ist eine halbe Predigt. Ich erinnere mich, daß mir durch das bloße ausdrucksvolle, mit dem rechten Nachdenken versehene Vorlesen das Verständniß eines Kapitels aufging, das mir bis dahin ziemlich dunkel und unverständlich war. Das Vorlesen ersetzte mir einen Commentar. Man kann es bei dem ausdrucksvollen Vorlesen eines bekannten Bibelabschnittes — ich erinnere nur an die Leidensgeschichte — an der athemlosen Stille und Spannung fühlen, wie das Wort die Herzen trifft und packt. Aber wie viel wird von uns gerade hierbei gesündigt und versäumt! Es ist unglaublich, welche Verstöße da vorkommen, Verstöße, gegen welche der Verstoß noch verhältnißmäßig harmlos

erscheint, wenn man z. B. den Segen folgendermaßen betont: „Der Herr segne euch und behüte euch, als gäbe es zwei Herrn, die wir um Segen anrufen könnten, und: er lasse sein Angesicht leuchten über euch, als fürchteten wir, der Herr könne ein anderes Angesicht über uns leuchten lassen. Das richtige Vorlesen ist eine Kunst und ein gutes, klangvolles, modulationsfähiges Organ ist eine gute Hülfe dabei. Aber durch Uebung läßt sich viel erreichen. Allerdings gibt es Stellen, bei denen die richtige Betonung nicht ganz leicht zu finden und zu treffen ist, ja die geradezu eine mehrfache Betonung mit dem gleichen Rechte zulassen. So zeigt z. B. Superintendent Schuster in seinem Artikel: „Der gute Vortrag, eine Kunst und eine Tugend" [1]), daß man bei der Anrede des Herrn an Judas bei der Gefangenehmnng: „Judas, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?" auf jedes der einzelnen Worte den entscheidenden Grundton legen kann, daß aber dann der Sinn jedesmal ein erheblich anderer wird. Wird der Name des Judas betont, so will der Herr ihm ins Gewissen rufen, wie viel er an ihm gethan hat. Es ist ein Schmerzensschrei darüber, daß einer seiner Jünger diese That an ihm verübt. Betont man „des Menschen Sohn", so läßt es die Abscheulichkeit des Verrathes erkennen, daß Judas gerade den heiligen, unschuldigen Menschensohn zu seinem Opfer erwählt hat. Legt man den Nachdruck auf „mit einem Kuß", so wird damit das Unnatürliche ausgedrückt, daß Judas gerade das Zeichen der Liebe so entweiht und zu seiner teuflischen That angewendet hat. Endlich kann man auch den Nachdruck auf „verräthst du" legen, um damit gerade die That des Verrathes in ihrer vollen Verwerflichkeit zu kennzeichnen, ganz abgesehen von den sie begleitenden Umständen, von wem sie ausgeht, gegen wenn sie sich richtet, welches Mittels sie sich bedient. Und Schuster kommt schließlich zu dem Resultat, daß jene vorwurfsvolle Anrede in Haupt- und Nebenton auszusprechen ist und zwar in tiefster Erregung und mit einem steigenden gegen das Ende des Satzes zu seiner Spitze gelangenden Affekte, also: „Juda, verräthst du des Menschen Sohn **mit einem Kuß?"** Zu einer richtigen Betonung ist es erforderlich, daß man sich so lebhaft als nur möglich in den vorzulesenden Abschnitt hineinversetzt und so selten auch die Kunst des guten, richtigen Vorlesens ist, so leicht lassen sich die Hauptmängel desselben durch etwas Nachdenken und guten Willen beseitigen und vermeiden. Indem ich nun noch einmal den ganzen Altargottesdienst zusammenfasse, thue ich es mit den Worten des Consistorialrathes Kirchner, und „halte was du hast" [2]). Als Liturg soll der Geistliche priesterlichen Ernst und priesterliche Würde zeigen oder noch besser haben, sowohl in der Handlung als auch im Vortrag. Letzterer darf daher nicht schläfrig, monoton, wohl aber muß er ruhig, gemessen und ernst gehalten sein, mit einem Worte: es muß durch den liturgischen Vortrag die Gebetsweihe hindurchgehen, und die Würde des heiligen Amtes und der heiligen Handlung muß sich durchweg geltend machen. Nichts Traurigeres, als wenn

[1]) In „Mancherlei Gaben und Ein Geist." 1881, zweites Heft.
[2]) Aprilheft 1882, pag. 207.

die liturgische Handlung so mechanisch abgemacht und das Formular so abgeleiert wird, als wenn das Ganze ein äußeres, schnell zu erledigendes opus operatum wäre. Liturgisches Gebet und liturgische Handlung müssen im Gegentheil auf die Gemeinde den Eindruck der höchsten Feierlichkeit und Würde machen. Bei manchen Geistlichen wirkt schon das bloße Hingehen zum Altar und die äußere Haltung von vornherein erbaulich."

Wir begleiten nun den Pastor auf die Kanzel und wenden uns vom Altargottesdienst zum zweiten Hauptbestandtheil des Gottesdienstes, zur Predigt, d. h. selbstverständlich nicht die Predigt an sich, sondern die äußere Form in welcher der Geistliche seine Predigt darbietet, hat uns hier zu beschäftigen. Das ist aber gerade der Punkt, wo an Taktlosigkeit und Geschmacklosigkeit Unglaubliches geleistet wird. Wir achten dabei vornehmlich auf den Vortrag und auf die Gestikulation des Redners. Göthe legt Wagner „dem trockenen Schleicher" das Wort in den Mund: „Der Vortrag macht des Redners Glück." Und mancher aufrichtige Pfarrer wird seufzend mit ihm bekennen müssen: „Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück." Der Vortrag ist freilich etwas Aeußerliches und wenn eine Predigt nur ihres guten Vortrags wegen „glücklich" genannt zu werden verdient, so ist es sehr traurig und der betreffende „Redner" würde besser thun, seine glänzenden Talente im Theater, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu verwerthen. Nichts Widerlicheres als ein Schauspieler auf der Kanzel! Auch ist zuzugeben, daß ein guter Vortrag von einer glücklichen Naturanlage abhängt. Gott hat jedem Vögelein seine besondere Stimme gegeben. Ein Rabe wird nie eine Nachtigall werden. Aber dennoch ist der Vortrag in vielen Fällen von entscheidender Bedeutung für die Wirkung der Predigt. Die beste Predigt verfehlt ihre Wirkung, macht keinen tiefen Eindruck, wenn sie mangelhaft oder geradezu schlecht vorgetragen wird. Und auch hier sind viele Mängel durch Achtsamkeit und Uebung und strenge Selbstzucht zu überwinden. Wenn Lessing einmal seiner Schwester den Rath gibt: „Schreibe, wie du sprichst, so schreibst du schön," so möchte ich den Pastoren den allerdings etwas auffallend klingenden Rath geben: „Rede, wie du sprichst, so redest du schön!" Das soll heißen: Rede, wie es dir natürlich ist, wie man es von dir im gewöhnlichen Leben gewöhnt ist, vielleicht mit etwas mehr Hebung der Stimme. Alles andere Reden ist unnatürlich, gezwungen und daher taktlos. Daß diese Mahnung durchaus am Platze ist, sagt uns Spurgeon, der sich darüber also vernehmen läßt: [3]) „Kaum ein Mann aus einem Dutzend spricht auf der Kanzel wie ein Mensch. Dieses affektirte Wesen beschränkt sich nicht nur auf Protestanten, denn ein katholischer Schriftsteller bemerkt: „Ueberall sonst sprechen die Menschen, sie sprechen im Wirthshaus und auf der Bühne, aber sie hören auf zu sprechen auf der Kanzel, denn da begegnen wir nur einer nachgemachten, künstlichen Sprache und einem falschen Ton. Diese Art des Redens ist nur in der Kirche erlaubt, überall sonst würde es nicht geduldet." Ueberall finden wir, daß die Majorität unserer Prediger

[3]) „Lectures to my students," first Series, Lecture VIII., pag. 180 ff.

einen heiligen Ton für den Sonntag hat. Sie haben eine Stimme für das Staatszimmer und für das Schlafzimmer und eine ganz andere Stimme für die Kanzel, so daß, wenn sie auch nicht gerade in sündlicher Weise doppelzüngig sind, jedenfalls buchstäblich so sind. Sobald sie die Kanzel betreten haben, sind sie nicht mehr Fleisch und sprechen wie Menschen, sondern es beginnt ein Gewinsel, a broken hum-haw, a ore rotundo oder sonst eine unanständige Art von Lärmmacherei, um ja jeden Verdacht fernzuhalten, daß sie aus der Fülle des Herzens heraussprechen. Wenn der Talar angezogen ist, wie oft erweist er sich nur als das Leichentuch von des Mannes wahrem Wesen." Wie recht Spurgeon hat, kann Jeder erproben, dem sich dann und wann die Gelegenheit bietet, einem fremden Gottesdienst beizuwohnen. Ich habe Leute gekannt, die vor lauter Heiligkeit und Frömmigkeit eine ganz unnatürliche, wie sie meinten, dem entsprechende Stimme angenommen haben. Es gibt kaum etwas Widerlicheres auf der Welt, als solch ein heiliges Gewimmer, dem man schon meilenweit das Gemachte und Gezwungene anhört. Auf jeden unverdorbenen, wahrheitsliebenden Menschen macht ein solches Gerede den Eindruck der Scheinheiligkeit. Von wahrer, recht verstandener Frömmigkeit ist das so weit entfernt wie der Morgen vom Abend. Das Evangelium will die menschliche Natur nicht vernichten, sondern verklären, weihen, reinigen. Alle Unnatur ist unevangelisch, weil unwahr und unlauter. Auf diese Menschen mit ihren heiligen Stimmen läßt sich wohl auch das Wort des Herrn anwenden: „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler, denn sie verstellen ihre Angesichter, auf daß sie vor den Leuten scheinen mit ihrem Fasten. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin." Es gibt verschiedene Arten, die Stimme zu verstellen. Es sei hier hauptsächlich vor dem sogenannten Kanzelton gewarnt. Darunter versteht man theils den langweiligen, eintönigen Vortrag ohne allen Wechsel, der alles, von der ersten Silbe bis zum letzten Buchstaben auf die gleiche Weise herleiert, ohne das Wichtige oder das Minderwichtige mit der Stimme im Mindesten zu markiren; theils versteht man darunter das gerade Gegentheil, einen Vortrag mit beständig sich wiederholendem gleichem Wechsel in der Stimme. Ahlfeld ruft aus: [4]) „Im Vortrag aber behüte Gott Alle vor einem Kanzelton, der viel wirthschaftet mit A und O und Ach und der auch die nicht bedeutungsvollen Stellen schreit." Dekan Meyer in Biberach in seinem Werkchen „Bist du ein Geistlicher?" faßt die verschiedenen in Rede stehenden Vortragsarten, oder vielmehr Unarten folgendermaßen zusammen: „Der eine Prediger, sobald er die Kanzel betritt, stimmt einen weichlichen, sentimentalen, ja weinerlichen Ton an, es ist nichts Frisches, Gerades darin; der andere spricht zwar von der Leber weg, fährt aber mit seiner Stimme wie mit einem Orkan, mit einem brausenden Strom über die Ohren der Zuhörer hinein und dies vielleicht in einer kleineren Kirche. Wieder ein anderer wechselt mit jenem piano und mit diesem forte, die Stimme ist zuerst wie der

[4]) „Homiletische Aphorismen von Ahlfeld" von Pastor G. Kummer, und „Pastoralblätter für Katechetik, Homiletik und Seelsorge." Dezember 1886, pag. 663.

Hauch einer Aeolsharfe, dann aber schwillt sie an zu einer Kroft, daß beinahe die Mauern einstürzen. Er spricht weniger auf der Kanzel, singt vielmehr, vielleicht ist er kein schlechter Sänger und ist in der Stimme nichts Unangenehmes, aber es ist immer die gleiche Melodie. Der Andere redet in gemessenem, feierlichem Ton, wie ein Geist aus der unsichtbaren Welt heraus, sei es durch die ganze Predigt hindurch, oder, was häufiger ist, beim Eingangsgruß und beim Gebet, insbesondere beim Vaterunser; vom Hören der einzelnen Worte kann da kaum mehr die Rede sein." Kurz Schuster's Bitte ist nur zu berechtigt:

> Erlös uns, Herr, von Predigtton!
> Gib uns Natur und Wahrheit wieder!

Und zu dem Vortrag gesellt sich die Gestikulation. Die Gesten, wenn sie rechter Art sind, haben den Zweck, den Inhalt der Predigt zu veranschaulichen und ihm den gehörigen Nachdruck zu geben. Eine richtige Aktion ist nicht Jedermanns Sache. Einstudirte, theatralische Gesten sind vom Uebel. Da halten wir es lieber mit Claus Harms, der seinen Studenten den Rath gab: „Meine Freunde, wenn Sie keine Gesten zu machen wissen, so machen Sie auch keine!" obwohl das Fehlen aller und jeder Gestikulation, wenn der Mann „starr und kalt als ob sein Bildniß aus dem Stein gehauen sei" auf der Kanzel steht, von den Gemeinden sicherlich als ein großer Mangel empfunden werden wird, an den sich die Leute schwer gewöhnen. Aber in diesem Fall, d. h. wenn der Pastor keine oder wenig Bewegungen macht, die Hände in die Taschen zu stecken, oder auf den Rücken zu legen, oder über der Brust zu kreuzen, oder sich an der Kanzel anzulehnen, als wäre man im Begriff umzufallen, ist unanständig, ist gegen das Gesetz der Schönheit und verletzt zugleich die Ehrerbietung, die wir der Majestät Gottes schuldig sind, der unser vornehmster Zuhörer und Zuschauer ist. Im Uebrigen lasse ich Schuster für mich reden, der in dem oben citirten Vortrag: „Der gute Vortrag eine Kunst und eine Tugend" sagt: „Bewahrt die Gestikulation nur diesen, ihrem Wesen und ihrer Aufgabe entsprechenden Grundcharakter (nemlich der Veranschaulichung und Bekräftigung), so darf sie sich im Uebrigen auf ihrem Gebiet völlig frei bewegen und der Eigenthümlichkeit der einzelnen Individualität das Recht lassen, welches ihr kraft der von Gott gewirkten Begabung gebührt. Der Eine wird dann die Gesten rascher ausführen, der Andere langsamer und gemessener; die lebendigere Natur wird einen häufigeren Gebrauch von der unterstützenden Wirksamkeit der Gestikulation machen, die ruhigere Persönlichkeit wird diese nur sparsamer und seltener verwenden. Zu warnen ist dann nur noch vor jedweder Unnatur und vor jeder Uebertreibung in der Ausführung. Ein unausgesetztes Manövriren mit den Händen und Armen z. B., wie man es nicht selten findet, kann nur störend und zerstreuend wirken, denn es zieht die Aufmerksamkeit auf die Geberden ab, welche doch nichts als Nebendinge sind, und hemmt die Aufnahme und innere Verarbeitung des Predigtinhaltes, welche nur bei der erforderlichen Ruhe geschehen kann. Eine Unnatur und Uebertreibung wäre es ferner, wenn man ohne

Unterschied alles in der Gestikulation veranschaulichen, alles bekräftigen wollte. Vielmehr hat hier ein feines Taktgefühl, gewonnen durch tiefgehende allgemeine Bildung, eine sorgfältige Erziehung und der Verkehr in gebildeten Kreisen dem Geistlichen zu sagen, bis zu welcher Grenze er in seinen Bewegungen gehen darf, um in ihnen nicht geschmacklos und störend zu werden. Wie es beispielsweise auf jeden Gebildeten mindestens unangenehm wirken muß, wenn man den Prediger seine Ermahnungen zur Demuth vortragen hört und er begleitet dieselben mit einem strengen Ausdruck seiner Gesichtszüge, einer stolz zurückgeworfenen Haltung seines Kopfes, indem dies ganz augenscheinlich an den Pharisäer erinnert, wahrlich ein schneidender Contrast nicht blos zu den geredeten Worten, sondern auch zu den Gesinnungen, welche den Redenden eben in diesem Moment um so mehr erfüllen sollten: so wäre es nicht minder eine große Taktlosigkeit, ein Verstoß gegen den guten Geschmack und das natürliche Gefühl, wenn er bei anderer Gelegenheit eben diesen Pharisäer oder andere charakteristische Typen der Art in seiner eigenen körperlichen Erscheinung den Zuhörern lebendig vorführen wollte. Aus derartigen Nachahmungen und Personificirungen in Mienen und Geberden erwachsen nicht erbauliche Bilder, sondern erbauungsstörende Carricaturen, welche am allerwenigsten auf der Kanzel und an heiliger Stätte am Platze sind." Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt. Es gibt Begriffe, deren allzugetreue Wiedergabe durch die Bewegung lächerlich und komisch und also erbauungstörend wirken muß. Etwa bei der Geschichte von Davids Kampf mit Goliath das Kopfabschlagen nachmachen, bei der Blindenheilung Joh. 9 sich über die Augen fahren, um zu zeigen, wie Jesus den Koth auf des Blinden Augen schmierte oder wie der Blinde sich die Augen wusch, aus Anlaß des Taubstummen sich die Finger in die Ohren legen, oder das Weinen der Weiber auf dem Weg nach Golgatha, oder das Annageln Jesu an den Kreuzesbalken nachmachen, indem man die Hammerschläge auf dem Kanzelpult dröhnend markirt, wie dies unlängst in meiner Nachbarschaft vorgekommen sein soll, und tausend ähnliche Dinge wirken entweder lächerlich oder theatralisch, jedenfalls nicht wahrhaft erbauend. Ich war einst Zeuge, wie ein leicht erregbarer Mann, dem sein Hutmacher seinen Hut nicht nach Wunsch ausgebessert hatte, demselben in zorniger Erregung zur Strafe wünschte, daß alle Leute, die beabsichtigen, bei ihm ihre Kopfbedeckungen zu kaufen, ohne Köpfe auf die Welt kommen möchten. So wäre am Ende auch einem solchen unglücklichen Gestikulator, nicht zur Strafe, wohl aber zu seinem und seiner Gemeinde Besten zu wünschen, daß er der Werkzeuge zum Gestikuliren ermangelte. — Aus dem Werth und der Bedeutung der Gestikulation — abgesehen von andern Gründen — erhellt auch der große Vorzug, den eine frei vorgetragene Predigt vor einer abgelesenen hat. Ich kann das nicht besser deutlich machen als mit folgender Schilderung Albert Knapp's in seiner Autobiographie (pag. 286): „Aus meiner eigenen gar leidigen Erfahrnng weiß ich es zu bezeugen, welch ein Uebelstand und Mißgeschick es ist, wenn ein Prediger auf der Kanzel an sein Manuscript gebunden ist, und, um mit mei-

nem sel. Freund Hofacker zu reden, öffentlich oder heimlich mit demselben Händel hat. Bei einem scharfen Gesicht läßt sich das Herauslesen noch eher bemänteln, aber es schwächt dennoch den Fluß des Vortrages und hiemit den Geist. Hat aber der Pfarrer ein schwaches Augenpaar, so kommt er doppelt in Verlegenheit, weil er entweder das Geschriebene heraufhalten, oder, was noch öfter geschieht, sich zu seinem Manuscript alle Augenblicke hinunterbücken muß. Da ist es jämmerlich zu sehen, welche Complimente manche Prediger machen, um ihre ihnen ungenau vorschwebenden Sätze mühsam aus dem Papier, das auf dem Kanzelbrett liegt, herauszufischen, und vor der Gemeinde mit ihrer Eloquenz dastehen, die jeden Augenblick zu versiegen droht. Manchmal kommt eine halb komische Gestikulation dazu, die dem schwachen Gedächtniß nachhelfen soll; aber es ist vergeblich. Die Gemeinde wird nicht wahrhaftig erbaut und geräth mit ihrem Prediger nicht selten in Angst, wenn er die betreffende Stelle nicht sogleich findet. Geberdet sich dieser dabei vollends als ein Begeisterter, während er doch ein Mann der Verlegenheit ist, so wird die Sache noch peinlicher, und man zeiht den Prediger nicht mit völligem Unrecht des Selbstbetrugs, indem er durch dasjenige, was er selber nicht lebendig im Kopf und Herzen trägt, Andere zu beleben, zu erwärmen sucht. Das Herauslesen der Predigt oder das öftere Hineinsehen ist in der That nicht viel erquicklicher, als der Anblick eines Reiters, der sich beim Trottiren am Sattelknopf hält." Kurz: der ganze Gottesdienst von A bis Z muß ein harmonisches Ganze sein, das in allen seinen Theilen zusammenstimmt, dem Zweck entsprechend, der heiligen Stätte angemessen, die Ehre Gottes und das Heil und die Erbauung der Gemeinde fördernd. Alles, was nicht dazu dient und nicht darauf zielt ist wider den pastoralen Takt. Und alles über Vortrag und Geberde Gesagte fasse ich zusammen in Göthe's Wort:

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor!

Ehe wir die heilige Stätte verlassen, erlaube ich mir noch auf Eins aufmerksam zu machen. Gegen den kirchlichen Anstand ist es auch, in der Kirche — Ohrfeigen auszutheilen. Diese Erinnerung klingt befremdend und überflüssig. Doch handelt es sich hier durchaus um keinen Scherz. Im „Deutschen Volksfreund" von New York [5]) stand vor etlicher Zeit Folgendes zu lesen: „Ohrfeigen in der Kirche während des Gottesdienstes sind gewiß eine Erscheinung, die keiner unserer Leser gutheißen wird. — Bei lebendigen Christen versteht sich das von selbst. Im Leben aber kommt es doch vor, daß selbst von Geistlichen das Dekorum in der Kirche verletzt wird. In meiner Nachbarschaft ward während der letzten Woche ein katholischer Pfarrer verhaftet, weil er, wie ich höre, einem irischen Buben, der in der Kirche Erdnüsse (peanuts) brach und verzehrte, einige fürchterliche Ohrfeigen versetzt hat. Der Priester, von Haus Deutscher und Jesuit dazu, steht an einer meist aus rumseligen und schlagfertigen Iren sich rekrutirenden Gemeinde und scheint nicht blos ein gewandter Bauernfänger für Rom, sondern auch ein handfester, hiebfertiger

[5]) Dezember 1888, pag. 405.

Kämpe und Streiter für des Papstthums Ehre zu sein. Es wurden wenigstens schon öfters Fälle berichtet, in denen er als Hirte seine Schafe mit dem Stock bearbeitet haben soll, z. B. einmal, indem er sie am Sonntag aus einer Schnapskneipe heraustrieb. Damit verletzte der Mann jedenfalls das Dekorum nicht in so flagranter Weise als damit, daß er in der Kirche auf den Nußknacker losgieng, wie gesagt wird, und denselben mit Ohrfeigen so traktirte, daß er blutete. Solcher Eifer, wie er sich in Ohrfeigen ausdrückt, ist fleischlich, nicht geistlich. Das war mir schon klar, als ich noch ein Knabe war. Noch heute erinnere ich mich, wie ich einmal den Pastor V., bei dem ich lateinischen Unterricht hatte, auf das Dorf Mellnau, sein am hessischen Burgwald gelegenes Filial, begleitete und es erlebte, wie der große, stattliche Pastor mitten in der Predigt plötzlich innehielt, im Nu die Kanzel herabsprang und einer stämmigen Bauerndirne, die gerade unter der Kanzel saß, da, von Hitze und Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen war und jetzt so laut schnarchte, als ob ein Wagen über einen Knüppeldamm fährt, eine schallende Ohrfeige gab, dann wieder die Kanzel hinaufflog und in seiner Rede fortfuhr, als ob nichts geschehen wäre. Mir kam die Ohrfeige in der Kirche schon damals höchst unpassend vor und ich schämte mich deßhalb für den, der sie gegeben, weil er mein Lehrer war." In demselben Artikel wird noch ein anderes Beispiel von Anstandsverletzung erzählt, nemlich: „Dr. Strauß erzählt von einem Württemberger Pastor, der im Gottesdienst von einer alten Bauersfrau während der Predigt dadurch gestört wurde, daß die Alte fort und fort ganz laut hustete, so daß die Leute darob den Pastor kaum hören konnten. Der Pastor rief der Alten vor Aerger zu: „Sie, Alte, hust' sie nicht so unverschämt!" erhielt aber blitzschnell die Antwort: „Ich hust' halt wie ich kann!" Strauß hat die Antwort der Alten in einem hübschen Gedicht verewigt." Ich hätte mir kaum gestattet, diese drastischen Beispiele, die unter uns wohl auf wenig Beifall rechnen dürfen, hier anzuführen, wenn man nicht dann und wann auch hier zu Lande ähnliche Geschichten und Gerüchte vernehmen würde. Ich erinnere an jenen edlen Friedensboten im Westen, der in seiner allerdings rohen Gemeinde die Kanzel betrat, zwei scharf geladene Pistolen vor sich hinlegte und sprach: „Lasset uns beten!" Das heißt denn doch wahrhaftig in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert führen, um am Haus des Herrn zu bauen. Ob jener gute Mann zum Text seiner Predigt das Wort gewählt hat: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert," konnte ich nicht erfahren.

Eine Profanirung des Heiligthums ist es auch, um das noch hier anzufügen, da es wohl nicht ganz selten unter uns vorkommt, die Kirche mit brennender Cigarre oder Pfeife oder auch nur mit bedecktem Haupt zu betreten, selbst wenn kein Gottesdienst ist. Die Kirche ist nicht nur Sonntags, sondern allezeit Gottes Haus, von dem jede Entweihung irgend welcher Art sorgfältig fern zu halten ist. Auch gehört es sich nicht, die Orgel, das geheiligte Instrument der Gemeinde, zu ungeistlichen Liedern, zu Tänzen und Opernmelodien zu gebrauchen oder vielmehr zu mißbrauchen.

Neben den obigen Ausführungen über „Ton und Gestikulation" giebt es noch eine große Zahl mehr oder weniger unschöner Angewöhnungen, die ein Selbstzucht übender Mann so viel als möglich abzulegen strebt. „Gewohnheit macht den Fehler schön." Mit dieser bedenklichen Moral einer Gellertschen Fabel scheint mancher Pastor sich zu beruhigen. Ob es „schön" genannt zu werden verdient, wenn ein Pastor ununterbrochen während eines Vortrags ein großes, buntes Taschentuch langsam aus einer Hand in die andere zieht, wenn er, aus purer Gewohnheit, alle fünf Minuten die Brille abzieht und sie einer gründlichen Reinigung unterwirft, wenn er in buchstäblichem Sinn seinen Zuhörern Gelegenheit giebt, zu beobachten „wie er sich räuspert und wie er spuckt," wenn er, wie ich dies in einer früheren Periode meines Amtslebens von mir bekenne, in auffallender Weise alle Augenblicke am Talarkragen zupft und die Bäffchen zurechtrückt, wenn er gar beim Spenden des heiligen Abendmahles immer hinter sich greift, um das Brot vom Altar zu nehmen, ohne sich umzudrehen, ohne den Teller in die Hand zu nehmen, und tausend ähnliche Dinge, überlasse ich getrost dem Urtheil und dem Geschmack der Leser. Manche belieben das Originalität zu nennen und sich womöglich etwas darauf zu gute zu thun. Sie berufen sich am Ende auf den Götheschen Ausspruch: „Jeder berühmte Mann hängt mit seinem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen." Anstatt diese durch die Erfahrung bestätigte Thatsache als einen bedauerlichen Mangel zu begreifen, legen sie vielmehr gerade darauf das Hauptgewicht und beurtheilen die „Größe" und „Berühmtheit" eines Mannes nach seiner Schwachheit. Und in der Nacheiferung ihres Ideals werden sie ihm meistens nur in seiner Schwachheit gleich, ja übertreffen ihn darin vielleicht, aber leider nicht in seiner Größe. Und es erfüllt sich an ihnen das andere Wort Göthe's:

Sie haben die Theile in der Hand,
Fehlt leider nur das geist'ge Band!

Sie gleichen nicht dem Meister in Schillers Glocke, der die Form zerbricht mit weiser Hand zu rechter Zeit, sondern vielmehr dem von Lessing entworfenen Zerrbild eines Lutheraners, der, Luthers Pantoffeln in der Hand, ohne von seinem Geist eine Spur zu besitzen, mit großem Geschrei daherrennt, und wähnt, auch von Luthers Geist beseelt zu sein, weil er seine Pantoffeln in der Hand hat. Und Geibels Bitte thut ihnen noth:

Statt der Schale, dran wir kleben,
Laß uns schaun der Dinge Kern!

Für jeden freundschaftlichen Wink, der uns auf solche Absurditäten aufmerksam macht, der uns zur Freiheit von solchen Fesseln verhelfen will, sollten wir herzlich dankbar sein und uns nicht beleidigt fühlen und uns nicht über solche verächtliche Kleinigkeitskrämer beschweren, die unsere Originalität nicht zu schätzen und zu würdigen wissen. (Schluß folgt.)

Die Berufsfreudigkeit des Lehrers.

(Eingesandt von G. H. Bräutigam.)

(Schluß.)

Als wir uns diesem Berufe widmeten, ahnten wir wohl seine Wichtigkeit, aber die volle Erkenntniß derselben konnten wir nicht haben. Meist sind es auch äußere Rücksichten, die bei Erwählung eines Berufes ausschlaggebend sind. Da war es wohl der Wille der Eltern, oder unser ehemaliger Lehrer hatte uns als Kapazität erfunden, oder weil wir die Schattenseiten am Handwerk des Vaters zur Genüge kannten, so mußte etwas anderes ergriffen werden, und weil das Studiren (wenigstens im alten Vaterlande) doch zu hoch war, so mußte es wenigstens Lehrer sein, der doch meist nach dem Prediger die angesehenste Person in der Gemeinde ist. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, und mag sich auch unser Lebenslauf anders gestaltet haben, als wir es uns ausgemalt hatten, — wir haben nun einmal diesen Beruf und haben seine Wichtigkeit erkannt, so wollen wir ihn auch ausüben mit aller Freudigkeit.

Mit Freudigkeit muß der Lehrer sein Amt ausüben, sonst ist der Segen von vornherein dahin. Das Leben des Kindes ist Frohsinn und Heiterkeit — die Leiden des Lebens liegen ihm noch fern, und wenn es sie auch schon hat schmecken müssen, so ist es gern bereit, sie wieder zu vergessen. Ein kalter, unfreundlicher Ton stößt das Kind ab, einem unfreundlichen, mürrischen Lehrer verschließt es das Herz, während es sich dem fröhlichen, freundlichen Worte erschließt, wie die Blüthenknospe dem Sonnenschein. Wem seine Jugendzeit verbittert und vergällt wurde, der wird für seine ganze Lebenszeit ein gedrücktes, getrübtes Gemüth behalten. Umgekehrt ist auch eine heitere Jugendzeit ein köstliches Gut, das uns noch die Tage des hohen Alters vergoldet. Wie gerne denken wir doch noch an unsere fröhliche Jugendzeit zurück!

Darum suche der Lehrer vor Allem sich die Heiterkeit des Gemüthes zu bewahren und alles zu vermeiden, was ihm diese untergraben könnte. Man wird mir freilich entgegenhalten: das ist leicht gesagt, aber schwer auszuführen, wenn viel Widerwärtiges auf den Lehrer einstürmt. Wohl wahr, aber immerhin kann der Mensch vieles thun, sich die Heiterkeit zu bewahren. Vor allem thue der Lehrer seine Pflicht voll und ganz, daß, wenn man auch nicht mit ihm, so er doch wenigstens mit sich selbst zufrieden sein kann, daß er sich keine Vorwürfe zu machen braucht, daß er frei von Schuld und Fehlern sich bewahrt die kindlich reine Seele. Im treuen unermüdlichen Schaffen muß der Lehrer sein Höchstes sehen und suchen, nichts darf er höher achten als die Seelen der ihm anvertrauten Kinder. Geben wir uns voll und warm unserem Berufe hin, so werden wir zwar auch noch seine Schwere fühlen, vorhandene Mißstände bedauern, aber wir erhalten uns die Kraft und Mannheit und edles Selbstvertrauen und damit eine ruhige Heiterkeit. Drückt aber den Lehrer etwas gar zu sehr — nun, so hat er Vorgesetzte, seinen Schulvorstand, denen er seine Noth klagen kann. Von den Vorgesetzten des Lehrers

muß man ja erwarten, daß sie ein Verständniß und ein Herz haben für die Noth des ihnen Unterstellten; sie sind doch auch verpflichtet, den Lehrer so zu stellen, daß er seines Amtes mit Freuden warten kann. Wenn bei Ausübung eines anderen Berufes einmal eine trübe Mißstimmung sich einstellt, dann kann man in stiller Zurückgezogenheit oder bei mechanischer Beschäftigung es abwarten, bis eine bessere Stimmung Platz greift. In der Schule können wir von diesem Mittel wenig Gebrauch machen. Will der Trübsinn gar nicht weichen, dann geben wir auch stille Selbstbeschäftigung; aber lange läßt sich dieses Mittel nicht anwenden, denn das Kind verlangt frisches, volles Leben. Trübe Gedanken sollen deßhalb den Lehrer nicht in die Schulstube begleiten. Sobald er über die Schwelle tritt, soll des Lebens Arbeit und Gram und Noth dahinten bleiben. Der Lehrer gehört in der Schulstube seinen Kindern und ich glaube, einem rechten Lehrer wird es nie schwer, in der Schule die Sorgen des Alltagslebens zu vergessen. Es kann ja vorkommen, daß ein trauriges Ereigniß, vielleicht in der Familie des Lehrers, wie ich ja selbst erfahren, seinen Schatten auch in die Schulstube wirft. Dann werden ihm die Schüler auch Rechnung tragen einen oder mehrere Tage. Aber lange hält das Kind nicht aus, sein jugendlicher Frohsinn verlangt sein Recht, und wir wollen ihm das nicht verkümmern. „Frisch, fromm, fröhlich, frei," sei auch unser Motto für unsere Kinderschaar. Nur das erweckt Lernlust und erzieht zu einem selbständigen Schaffen. Es ist auch nothwendig, daß sich der Lehrer in enge Verbindung setze mit dem Elternhause. Er erhält dadurch mancherlei Kenntnisse über die Verhältnisse seiner Schüler und kann sie dann besser beurtheilen und behandeln. Sein Verhältniß zum Schüler wird mehr väterlich, oder doch wenigstens freundschaftlich, wie es in der That sein soll, und sind Störungen eingetreten, so lassen sich diese viel leichter beseitigen. Besteht die enge Verbindung zwischen Schule und Elternhaus, so werden diese Störungen und Konflikte weniger vorkommen, und sollte der Lehrer einmal, bei Anwendung von Zuchtmitteln besonders, über die Schnur gehauen haben, so wird sich das Gleichgewicht viel leichter wieder herstellen lassen, ohne daß bei den Vorgesetzten Anzeige erstattet wird. Durch die Verbindung mit dem Elternhaus ist dem Lehrer die Möglichkeit gegeben, mehr auf Herz und Gemüth einzuwirken, also mehr erzieherisch thätig zu sein. Zugleich kann er auf die Eltern einwirken, kann sie für seine Bestrebungen empfänglich machen und sich seine Schularbeit dadurch erleichtern. Er wird nicht bloß den Kindern, sondern auch noch den Eltern Lehrer und Führer sein. Wenn der Lehrer nicht zum Volke herabsteigt, sich für zu gut hält, und hochmüthig über dasselbe hinwegsieht, so wendet sich auch das Volk von ihm ab, so bleibt er isolirt und seine Lehre fällt auf steinigen Boden. Unser Herr und Meister Jesus Christus hat uns auch hierin ein Vorbild gelassen: er hielt sich auch zu den Geringen, suchte diese emporzuheben, unbekümmert um das Geschrei der stolzen Pharisäer. Aber er muß uns auch darin ein Vorbild sein, daß wir uns nicht in das Gemeine herabziehen lassen, sondern immer frei von Schuld und Fehle uns erhalten unsere Seele. Dazu gehört freilich ein fester Cha-

rakter und den muß sich der Lehrer aneignen. Sein Wille sei stets auf das Gute gerichtet, sein Gemüth sei für alles Schöne und Wahre empfänglich, sein Sinn stehe nach dem Erhabenen, dann wird er den mancherlei Versuchungen Trotz bieten können, dann wird er aufrecht stehen, wenn ihn die Stürme des Lebens umbranden. Er ist Alt und Jung ein leuchtendes Vorbild, weil Lehre und Leben im Einklage stehen. Befindet sich sein Leben nicht in Harmonie mit seiner Lehre, so ist sein Wort in den Wind geredet; das Volk spottet: „Thut nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!" Thaten und Beispiele wirken mehr als Worte.

Wir sollen nicht für die Schule, sondern für das Leben erziehen und müssen deshalb auch das Leben kennen. Aus diesem Grunde dürfen wir uns dem Volksleben nicht verschließen, sondern dasselbe auf uns wirken lassen, wir müssen Theil nehmen an den Leiden und Freuden des Volkes. Vor dem Parteigetriebe, wie es hier in unserem Adoptiv-Vaterlande existirt, soll sich der Lehrer so viel als möglich hüten. Ganz und gar kann er ja, als guter Bürger, sich demselben nicht verschließen, aber er vergesse dabei nicht, was er seiner Stellung und seinem Berufe schuldig ist. Nicht soll er sich gleichgültig über alles hinwegsetzen, als ob es ihn nichts anginge. Er ist ein Mann und vom Manne verlangt man, daß er Farbe bekenne. Aber er soll bedenken, daß alle Parteien ihm ihre Kinder zuschicken und er von allen Achtung und Liebe verlangt. Er lasse sich darum zu keiner Aeußerung und zu keinem Schritte verleiten, wo ihm der Gegner die Achtung versagen müßte.

Aehnlich verhält es sich mit dem Vereinswesen. Daß der Lehrer einem Musik- oder Gesangvereine angehört, wäre wohl an und für sich nicht tadelnswerth, vorausgesetzt, daß die Tendenz des Vereins, sowie der Ruf der Mitglieder mit der Standesehre des Lehrers sich verträgt. Dann weiß der Lehrer an dem bestimmten Abende, wo er seine Zeit angenehm und doch nützlich verbringen kann. Wenn ihm auch die Leitung des Vereins weitere Arbeit verursacht, so ist doch die Abwechslung in der Thätigkeit auch eine Erholung. Zugleich kann der Lehrer durch den Verein seine Schulthätigkeit fördern; aber er vergesse dabei nicht, daß sein Hauptberuf der Lehrerberuf ist und er darauf seine ganze Kraft zu verwenden hat. Würde er zu viel Zeit auf Privatunterricht oder sonstige Nebenbeschäftigungen verwenden, so möchte sich das bitter rächen. Ein bischen Ehrgeiz hat jeder Mensch und das ist auch recht so. Aber bald würde er seine Thätigkeit dahin richten, wo am leichtesten Lorbeeren zu pflücken sind, und das ist eben nicht der Lehrerberuf. Dann dürfte der Hochmuthsteufel in ihn fahren und damit kitzeln, daß er doch eigentlich für den Lehrerberuf zu gut sei und daß er in einem anderen Stande etwas ganz besonderes leisten könnte. Um den Lehrer ist es nunmehr geschehen. Er kommt unvorbereitet zur Schule, er ist auch nur halb in der Schule und was sein Ungeschick verschuldet, — das muß der Stock korrigiren. Da ist es nun mit der Lehrerfreudigkeit aus, und es ist dann Pflicht der Vorgesetzten, einzugreifen und ein Halt zuzurufen, denn auch sie sollen dafür sorgen, „daß solches mit Freuden geschieht." Zur Ehre unseres Standes sei es gesagt,

daß die Vorgesetzten selten Veranlassung haben, maßregelnd einzugreifen; aber auch diese wenigen Fälle dürften und sollten nicht vorkommen. Denn was der Eine sündigt, legt man dem ganzen Stande zur Last, und was dem Gliede geschieht, das fühlt der ganze Körper. Darum seien wir auch in dieser Beziehung auf unserer Hut. Unsere Vorgesetzten dürfen auch nicht einmal den Schein haben, mit Maßregeln gegen uns vorgehen zu können. Mögen sie eintreten in die Schule wann sie wollen, nichts Ungehöriges dürfen sie finden.

Haben wir dann nach bestem Wissen und Gewissen unsere Schuldigkeit gethan, wissen wir uns frei von Schuld, — mag dann auch der Tag mit einem Trauerflor zur Ruhe gehen, — wir können uns doch ruhig niederlegen, unsere Werke dem lieben Gott befehlen und des Morgens vertrauensvoll unser Tagewerk von Neuem beginnen.

Um unseres Berufes mit Freudigkeit warten zu können, dazu gehört vor allem, daß wir tüchtig sind in unserem Berufe; denn erst aus der Berufstüchtigkeit kann die Berufsfreudigkeit erwachsen. Also muß der Lehrer sein Fach verstehen, d. h. das Wissensgebiet beherrschen, in dem er unterrichten soll; denn wer etwas lehren muß, was er selbst nur nothdürftig versteht, dem wird der Unterricht zur Qual. Das Seminar entläßt freilich seine Zöglinge mit dem Zeugniß der Reife; doch hat aber Jeder eines oder mehrere Fächer, wo seine Censur nicht No. 1 ist, wo er arbeiten muß, ehe er sich darin einschult. Wenn der Lehrer das Fach vollständig beherrscht, so ist es ihm leicht, das für die Klasse Geeignete auszuwählen. Ist der Lehrer selbst nicht Herr des Stoffes, dann wird er leicht in den Wahn fallen, alles lehren zu müssen, was er selbst weiß; Nebensächliches wird als Hauptsache traktirt und dem Schüler damit die Sache verleidet. Es ist also nothwendig, daß der Lehrer seine Unterrichtsfächer beherrsche und wer sich noch schwach fühlt — unter uns fühlt sich gewiß keiner vollkommen; wie kein Mensch auslernt im Leben, so am allerwenigsten der Lehrer — wer sich eben sehr schwach fühlt in einem Fache, der muß eben ringen, daß er vollkommen werde. Und daß dem Lehrerstande dieses Wesen innewohnt, können wir wohl behaupten, ohne uns zu schmeicheln. Vor einem Fehler erlaube ich mir zu warnen bei dem Streben nach Weiterbildung, nämlich: man will zu vielerlei auf einmal treiben. Man will gern in jedem Fache, wenn auch nicht glänzen, so doch seinen Mann stellen und zersplittert seine Kraft und es wird nichts erreicht. Niemand kann zwei Herren zugleich dienen, also treibe man ein Fach und erst, wenn dieses genügend erobert ist, nehme man ein anderes dazu. Die Alten haben uns vor diesem Fehlgriff gewarnt; wir mußten erst mit Schaden klug werden, um dieselbe Warnung unseren jüngeren Kollegen zuzurufen. Ich komme nun zum Schluß. Ich hätte noch Manches anführen können und die meisten der Kollegen werden erwartet haben, daß ich den und jenen Punkt noch berührte, der unsere Berufsfreudigkeit hemmt, aber ich wollte nicht zu schwarz malen. Doch einen derselben darf ich nicht unberührt lassen, nämlich den der Eingliederung der Lehrer in die verschiedenen Synodaldistrikte. Beim Nachdenken darüber drängten sich mir die Fragen auf: Warum verlangt man die Eingliederung

der Lehrer in die Distrikte? Fürchtet man etwa den Lehrerverein als ein Ganzes? Warum will man den Lehrern nicht das volle Stimmrecht gewähren und dieselben als vollberechtigte Glieder anerkennen? Sind dieselben, die man doch überall zu den Gebildeten zählt, etwa weniger gebildet als die Delegaten aus den Gemeinden, denen man doch volle Rechte einräumt? Das sind Fragen, welche die Berufsfreudigkeit eines Lehrers an unseren Gemeindeschulen hemmen können, wenn auch die Beantwortung derselben noch auf drei weitere Jahre verschoben ist, oder bis dahin auf sich warten läßt. Wenn einmal unsere Lehrfreudigkeit recht gesunken ist, wenn wir mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, — wem schütten wir da unser Herz aus? Wir haben wohl einen guten Freund, vor dem wir es können, aber für viele Dinge aus dem Lehrerleben wird er kein Verständniß haben. Es ist eben der Kollege, dem wir uns offenbaren können, und darum ist ein weiteres Erforderniß für die Berufsfreudigkeit: „Die rechte Kollegialität." Leider muß man da und dort hören, daß die Kollegen eines Ortes nicht harmoniren, daß sie wohl gegen einander gesinnt sind wie Hund und Katze. Das sollte doch nicht sein, im Interesse des Standes darf es nicht sein, denn dem Lehrerstande vor allem thut Einigkeit noth. Der Zwiespalt läßt sich ja leicht erklären, denn die Ehren und Vortheile, die Einem zu Gute kommen, entgehen dem Andern. Aber es ist doch nur Eigennutz und Selbstsucht, welche hier den Menschen beherrschen und diese Untugenden stehen keinem Menschen wohl an, am allerwenigsten dem Lehrer. Die Kollegen können verschiedene Interessen verfolgen, verschiedene Charakter haben, aber in Feindschaft darf und soll das nicht ausarten. Wie schön und lieblich ist es, wenn Kollegen einträchtig bei einander wohnen, zusammenhalten, Freud und Leid mit einander theilend. Sollte aber Einigkeit, ich will sagen, herzliche Eintracht nicht zu erzielen sein, dann müssen die Kollegen wenigstens nach außen hin zusammenhalten, wo es gemeinsame Interessen zu vertreten gilt, und deren hat der Lehrerstand so viele.

Das Spiegelbild von der Eintracht der Kollegen ist der Besuch der Konferenzen. Ich meine, kein Lehrer könnte es übers Herz bringen, ohne triftigen Grund eine Konferenz zu versäumen. Müßte er nicht von Jedem den stillen Vorwurf über sich ergehen lassen, daß er die Verhandlungen gering halte, diese und die Kollegen verachte? Wenn er glaubt, mehr zu sein, mehr zu verstehen, — nun, so ist es seine Pflicht, mehr zu bieten. Uns're Konferenzen leiden vielfach an Stoffarmuth. Da müßte jeder Kollege sich verpflichtet fühlen, jedes Jahr eine Arbeit zu liefern, wenn sie auch klein wäre; denn auch der schwache Kollege soll arbeiten und seine Kraft üben. Es sollte jeder Kollege um seiner selbst willen jährlich mindestens eine Abhandlung ausarbeiten, selbst wenn keine Aussicht vorhanden wäre, daß sie in der Konferenz zur Verhandlung kommen könnte. Stoff findet sich auch, wenn man etwas bieten will. Da stößt einem im Lehrerleben irgend etwas auf, was der Behandlung werth ist; man hat in einer Zeitung ein ansprechendes Thema gefunden, was man auf seine heimischen Zustände, sei es auch nur in Streiflichtern, anwenden kann. So ist z. B. auch diese Arbeit entstanden.

Was nun unsere Stadtkonferenzen im Kleinen, das ist unsere allgemeine Lehrerkonferenz im Großen. Von gewisser Seite wird dieselbe nicht gerne gesehen; man versucht sie in Mißkredit zu bringen dadurch, daß man ihr ihren Werth abspricht, daß man behauptet, ihr Nutzen stehe nicht im Verhältniß zu den dafür gebrachten Opfern an Zeit und Geld u. s. f. Sei dem, wie ihm wolle, ich glaube, die Meinung der meisten Kollegen ist wie die meinige, nämlich: unsere allgemeine Jahreskonferenz darf nicht fallen; denn es wird uns da mancherlei geboten zur Belehrung und Erfahrung. Und wenn man sich in einer recht großen Versammlung befindet und sich sagen muß: Die alle um dich herum haben die gleiche Aufgabe zu lösen und sind dir gleich im Ringen und im Kämpfen, und du bist ein Theil des großen Ganzen, und das Ganze verlangt von dir, daß du auch als ein kleiner Theil deine Schuldigkeit thust und die allgemeine Aufgabe lösen hilfst, muß das nicht aufs Neue die Begeisterung für unseren Beruf entfachen und die Berufsfreudigkeit stärken? Wohl Keiner, der die allgemeine Konferenz besucht hat, ist noch ganz ohne Gewinn zurückgekehrt, ohne dem, daß alte Jugendfreundschaften wieder aufgefrischt und neue Freundschaften geschlossen wurden.

Thesen über die Bedingungen eines günstigen Erfolgs des Unterrichts in der biblischen Geschichte.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Die hohe Bedeutung des in Rede stehenden Unterrichtsfachs liegt in seinem Stoff, der den Mittelpunkt dessen in sich schließt, was ein Menschenherz bewegen soll. In erster Linie soll der Unterricht in der biblischen Geschichte „eine Unterweisung zur Seligkeit" sein. Aber auch formell schon hat dieses Unterrichtsfach hohen bildenden Werth; sodann bietet es mannigfache Gelegenheit, auf Herz und Gemüth veredelnd einzuwirken. Daraus folgt, daß in diesem Unterricht die größte Aufgabe des Lehrers liegt, die er darum auch nicht zu leicht nehmen soll; aber auch die schönste, indem der Lehrer selbst den größten Genuß dabei haben kann. Auch danken manche Schüler dem Lehrer später viel weniger für den Unterricht in anderen Fächern, als gerade für das, was sie aus der biblischen Geschichte von ihm gelernt haben. — Dies zugleich zu These 1.

These 1. Wir Lehrer sollen es als unsere größte und schönste Aufgabe ansehen, daß wir diesen Unterricht, der die Grundlage des gesamm= Religionsunterrichts und zugleich für unsere Schüler ein überaus wichtiges Bildungsmittel ist, zu ertheilen haben.

Leider ist es Thatsache, daß es trotzdem Lehrer giebt, denen kein Unterricht widerwärtiger ist als der biblische. Wie sollte es auch anders sein können, wenn das Herz leer ist von göttlichen Dingen und der Sinn nur aufs Eitle gerichtet steht! Gottes Wort hat zudem die Eigenart, daß der Sünder es nicht hören kann, ohne daß er dadurch in seinem Gewissen gestraft wird.

These 2. Nur wenn wir von Liebe zur Sache erfüllt sind und mit Ueberzeugungskraft zu den Kindern reden, ist zu hoffen, daß wir unter göttlichem Beistand die Herzen der Kinder für die in der biblischen Geschichte ihnen entgegentretende Wahrheit gewinnen.

„Liebe zur Sache" wird derjenige haben, dessen Herz mit Liebe zu Gott und seinem Wort erfüllt ist. „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über." — „Mit Ueberzeugungskraft" soll mehr sagen als mit Ueberzeugung. Das Evangelium ist eine Gotteskraft, die da selig macht, die daran glauben. Nur wenn ich das an meinem eigenen Herzen erfahren habe, kann ich mit Ueberzeugungskraft davon reden. Und nur das so Vorgetragene schlägt auch durch. Ein Petrus, der seiner Pfingstpredigt das Wort anfügen konnte (Ap. Gesch. 2, 32: „Deß sind wir alle Zeugen," führte durch diese Predigt 3000 Menschen zum Glauben an Jesum.

Die Ueberzeugungskraft wird nur da sich finden, wo man die Bibel für Gottes Wort hält. Es ist in der heutigen Wissenschaft ein Streben vorhanden, alle möglichen kritischen Bedenken in die Bücher der heil. Schrift hineinzutragen. Auch die Lehrer sind davon nicht unberührt geblieben. Wir haben aber schlechterdings nicht den Beruf, mit kritischem Blick an die Bibel zu gehen, schon deßhalb nicht, weil uns die nöthige Vorbildung dazu abgeht. Wer sich einmal mit der Bibelkritik einläßt, wird finden, wie leicht dadurch die Ueberzeugungskraft geschwächt wird. — „Ich glaube, darum rede ich," sagt der Psalmist und ihm nach Paulus (Ps. 116, 10. 2 Kor. 4, 13), und Petrus bezeugt: „Wir haben geglaubet und erkannt" (Joh. 6, 69). Also führt der Weg in göttlichen Dingen vom Glauben zum Wissen, nicht umgekehrt.

Unsere Ueberzeugungskraft ist übrigens auch davon abhängig, ob wir im Gehorsam gegen den Willen Gottes stehen (Joh. 7, 17).

Um wirklich mit Kraft biblischen Unterricht ertheilen zu können, müssen wir ferner göttlichen Beistand haben, müssen vom heil. Geiste dazu angethan werden. Das will erbeten sein. Wir haben heutzutage die Kraft des heil. Geistes bei unserer Arbeit an den Herzen der Schüler um so nöthiger, als die letzteren meist mit einem ganz anderen Geist erfüllt sind und auch die Familien immer seltener werden, in denen das Wort Gottes gelesen wird und der Geist Gottes wirken kann. — Auch mit den Kindern soll vor dem Unterricht in der biblischen Geschichte gebetet werden. Man legt darum dies Unterrichtsfach gern an den Anfang der Unterrichtszeit, so daß es sich an die Morgenandacht anreiht. Lange Gebete sind übrigens zu vermeiden. Ein kurzes, aus dem Herzen kommendes Gebet ist wirksamer. Die Kinder sollen den Eindruck bekommen, daß sie, wenn in biblischer Geschichte unterrichtet wird, sich auf heiligem Boden bewegen.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der Hauptzweck dieses Unterrichts dahin gehen soll, die Kinderherzen zugänglich zu machen für das Wort der göttlichen Wahrheit. Nur dann können wir diesen Unterricht für unsere schönste Aufgabe halten, wenn wir ihn darauf anlegen, daß wir die biblische Geschichte für die Herzen unserer Schüler nutzbar machen, nicht nur sie in

Kopf und Gedächtniß einprägen. „Mich hat schon je und je mein biblischer Geschichtsunterricht nicht mehr befriedigt, und bei genauerer Prüfung habe ich gefunden, daß der Grund darin lag, daß ich zu viel Futter geschnitten für den Kopf und zu wenig das Herzensbedürfniß der Kinder im Auge behalten hatte. Sobald ich mich dann wieder mehr an ihr Herz gewendet, wurde mirs wieder fröhlicher zu Muthe, und auch den Kindern wurde die Stunde wieder lieber." Damit soll nicht gesagt sein, daß etwa bei diesem Unterricht nicht ernstlich gelernt oder daß der Verstand nicht sollte in Anspruch genommen werden, sondern nur, daß der Lehrer es darauf anlege, den Schülern in jeder Stunde auch etwas fürs Herz mitzugeben, ohne daß er aus der Unterrichtsstunde eine Erbauungsstunde macht.

These 3. Der Lehrer muß den Stoff so inne haben, daß er frei erzählen kann. Je weniger er im Erzählen und Entwickeln ein Meister ist, desto nöthiger ist es für ihn, daß er durch Fleiß und Uebung sich diese Gabe zu erwerben suche.

Frei unterrichten ist in allen Fächern ein Vorzug, kann aber wohl nicht immer vom Lehrer gefordert werden. Mit dem Stoff der biblischen Geschichte aber kann der Lehrer gewiß so vertraut sein, daß er frei erzählen kann. Erwachsene Leute mögen vom Lesen des Wortes Gottes vielleicht manchmal tiefer angeregt werden als vom mündlicheu Vortrag. Bei Kindern aber findet gewiß immer das Gegentheil statt. Wer ihnen gut vorerzählt, der fesselt leicht ihre Aufmerksamkeit und gewinnt ihre innere Theilnahme. Geht der freie mündliche Vortrag voran, so lesen die Kinder den Stoff hernach leichter und mit mehr Lust und Verständniß, als wenn man gleich mit dem Lesen anfängt. Es ist zu empfehlen, daß der Lehrer sich beim Erzählen nicht durch allerlei Erklärungen und Abschweifungen aufhalte, weil sonst der Eindruck des Ganzen verwischt wird. Eingehendere Erklärungen können ja, soweit sie nöthig sind, beim nachherigen Lesen und Besprechen oder beim entwickelnden Abfragen angebracht werden.

Das Erzählen aber und das Entwickeln setzt von Seiten des Lehrers treue Vorbereitung voraus, die auch demjenigen nicht ganz erlassen werden kann, der den betreffenden Stoff schon oft behandelt hat. Nur durch gewissenhafte Vorbereitung wird die Gabe des freien Erzählens und des entwickelnden Abfragens gehörig ausgebildet.

These 4. Die Sprache sei der Heiligkeit des Gegenstandes angemessen: bündig, klar, einfach, selbst bei den Kleinen nicht tändelnd. — Bei möglichstem Anschluß an die Bibelsprache muß doch manches in die jetzige Ausdrucksweise übersetzt werden, und bei der Wiedergabe ist in den Landschulen den Schülern der Unterstufe auch der Gebrauch des Dialekts zu gestatten.

„Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land." (2 Mos. 3, 5.) Davon sollen wir durchdrungen sein, wenn wir uns anschicken, in biblischer Geschichte zu unterrichten. Wir sind manchmal geneigt, uns vor lauter Gemüthlichkeit gar zu sehr gehen zu

lassen oder auch in unheiligem Eifer dreinzufahren. Beides ist nicht „der Heiligkeit des Gegenstandes angemessen.“ Es gilt auch bezüglich der Sprache bei diesem Unterrichtsfach sich in Zucht zu nehmen. Die Sprache sei ferner **bündig**. Mancher hat sich wohl schon gerühmt, über eine kleine Erzählung eine ganze Stunde reden zu können. Aber „in der Beschränkung zeigt sich der Meister“. Die Sprache sei ferner **klar**, d. h. für die Kinder verständlich, sowohl nach dem Wortlaut als nach dem Zusammenhang. Endlich sei sie **einfach** und **ruhig**. Man hasche nicht nach schönen Ausdrücken, nach blumiger Sprache. Sitzt uns schon ein Wort auf der Zunge, womit wir Effekt machen wollen: hinweg damit! Dabei soll der Lehrer bei aller Herablassung zur Fassungskraft der Schüler doch immer eine **würdige** Sprache führen (z. B. nicht von Goliath erzählen, er habe einen Kopf gehabt wie ein Simri und Augen wie ein Ochs). — So sehr möglichster Anschluß an die unnachahmlich schöne Bibelsprache zu empfehlen ist, so wird sich doch der ausschließliche Gebrauch der Bibelworte als für Kinder unzweckmäßig erweisen. Gar manches muß man doch, um richtig verstanden zu werden, umschreiben, z. B. die Ausdrücke: „ins Angesicht segnen,“ „die Philister hingen sich an Saul,“ „sie thaten fürder übel,“ „fürbaß gehen“ u. a. Ausdrückliche Gottes- oder Heilandsworte, ebenso sonstige wichtige Aussprüche gebe man den Kindern womöglich wörtlich nach dem Bibeltext. Oft auch muß der Lehrer, um Sinn und Zusammenhang klarzulegen, eingehender beschreiben und unter einander verbinden, oft anschaulicher erzählen, als die Schrift es thut. Besonders wird das in den unteren Klassen nöthig sein, wo oft das Verständniß für die betreffenden Vorgänge und Verhältnisse noch gänzlich fehlt, während in den Oberklassen immer mehr das unveränderte Bibelwort gebraucht werden kann. Niemals aber soll der Lehrer etwas in die biblische Geschichte hineindichten.

Bei der Wiedergabe der Erzählung durch die Schüler in den Unterklassen begnüge man sich mit einer einfachen, wenn auch oft wenig zusammenhängenden Ausdrucksweise. In gutem Schriftdeutsch zu erzählen, kann höchstens das **Ziel** des Volksschulunterrichts sein. Warum sind oft die Schüler so schwer dazu zu bringen, eine biblische Geschichte in der Schule nachzuerzählen, während sie vielleicht dieselbe Geschichte mit Vergnügen der Mutter zu Hause erzählt haben? Der Mutter dürfen sie erzählen, wie sie es herausbringen, in der Schule aber verlangt man ein gutes Deutsch, und damit sind die meisten Schüler überfordert. Man gewähre also beim Erzählen in der Schule mehr Freiheit bezüglich der Sprache, und der Hauptzweck wird eher erreicht, die Lust zum Erzählen geweckt werden. Muß man dabei auch allerlei Unebenes mit in den Kauf nehmen, so lasse man sich das nicht verdrießen, verbessere so viel als unumgänglich nöthig scheint und freue sich, wenn die Kinder nur gern erzählen. Bei allzuhoch gespannten Forderungen wird man die Kinder nöthigen, die aufgegebene Geschichte auswendig zu lernen, und das ist nicht gut, zumal wenn die meisten, gezwungen durch die Größe der Aufgabe und die Kürze der darauf zu verwendenden Zeit, nur den Anfang der Erzählung lernen.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die protestantischen Kirchen der Stadt New York wachsen nur sehr langsam oder sind gar im Rückgang begriffen. So erklärte vor einiger Zeit ein lutherisches Blatt, es sei unleugbar, daß die lutherischen Gemeinden New Yorks zurückgehen. Dieser Rückgang wird aber keineswegs durch den Fortschritt anderer protestantischer Denominationen ausgeglichen; vielmehr klagen alle über Mangel an Wachsthum, wenn nicht gar über Abnahme. Am meisten Erfolg hat noch die Episcopalkirche, welcher bedeutende Geldmittel für ihre Missions- und Liebesthätigkeit zu Gebote stehen; allein auch hier sind die erzielten Resultate im Verhältniß zum Aufwand an Arbeit und Geldmitteln verhältnißmäßig gering. Der Zuwachs der Presbyterianer kommt fast ausschließlich auf Rechnung der Einwanderung aus Schottland.

Auch bei den Methodisten zeigt sich dasselbe und eine Correspondenz des Apologeten sagt darüber: „Der Methodismus ist sehr schwach in New York, schwach im Vergleich mit anderen Städten, schwach im Vergleich mit den übrigen evangelischen Benennungen. Der Zuwachs in fünf Jahren beträgt nur wenige Prozente. Kein Wunder, daß die Versammlung der Methodistenprediger von New York und Umgegend schon seit Wochen ernstlich darüber debattirt: „Wo fehlt's? Wie kann Abhülfe geschafft werden? Warum haben wir in der Stadt keine Auflebungen?" Ei! ruft da mancher Leser aus — keine Auflebungen? Der Correspondent vergißt gewiß die 3000, die vor zwei Jahren unter dem Evangelisten Harrison bekehrt wurden, und letztes Jahr ein anderes Tausend in der alten John Str. Gemeinde. — Nein, mein lieber Leser, es ist nicht Gedächtnißschwäche. Kein Methodist von echtem Schrot und Korn nennt solche oberflächliche Arbeit, wie sie von vielen modernen Evangelisten gethan wird, eine Auflebung. Da wird viel Lärm geschlagen, allerhand Leute kommen zusammen, die Gefühle werden tüchtig erregt, dann heißt es gleich bei den ersten Anzeichen einer bußfertigen Seele: „bekehrt." In jeder Versammlung werden die gezählt, welche glauben den Herrn gefunden zu haben. Ein Prediger hielt nach diesem großen "Revival" in der John Straße (drei Monate später) eine Predigt zu — vierzig Personen. Wo sind denn die Tausend, die bekehrt wurden? Natürlich leugnen wir nicht im Geringsten, daß wohl auch gründliche Bekehrungen dabei vorkommen, aber diese oberflächliche Arbeit, dieses "Getting up a revival!" schadet Gottes heiliger Sache mehr als der grobe Unglaube. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt! — Dr. R., ein alter, bewährter Prediger unserer Kirche, sagte vor Kurzem: „Ich befand mich inmitten der großen Belebung in New York im Jahre 1857. Ich sah, wie Schaaren Sünder unter meiner Predigt rechts und links zusammenbrachen. Ich bin heute noch ebenso rüstig, predige dieselbe Wahrheit mit derselben Kraft, lebe ebenso nahe zum Herrn wie damals; keine Treppe ist mir zu hoch, kein Keller zu tief; ich bete, ich arbeite, ich schreie zu Gott — aber wenig Erfolg!" Was ist die Ursache? Viele Antworten können gewiß auf diese Frage gegeben werden, denn die Hindernisse in einer Stadt wie New York sind gar zahlreich. Die Hauptursache haben wir gewiß vor unserer eigenen Thüre zu suchen. Wenn ein jeder Prediger, ein jedes Kirchenglied, vom Größten bis zum Kleinsten, vom Reichsten bis zum Aermsten, diese Frage an sich selbst stellen würde; wenn ein jeder Prediger mit seiner Gemeinde sich vor Gott beugen und demüthigen würde; wenn sie die Götzen aus ihren Herzen und ihrer Mitte thäten und Alle die erste Liebe wieder erlangten, dann würde bald ein mächtiger Geistesausguß im römischen, atheistischen und weltlichen New York stattfinden. Persönliche Arbeit ist das große Bedürfniß. Glieder, getrieben von Christi Liebe, müssen die dunklen Tenementhäuser besuchen, um die Kirche zu füllen. So lange aber hervorragende Prediger hier im Osten kein Unrecht sehen im Theatergehen und Tanzen und behaupten, es wäre besser, diese Verbote seien aus der Kirchenordnung gestrichen — so lange dieses „sich dieser Welt gleichstellen" fortgeht und prominente Glieder der Kirche vergessen, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist — so lange wird auch der Arm des Herrn in seiner ganzen Stärke sich nicht erzeigen können.

Der deutsche Methodismus, obwohl auch sehr schwach im deutschen New York, ist im Allgemeinen frei von derartigen Uebeln. Auch offenbart sich der Herr jedes Jahr in jeder Gemeinde durch kräftige Erweckungen und Bekehrungen von Seelen. Allerdings berichten die Prediger an der Conferenz selten einen großen Zuwachs von Gliedern; die Ursache hievon ist jedoch das Wegziehen. Drei blühende Gemeinden in Brooklyn bestehen aus vielen einstigen Gliedern von New Yorker Gemeinden; ebenso sind Leute nach Jersey City, Hoboken 2c. gezogen. In der Umgegend von New York und namentlich in Brooklyn ist die Hausmiethe billiger, auch ist das Wohnen weit angenehmer. Eine weitere Thatsache ist, daß einige unserer deutschen Kirchen nicht mehr in der rechten Lage sind. Ich betone „nicht mehr". Da ist die alte Zweite Straße Kirche, die Muttergemeinde der Ostdeutschen Conferenz. In den letzten Jahren hat sich eine böhmische, ungarische und polnische Bevölkerung in unmittelbarer Nähe niedergelassen. Slavisch hört man von allen Seiten, die echt deutschen Verkaufsläden sind in echt böhmische umgewandelt und "ceskyboctod" (böhmisch gesprochen) steht überall. Kein Wunder, daß man an das Verkaufen der Kirche, die so Vielen lieb und theuer ist, denkt! — Auch die 55. Straße Gemeinde hat ihren Kampf ums Dasein. Vor zwei Jahren wurde nämlich an der Ecke der 55. Straße eine große irisch-katholische Kirche erbaut. Die Folge ist nun, daß Katholiken bald jenes ganze Viertel bewohnen werden. — In New York hält es überhaupt schwer, neue Missionen anzufangen. Zwei Versuche wurden gemacht während der letzten Jahre, neue Missionen anzulegen — sie scheiterten. Neuerdings wurde ein neuer Versuch auf der Westseite gemacht. Ob es gelingen wird? Wir hoffen von ganzem Herzen.""

Außer der irisch-katholischen Bevölkerung New Yorks ist auch die jüdische in sehr starkem Wachsthum begriffen und während die Einwanderung im Allgemeinen im Abnehmen begriffen ist, steigt die Zahl der einwandernden Juden. New York hat gegenwärtig eine jüdische Bevölkerung von 175,000 Seelen, etwa 7 bis 8 mal so viel als das heutige Jerusalem, und es scheint beinahe, als wollten sich in kurzer Zeit Juden und Iren, Synagoge und Papstthum in die Herrschaft von Manhattan Island theilen.

Der innerhalb der evangelischen Gemeinschaft schon seit langer Zeit geführte Streit scheint noch nicht endigen zu wollen, wenigstens werden die Aussichten auf einen friedlichen Ausgleich immer schlechter. Bei einer Laienkonferenz, welche in Chicago zur Beilegung des Streites gehalten wurde, legte Bischof Escher eine Schrift vor, in welcher er die Schuld an den Streitigkeiten auf seinen Kollegen, den Bischof Dubs, zu schieben sucht und Aeußerungen desselben zitirt, die allerdings sehr bedenklich lauten. Derselbe soll u. a. geäußert haben: „Der größte Fehler meines Lebens ist, daß ich, als ich ins Bischofsamt gewählt wurde, mir vornahm, den Bischof Escher herunter zu bringen (to put Bishop Escher down) und daß ich in diesem Sinne fortgefahren bin und gehandelt habe."

Es ist nun freilich kein Wunder, daß Unheil entstehen muß, wenn ein Mann mit derartigen „guten Vorsätzen und wohlwollenden Absichten gegen seine Kollegen" in ein hohes oder niederes Kirchenamt tritt. Außerdem wird Bischof Dubs von seinen Gegnern nachgesagt, daß er „durch seine Verbindung mit gewissen Privatleuten die eigentliche Ursache der obwaltenden unangenehmen Umstände" sei.

Es wäre nun freilich leicht mit Bischof Dubs fertig zu werden, wenn er blos Gegner, and keine Anhänger hätte; die hat er aber namentlich im Osten unter dem englischredenden Theile der evangelischen Gemeinschaft und so läßt er sich nicht so leicht beseitigen. Die Laienkonferenz hat aber verlangt, daß auch Bischof Dubs ebenso wie Bischof Escher ausführlich darlegen soll, was er gegen die Bischöfe Escher und Bowman habe. Ebenso soll auch Bischof Bowman sich verantworten.

Der ganzen Lage der Dinge entsprechend, bekämpfen sich auch die beiden Blätter innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft, der „Christliche Botschafter" und der „Evangelical." Von diesem sagt der Botschafter, „er habe im Verläumden und Lästern kaum seines gleichen im Lande und suche freie Bahn, um seine Kothbatterien gegen alles was loyal-evangelisch gesinnt sei, nach Herzenslust spielen lassen zu können."

Die Laienkonferenz hat nun in dieser Angelegenheit u. a. folgenden bemerkens-

werthen Beschluß gefaßt: „Die Ursachen dieser Friedensstörung in unserer Kirche liegen handgreiflich bei einer geringeren oder größeren Anzahl von Mitgliedern des Ministeriums unserer Kirche, also bei Predigern. Ihren tiefern Grund aber kann sie nur haben im Abgewichensein von Gott, in Gottlosigkeit des Herzens, die in Selbsterhebung über Gesetz und Ordnung, in Ehr- und Herrschsucht, Aemter- und Machtbegierde und allerlei damit zusammenhängenden Sünden und Verbrechen gegen die Wahrheit und gegen Gott und in Selbstgefälligkeit zu Tage tritt. Bei wahrhaft evangelischer Gesinnung wäre diese Störung unmöglich gewesen, und so wird auch kein wahrhaft Evangelischer etwas damit zu thun haben wollen. Wir können sie nur anerkennen als Werk des Feindes Gottes und seiner Gemeinde, daher bekämpfen wir sie einmüthiglich im Namen des Herrn. Wir halten uns aber auch überzeugt, daß diese Friedensstörung nie hätte zum Ausbruch kommen, viel weniger so lange hätte fortgesetzt werden können, wenn die Partei, die sie angerichtet hat und unterhält, nicht von Oben herab (aber nicht vom Himmel her) unterstützt worden wäre und immer noch unterstützt würde.“

Die Union der Lutheraner (vgl. Th. Ztschr. 1889 Seite 254) ist auf der Versammlung, welche am 16. September d. J. in Dr. Krotels Kirche stattfand, wieder vollständig in die Brüche gegangen. Es trat nämlich Dr. Krotel mit der Erklärung hervor, daß er sein Amt als Vorsitzender niederlege und nur noch als stiller Beobachter an den Berathungen theilnehmen werde. Die Schuld an der Aussichtslosigkeit des ganzen Unternehmens wurde von Dr. Krotel dem Redakteur des „Zeugen der Wahrheit“ zugeschoben, der sich während der ganzen Zeit wie ein unfehlbarer Richter geberdet habe und auch neuerdings sich dahin ausgesprochen, daß die englischen Lutheraner mehr Fühlung mit den Sekten, als mit der treuen lutherischen Kirche hätten. Dr. K. meinte, das sei eine Beleidigung derer, mit welchen man sich auf eine Verständigung eingelassen habe. Die Deutschen möchten doch erst unter sich einig werden, bevor sie es versuchten, die Amerikaner zu bekehren. Wenn überhaupt von vornherein feststehe, daß Missouri Recht habe, so könne von keinen Vereinigungsversuchen die Rede sein, sondern nur noch von einer Bekehrung aller andern Lutheraner zu den Ansichten Missouris, resp. des „Zeugen der Wahrheit.“

Wie man Theorie und Praxis in Beziehung auf das Logenwesen verbinden kann, darüber giebt ein kleiner Streit, den die Missourier und Iowaer hatten, Aufschluß. Eine Gemeinde in Cairo, Ill., war von der Iowasynode nach etwa zwei Jahrzehnte langer Bedienung aufgegeben worden, weil das Logenwesen in derselben nicht unterdrückt werden konnte und ihre Glieder erklärten, sie würden eher die Kirche als die Loge aufgeben. Missouri nahm sich nun der Gemeinde an, die zunächst durch einen Studenten bedient und später besetzt wurde. Der Pastor, welcher die Bedienung der Gemeinde vermittelte, war nun — wie es scheint vorsichtshalber — von der betr. Gemeinde ersucht worden, das was er über „das Logenwesen. sonderlich über das Verhalten und Handeln unserer [d. h. der missourischen] Pastoren gegen dasselbe, wenn sie es in den Gemeinden vorfinden, mündlich gesagt habe, noch einmal schriftlich mittheilen zu wollen.“ Er schrieb ihr nun — wie er selbst sagt, d. h. im Lutheraner schreibt — „etwa folgendes:

Unsere Synode verurtheilt alles Logenwesen als unchristlich und antichristlich, also als ein Ding, das in einer lutherischen Christengemeinde keine bleibende Stätte haben und behalten darf.

Unsere Pastoren werden daher Gemeindeglieder, die etwa Logen angehören, von der Sündlichkeit des Logenwesens zu überzeugen und zum Austritt zu bewegen suchen; sie werden das aber thun mit aller Geduld und Lehre.

Unsere Pastoren werden Logengliedern, die sie von der Sündlichkeit des Logenwesens noch nicht haben überzeugen können, die aber, soweit Menschen urtheilen können, als Christen gestorben sind, ein christliches Begräbniß nicht verweigern, vorausgesetzt, daß die Loge *als Loge* sich nicht einmischt; sie werden jedoch, wenn die Loge *als solche* auch mit begraben will, zu Hause bleiben.

Da wird es nun freilich Kampf geben, aber der Kampf muß nicht und wird nicht zu gehässigen Reibereien, Tumulten und Zerwürfnissen führen, wenn die Kämpfenden sich

ehrerbietig begegnen, die Sache ruhig im Lichte des göttlichen Wortes besehen, aufrichtig die Wahrheit suchen und demüthig sich dem Worte Gottes unterwerfen."

Einen gefährlichen Kampf hat wohl keiner der beiden Theile zu besorgen. Die betr. Gemeinde hat ihn jedenfalls nicht befürchtet, sonst würde sie keinen Pastor der Missourisynode genommen haben; ebensowenig aber scheinen die Missourier einen Kampf herbeiführen zu wollen, bei welchem die Gemeindeglieder sich vor die Alternative gestellt sehen, entweder aus der Loge auszutreten, oder aus der Gemeinde ausgeschlossen zu werden.

In aller Geduld kann man es ja bis auf Weiteres lassen, wie es bisher war und in aller Lehre braucht man ja nur zu lehren, aber nicht zu handeln.

Ob wohl andere Leute auch so klug gewesen wären? Ob der betr. Berichterstatter auch in ebenso kluger Weise in Cairo Auskunft darüber gegeben hat, „weß Geistes Kind die sogenannte Evangelische Synode sei?" Was er über uns gesagt hat, berichtet er freilich nicht, aber eins ist gewiß: Entweder hat er die Wahrheit über uns geredet, oder er hat sie nicht geredet. Hat er das erstere gethan und damit die Gemeinde für Missouri gewonnen, so werden wir ihm das gewiß nicht verargen, denn es ist dann nur die gegenseitige Geistesverwandtschaft zu Tage getreten. Hat er das letztere gethan, so hat er vielleicht klug gehandelt — und derartige Klugheit uns gegenüber sind wir bei den Missouriern gewöhnt.

Die 43. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung ist am 3. September in Danzig eröffnet worden. Es ist das erste mal, daß der Verein in Danzig tagte; das erste mal, daß er so weit nach Osten vorgedrungen ist. Am 3. September Nachmittags fand die Begrüßung des Centralvereins der Abgeordneten und übrigen Festgäste durch Konsistorialrath Koch, Oberpräsident von Leipziger und Oberbürgermeister, Geheimrath von Winter statt. Der letztere sprach dem Verein seinen Dank dafür aus, daß er diesmal im fernen Norden seine Hauptversammlung abhalte. Er sehe hierin eine Bestätigung für die Thatsache, daß das evangelische Bewußtsein in Westpreußen zum großen Theil ein sehr lebhaftes sei, ohne daß die Absicht bestehe, den Frieden zwischen den katholischen und den protestantischen Brüdern einer Nation zu stören. An den letzteren Gedanken knüpfte Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Fricke, Vorsitzender des Centralvorstandes, in seiner Entgegnung auf den dem Verein dargebrachten dreifachen Gruß an. Er wies den Vorwurf zurück, daß der Gustav-Adolf-Verein eine aggressive Tendenz gegen die römische Kirche hege. „Wir wollen Frieden haben mit unsern katholischen Brüdern," so führte er aus, „doch wir verlangen von ihnen, daß sie unsere Ueberzeugung achten, daß sie uns die erst jüngst von Herrn Windthorst mit solchem Pathos gepriesene Gewissensfreiheit gönnen und sie nicht blos im Munde führen, um dann um so erbitterter selbst dagegen zu eifern und zu handeln. Unser Recht und unsere Pflicht ist, unsere evangelischen Brüder in der Zerstreuung zu schützen, ihnen ihre schwere Nothlage tragen zu helfen; unseren Besitzstand wollen wir uns wahren. Wir freuen uns, wenn auch die Katholiken ihre Pflicht für ihre Glaubensgenossen thun. Wir wissen aber auch, daß wir mit unserem Werk zugleich Kern und Mark unseres ganzen deutschen Volkes kräftigen; denn deutscher Patriotismus und evangelisches Bewußtsein ist kein Gegensatz, nein, ein Geschwisterpaar. Möge Gottes Segen auf unserer Feier ruhen! Gekommen sind wir in Frieden, in Frieden wollen wir auseinandergehen."

Sogleich nach Beendigung der Begrüßungsversammlung fand der Eröffnungs-Festgottesdienst in der St. Trinitatiskirche statt. Stadtpfr. Lauxmann hielt die Predigt über Joh. 12, 20—26: „Herr, wir wollten Jesum gern sehen." Nach der Predigt erfolgte unter Ansprache die Ueberreichung einer Anzahl von Liebesgaben, bestehend in Kirchengeräthen u. dgl.

Am 4. September wurde in der Marienkirche der zweite Festgottesdienst gefeiert. Oberhofprediger Dr. Kögel hielt eine knappe glänzende Predigt von 25 Minuten Dauer. Er hatte zum Text erwählt Ps. 23, 4: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich." Mit Gebet und Gesang wurde die erste öffentliche Verhandlung eingeleitet. Dann nahm zur Eröffnungsansprache Dr. Fricke das Wort. An den Kaiser wurde auf Vorschlag des

Vorsitzenden ein Telegramm gerichtet. Namens des Ev. O.-K.-Raths zu Berlin begrüßte der Präsident desselben, Dr. Hermes, die Versammlung mit herzlichen Worten der Zustimmung und der Ermunterung. Der Dank des Vorsitzenden hob hervor, daß diesmal das Haupt des O.-K.-Raths der größten evangelischen Landeskirche selber zur Begrüßung sich eingestellt habe. Noch ist nicht aller Tage Abend in der Kirche; Deutschland ist geeint. Sollten nicht weitere Einigungen auch in der deutschen Kirche angezeigt sein? Doch das haben wir dem Herrn anheimzugeben. Konf.-Präs. Grundschöttel brachte den Dank des Konsistoriums von Westpreußen für die Versammlung in Danzig dar. Im verwichenen Jahre konnten schon 90 westpreußische Gemeinden angeführt werden, die der Gustav-Adolf-Verein unterstützt hat; seitdem sind ihrer noch mehr geworden. Und es darf nicht nachgelassen werdeu. Sup. Pank überreichte ein dramatisches Festspiel für die Volksbühne: Gustav Adolf, von dem Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Stockholm, Paul Kaiser.

Nach verschiedenen anderen Begrüßungen trug Schulrath Hempel den Jahresbericht vor über das vergangene Jahr des Gustav-Adolf-Vereins. 18 Zweigvereine sind neu gegründet, die Zahl ist von 1786 auf 1801 gestiegen, die Zahl der Frauenvereine von 433 auf 446. Neben manchen erfreulichen Erscheinungen kann jedoch die Thatsache nicht außer Acht gelassen werden, daß einzelne Gegenden sich dem Gustav-Adolf-Verein grundsätzlich und vollständig verschließen, und daß man in manchen wiederum im Interesse anderer Bestrebungen ihm kühl gegenübersteht. Dagegen beweist im ganzen das abgelaufene Vereinsjahr, daß manche Mittel zur Hebung der Vereinsthätigkeit verwerthet worden sind. Verschiedene Hauptvereine bezeugen ausdrücklich, daß sich die Theilnahme für den Verein gesteigert hat. Die Wirkung dieser gesteigerten Vereinsthätigkeit ist die erhöhte Einnahme, welche sich im Jahre 1887—88 wiederum ergeben hat. Es sind 911,086 Mk. ($214,105) an Beiträgen eingegangen, das ist 4263 Mk. mehr als im Vorjahre. Dieses Mehr erhöht sich jedoch um 13,569 Mk., welche nach Schluß der Rechnnng als direkt versendet vom Hauptverein Königsberg gemeldet worden sind, und beträgt also im ganzen 17,833 Mk. Die Gesammtsumme dessen, was der Verein in den 57 Jahren seines Bestehens verwendet hat, beläuft sich auf 22,566,620 Mk. ($5,303,155). Die Summe der versendeten Unterstützung betrug, ohne den oben erwähnten Betrag, welcher vom Hauptverein Königsberg direkt verschickt worden ist, 905,445 Mk. Es sind 29 Kirchen geweiht (gegen 17 im Vorjahr); 5 Kirchenbauten, 4 Schulbauten und 5 Pfarrhäuser begonnen worden, 4 Schuleinweihungen fanden statt, und 4 Pfarrhäuser wurden in Gebrauch genommen. Nur 9 Gemeinden haben auf fernere Unterstützung verzichten können; 1444 Gemeinden bitten um Hülfe. Sie bedürfen 325 Kirchen und Bethäuser, 171 Schulen und 109 Pfarrhäuser; 119 bitten um Beihülfe zu Reparaturen, 26 zur Erwerbung von Grundstücken, 145 zur Mehrung ihres Pfarrfonds, 98 zu Schulfonds, 38 zu Kirchenfonds, 114 zum Pfarrgehalt, 226 zur Erhaltung von Schulen, 513 zur Tilgung von Schulden im Betrage von fast 4 Millionen Mark. Außerdem bedürfen 70 Konfirmanden-, Waisen- und Kranlenhäuser der Unterstützung. Die evangelische Kirche Oesterreichs hat mit besonderer Theilnahme den 40. Jahrestag der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph, der durch sein Toleranzpatent vom 8. April 1861 der evangelischen Kirche ihre „Magna Charta“ gegeben hat, gefeiert. Pfr. Frick aus Zürich, welcher den schweizerischen protestantisch-kirchlichen Hülfsverein vertrat, klagte, wie auch in der Schweiz die Versuche des Vordringens der römischen Kirche zu spüren seien, aber man wolle ihr auch nicht einen Schritt weichen. In Engelberg erhebt sich jetzt die neue Kapelle für die deutschen Evangelischen, die sich dort zu Hunderten zusammenfinden; auch in Brunnen wird in diesen Tagen Kapelle und Pfarrhaus gedeckt.

In der zweiten öffentlichen Versammlung sprachen verschiedene Redner Dank für gewährte Hülfe aus, andere wiesen auf Nothstände hin und baten um Unterstützungen. Sodann ward die Ergänzungswahl des Vorstandes vorgenommen, und wurden Pastor D. Hölscher aus Leipzig und Geh. O.-Justizrath Johow (für den Brandenburgischen Hauptverein) durch Akklamation gewählt. Für das große Liebeswerk waren eingegangen 30,013 Mk., 19,142 Mk. für die siegende, 5556 Mk. für die erste und 5345 Mk. für die

zweite unterliegende Gemeinde. Das Referat über die drei Gemeinden erstattete Bischof Teutsch aus Siebenbürgen. Die Entscheidung fiel bei der Abstimmung für Weisenau bei Mainz mit 85 Stimmen; für Sipiory wurden 56, für Waitzen 4 Stimmen abgegeben. Der Deputirte für Mainz (Weisenau), Pfr. Guyot, dankte mit bewegten Worten für das große Geschenk. Eine von der Provinz Westpreußen gestiftete Liebesgabe von 3400 Mark wurde der Gemeinde Elversberg zugewiesen. Im nächsten Jahre soll die Hauptversammlung in Mannheim, die Nachversammlung in Heidelberg stattfinden.

Die dritte General-Versammlung des Evangelischen Bundes hat am 1. bis 3. Oktober in Eisenach stattgefunden, wo sie sehr freundlich und gastfreundlich von den Bewohnern der Stadt aufgenommen wurde. Die Versammlungen der Abgeordneten, die Volksversammlungen und die Gottesdienste waren gut besucht. Für die erste Volksversammlung war die Zahl der Theilnehmer eine so große, daß man sich entschloß, am folgenden Tage gleichzeitig zwei Versammlungen zu veranstalten.

Begrüßungsschreiben waren eingelaufen aus Augsburg wo die Versammlung des dortigen Zweigvereins namentlich gegenüber der bayerischen Katholikenversammlung in München sich ausgesprochen hatte, ebenso von den Waldensern aus Torre Pellice. Den Höhepunkt der Feier bildete die Grundsteinlegung zum Lutherdenkmal. Etwa 3000 Personen betheiligten sich an dem Festzug und etwa 12,000 standen auf dem Karlsplatz in Eisenach, wo auch der Erbgroßherzog von Weimar sich eingefunden hatte. Prof. Dr. Fricke aus Leipzig redete von der Bedeutung Luthers namentlich auch für Eisenach und von der Pflicht aller Evangelischen zum Festhalten an evangelischer Lehre. Den Schluß der Feier bildete der Gesang von: „Eine feste Burg ist unser Gott" durch die ganze Versammlung.

Der Evangelische Verein hat trotz der Hemmnisse, die ihm von Katholiken, Juden, Fortschrittlern, auch von Kirchen-, Staats- und Universitätsbehörden, sowie von konfessionalistischer Seite in den Weg gelegt wurden, ein bedeutendes Wachsthum zu verzeichnen; er zählt nach kaum zweijährigem Bestehen 60,430 Mitglieder, die sich auf 30 Haupt- und 430 Zweig- und Ortsvereine vertheilen.

Verschieden ist die Vertheilung über die deutschen Länder. Ganz verschlossen ist dem Bund Reuß ältere Linie; geringe Anfänge hat er in den Fürstenthümern Lippe, hoffnungsreiche Anfänge in beiden Mecklenburg; sehr zurück ist er noch in dem meininger Antheil Meiningens, blühend in dem hildburghausener Antheil; fast ganz im Stich gelassen hat ihn die Provinz Posen; Stillstand ist eingetreten in Oldenburg und Waldeck. Anhalt ist gewachsen von 194 auf 450, Ostpreußen von 86 auf 141; Königsberg hat sich konstituirt; Schleswig-Holstein stieg von 146 auf 260, Schlesien von 338 auf 800, Pommern von 328 auf 600, Brandenburg von 975 auf 1685, das Königreich Sachsen von 594 auf 1192. In Straßburg (428) scheint ein erklärlicher Stillstand eingetreten zu sein. Dagegen stehen in kräftiger Entfaltung Baden (gestiegen von 1341 auf 3123), Braunschweig (453 auf 1150). Bremen (68 auf 481) Großh. Hessen (1233 auf 2357), Hessen-Nassau (975 auf 1685), Westfalen (1600 auf 3113), (ein Arbeiterverein hat allein 1600 Mitglieder), Provinz Sachsen (4500 auf 6130); Weimar hat 2351 Mitglieder, Gotha 2191; Koburg stieg von 470 auf 1768, Würtemberg hat 5529; die Vereine in der Rheinprovinz stiegen von 9000 auf 15,000. Neue Gründungen fanden statt in Bayern, Hannover, Hessen-Kassel, Westpreußen, Reuß j. L. (in Gera stieg der Verein von 67 auf 213) und Schwarzburg-Rudolstadt.

„Vielversprechende Anfänge" sind in Augsburg, Hannover, Kassel und Danzig gemacht; „es sind wirkliche Eroberungen." Von Hannover hieß es im vorigen Jahre, dort sei auch nicht eine Seele zu gewinnen, und nun ist dort ein Verein von 1000 Mitgliedern. Kassel und Rudolstadt machen besonders Freude. Die Gewinnung Danzigs bedeutet einen großen moralischen Sieg. Im Frühjahr kam die Nachricht, daß sich evangelische Damen an der Gründung einer Niederlassung der Grauen Schwestern betheiligen würden; jetzt sind alle vier Gemeinden mit evangelischer Gemeindepflege bedacht. In Bezug auf die Arbeitervereine hat sich der Centralvorstand der Sache angenommen;

man hat sich an die deutschen Staatsregierungen gewendet. Schwarzburg-Sondershausen hat erklärt, man wolle den Vorschlägen des Evangelischen Bundes Folge leisten

Preßkomites bestehen in Baden, Braunschweig, Berlin, Frankfurt, Hannover, Weimar, Altenburg, Koburg, Provinz Sachsen und Rheinprovinz. Die Ortsvereine wirken zum Theil auch Werke der christlichen Liebe, besonders in Baden und im Großh. Hessen. Dahin sind zu zählen Mädchenerziehungsschulen und Errichtung von Kindergottesdiensten, Errichtung evangelischer Krankenhäuser in Oldenburg und Breslau, eines evangelischen Waisenhauses in Bochum, eines Diakonissenhauses in Schwäbisch-Hall.

Der Bund hat in Schwäbisch-Hall ein Diakonissenhaus gegründet, das schließlich 130,000 Mk. gekostet hat. Es sei dringend nothwendig, führte Pfr. Faulhaber aus, daß der Diakonissensache reichlichere Mittel zugewendet würden, gerade jetzt, wo das Unfallsversicherungsgesetz den Städten, Kreisen und Verbänden die Errichtung von Krankenhäusern in allen Gegenden des Deutschen Reiches auflege. Die katholische Kirche zeige sich viel rühriger. Prof. Nowack empfahl fortgesetzte Sammlungen des Evangelischen Bundes für diese Sache.

Der Centralvorstand hat keine Gelegenheit versäumt, die Ehre der Evangelischen Kirche zu wahren. So hat er sich an alle Staatsregierungen gegen den Mißbrauch gewendet, bei Evangelischen für katholische Zwecke zu kollektiren.

Die „Kirchliche Korrespondenz,“ von Pfr. Brecht in Oberkochen herausgegeben, hat die Aufgabe, die Ausschreitungen der ultramonen Presse niedriger zu hängen und die Augen über ihr verwerfliches Treiben zu öffnen. Sie hat dies, wie Hofprediger Rogge bezeugte, zur Genüge gethan. Wenn mehrfache Anträge kürzere und volksthümlichere Artikel verlangten, so gibt es vielleicht die Möglichkeit, für die kleineren Blätter Auszüge aus der Korrespondenz herzustellen. Pfr. Dr. Weitbrecht in Mähringen krontrolirt etwa den zehnten Theil der 400 in Deutschland erscheinenden katholischen Blätter. Durch diese Kontrole schon werde den gegnerischen Kundgebungen Vorsicht und Zurückhaltung auferlegt. Es sei daher anzustreben, daß alle 400 Blätter bezüglich ungerechtfertigter Angriffe gegen die evangelische Kirche beobachtet werden.

Die Nachricht, daß der Katholikentag in Bochum sich ausnahmsweise einmal nicht mit der Forderung der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes befaßt habe, war ebenso unrichtig wie unglaublich. Diese Forderung gehört einmal zum stehenden Programm dieser Katholikentage, das jedes Jahr in beinahe gleicher Weise sich abspielt. Der Protest gegen die Giordano Bruno-Feier war allerdings etwas neues und der Papst sowie seine Anhänger sollten sich eigentlich bei den Veranstaltern der Feier bedanken, daß ihnen dadurch wieder eine Gelegenheit verschafft worden ist, von sich reden zu machen oder wenigstens selber von sich zu reden.

Bischöfe waren auf diesem Katholikentage nicht anwesend, ebenso betheiligte sich Herr von Schorlemer-Alst durch seine Abwesenheit. Auch die Schulfrage (vgl. Theol. Ztschr. 1888 Seite 347) scheint nicht wieder aufgenommen worden zu sein. Die Berichte machen den Eindruck, als habe man eigentlich nichts rechtes mehr zu thun, seitdem der Kulturkampf aufgehört hat. Einen neuen Kulturkampf wird aber Windthorst mit allen seinen Reden nicht mehr hervorbringen. Es gibt kaum ein besseres Zeugniß für die Unfruchtbarkeit des Ultramontanismus als diese Katholikentage. Wenn nicht etwas geschieht, über das man klagen oder schimpfen kann und wenn Niemand etwas unternimmt, wogegen man opponiren und agitiren kann, so weiß man in diesen Kreisen überhaupt nicht, was man thun soll.

Auch die deutschen Bischöfe haben in ihrem Schreiben, welches sie von Fulda uns an Leo XIII. gerichtet haben, bezüglich dessen weltlicher Herrschaft sich sehr bescheiden geäußert. Sie sagen nämlich: „Denn sobald man nicht mehr mit heimlichen Nachstellungen und versteckten Mitteln, sondern mit offener Stirn, offener Gewaltthätigkeit Christum und seine Braut verfolgt, wird jeder katholische Mann, der dieses Namens würdig ist, sowohl größern Muth in der Wahrung der Rechte der Kirche bewähren als auch vermehrte Standhaftigkeit in der Forderung der Freiheit des römischen Bischofs. Diese Einmüthigkeit der Bischöfe und Gläubigen der ganzen katholischen Erde in

der Wahrung der Vorrechte des irdischen Statthalters Christi, jener mit dem obersten Hirten in innigster Uebereinstimmung befindliche Wille der Gläubigen, diese festgegründete in den vergangenen Jahrhunderten kaum jemals gesehene Eintracht werden, h. Vater, Deine Sorgen und Kümmernisse beseitigen, und zu großem Troste werden dem Herzen des Vaters die Liebe und Ergebenheit seiner Kinder gereichen." Wären das keine Bischöfe sondern Bauern gewesen, so würden sie zwar etwas weniger höflich aber etwas mehr deutlich gesagt haben, der Papst könne zufrieden sein, so lange es nicht schlimmer sei als gegenwärtig; sollte es aber schlimmer werden — nun ja — dann könne man ja immer noch sehen, was man thun wolle.

Der Papst ist auch seinerseits höflich genug, sich bei den Bischöfen zu bedanken, läßt aber doch durchblicken, daß man ihm wenig genug versprochen hat.

Ein Jubiläum wenig erfreulicher Art brachte dieses nun zu Ende gehende Jahr. Es ist nämlich im Jahre 1489 der Hexenhammer in erster Auflage erschienen, wodurch der der römischen Kirche von den Päpsten auferlegte Aberglaube in ein System gebracht wurde. Während man im früheren Mittelalter den Glauben an Hexerei noch für Aberglauben ansah und denselben mit kirchlichen Strafen belegte, so hat schon Gregor IX. 1233 dieselben Dinge, welche Agobard von Lyon im Anfang des neunten Jahrhunderts als einfältigen, durch Unwissenheit zu entschuldigenden Aberglauben erklärte, zu wirklichen Verbrechen gestempelt und Innocenz VIII. ist einer der Hauptschuldigen an den Gräueln der Hexenprozesse. Heutzutage gehört der Hexenglaube ebenso wesentlich zum jesuitischen Glaubensbekenntniß wie die Unfehlbarkeit des Papstes, und wird eifrig zu pflegen gesucht, obgleich man die Schuld an den Hexenprozessen von der römischen Kirche abwälzen will.

Die Stadt Jerusalem verändert sich in den letzten Jahren ungemein. Neuerdings ist an der Westgrenze des dem deutschen Kaiser gehörigen Bauplatzes eine 7 Meter breite Straße nach europäischem Stil unter Aufsicht des deutschen Consulates hergestellt worden. Die Erbauung der „Preußenstraße" — wie sie von den Arabern genannt wird — bildet wohl die Einleitung zum Bau einer Kirche, einer Schule und eines Pfarrhauses, so daß das deutsche evangelische Bisthum in Jerusalem, das gegenwärtig organisirt wird, auch an seinem Orte eine würdige Wohnstätte findet.

Die Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem ist bereits vermessen und es wurde sogar die Absicht ausgesprochen, noch diesem Herbst mit dem Bau zu beginnen. Ja sogar von einer Zweigbahn nach Haifa und Nablus (dem alten Sichem) wird schon geredet.

Ueberhaupt wird gegenwärtig in Jerusalem viel gebaut. Die jüdische Bevölkerung zählt gegenwärtig etwa 25,000, hat also bedeutend zugenommen, was zu einer großen Anzahl von Häuserbauten geführt hat. Jüdische Unternehmer lassen einen Complex von Häusern herstellen, sobald sich eine Anzahl von Familien bereit gefunden hat, dieselben durch allmählige Abzahlung anzukaufen. Sogar die türkische Regierung baut ein großes muhammedanisches Krankenhaus. Auch das Kaiseswerther Diakonissenhaus will einen Neubau errichten, besitzt aber noch nicht die nöthigen Mittel.

Am rührigsten sind in dieser Hinsicht die römischen Katholiken. Bei Jerusalem bauen sie ein großes Nonnenkloster an der Straße nach Bethlehem. In Bethlehem selber haben sie vor wenigen Jahren zwei große Klöster, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, gebaut, und arbeiten jetzt an einem großen Gebäude, das zu einem Krankenhause bestimmt ist.

Auch die deutsche Tempelkolonie hat sich nach mehr Land umgesehen, um sich weiter ausbreiten zu können, und möchte gerne eine weitere Ansiedelung zwischen dem Tabor und dem See Genezareth errichten.

Ein Denkmal aus alter Zeit ist dagegen der Zeit zum Opfer gefallen: Die sogen. Abrahamseiche bei Hebron. Dieselbe stand auf dem Gebiete des dortigen russischen Klosters und sollte noch aus der Zeit Abrahams stammen. So alt war sie nun freilich nicht, aber schon im 16. Jahrhundert wird sie von Reisenden erwähnt. Der Umfang des Stammes betrug etwa 30 Fuß und die Aeste waren seit langer Zeit künstlich gestützt, da der Stamm sie nicht mehr tragen konnte. Ein heftiger Sturm hat aber dieses Frühjahr den Baum sammt seinen Stützen umgeworfen.

Eine Reise nach Jerusalem ist übrigens jetzt durch deutsche Dampfer sehr erleichtert. Die Australien- oder Ostasienfahrer des Norddeutschen Lloyd gehören zu den besteingerichteten Dampfern unserer Tage. Man geht in Bremen oder Antwerpen oder Genua auf die See und fährt dann 18, 17 oder 4—5 Tage bis Port Said, von wo aus man Jerusalem in 24 Stunden erreichen kann. Für die Fahrt von Bremen bis Port Said zahlt man bei voller und guter Beköstigung I. Klasse 400 Mk., II. Klasse 220 Mk. Bei Retourbillets mit 6—9 und 12monatlicher Dauer treten bedeutende Preisermäßigungen ein. In Port Said steht gewöhnlich der zur Weiterfahrt nach Jaffa bestimmte Dampfer schon bereit, der meist Abends abgeht und am andern Morgen in Jaffa landet, von wo aus man Jerusalem in 10—12 Stunden zu Wagen oder Pferde erreichen kann. Um das heilige Land einigermaßen kennen zu lernen, sind vier Wochen nöthig.

Jesuitisch-mariolatrischer Unfug. In dem französischen Gebetbuch Petit livre de prière pour le jeune Catholique befindet sich (einer engl. Zeitung zufolge) folgendes Gebet: „O gesegnetes Haupt der Maria, ich bete dich an. Möge ich keine denn gute Gedanken haben. O heilige Arme der Maria, ich bete euch an. Möge ich keine denn gute Thaten verrichten. O süße Brust der Maria, ich bete dich an. Lege mich, o Mutter, dorthin, wo Jesus oft gelegen hat. O göttlicher Schoß der Maria, ich bete dich an, denn du hast Jesum geboren. O anbetungswürdige Beine der Maria, ich bete euch an. Machet, daß ich auf rechtem Wege gehe. O unbeflecktes Herz der Maria, ich bete dich an. Lege mich in dich für ewig." Solche Obscönitäten werden betenden Kindern in den Mund gelegt! Mit solchen Schamlosigkeiten wagt man es, der reinen Magd, der Mutter unseres Heilandes zu nahen! (D. E. Kztg.)

Während in Deutschland die Sonntagsruhe an vielen Orten Eingang gefunden hat und noch findet, so gehen die Länder der strengen Sonntagsruhe den umgekehrten Weg. Es zeigt sich eben darin auch die alles nivellirende Tendenz unserer Zeit. So hat die schottische Regierung am 7. April zum ersten Mal dem Publikum die Thüren eines botanischen Gartens am Sonntage geöffnet. Obwohl in demselben nichts zu sehen ist als die Pflanzen und man nichts thun kann als spazieren gehen, so erklären doch viele die Sache als eine Sabbathschändung und klagen die Regierung an, daß sie dieselbe zu verantworten habe.

Die Leichenverbrennung scheint wieder aus der Mode kommen zu wollen ehe sie nur recht Mode geworden ist. Die Leichen sollen nicht mehr verbrannt, sondern durch ein ganz neues Verfahren blos noch getrocknet werden, so daß man sie beliebig lange aufbewahren kann. Gestalt und Gesicht sollen bei diesem Trocknungsproceß keine Veränderung erfahren. Es wird sogar berichtet, daß sich bereits eine Gesellschaft gebildet hat, welche das Leichentrocknen und Aufbewahren als Geschäft betreiben will. Der Plan eines großartigen Gebäudes, in welchem 40,000 Leichen untergebracht werden können, soll bereits gemacht sein. Ein Platz in demselben soll billiger werden als eine Begräbnißstelle auf einem Kirchhof.

Literarisches.

Das apostolische Glaubensbekenntniß, seine Entstehung, seine Geschichte und seine Bedeutung für die Gegenwart.

Vortrag von P. K. Krummacher.

Herausgegeben von P. K. Koch, Beecher Will Co., Ills.

Ein lesenswerthes kleines Heft, dessen Inhalt im Titel schon angegeben ist. Daß natürlich alle diese Punkte in dem Rahmen eines Vortrages nur kurz behandelt werden konnten, liegt in der Natur der Sache. Namentlich kurz sind die apologetischen Bemerkungen gehalten und mancher würde wohl hier etwas mehr gewünscht haben, namentlich unter den Lesern hierzulande, welchen die als Einleitung benützten Vorgänge der Berliner Stadtsynode von 1877 u. s. w. ferner liegen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVII. December 1889. Nro. 12.

Briefe über das Predigen.

(Von P. J. B. Jud.)

XI.

Lieber Freund! Je länger ich an diesen Briefen schreibe, desto mehr wandelt mich die Lust an von vorne anzufangen und den Stoff anders zu vertheilen. Ich wollte eben nicht in alles eingehen, sondern Dir nur einige Rathschläge ertheilen. Aber ich sehe, daß eben nicht gut nur an einigen Enden zu rathen ist und man schließlich doch an alles kommen muß, wenn man recht rathen will. Theile Dir also den Stoff selber, wie Du ihn brauchst.

Wir sind in der Vorbereitung auf die Predigt nicht weiter gekommen als an die Exegese und das Schaffen praktischer Gedanken für die Predigt. Haben wir dieses, so ist nur erst die Zeit Thema und Theile zu suchen. Viele erschweren sich das Predigtmachen, indem sie mit diesem letzteren anfangen. Daher kommen dann die Kalenderthemata. Denn was ich noch nicht gedacht habe, das kann ich in Thema und Partition auch nicht zum Ausdruck bringen. Lebt aber mein Text in der Gegenwart und im Kreise meiner Zuhörer, so ergeben sich Thema und Partition sehr oft fast von selbst oder werden jedenfalls leichter gefunden, als wenn ich sie aus nichts schaffen will.

Habe ich diese, so geht es an die Ausführung als so recht an die eigentliche Predigt. Es handelt sich nun, daß ich das, was ich sagen will, am rechten Orte und in der gehörigen Form sage. Für ersteres giebt die Disposition den Wegweiser. Für letzteres denke ich zum ersten Male in meinen Briefen eine fremde Autorität und zwar den Bischof Fenelon zu benutzen. Wenn es mir recht ist, so stellt er folgende Grundsätze für die gute Rede auf: Sie muß 1. beweisen, 2. malen, 3. bewegen.

Zuerst aber möchte ich bemerken, daß diese drei Thätigkeiten ja nicht etwa in jeder Predigt gleichmäßig und jedenfalls nicht etwa gerade in dieser Reihenfolge vorkommen müssen. Wir werden bald zu der einen und bald zu der andern greifen, bald die eine und bald die andere vorwalten lassen müssen, je nachdem der Hauptzweck der Predigt Belehrung, Erweckung oder Erbauung ist. Doch laß mich nun über diese drei Thätigkeiten das eine und das andere bemerken.

Wenn vom „Beweisen" die Rede ist, so möchte ich Dir vor allem sagen, daß damit nicht die stereotypen Beweise der Kirchenlehre, der ontologische,

kosmologische &c. Beweis für das Dasein Gottes, die Beweise für die Gottessohnschaft Christi &c. gemeint sind. Diese Art Beweise haben ihren Platz auf dem Katheder oder in apologetischen Vorträgen. Die Kanzel hat nur soviel davon Gebrauch zu machen, als der Zweck des Jüngermachens und der Zustand der Gemeinde es erfordert. Es macht nichts die Predigt abgeschmackter, als wenn immer wieder bewiesen wird, was kein Mensch anficht, oder wenn der Prediger sich gegen die Theorien des Deismus, Rationalismus, Pantheismus und Materialismus, die keiner seiner Zuhörer kennt, herumschlägt oder gar rechts und links Seitenhiebe auf andere Kirchen und Sekten austheilt. Sind Zeitströmungen da, die ihre Wellen auch ins christliche Gemeindeleben hineinwerfen, dann studire der Prediger diese Strömungen, besonders wie sie sich in seiner Gemeinde wiederspiegeln und gehe ihnen gerade in dieser Form zu Leibe. Wenn er seine Gemeinde durch die Klippen hindurchsteuert, die ihrem Kurse nach dem ewigen Hafen der Ruhe im Wege sind und wären es nur kleine, so hat er mehr geleistet, als wenn er auf einer allgemeinen Seekarte herumreitet und sein Schiff dafür an unbedeutenden Klippen, die sonst Niemand als gerade seiner Gemeinde im Wege sind, zersplittern läßt. Mancher schlägt immer nach dem nebelhaften Ungethüm „Zeitgeist" und die Geistchen, die seine Gemeinde verderben, kennt er nicht.

Aber was sollen wir beweisen? Wir kommen wieder zu dem großen Ziele der Predigt: „Machet zu Jüngern." Diesem Ziele steht viel weniger der theoretische als der praktische Unglaube gegenüber. Der ist da in allen Lebensaltern, von dem Kinde an, das nicht glauben will, Gehorchen und Lernen führe zu seinem Heile, bis zu dem Greise, der meint, die Buße sei für ihn noch nicht nöthig; von der Farmersfrau an, die meint, auf den Buttermarkt dürfe man die christliche Ehrlichkeit nicht mitnehmen, bis zu dem Millionenspekulanten, der behauptet, so große Geschäfte könne man nicht nach christlichen Grundsätzen führen; von dem leichtsinnigen Zweifel, der meint, es werde doch wohl nicht so gefährlich sein, bis zu der Verzweiflung, die behauptet: Für dich giebt es keine Gnade mehr. Da giebt es zu beweisen für jede Predigt. Dogmatik und Ethik mögen generalisiren, die Predigt hat zu spezialisiren.

Die andere Thätigkeit der Predigt ist das „Malen." Die Malerkunst giebt ideale Darstellungen und Anschauungen. Was die scharfsinnigste Logik oft nicht zuwege bringt, das giebt zuweilen ein gutes Bild auf einen Schlag. Zum Malen haben wir meist schon Gelegenheit und Aufforderung durch den Text. Da kommt uns Geographie, Topographie und Ethnologie der heiligen Geschichte zu statten. Welch einen andern Eindruck macht zum Beispiel ein Abraham als Hirtenfürst mit seinen hunderten von Knechten und Mägden, tausenden von Kameelen, Rindern und Schafen, als die Vorstellung, die unsere Zuhörer von den kleinen Bildchen der biblischen Geschichte, als eines deutschen Schäfers, noch im Kopfe haben. Lies einmal Funkes: „Paulus zu Wasser und zu Land" und vergleiche damit die Vorstellungen der meisten oberflächlichen Christen. Welch ein Unterschied ist es, ob man den gekreuzigten

Christus auf einem himmelhohen Berg an einem 20 Fuß hohen Kreuze, oder auf dem niederen Hügel Golgatha an einem Kreuze, das den Körper nicht mehr als einige Fuß über den Boden erhebt, sieht. Gerade für diese Thätigkeit der Predigt wird es klar, was etwa das Lesen und Studiren eines Life of Christ von Farrar, Beschreibungen des hl. Landes, wie wir welche von Orelli und andern besitzen, austrägt. Wie oft würde eine wahrheitsgetreue Textdarstellung langschweifige, ermüdende Anwendungen und Applikationen überflüssig machen.

Jedoch auch in Predigten über nicht geschichtliche Texte können wir des „malens" nicht entbehren. Willst Du einen von der Lüge bekehren, so mußt Du ihm die Häßlichkeit und Verderblichkeit der Lüge wie die Schönheit und den Gewinn der Wahrheit, willst Du einen zum Glauben bekehren, so mußt Du ihm die Oede, den Jammer und die Unruhe des Unglaubens, wie den Frieden und die Seligkeit des Glaubens ad oculos demonstriren können. Jesus hat von diesem Malen den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, Paulus hat den Galatern Christum vor die Augen gemalt mit dem Pinsel des Glaubens und der Liebe. Wie aber ein Bild um so besser ist, je naturgetreuer es ist, so ist es auch mit diesem Malen in der Predigt. Man hüte sich vor allem die Farben zu dick aufzutragen, die Schweizer sagen, es wohl stark zu machen. O wie hat doch Jesus immer in hl. Takte geredet. Seine Gleichnisse sind nicht wie ein farbenschillerndes, in die Augen springendes modernes Stimmungsbild, das nur in der Ferne das Auge anzieht, aber in der Nähe die groben Pinselstriche verräth, sondern wie der feinste Stahlstich, der, je mehr man ihn betrachtet, desto mehr neue Klarheiten entwickelt und desto lebendiger wird. Es wird namentlich dem jungen Prediger oft schwer, tiefere Wahrheiten ohne den gelehrten Apparat dem Einfältigen klar zu machen. So wie es sein Professor ihm gesagt, könnte er es wieder sagen. Aber in der Bauernsprache? Da siehe Jesum. Die tiefsten Geheimnisse des Reiches Gottes stellt er dar ohne einen Terminus technicus, ohne Citate aus den Philosophen, auch nicht blos für Gelehrte begreiflich, sondern für Fischer, Bauern, Zöllner, Weiber. Allerdings er macht seine Zuhörer auch nicht zu Philosophen, aber er giebt jedem genug um sich zu bekehren und soviel, daß einer alle Weisheit für Zeit und Ewigkeit daraus schöpfen kann. Und warum? weil er seine Zuhörer liebt.

Doch noch ein Wort über die dritte Thätigkeit, das „Bewegen." Das ist ja das Endziel der Predigt. Eine Predigt, die nicht bewegte, wäre nutzlos. Freilich, „beweisen," „malen" bewegt auch. Aber Fenelon hat doch recht, wenn er es als Drittes nennt, denn er nennt damit das persönliche Moment. Darin unterscheidet sich ja gerade die Predigt vom Buche, daß sie vom Munde zum Ohre, vom Herzen zum Herzen gehen soll. Die Predigt ist nicht ein Vortrag über irgend etwas, sondern eine Aufforderung an den Zuhörer, sie muß sich daher immer wieder persönlich wenden. Nie soll der aufmerksame Hörer die Kirche mit dem Eindruck verlassen, nur Schönes gehört zu haben, sondern es soll ihn das Bewußtsein begleiten, es hat mir gegolten. Der Ruhm: „Er kann so schön predigen," ist sehr zweifelhaft, und erregt den Verdacht, daß das

Lob nur an der Form hafte. Aber wie sollen wir bewegen? Es giebt ja auch da bestimmte Formen, die etwa lauten: „Und nun, wie steht es mit dir, mein lieber Zuhörer?" „Erfasse dieses, mein Christ" ꝛc. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich Dir nicht solche Formen empfehlen will und noch viel weniger Dich zu jener Form der Predigt einer entschwundenen Zeit, die von sonst großen Gottesmännern gebraucht wurde, hinführen will, welche die Predigt in Abhandlung und Nutzanwendung theilte. Da giebts bei der Vorbereitung und während der Predigt nur eine Regel: „Sei in Korrespondenz mit den Zuhörern." Frage Dich nicht, was habe ich vor ihnen, sondern was habe ich ihnen zu sagen. Die Form kommt von selber. Zu diesem kommt ein anderes. Sage nichts, was Dich nicht selber bewegt. Predige nicht von dem gekreuzigten Christus, sondern den gekreuzigten Christus, der in Dir Fleisch und Blut geworden ist. Gebt mir einen großen Gedanken, daß ich lebe, soll ein Gelehrter gesagt haben. Gieb mir einen großen Gedanken, daß ich predige, ist ein richtiges Vorbereitungsgebet. Was uns selber nicht neu und groß ist, können wir auch den Zuhörern nicht neu und groß machen. Wie ich das meine? Paulus sagt in seinen alten Tagen: Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt die Sünder selig zu machen. Der alte Gedanke war ihm immer neu und er staunt noch in Rom darüber. Ich schließe den langen Brief mit den Worten desselben Apostels: „Nicht daß ich es schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen sei. Aber ich freue mich, daß mir die Ziele wieder neu und klar geworden sind. Ich verbleibe Dein alter Philemon.

XII.

Lieber junger Freund! Dies muß leider der letzte Brief sein, den ich Dir über diesen Gegenstand schreibe und doch merke ich jetzt so recht, wie vieles noch zu sagen wäre, auch ohne in das wissenschaftlich homiletische Gebiet hinüber zu streifen. Ich will mich möglichst kurz fassen und das, was in diesem Briefe nicht Raum hat, ungesagt lassen.

Eine Frage scheint Dich noch besonders zu interessiren, nämlich, wie viel Zeit soll auf die Predigt verwendet werden? Es ist wahr, man kann darin zu wenig und zu viel thun. Es soll großprahlerische Faullenzer geben, die hoch herabsehen auf solche Prediger, die alle Mühe anwenden und darum auch eine gehörige Zeit brauchen, sich vorzubereiten. Das sind Leute, die alles aus dem Aermel schütteln, mit gewaltigem Geschrei von der Kanzel losziehen, und es verstehen, mit einem gewaltigen Wortschwall nichts zu sagen. Es klingelt und schallt von entlehnten Phrasen, aber nach einem vernünftigen Gedanken sucht man vergebens. Es ist wirklich aus dem Aermel geschüttelt, denn Kopf und Herz haben damit nichts zu thun. Solche Leute mögen Dir ein abschreckendes Beispiel sein. Aber man kann auch zu viel Zeit auf die Predigt verwenden. Laß Dir dies in an einem Beispiel klar machen. Ein Pastor besuchte in einer Woche zwei Amtsbrüder. Zu dem ersten kam er Montags und fand ihn am Schreibpulte. Was schreibst du heute schon?

fragte er ihn. Ei, meine Predigt, war seine Antwort. Ich fange Montag Morgen damit an, damit ich sicher bis am Samstag fertig werde. Den zweiten besuchte er Donnerstag und traf ihn auch am Schreiben. Ah, ich sehe, du bist schon an deiner Predigt, sagte er. O nein, antwortete der letztere. Meine Predigt schreibe ich Freitags. Aber ich sahe, daß ich einige Gabe in der Schriftstellerei besitze, und so habe ich es unternommen, ein Buch zu schreiben. Welcher wird wohl besser predigen? Mir erscheinen sie wie zwei Baumeister, der eine hackt die ganze Woche an einem Balken, der andere aber schafft das Material zu seinem Hause her, sondert es aus, legt den Plan aus und mißt, und dann arbeitet er nach seinem Plane. Wer immer Angst auf seine Predigt hat, wird selten gut predigen. Viele Prediger predigen nicht darum ärmlich, weil sie zu wenig, sondern zu viel Zeit zur Vorbereitung nehmen und haben. Für den Anfang will ich Dir folgenden Rath geben. Lies Deinen Text am Sonntag Abend einmal zu Deiner Erbauung durch. Mache es wie die Würtemberger und Schweizer Pietisten, frage: Was ist mir hier wichtig geworden und notire Dir solche Gedanken, die Dir kommen, nach Zahlen. Am Montag nimm einen Commentar zur Hand und treibe Exegese, als ob es für Deinen Professor wäre. Dann gehe zu andern Studien, die Du dir für das eine halbe Jahr vorgenommen. Dann vergiß über dem Predigen Deine übrigen Amtspflichten nicht, mache Deine Haus- und Krankenbesuche, aber nimm Deinen Text mit und murmele darüber (Ps. 1 Grundtext) auf Weg und Steg. Wo Dir nun wieder ein Gedanke kommt, der in Deinen Text schlägt, so notire ihn. Frage aber noch nicht nach Thema und Theilen. So arbeite jeden Tag an Deinem Texte und sammle. Dann am Freitag nimm deinen Text nochmals im Ernste vor, lies Deine Notizen und gehe an die Arbeit des Disponirens und Ausarbeitens Deiner Predigt. Die Angst, daß Du nichts zu sagen wissest, wird verschwunden sein und die Arbeit Dir leicht werden.

Eine andere Frage willst Du auch noch beantwortet haben, und hier ist der Platz dazu, nämlich, darf man Predigtbücher benutzen? Für das Predigen im Allgemeinen sage ich entschieden: „ja", für die einzelne Predigt sage ich entschieden: „nein". Mache dir alle erreichbare Predigtliteratur zum ernsten Studium. Studire Luthers, Arndts, Hofackers, Gerocks, Ahlfeldts und anderer Predigten, vergiß namentlich auch englische Prediger, wie Talmage, Spourgeon, Beecher, Hall rc. nicht, siehe wie sie zu ihren Resultaten gelangen, merke ihre Besonderheiten. Bei dem einen wirst Du Exegese lernen, bei dem andern praktische Gedanken finden, bei dem dritten seinen Bilderreichthum bewundern rc. rc. Laß Dich von Allen beeinflussen und befruchten, aber äffe Keinen nach, bewahre Dein „Selbst". Ueber Deinen Text lies keine Predigt, bis Du deine gehalten hast. Predigtlesen zur Vorbereitung hindert die eigenen Gedanken. Was Du durch eigene Arbeit und Gebet erworben, ist mehr werth für Dich und Deine Zuhörer als das beste gestohlene Gut. Liesest Du nach Deiner Predigt über Deinen Text Predigten, so haben sie Werth für Deine Befähigung, Du lernst, was Du hättest anders und besser machen können.

Sie demüthigen Dich, und das ist beim Predigen wie bei allen die Grundlage alles Besserwerdens. Sie können aber auch ermuthigen. Man sieht, man ist durch die Arbeit doch zu manchem gleichen Resultat gekommen, wie jene, ja man hat manches Gute gesagt, das jene nicht ha en.

Eine besondere Förderung habe ich erfahren, wenn ich meinen Text mit einem Amtsbruder durchsprechen konnte. Wenn Du im Amte je nahe Collegen haben solltest, versäume es nie, die Predigt zu einem Hauptgegenstande der brüderlichen Besprechung zu machen. Dies verhindert erstens unnütze Gespräche, zweitens Streit und Zank und allerlei Verläumdung, und erregt drittens in Dir oft die schönsten Predigtgedanken. Wie gern hätte ich Dir noch einiges über den Vortrag, Ton und Stimme und Gesten &c., und über die Wirkung der Predigt geschrieben. Aber es muß ja nicht alles gesagt werden. Nur eins will ich nicht ungesagt lassen. Bete bei der Vorbereitung der Predigt, daß der Herr Licht und Salz für die Predigt gebe, und wenn die Glocken oder ein Glöcklein läutet und Du sollst ins Gotteshaus gehen und sein Wort verkünden, so umfasse noch einmal des Herrn Kniee und sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und wenn Du in die Sakristei zurückkommst, so bete wieder: Herr, gieb deinen Geist zu dem Worte. Dann wird Dein Wort nicht leer zurück kommen, sondern ausrichten, wozu es gesandt ist.

Möge der treue Herr Dir und mir, mein lieber junger Freund, für das neue Jahr auch einen neuen, gewissen Geist geben, damit wir immer besser wissen zu theilen und auszutheilen das Wort der Wahrheit.

Das wünscht von Herzen Dein alter Philemon.

Ueber pastoralen Takt.

(Von P. C. Kißling.)

(Schluß.)

III. Lassen Sie uns nun aus der Kirche heraustreten und den Pastor im Umgang mit der Gemeinde betrachten. Hauptsächlich auf zweierlei Art kann der Pastor außer dem Gottesdienste mit seiner Gemeinde in Verbindung treten, theils durch die regelmäßigen Hausbesuche, theils durch specielle Einladungen zu besonderen Festlichkeiten. Nicht um die Pflicht und die Nothwendigkeit der Hausbesuche hat es sich hier zu handeln, sondern um die Frage: „Wie hat sich der Pastor bei denselben zu benehmen? Wie hat er unter der Kanzel seiner Gemeinde sich zu zeigen? Die specielle Seelsorge, an Kranken oder an Gesunden, gehört zu den schwersten pastoralen Obliegenheiten. Es wird kaum einen einigermaßen erfahrenen Pastor geben, der darüber nicht schon seine redliche Portion Angstschweiß vergossen hat. Es ist auch das Stück, das den meisten Takt erfordert, bei welchem der Pastor die beste Gelegenheit hat, seinen pastoralen Takt zu zeigen und zu bewähren, und wo Taktlosigkeit sich am schwersten und bittersten und empfindlichsten rächt. Kein gewissenhafter Pastor wird ohne Gewissenswunden auf dieses Stück seiner Thätigkeit zurückblicken können und ohne

das Gebet: Was ich gefehlt, das decke zu! Für unser seelsorgerliches Verhalten hat uns Christus der Seelsorger κατ' ἐξοχήν die goldene Regel gegeben: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" Schlangenklugheit und Taubeneinfalt, nicht getrennt, sondern verbunden, das macht den gediegenen, taktvollen, erfolgreichen Seelsorger. Soll nun kurz angedeutet werden, wie diese Verbindung im konkreten Fall sich zu bethätigen hat, so sage ich: Sei so einfach und natürlich wie möglich! Nur kein von Kopf bis zu Fuß gepanzerter Feldherr, der die Festung im Sturm erobern will, nur kein Marktschreier, der den Leuten sozusagen die Pistole auf die Brust setzt und ihnen seine Waare in ungestümer Weise aufdrängt und aufnöthigt! Ein Kaufmann, der kostbare Perlen an den Mann bringen will, und der seine Sache versteht, der wird die Leute vor Allem von der Nothwendigkeit und Annehmlichkeit seiner Waare zu überzeugen suchen, er wird sodann seine Perlen im bestmöglichsten Glanze leuchten lassen, er wird kein Mittel unversucht lassen, die Leute „mit sanft überredender Bitte" zur Abnahme seines edlen Handelsartikels zu bewegen. Unsere köstliche Aufgabe ist es, den Menschen die e i n e köstliche Perle in ihrer vollen Pracht zu zeigen, das Evangelium in seiner ganzen Lieblichkeit vor Augen zu stellen und es ihnen zu dauerndem Besitz anzubieten. Aber auch das in durchaus natürlicher, ungesuchter, unaufdringlicher Weise. Das letzte Vorbild und Beispiel liefert uns der Herr selber. Denken wir an seine Unterredung mit dem samaritischen Weib Joh. 4. Welch ein Meisterstück spezieller Seelsorge! Welche Menschenkenntniß, welche psychologische Tiefblicke, welche Verbindung von Taubeneinfalt und Schlangenklugheit, welcher zarte, feine Takt und doch welche entschiedene Wahrhaftigkeit tritt hier an dem Herrn zu Tage! Fürwahr das 4. Kap. des Johannes ist ein unübertreffliches Collegium über spezielle Seelsorge! Wie natürlich, ungesucht und ungekünstelt weiß der Herr an die gegebenen, natürlichen Verhältnisse anzuknüpfen und in dem Weib durch das natürliche Wasser den Durst nach der Lebensquelle zu erwecken, die in ihm sprudelt! Hätte der Herr gleich von vornherein auf das Weib hineingepredigt, so würde er wenig ausgerichtet haben. Das Weib hätte gedacht: Was brauche ich mir von dem verhaßten Juden sagen zu lassen? Aber seine Art und Weise, seine Menschenkenntniß und herzgewinnende Freundlichkeit und Natürlichkeit überwältigte sie. Von den äußeren, vorliegenden Verhältnissen auf das Eine, was noth thut, überzuleiten, das ist die große und schwere Kunst der rechten Seelsorge. Taktlos ist es, ohne Rücksicht etwa auf den Kranken, auf sein körperliches Befinden, seine äußere Lage, auf seine Umgebung und tausend Kleinigkeiten hineinzupredigen. Auf diese Weise wird nichts geschafft. Zuerst erfordert es die Schlangenklugheit, das Vertrauen der Menschen zu erwerben, auch kleine Liebesdienste nicht zu verschmähen. Dann erst bekommen sie offene Ohren und offene Herzen für unsere Botschaft. Ein schwerer Verstoß gegen den pastoralen Takt ist es auch, einem Kranken, über den man allerlei Unlauteres gehört hat, was vielleicht zum großen Theil auf Unwahrheit beruht, mit Mißtrauen und Zurückhaltung entgegenzutreten oder gar seinen Ange=

hörigen es zu sagen und merken zu lassen, daß man den Kranken für einen besonderen Teufelsbraten halte. Auf der Kanzel sich einen gewissen Ruf zu erhalten, ist gerade nicht so schwer. Am meisten schädigen die Pastoren ihr Ansehen, ihre Stellung durch ihr Verhalten unter der Kanzel. Es giebt allerdings Ausnahmen von der obigen Regel. Es giebt Originale, die ihren eigenen Weg gehen und die oft gerade dadurch wirklich große Erfolge haben, daß sie sozusagen unerwarteter Weise rücksichtslos mit der Thüre ins Haus fallen und ohne Umschweifungen, ohne Einleitungen und Präliminarien auf ihr Ziel losgehen. Ich denke an einen Wilhelm Hofacker, der einem Mädchen, das er vor einigen Jahren konfirmirt und seither nicht mehr gesehen hatte, bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße mit der Frage entgegentrat: „Gehst Du auch einen geordneten Gang?" So wird in einem Artikel des Pfarrhauses*) von Christian Theodor Schütz, Prediger der Diaspora der Brüderkirche in der französischen Schweiz, folgendes erzählt: „Mit großer Offenheit und feinem Takt begabt, ebenso einfach als klug auftretend, redete er die Leute an und fand offenes Ohr und Herz überall. Meistens regte er ohne Umschweife die Kapitalfrage des Christen an, wie er zu seinem Heiland stünde. Als er sich zum erstenmal in einer Gemeinde befand, fing er damit an, ihnen 1 Cor. 13 vorzulesen. Dann fragte er einfach: „Habt ihr diese Liebe? Ja oder Nein!" Und nach der aufrichtig verneinenden Antwort hatte er keine Ruhe, bis alle Ursachen der gegenseitigen Gleichgültigkeit und des erkältenden Mißtrauens aufgedeckt, gestanden und gerichtet waren." Aber Eines schickt sich nicht für Alle! Sehe Jeder, wie er's treibe! Hier gilt auch das Sprichwort: Wem die Kappe paßt, der trage sie! Bei wem das Natur und Originalität ist, mag manche Erfolge erzielen. Nachahmung und Nachäffung von solchem Auftreten kann nur von üblen Folgen begleitet sein. Machen läßt sich das nicht, es muß aus dem innersten Herzen kommen. — Jedes feinere Gefühl empörend und verletzend ist es auch, wenn der Pastor mit der Cigarre im Munde — ich will nicht sagen, das Krankenzimmer betritt — sondern nur in der Nähe des betreffenden Hauses sich blicken läßt, oder bei armen, ekelhaften Kranken seinen Widerwillen, seinen Ekel zu erkennen giebt. — Das Erstere verräth einen Mangel an Gefühl, das zweite einen Mangel an Liebe. Alles, was gegen die Liebe ist, mag es sein, was es will, ist unanständig!

Schwieriger als in den eben besprochenen Fällen wird die Lage des Pastors, wenn er zu einer Gesellschaft, zu einem Familienfest, etwa zu einer Taufe oder Hochzeit, eingeladen wird. Es ist ungemein schwierig, sich da seine richtige Stellung zu wahren und sich nach keiner Seite hin etwas zu vergeben. In manchen Fällen ist die Einladung weiter nichts als ein Kompliment, eine Aufmerksamkeit, die man dem Pastor schuldig zu sein glaubt, und man nimmt es nichts weniger als übel, wenn er die Einladung nicht so ernst auffaßt. Es gehört Takt dazu, das zu wissen und herauszufühlen und mit Anstand — wegzubleiben und die Einladung unbefolgt zu lassen. In vielen Fällen aber würde die Nichtannahme der Einladnng als Beleidigung empfunden und dem

*) September 1888, pag. 138 ff.

Pastor als Hochmuth und als Verachtung und Geringschätzung der Einladenden ausgelegt und der Pastor darf, ohne dringende Gründe, sich der Einladung nicht entziehen. Da aber der Pastor überhaupt überall mit Argusaugen bewacht und beobachtet wird, so hat er sich in solchen Fällen doppelt und dreifach in Acht zu nehmen, um keinen Anlaß zu geben, ihn und sein Amt herunterzusetzen, namentlich wenn unkirchliche oder gar kirchenfeindliche Elemente in der Versammlung sich befinden. Und das ist nicht immer ganz leicht. Ein Pastor muß wissen, wie weit er gehen darf, was er mit gutem Gewissen anhören, ansehen kann, wann es für ihn Zeit ist den Rückweg anzutreten. Nicht als sollten wir bei solcher Gelegenheit mit Gewalt ein geistliches Gespräch vom Zaun brechen. Das würde sehr häufig von großer Taktlosigkeit zeugen. Auch braucht der Pastor nicht die ganze Unterhaltung an sich zu reißen. Er kann auch den Beobachter und Zuhörer spielen. Aber schlüpfrige Gespräche, Witze, die sich auf das biblische Gebiet hinüberspielen, die das Heilige dem Gelächter preisgeben, Angriffe auf den Glauben, den er vertritt, kann er nicht mit ruhigem Gewissen ohne Protest mit anhören und bestände der Protest auch nur darin, daß er die Versammlung verläßt.*) Als einst

*) Und am allerwenigsten darf er selber in diesen Ton einstimmen. Daß diese Versuchung sehr nahe liegt, bedarf für den Menschenkenner keines Beweises. Schon vorhin war davon die Rede, daß die Unanständigkeit gegen die Liebe ist. Es ist dies nicht nur m e i n e Meinnng. Es ist auch die Meinung des Apostels Paulus. In seinem „Hohen Lied der Liebe" 1. Cor. 13 sagt er V. 5: „ἡ ἀγάπη οὐκ ἀσχημονεῖ": die Liebe benimmt sich nicht unanständig (Luther: „stellet sich nicht ungeberdig"). Professor Cassel sagt über diesen Vers in einem praktisch exegetischen Exkurs über 1. Cor. 13 in „Mancherlei Gaben und Ein Geist", Drittes Heft 1884, pag. 534: „Die Liebe stellt sich nicht unanständig z. B. in Gesellschaft durch lautes Lachen, wie junge Leute zu thun pflegen. Sie zeigt sich, namentlich wenn ein Christ diesen Namen auch geistlich zu vertreten hat, mäßig im Essen und Trinken und meint nicht auch der erste als Gourmand und Weinkenner sein zu müssen. Die Liebe stellt sich nicht unanständig im Erzählen von Anekdoten und Zoten. Es ist das eine schlechte Gewohnheit, der auch mitunter christliche Leute unterliegen. Manche gescheidte Leute, die auch innerlich sehr christlich zu sein glauben, haben einen ganzen Sack voll davon. Bei Tische geben sie sie in unaufhaltsamem Strom zum besten. Man hat wohl gern Salz in der Speise, man ißt aber keinen Teller voll Salz. Wenn Männer sich unterhalten, brauchen sie keine Anekdotenlexikon vorzustellen. Die Liebe braucht keine steife Zierpuppe zu sein, aber sie darf durch übermäßige Ungeniertheit keinen Anstoß geben; namentlich haben Christen — und fügen wir dazu, vollends Pastoren — immer daran zu denken, daß sie vor den Heiden und Juden „ein Schauspiel" sind, auf das gesehen wird. — — Die Liebe hält eben überall das Maß. Sie geht anständig einher, ist aber kein Modegeck. Sie soll sich nicht vernachlässigen — den Propheten macht kein rauhes Gewand —, aber sie soll auch nicht mit den Feinsten in der Feinheit wetteifern. Die Liebe braucht sich nicht gerade immer mit wohlriechenden Düften angenehm zu machen, aber Tabaksrauch an Kleidern und in Büchern und Eigenlob sogar in Zeitungsartikeln und Berichten haben auch keinen guten Geruch. Die Liebe weiß immer den rechten Weg und den rechten Ort, wo sie sich aufhalten kann. Da ist es nicht anständig für sie zu bleiben, wo man sich schämt, ein neues Testament aufzuschlagen. Wo Christi Geist sein kann und gern ist — da tritt sie ein."

Wie sehr selbst in unsern gewöhnlichen Unterhaltungen peinlichste Vorsicht und Wachsamkeit über uns selbst geboten ist, wurde mir in erschreckender Weise klar bei Durchlesung der Broschüre: „Biblische Redensarten. Eine Studie über den Gebrauch

an einem 1. Sonntag n. Tr. bei einer Mahlzeit, welcher Dr. Büchsel beiwohnte, einer der Anwesenden sich über die Ewigkeit der Verdammniß lustig machte, erhob sich Büchsel und begann das Evangelium des Tages vom reichen Mann und armen Lazarus herzusagen. Niemand wagte ihn zu unterbrechen. Niemand setzte das Thema fort. — Eine ungeschickte, taktlose Vertheidigung des christlichen Glaubens ist eine schwere Schädigung des Reiches Gottes. Unser Gott kann keine ungeschickten Advokaten brauchen! Dagegen leistet in solchen Fällen ein guter Humor oft ausgezeichnete Dienste. Wer es versteht, dem Narren nach seiner Narrheit zu antworten, Proverb. 26, 5 (und Narren sind alle, die sich gegen Gott auflehnen nach dem Anfang des 14. Psalms), der hat einen großen Vortheil und wird mit diesem scharfen, zweischneidigen Schwert manchen durch Bosheit oder Unverstand oder Unglauben geschürzten Knoten zerhauen. Das können uns selbst Kinder lehren. Ein Kind, das viel von der Größe seines Heilandes sprach, wurde von einem Freigeist spöttisch gefragt: „Wie groß ist denn dein Heiland?" „So groß," antwortete das Kind, ohne sich lange zu besinnen, „daß ihn die ganze Welt nicht fassen kann, und doch so klein, daß er in meinem Herzen Platz hat." Was will gegen diese Kindesweisheit und gegen diesen Kindesglauben die kalte Philosophie der in ihrer Weisheit trunkenen großen Geister ausrichten? Die Geschichte von David und Goliath wiederholt sich oft im Leben. Wer aber dieses Schwert nicht zu handhaben weiß, wer sich den Angriffen seiner Gegner nicht gewachsen fühlt, der thut besser, das Feld zu räumen, als durch seine Ungeschicklichkeit seinem Heiland zu schaden. Ein ehrenvoller Rückzug ist besser als eine unrühmliche Niederlage. Die Geschichte von Petrus Fall ist nicht umsonst in der Bibel. Wer den zweiten Hahnenschrei nicht hört, steht nah am Abgrund! — Aber wenn es sich auch nicht um einen Waffengang mit kleinen oder großen Geistern handelt, sondern was nur unsere Anwesenheit bei solchen Gesellschaften betrifft, so haben wir sehr über uns zu wachen, daß wir uns nicht gehen lassen: unsere Reden, unsere Bewegungen, unser Essen und Trinken, kurz alles und jedes wird einer scharfen Kritik unterzogen und gewisse Leute wissen aus den unschuldigsten Dingen einen Berg aufzu-

---

und Mißbrauch der Bibel in der deutschen Volks- und Umgangssprache" von Paul Grünberg. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Bd. XIV, Heft 2. „In diesem interessanten und lehrreichen Aufsatz werden gegen 1000 Geschichten, Bilder, Redensarten, Ausdrücke angeführt, die der hl. Schrift entnommen sind, die man tagtäglich hören kann, deren Ursprung den meisten Menschen unbekannt ist. Es ist erstaunlich, wie sehr unsere gewöhnlichen Unterhaltungen von der Bibelsprache beeinflußt, mit biblischen Vergleichen und Redensarten durchzogen sind. Ist es einerseits ein Beweis, wie sehr die Bibel mit unserer ganzen Denk- und Anschauungsweise verwachsen ist, wie arm und leer unser Volk würde, wenn der Strom, der aus dem Heiligthum der Schrift heraus es befruchtet und belebend durchdringt, plötzlich abgeschnitten würde, so ist es andererseits eine ernste Mahnung und Warnung, die Bibel nicht zu profaniren und sich selbst nicht einer Lästerung des Heiligen schuldig zu machen. Biblische Witze machen, sein Licht auf Kosten der hl. Schrift leuchten zu lassen, liegt auch dem Diener am Wort nicht zu fern. Ja, er ist vielleicht dieser Gefahr am meisten ausgesetzt, da er mehr als Andere in der Bibel und mit der Bibel lebt oder wenigstens leben soll, da ihm die Bibelsprache am geläufigsten ist.

bauschen, mit dem sie uns erdrücken wollen. Schon Mancher ist mit einem blauen Auge aus solchen Gesellschaften nach Hause gekommen. Darum gilt es für uns, den Ruf zu beherzigen: Habt Acht auf euch selbst! Außerdem sind noch drei Punkte, die hier noch kurz Erwähnung finden sollen, und zwar wie ich ausdrücklich hervorhebe, aus dem Grunde, weil meine Erfahrung mich belehrt, daß eine Erinnerung daran sehr am Platze ist. Der eine Punkt betrifft die Kleidung. Nicht nur unser Benehmen, sondern auch unsere äußere Erscheinung wird in Betracht kommen für die Beurtheilung unserer Persönlichkeit. Wir haben allerdings parallel dem Amtskleid bei unseren amtlichen Funktionen kein Amtskleid für die Straße, für Besuche, fürs Haus. Aber dennoch wird es nicht gleichgültig sein, welchen Werth oder Unwerth wir unserm Anzug beimessen. Ein Pastor, der sehr gleichgültig in seiner äußern Erscheinung ist, dem man es ansieht, daß Schneider und Schuhmacher für ihn entbehrliche Größen sind, wird schwerlich sich das Wohlwollen der Leute erwerben. Die Gemeinde will sich ihres Pastors nicht schämen. Sie verlangt von ihm, daß er auch nach Außen, in seiner Kleidung sich als einen gebildeten, anständigen Mann zeige. Wenn ein Arbeitsmann an einem heißen Sommertag ohne Rock und Weste seinem Beruf nachgeht, so fällt das Niemand auf, so denkt Niemand etwas dabei; aber wenn ein Pastor in Hemdsärmeln, ohne Hemdkragen und Manschetten über die Straße geht, so ist das ein Beweis, daß der Mann kein Bewußtsein seiner Stellung hat. Und vollends, wenn jener Pastor, der mit nackten Füßen, in Hemdsärmeln, eine Thonpfeife rauchend, einen Karren voll Dünger durch ein Städtchen transportirte, m e i n Pastor gewesen wäre, so wäre das für mich Grund genug gewesen, diesem edlen Pfarrherrn den Dienst zu kündigen. Eine nachlässige, schmutzige, verwahrloste Kleidung ist nicht etwa ein Zeichen von großer Bescheidenheit, von besonderer Frömmigkeit und Weltverleugnung, sondern ein Zeichen von Taktlosigkeit und Verwilderung. Aber ebenso taktlos ist das Gegentheil, eine überelegante, stutzerhafte Kleidung. Schon als Knabe fiel mir die zu elegante Erscheinung des bekannten Pearsall Smith auf, der u. A. an jedem seiner zehn Finger einen blitzenden goldenen Ring trug. Es ist nicht gut, wenn der Pastor eher dem Redakteur einer Modezeitung als einem Haushalter über Gottes Geheimnisse gleichsieht. Freilich jede Zeit hat ihre besondere Tracht. Und im Allgemeinen wird sich der Pastor derselben anbequemen müssen. Mit Recht sagt Palmer in seiner Pastoraltheologie pag. 155: Die positiven Kleidervorschriften sind selbst wieder vom Zeitgeist stark insizirt. Die Kirchenhäupter von 1789 würden wohl die decenteste Kleidung eines Pfarrers von 1889 nicht für ordonnanzmäßig anerkennen, weil er weder Schuhe, noch kurze Beinkleider, weder einen Zopf, noch einen dreieckigen Hut trägt. Darum also folgt, und zwar mit Recht, der Geistliche der Tracht seiner Zeit; von ihr geflissentlich abzuweichen ist ja immer eine ebenso große Eitelkeit, eine ebenso kindische Werthschätzung des Aeußeren, wie die Modenarrheit. Aber auch dieses vernünftige Nachgeben läßt noch genug Raum, um sich so zu kleiden, — nicht daß jeder nothwendig von weitem sieht: das ist ein Pfarrer, aber

doch so, daß, wer den Mann kennt, nicht denken muß: der sieht nicht aus wie ein Pfarrer." Der andere Punkt, auf den hier aufmerksam gemacht werden soll, ist das Rauchen, wovon oben schon die Rede war. Nicht nur auf seinen Gängen durch die Gemeinde, sondern überhaupt auf der Straße, unterwegs thut der Pastor gut, auf diesen Genuß zu verzichten. Die Beurtheilung des Rauchens vom sittlichen Standpunkt aus gehört nicht hierher. Aber im Verkehr mit Gemeindegliedern fortwährend zu rauchen, zu schnupfen, oder gar horrible dictu zu kauen, ist gelinde ausgedrückt, taktlos. Ich lege den Lesern dieser Zeilen nur die Frage vor, die einst Scheele, Professor in Upsala, in einem Vortrag über Kirchenzucht ausgesprochen hat: „Wie halten wir es mit dem Rauchen auf der Straße, dem bedenklichen Zeichen zu der Befürchtung, daß Cigarre und Pastor zusammengewachsen sind, d. h. daß das Rauchen zum unentbehrlichen, anhaltenden Genuß, d. h. zum Laster geworden ist?" Aehnlich verhält es sich auch mit dem häufigen, zur Gewohnheit gewordenen Wirthshausbesuch. Es ist nichts verwerflich, was mit Danksagung genossen wird, also sicherlich auch ein Glas Bier oder ein Glas Wein nicht. Aber mit den Leuten, denen man erst gestern oder vorgestern das Evangelium verkündigt hat, am Schanktisch stehen, sich gar von ihnen bewirthen (treaten) zu lassen, ist mindestens ein Verstoß gegen den Takt. Sind es aber unkirchliche, oder gar kirchenfeindliche Leute, so ist die Sache noch viel schlimmer. „Mit Leuten, die der Kirche fern bleiben, kann der Pastor keine Gesellschaft bilden." Mit Recht sagt Palmer a. a. O. pag. 148: „Darüber kann kein Zweifel sein, auch wenn viele Pfarrer und viele Gemeinden in dieser Beziehung ein dickhäutiges Gewissen haben, daß das Wirthshaussitzen einen Geistlichen stets verunehrt. Geht er blos einem guten Wein (oder gutem Bier) nach, so wäre dieser Genuß, so weit er ihm nöthig ist, für ihn auf anderem, würdigeren Wege ja auch zu erlangen; liebt er aber die Art von Gesellschaft, die sich in Schenken zusammenfindet, so ist das — abgesehen von dem schlechten Zeugniß, das er damit seiner Familie ausstellt — ein Zeichen schlechten Geschmacks für einen gebildeten Mann." Ein Weltmensch kann aus den Händen eines Geistlichen, mit denen dieser die Karten gemischt hat, nimmermehr in Andacht das Sakrament empfangen."

IV. Auf unserer Studirstube! Unter dieser Ueberschrift fasse ich noch alles zusammen, was der Pastor thut und treibt, sei es mit Beziehung auf die Gemeinde, sei es ohne diese direkte Beziehung. Wir sind eben nicht nur Pastoren, sondern auch Menschen, und unsere natürlichen Anlagen und Wünsche, soweit sie sich innerhalb der Schranken nicht nur unseres pastoralen, sondern unseres Christenberufes bewegen, wollen auch ihr Recht und ihre Befriedigung. Erlaubt mir die Gewissensfrage: „Was könnten die Wände unserer Studirzimmer erzählen, wenn der Herr ihnen wie der Eselin des Bileam eine Stimme verleihen würde? Gerok läßt bekanntlich den in sein Arbeitszimmer fallenden Mondschein sich zur Gewissensmahnung werden und schließt sein Gedicht: „Mondesblick" mit der Strophe:

„Dünkte mich der ernste Mond zu fragen:
Kind, mein Kind, was liesest du für Bücher?

Herz, mein Herz, was hegst du für Gedanken?
Mensch, o Mensch, wie steht's ums Tagewerk?
Darf mans hinter deinem Rücken prüfen?
Darf's der klare Sonnenschein beleuchten?
Darf's der keusche Mondesblick belauschen?
Darf's das heil'ge Auge Gottes sehen?"

Die Treue im Verborgenen, wo's Niemand sieht, als Gott allein, ist schwerer als die Treue im Großen vor den Augen der Welt. Da leider heutzutage das Studirzimmer des Pastors, wohl nicht ganz ohne unsere Schuld, von den Gemeindegliedern mit ihren Sorgen, Anliegen und Bekümmernissen nicht mehr so häufig aufgesucht zu werden pflegt, so kann ich über diesen Punkt rascher hinweggehen. Nur darauf sei hingewiesen, was sich eigentlich von selbst versteht — zur Rechtfertigung, etwas Selbstverständliches zu sagen, diene nur das Wort, das ich einmal gelesen: Ein weiser Mann ist nicht der, der immer etwas Neues, Außergewöhnliches sagt, sondern der das Selbstverständliche am rechten Ort und zur rechten Zeit sagt — also nur darauf sei hingewiesen, daß wir jedem Gemeindeglied, das uns aufsucht, bereitwillig, freundlich Gehör und Aufmerksamkeit zu schenken haben. Es steht einem Menschen und noch mehr einem Christen und erst recht einem Pastor sehr schlecht an, eine mürrische, verdrießliche, ärgerliche Miene zur Schau zu tragen und seinem Besuch durch sein Betragen den innigen Herzenswunsch des Hofmarschalls von Kalb abzunöthigen: „Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier, nur bei diesem nicht!" Es mag sein, daß der Besuch uns sehr ungelegen kommt, daß er uns bis an den Hals in dringender Arbeit vergraben findet, oder aber auch, daß er uns in einem süßen dolce far niente gestört hat, über dessen Unterbrechung wir mißvergnügt sind, aber unser christliches Gewissen und unsere pastorale Pflicht muß so weit Herr über uns sein, daß wir alle Empfindlichkeit unterdrücken und auch — wie dies häufig vorkommt — über einer langathmigen Erzählung nicht ungeduldig und ungehalten werden. Es gehört oft mehr christlicher Takt dazu, als man glauben sollte. Es ist nicht immer leicht, in solchen Fällen seine Freundlichkeit, seinen Gleichmuth, seine Geduld zu bewahren. Auch Pastoren sind Menschen, die oft gern aus der Haut fahren möchten. Aber diese etwas gefährliche Prozedur schickt sich für Pastoren noch weniger als für andere Leute. Aber wenn die Leute sich einmal scheuen, ihren Pastor privatim aufzusuchen, weil sie besorgen müssen, von ihm nicht gar zu freundlich heimgeschickt zu werden, so ist damit die Amtswirksamkeit in bedenklicher Weise untergraben. — Aber wenn wir allein sind auf unserer Studirstube, was treiben wir da? Oder treiben wir überhaupt nichts? Haben wir uns in einen angenehmen Müssiggang hineingewöhnt? Es ist nicht blos taktlos, sondern es ist geradezu Sünde, nicht zu arbeiten, die Zeit einfach todtzuschlagen. Wir haben ohnehin Mühe genug, den Leuten beizubringen, daß wir keine professionellen Müssiggänger und Tagediebe sind, wir brauchen ihnen nicht noch Grund dazu zu geben. Müssiggang ist aller Laster Anfang auch bei einem Geistlichen. Daß die Arbeit des Pastors in tüchtigem Bibelstudium, in gewissenhafter Vorbereitung auf seine gottesdienstlichen Verrich-

tungen, in treuer Vervollkommnung und Weiterbildung seiner Kenntnisse zu bestehen hat, erwähne ich nur der Vollständigkeit wegen. Aber man kann doch nicht ewig studiren, Predigten machen, über der Bibel oder einem dickleibigen Kommentar sitzen! Man braucht doch auch Erholung, der Geist bedarf der Ausspannnng, man will doch auch so gut wie andere Menschen seine Musestunden, nur soll die Erholung sich nicht über den ganzen Tag ausdehnen. Aber was treiben wir in unsern Musestunden? Unsere Lektüre und geselligen Zusammenkünfte übergehe ich, um nicht geradezu weitläufig zu werden.*)

Ich erlaube mir nur, auf einige Abwege aufmerksam zu machen. Vor etlicher Zeit wurde ich gefragt, ob ich auf die Jagd gehe. Als ich dem Mann meine Verwunderung über seine kuriose Frage aussprach, meinte er, er würde sich dabei nichts besonderes denken. Das mag sein, aber selbst wenn uns unsere Gemeinde zu Weihnachten mit einem Jagdgewehr neuester Erfindung und zuverlässigster Konstruktion beschenkte, so rathe ich doch, dieses nützliche Instrument unprobirt in den Winkel zu stellen. Nimrodsgelüste im Herzen eines Pastors sind gegen den pastoralen Takt. Eine Art Jägerei giebt es aller-

*) Nur anmerkungsweise sei mir gestattet, den Finger auf diesen Punkt, der eigentlich ein besonderes Kapitel verdienen würde, zu legen. Die Lektüre als eine überflüssige, beschwerliche Last zu betrachten, mit der Ordination seine Bücher auf die Seite zu werfen und froh zu sein die alten „Schmöker" los zu sein, ist unanständig. Sich seine geistige Weiterbildung angelegen sein zu lassen, sich nicht nur gegen das „Versauern und Verbauern" zu schützen, sondern auf der geistigen Höhe der Zeit zu stehen, gehört geradezu zum geistlichen Amt, wenn man dasselbe nicht als Taglöhnerarbeit auffaßt, sondern mit Hoffnung auf Erfolg wirken will. In dem obenerwähnten Exkurs sagt Cassel sehr treffend pag. 532: „Die Liebe schöpft den tiefsten Athem in ihrem Gott, aber darum braucht sie kein Barbar zu sein. Die Bibel ist ihr das theuerste Buch, aber darum ist Ignoranz nicht ihr Schmuck. Sie kann selig werden am Spinnrocken, aber es ist nicht nöthig, daß sie unwissend bleibt. Es gab ungläubige Humanisten zu aller Zeit, aber das lag an ihrem Herzen, nicht an der griechischen und lateinischen Sprache. Man kann wie der Apostel in Athen umhergehen und Tempel und Bilder betrachten und doch auch von ihm lernen, sie in Jesu Gedanken zu betrachten. Die Liebe braucht kein Vernichter der Kunst zu sein; sie kann die Wissenschaft lieben wie Melanchthon; sie kann die Musika ehren wie Luther; sie kann sogar Wappenkunst und ihre Symbole studiren wie Spener. Die Liebe liebt die Faulheit nicht. Die Liebe will keine barbarische Gedankenlosigkeit. Die Liebe wird nicht stärker, wenn man blos eine Parteizeitung und Kirchenzeitung liest. Das war Liebe, wenn unsere Alten Folianten und schwere Studien selbst bis in den Talmud nicht scheuten, um Material für Ueberwindung des Unglaubens unter Juden und Heiden zu finden. Heute predigt einer über Liebe und glaubt eine Heldenthat zu thun, wenn man, weil man selbst sich von dicken Büchern fern gehalten hat, Gelehrsamkeit und Wissenschaft eine bedenkliche Ketzerei nennt.

Aber es giebt eine doppelte Lektüre. Die eine ist Geschwisterkind mit der Faulheit und ist eben darum unanständig. Wer seine tägliche, geistige Nahrung nur in Romanen, Zeitungen, Humoresken sucht, der gehört zu den Tagedieben unseres Gottes, selbst wenn er über solche Lektüre seine Augen verderben und seinen Schlaf opfern würde. Dieser Lesestoff soll ja nicht ganz verboten werden, aber all unsere Lekture muß wenigstens mittelbar unserem Amt dienen, sonst ist sie keine Arbeit, sondern sträflicher Müssiggang. Jedenfalls, wer wissenschaftliche Lektüre, geistige Anstrengung scheut, der beweist, daß ihm sein Amt nicht, um mit Schiller zu reden, die hohe, himmlische Göttin ist, sondern die Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

dings, der wir nicht eifrig genug obliegen können. Wir müssen nämlich zu den Jägern gehören, von denen der Herr beim Propheten Jeremias spricht (16, 16): „Ich will viele Jäger aussenden, die sollen mein Volk fangen.“ Ein anderes Jagdvergnügen ist uns nicht gestattet. Albert Knapp erzählt einmal aus seiner Vikariatszeit: „Da ich zuletzt im Pfarrhause als Amtsverweser allein wohnte, so beschlich mich einige Male bei der Einsamkeit ein bischen Langeweile, so daß ich mit einer vom Forsthause entlehnten Vogelflinte zum Fenster hinaus Sperlinge schoß, bis mir die älteren Brüder freundlich bedeuteten, daß man von einem evangelischen Vikar diese Waidmannskunst nicht erwarte, worauf ich mein fernhintreffendes Geschoß wieder heimgab.“ Dieses spezielle Vergnügen habe ich herausgegriffen als ein Beispiel von den Liebhabereien, die man auch in Pfarrhäusern antreffen kann. Während der Eine daran Vergnügen findet, interessirt sich ein Anderer für Landwirthschaft oder Blumenzucht u. dergl. In Hagenbachs Encyklopädie pag. 456 lesen wir den Satz: „Es gab eine Zeit, wo man mehr gute Bienenväter als Kirchenväter, mehr gute Blumen- und Viehzüchter als gute Menschenerzieher unter den Geistlichen fand, die besser in der Baumschule als in ihrer Dorfschule, besser in ihren Hausställen als in der Schafhürde Christi bewandert waren.“ Mögen auch derartige Nebenbeschäftigungen dem Pastor nicht nur erlaubt, sondern sogar nützlich und zuträglich sein, ein Zuviel, daß darunter das Amt Noth leidet, ist vom Uebel. Die ganze Woche sich in seinem Garten oder Weinberg herumzutreiben, sich mit Holzhacken, Viehfüttern und ähnlichen Arbeiten beschäftigen, und kaum am Samstag ein Stündlein zu ernster Vorbereitung und Sammlung auf des Herrn Tag zu finden ist ein Unrecht, für das es keine Entschuldigung giebt. Zur Erholung mögen solche Dinge gestattet sein, einen Arbeitstag oder gar Arbeitswoche dürfen sie nicht ausfüllen. Denn wir sind keine Farmer oder Gärtner oder Pferde- und Viehhändler, sondern Diener Gottes und Jesu Christi! *) Alles was uns dieses erhabene Ziel aus den Augen zu rücken droht, ist gegen den pastoralen Takt, wird dem be-

*) Diese Antithese ist doch wohl nicht ganz richtig. Es kann unseres Erachtens einer ganz wohl Farmer oder Gärtner, vielleicht auch möglicherweise Pferde- und Viehhändler und zu gleicher Zeit Diener Jesu Christi sein. Kein Geringerer als Paulus selbst hat manchen Arbeitstag und manche Arbeitswoche aufzuweisen und hat ein noch höheres Amt als das pastorale Amt gehabt. Apgesch. 18, 3; 20, 34. 35; 1 Kor. 4, 12; 9, 15; 2 Kor. 6, 5; 11, 23. 27; 1 Thess. 2, 9; 2 Thess. 3, 8. 9. Die Arbeit mit den eigenen Händen hat dem Apostel sein erhabenes Ziel keineswegs aus den Augen gerückt, vielmehr diente sie auch der Erreichung dieses Zieles. Das ist eben der große Unterschied, ob solche Arbeit geschieht im Dienste des Evangeliums oder im Dienste des Mammon. Freilich, wir können es oft nicht bemessen, wie weit ein anderer dem Mammon oder dem Evangelium bei solcher Arbeit dient. Jeder steht und fällt dabei seinem Herrn. Wo solche Arbeit gethan wird, nicht um irdischen Gewinnes willen, da wird gerade soviel gethan, als sich mit den Amtspflichten verträgt, nicht mehr und nicht weniger. Wo sie dagegen aus irdischem Sinn hervorgeht, da ist's freilich schlimm, aber auch nicht schlimmer als wenn die pastorale Arbeit an einer großen Gemeinde, die zu solchen Nebenarbeiten keine Zeit läßt und keine Veranlassung gibt, nur übernommen wird um des damit verbundenen Gewinnes willen. D. R.

rufsmäßigen Verkündiger des Evangeliums geradezu zur Sünde. Wenn wir unsern Beruf in rechter Weise auffassen, so fehlt uns auch in der kleinsten Gemeinde zu solchen Allotria die Zeit. Wer das nicht begreift, der muß sich noch ein Kolleg über die richtige Auffassung des geistlichen Amtes und Berufes lesen lassen!

Sehen wir uns einmal in dem pastoralen Heiligthum der Studirstube um. Sollte es wohl als mustergiltiges Ideal angesehen werden dürfen, wenn Gerok das Studirzimmer eines Landgeistlichen mit den bekannten Worten beschreibt:

Es hängen Bilder an den Wänden In bunten Reihen, ernst und schlicht;
Ein Bücherbrett mit Predigtbänden, Doch fehlt auch meistens Schiller nicht.
Den Raum durchzieht ein mystisch Düften, Ein unaussprechlicher Geschmack,
Es hängt ein Schleier in den Lüften: Halb Blumenduft, halb Rauchtabak!?

Schon der erste Blick in den Raum, in welchem der Geistliche das Brot des Lebens zubereitet für seine Pfarrkinder, zeigt mir, ob ich mich in dem Zimmer eines gebildeten Mannes befinde oder nicht. Es sei mir gestattet, noch ein Wort von Palmer anzuführen: „Hinter dem, was in dem gebildeten Mittel- und Beamtenstand als Forderung des Anstandes gilt, zurückzubleiben, so daß es im Pfarrhause aussieht wie bei einem Schuster, das ist ebenso unwürdig als alle Ueppigkeit, Luxus, welcher sich in dem Ameublement breit macht; je vornehmer es im geistlichen Hause aussieht, je vornehmer man sich deßhalb auch benehmen zu müssen meint, um so weniger wird es anziehend sein für die Pfarrkinder. Wie man in einem gebildeten, christlichen Hause lebt, wo auch das Aeußere, die Bequemlichkeit und der Schmuck der Wohnung zum ganzen Wesen der Bewohner stimmt, das darf auch der Niederste bei seinem Pfarrer sehen; es wird ihm heimisch sein in solcher lieblicher Umgebung; ebenso soll auch der Gebildete, der den Pfarrer aufsucht, sich da behaglich fühlen, und dazu gehört schlechterdings einiger Comfort — wenn man es so nennen will, einiger Luxus. Ein Pfarrhaus z. B., in dem uns die leeren, weißen Wände anstarren, wo kein Bild, kein noch so bescheidenes Kunstprodukt uns begegnet, wird immer den Eindruck mitleiderregender Armuth oder den der Knickerei machen oder wenigstens den Mangel an allem Schönheitssinn, also auch an Bildung verrathen — all dies aber ist für ein geistliches Haus wenig ehrenvoll."

Im Anschluß an das oben über Nebengeschäfte Gesagte sei hier besonders noch Eins hervorgehoben, was besonders hierzulande vielfach geübt wird. Es ist das Arztspielen mancher Pastoren gemeint. Sie wollen Leib und Seele kuriren und in Folge dessen kuriren sie keins von beiden. Etwas medizinische Kenntniß kann sicherlich für einen Pastor nur von Vortheil sein. Und es lassen sich gewiß genug Fälle denken, wo es nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten ist, daß der Pastor, wenn er etwas davon versteht, mit Rath und That aushilft, wo Gefahr im Verzug und der Arzt nicht so rasch zur Stelle zu schaffen ist. Aber neben seinem geistlichen Amt eine förmliche Praxis einzurichten, wenn auch vielleicht ohne ausgehängtem Schild, den Aerzten des

Ortes Konkurrenz machen, ist nicht nur taktlos, sondern geradezu unrecht. Medizin und Theologie sind zwei heutzutage so ausgedehnte und umfangreiche Wissenschaften, daß sie ein Mann nicht gründlich und erschöpfend sich aneignen kann. Eins wird jedenfalls vernachläßigt werden müssen. Und für Jedermann, besonders aber für einen Pastor ist es unverantwortlich mit einem Menschenleben zu spielen. Es gilt auch hier das Wort: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.“

Auch sollten wir uns sehr hüten, uns in Privatsachen zu mischen, uns in Erbschaftsgeschichten hineinziehen zu lassen, Gelder zu verwalten und ähnliches. Alle diese Dinge sind taktlos, sie ziehen uns zu viel von unserem eigentlichen Beruf ab. Es gilt für uns, das Wort des Herrn zu beherzigen: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?“ Doch sei's hiermit genug, genug um zu zeigen, wie sehr wir uns in Acht zu nehmen haben, um unsere Stellung zu wahren und nach keiner Seite Anstoß und Aergerniß zu geben. Darum stehe hier zum Schluß die Mahnung des Apostels Paulus an die Korinther (2. 6, 3. 4): „Lasset uns aber Niemand irgend ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde, sondern in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes!“

Eine vorreformatorische Homiletik.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Der Verfasser der in Rede stehenden Homiletik war Johannes Ulricus Surgant, Doctor beider Rechte und Kurat der Pfarrkirche in Basel; er gibt in seinem Buche, das den Titel: Manuale curatorum u. s. w. führt, Anweisungen zum Predigen, die zum Theil noch ganz beherzigenswerth, zum Theil aber auch nur für seine Zeit charakteristisch sind. Surgant gehörte den Brüdern des gemeinsamen Lebens an, die nicht nur im Predigen mit gutem Beispiel vorangingen, sondern sich auch bemühten, tüchtige und gewissenhafte Prediger heranzubilden. Ein großes Hinderniß dabei bildete der Umstand, daß die Predigten erst lateinisch koncipirt und dann ins Deutsche (sermo vulgaris ist der Ausdruck Surgants) übertragen werden mußten. Das Buch wurde im Jahre 1503 gedruckt. Es erscheint als das geeignetste, den Stoff in die beiden Theile: Die Predigt und der Prediger zu scheiden.

Die Predigt.

Was soll der Gemeinde gepredigt werden? Gottes Wort und nur dieses allein: nur in ihm haben wir die untrügliche Wahrheit. Die Hörer tiefer und tiefer in den allerheiligsten Glauben hineinzuführen, wie derselbe in dem apostolischen Bekenntnisse niedergelegt ist, sie zum Guten anzutreiben, von dem Bösen abzuhalten, sie aufzumuntern, daß sie mit allen Kräften nach dem ewigen Leben ringen, damit sie nicht einst eine Beute der ewigen Verdammniß werden: das ist die hohe, das die herrliche Aufgabe des Predigtamtes. Es soll das Evangelium verkünden; denn alles, was den Menschen antreibt,

Gott zu fürchten, ihn zu lieben, ihn ehrfurchtsvoll zu verehren, in dem Nächsten einen Bruder zu sehen, den man lieben muß wie sich selbst; alles was uns abschreckt von dem Bösen, aber zu dem Guten antreibt, das alles kann Evangelium genannt werden.

Ehe jemand eine Predigt ausarbeitet, muß er sich unbedingt fragen, auf welcher Bildungsstufe stehen deine Zuhörer; leicht könnte sonst die Rede über die Köpfe weggehen oder auch die Gemeinde durch Flachheit und Abgeschmacktheit langweilen. Nur zu wahr ist jener alte Ausspruch: saepe non quae dicuntur, sed modus, quo dicuntur, accendit auditores et inflammat.

Aus wie viel Theilen besteht denn nun eine regelrecht ausgearbeitete Predigt? Aus sieben. Zuerst muß der Redner sich klar machen, worüber er sprechen will und ein Thema aufstellen.*) Dieses muß Wort für Wort aus der Bibel, aus einem Kirchenliede oder den Schriften der Väter hergenommen sein; es in eigene Worte zu kleiden ist durchaus unstatthaft und ebenso zu tadeln, als wenn das Thema, aus dem die ganze Rede hervorwächst wie ein Baum aus der Wurzel, nur auf einen, in der Ausführung nebenbei behandelten Gedanken sich bezöge. (Die übrigen sechs Theile übergehen wir hier.)

Surgant läßt es sich sehr angelegen sein, seinen Lesern zu zeigen, wie sie die Gedanken ausführen und die Rede ausschmücken können. Doch würde es zu weit führen, diese achtundzwanzig Regeln näher ins Auge zu fassen. Es mag vielmehr gestattet sein, eine Predigteinleitung folgen zu lassen, wie sich dieselbe im zweiten Theile des Buches findet.

In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen. Primum quaerite regnum Dei et justitiam ejus et haec omnia adjicientur vobis. Habentur haec verba originaliter Matth. VI, officialiter in evangelio praesentis dominicae, nunc loco thematis accepta. Ex quibus vobis erit brevis sermo vulgaris, divina mihi assistente gratia.

Gnade und Barmherzigkeit des allmächtigen Vaters, Gunst und Weisheit seines eingebornen Sohnes unsers Herrn Jesu Christi, Gütigkeit, Liebe, und Insprechen des heiligen Geistes seien nun und zu allen Zeiten mit euch allen. Die dieses bejahen, sprechen mit Demuth Amen. Die heiligen Worte, die ich in Latein zu Anfang gesprochen habe, beschreibt uns der Evangelist sanctus Matthaeus im sechsten Kapitel und sind die Worte begriffen im heiligen Evangelium, das man singt und liest zu dem Amte der heiligen Messe auf diesen gegenwärtigen Sonntag, lautend nach dem Latein zu deutsch also: Zu demm ersten vor allen Dingen suchet das rych Gottes und sin gerechtikeit und all ander Dinge werden üch zugefügt. Zur Einleitung dieser Worte, Kinder Gottes, so wisset ihr oder sollt wissen, daß Gott der allmächtige die vernünftige Kreatur der Menschheit geschaffen in dieser Welt, daß er das

*) Alles Ernstes tritt Surgant der Meinung entgegen, das Beten mache die Vorbereitung auf die Predigt überflüssig. Gewiß kämen von Gott alle guten Gaben, nie aber würde Gott sie „per cornua thaurorum“ schenken. Nur aufgeblasene Narren meinten in einer Stunde sich genügend auf eine Predigt vorbereiten zu können. Die größten Redner seiner Zeit gebrauchten wenigstens drei, ja ein Theolog habe auf dem Katheder seinen Hörern gestanden, daß er 8, ja oft 14 Tage auf eine Predigt verwende.

höchste Gut erkenne, liebhabe und endlich genieße im Reich der Himmel. Also schreibt St. Augustinus: Inquietum est cor hominis, donec requiescat in deo, des Menschen Herz ist nimmer ruhig hier unten, bis daß es ruhe in Gott. Jetzt folgen längere Citate aus den Werken des hl. Gregor und des hl. Augustin in lateinischer Sprache, welche schließlich mit dem ebenfalls lateinisch ausgesprochenen Thema schließen. Dann fährt der Redner so fort: Und das sind die Worte meines Anfangs; aus welchen Worten ferner fruchtbarlich zu reden, vermag ich nicht ohne die Hülfe und die Gnade des allmächtigen Gottes; denn kein Werk mag nützlich, vollkommen, verdienstlich sein ohne Erleuchtung der Gnade Gottes; darum so helfet mir anrufen die hochwürdige Himmelskönigin, die Mutter Gottes Maria, die auch eine Mutter ist aller Gnaden und Barmherzigkeit, das uns die Gnad erwerb von unserem lieben Herrn Jesu Christo, mir erwecklich zu reden und euch fruchtbarlich zu hören; grüßet sie mit dem englischen Gruße: Ave Maria. Das sprach ich knieend; mich erhebend: die Gnade des Vaters, die Liebe des Sohnes, die Gemeinschaft des heiligen Geistes und Fürbitten der Himmelskönigin Maria seien immer zu allen Zeiten mit uns allen. Amen. Primum quaerite etc. In his verbis tria proponuntur; primo namque salvator hortatur nos ad strenuitatem laboris cum dicit: primum quaerite; secundo proponit immensitatem mercedis, cum dicit regnum dei; tertio subjungit copiositatem subsidii, cum dicit; et haec omnia adjicientur vobis.

Wir wollen noch einige von jenen fünfzehn Regeln anführen, welche für den Bildungsgrad der damaligen Geistlichkeit auf dem Lande so sehr charakteristisch sind. Surgant schickt ihnen die Bemerkung voraus, daß alle amtlichen Reden in lateinischer Sprache auszuarbeiten seien, dahingegen in deutscher, je nach Bedürfniß in französischer Sprache gehalten würden. Es dürften aber keineswegs die lateinischen Reden einfach übersetzt werden, vielmehr müßten dieselben dem Gedanken nach in der entsprechenden Volkssprache reproducirt werden. Eine genaue Kenntniß derselben sei also durchaus nöthig. Insbesondere giebt er folgende Anweisungen. 1. Jede lateinisch ausgearbeitete Rede wird in der entsprechenden Volkssprache dem Gedanken nach vorgetragen. 2. Dabei sind unter allen Umständen die gemeinen und pöbelhaften Redewendungen wie Ausdrücke zu vermeiden. Oft könne man nicht wörtlich ein lateinisches Wort wiedergeben, sondern müsse es umschreiben. 3. Je nach Sinn und Zusammenhang hat das einzelne lateinische Wort im Deutschen ganz verschiedene Bedeutungen, worauf sehr zu achten ist. 4. Nie darf vergessen werden, wie dumm meistens die Zuhörer sind; deßhalb müssen Gedanken weitläufig umschrieben werden, die im Latein durch wenige Worte ausgedrückt sind. 5. Das Wörterbuch ist fleißig zu gebrauchen und genau zu beachten, wie das einzelne Wort lateinisch umschrieben ist. Z. B. Surgants villani beteten: „Din will w e r d als im Himmel vnd vff erd." Entschieden besser sei es: g e s c h e h im Himmel vnd in Erdrych. 6. Wird ein Prediger nach einem Orte versetzt, wo man einen ihm fremden Dialekt spricht, ist er deßhalb zweifelhaft, wie dieses oder jenes lateinische Wort zu verdeutschen ist,

so muß er bei den Eingeborenen genaue Erkundigungen einziehen. Oft wird nichts anderes übrig bleiben als es zu umschreiben, schon deßhalb, damit nicht durch wörtliche Uebersetzung böse Gedanken in den Hörern erweckt würden. Predigt z. B. jemand über das exemplum Lefarii de longa cauda mantelli superbæ mulieris, super qua diaboli multi sedebant chorisantes ad ecclesiam, so muß das Wort cauda (Schleppe) etwa so umschrieben werden: vff demm lesten teil, so hinden am mantel, das vff der erden hinwegrutschet. 13. Noch einmal wird vor falschen Uebersetzungen lateinischer Ausdrücke gewarnt. Daß dieses sehr nothwendig war, zeigt uns ein Beispiel, welches Wimpheling in seiner Einleitung zu „Isidoneus germanicus" erzählt. Ein Pastor hält eine Fastenpredigt und erzählt in derselben seinen erstaunten Zuhörern, daß die Leiden Christi alle verzehrt seien.

Der Prediger.

Bisher haben wir uns nur mit der Predigt beschäftigt. Es erübrigt jetzt noch einige Ermahnungen und Regeln anzuführen, die Surgant den angehenden Predigern und Seelsorgern mit auf den Weg giebt. So etwa spricht der Meister zu den Schülern: Prediger und Seelsorger wollt ihr werden, Gottes Wort wollt ihr verkündigen, die Seelen für den Himmel zu gewinnen. Kann auch ein Blinder Blinde leiten, ein Unwissender andere belehren? Muß nicht jede Kunst zuvor gelernt werden. Die Kunst aller Künste ist aber für Seelen zu sorgen; willst du andere erziehen, so sei selbst erzogen; willst du anderen predigen, so studire erst Gottes Wort, lebe dich in dasselbe hinein, vertiefe dich in der Väter Auslegungen. Begnüge dich nicht damit, die Grammatik des Alexander zu studiren, wie leider viele es jetzt thun, *) sondern mache Pauli Ermahnung auch zu der deinen: Habe Acht auf dich selbst (1 Tim. 4, 16). Wollt ihr mit Segen wirken und die Frucht eurer Arbeit schauen, wohl, so lebt eurer Gemeinde das vor, was ihr derselben predigt. Ein reines Herz voll wahrer Gottesliebe, ein reiner Wandel in aufrichtiger Gottesfurcht, das sind die unerläßlichen Anforderungen an einen Geistlichen. Jeder prüfe sich selbst, ob er Anlagen und Gaben für das Predigtamt habe; fehlen sie ihm, nie wolle er dann nach einem solchen trachten. Fühlst du aber einen inneren Beruf in dir, wohl, dann folge ihm und studire fleißig. Ist dir später durch Gottes Gnade ein Predigtamt übertragen, dann arbeite jede Rede sorgfältig aus, memorire sie gewissenhaft, †) und dann besteige in Gottes Namen die Kanzel. Zeige dabei keine Furchtsamkeit; als ein erfahrener Mann, der weiß, was er zu thun und zu lassen hat, stehe vor deiner Gemeinde, und

*) Wimpheling erzählt in der Vorrede seines „Isidoneus germanicus," er habe Leute getroffen, die 14 Jahre auf den Schulbänken gesessen, aber auf die Frage, was sie denn gelernt hätten, keine andere Antwort gaben als: ambas Alexandri partes. Ja, er habe einen Prediger gehört, der die Zuhörer aufforderte, das Gute zu lieben, das Böse zu hassen, die Laster zu fliehen, nach dem ewigen Leben zu trachten, und dann mit großem Geschrei ausgerufen: denn was sagt unser Alexander; um dann einen Ausspruch dieses Grammatikers zur Erhärtung seiner Ermahnung anzuführen.

†) Auf das Memoriren legt Surgant großes Gewicht; um es zu erleichtern, giebt er 20 Anweisungen.

nicht als ein furchtsamer Jüngling, der noch im Unsicheren umhertappt. Während der Rede beachte folgendes: Stehe in ruhiger Haltung da und mache nicht zu viele Gesten. Ungebildete fahren mit den Armen in der Luft umher; je gebildeter, desto geschlossener die Haltung; schreie nicht, sprich aber auch nicht zu leise und zu schläfrig; öffne die Lippen nicht weiter, als es nöthig ist; am wenigsten prunke mit deinen schönen Zähnen; schließe die Augen nicht, wackele nicht mit dem Kopfe, demonstrire nicht mit einem Finger, tritt nicht zu weit zurück auf der Kanzel, sei bei deinen Bewegungen beim Hinauf- und Herabsteigen nicht zu hastig. Und weiter noch: Beachte die Betonung, verschlucke keine Endsilben, laß die Stimme nicht sinken, wende nicht zu oft dieselben Worte an, nie bediene dich gemeiner Ausdrücke, mache keine Witze und erzähle keine lustigen Streiche. Der große Haufe hört derartiges sehr gern; aber wo bleibt die Erbauung? Mache weder in der Predigt noch in der Seelsorge Unterschiede zwischen Vornehmen und Geringen. Die Seele des einen ist nicht mehr werth als die des anderen. Und nun noch eins: Predige nicht zu lange und nicht zu langweilig. Entlasse deine Zuhörer mit dem Verlangen in ihrem Herzen bald mehr zu hören; das ist besser, als wenn sie das langersehnte Ende einer trockenen Predigt mit einem tiefen: Gott sei Dank! begrüßen. Wehe allen, welche durch ihre Predigten äußere Vortheile erjagen oder Ruhm erhaschen wollen, wehe den Neidischen, die mit Scheelsucht auf beredtere Kollegen schauen; freuen sollten sie sich vielmehr, daß von Gott besonders begabte Werkzeuge mit sichtbarem Segen wirken. Bringe auch nie die Fehler und Sünden der Kleriker auf die Kanzel. Die Predigt in deutscher Sprache ist nur zur Erbauung der Laien da. Solltest du es hier oder da für nöthig halten, den Klerikern einmal den Text zu lesen, so halte ihnen etwa zweimal im Jahre eine lateinische Predigt, in der du freimüthig ihre Sünden ihnen vor die Augen stellst und in brüderlicher Liebe sie zur Besserung ihres Wandels aufforderst.

Thesen über die Bedingungen eines günstigen Erfolgs des Unterrichts in der biblischen Geschichte.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

(Schluß.)

These 5. Obgleich wir tüchtiges Wissen anzustreben haben, müssen wir uns doch vor kleinlichen und zu weit gehenden Anforderungen, sowie vor Anwendung harter Mittel hüten, um ja den Kindern diese Stunde nicht zu entleiden oder zu verbittern. — Bei der Repetition muß immer auch etwas Neues geboten werden.

Der Unterricht in der biblischen Geschichte soll im vollen Sinne ein Unterricht sein, bei dem etwas gelernt wird; nicht ein bloßes Davonreden oder nur eine ansprechende Unterhaltung. Es soll ein tüchtiges Wissen angestrebt werden, nach dem auch der Visitator fragen darf. Bengel sagt: „Wissen thuts nicht allein; aber Unwissenheit ist ein großes Hinderniß.“ Doch kommt

viel darauf an, wie der Lehrer es angreift, um die Schüler zu einem tüchtigen Wissen zu bringen. Gelingt es ihm, die Liebe und das Interesse der Kinder an diesem Unterrichtsstoff zu wecken, so wird es ihnen leichter werden und werden sie auch lieber daran gehen, den Stoff ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Gar oft wird leider durch Schuld des Lehrers die Liebe der Kinder zu diesem Unterrichtsfach geschwächt oder gar erstickt. Dies kann geschehen durch geistlosen, mechanischen Betrieb; durch fortdauernd gleiche Behandlung auf allen Stufen, so daß den Kindern auf höheren Stufen nichts Neues mehr geboten wird; durch kleinliche oder zu weit gehende Anforderungen, besonders in Beziehung auf Namen, Zahlen, Verwandtschaftsverhältnisse u. a.; durch Drohungen und Strafen; durch das „Einpauken" auf die Prüfung u. s. w.

Mit körperlichen Strafen sollte man beim biblischen Geschichtsunterricht nur im äußersten Nothfall, etwa bei beharrlicher oder böswilliger Unaufmerksamkeit, Trägheit oder Unterrichtsstörung vorgehen. Bei jüngeren Kindern sind sie in der Regel ganz zu vermeiden. Der ganze Ton bei diesem Unterricht soll herzlich, ruhig, vertrauenerweckend sein, also kein Polterton.

Bei den Repetitionen soll immer auch etwas Neues geboten werden, und läge dasselbe auch nur in neuer Beleuchtung, Zusammenstellung oder Vergleichung. Der Lehrer soll bei Repetitionen wie der Examinator bei Prüfungen nach Präl. v. Haubers Ausdruck nicht bloß sehen, sondern auch säen.

Noch immer kommt es vor, daß die biblische Geschichte in der Schule nur gelesen und dann den Schülern als Hausaufgabe gegeben wird. Die Kinder sind dann genöthigt, den Stoff zu memoriren. Wie kann bei solchem Betrieb Freude und Liebe zur Sache geweckt werden? „Die biblischen Geschichten wörtlich memoriren lassen, heißt leeres Stroh dreschen."

Zu den „kleinlichen Anforderungen" gehört auch die Forderung, in allen Fällen nur in ganzen Sätzen antworten zu lassen. Das raubt Zeit und Kraft und macht den Unterricht peinlich und langweilig. Wenn diese Forderung in einer Gesellschaft von Erwachsenen erhoben und festgehalten würde, so würden die Theilnehmer bald davongehen, weil sie es lächerlich und langweilig finden würden.

Man zwinge, namentlich bei den Kleinen, nicht alle Kinder zum Nacherzählen. Wenn einige es fertig bringen, so ists genug. Die andern fragt man und läßt sie antworten. Zwang erweckt Widerwillen gegen das Wort Gottes, und den nehmen die Kinder mit ins Leben hinaus. Dies ist gewiß oft mit ein Grund, warum der Religionsunterricht so wenig Früchte trägt.

These 6. Weil der biblische Stoff viel Fremdartiges enthält, wird manches den Schülern erst verständlich, wenn man das Einschlägige aus Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Alterthumskunde nach Bedürfniß der Altersstufe an der rechten Stelle einflicht und zur Veranschaulichung auch bildliche Darstellungen zu Hülfe nimmt.

Die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit dessen, was in dieser These gefordert ist, wird gewiß von keiner Seite her in Zweifel gezogen werden. Man fange frühzeitig besonders auch mit geographischen Begriffen an, die etwa durch

Zeichnungen an die Wandtafel veranschaulicht werden können. — Der Lehrer muß ein ausgebildetes feines Gefühl dafür bekommen, was die Kinder verstehen oder nicht. Wie weit muß man da oft heruntersteigen! An Beispielen zur Illustration dieser Nothwendigkeit ist das Schulleben reich. Jenes Kind, das sich unter einer „Salzsäule" (1 Mos. 19, 26) ein Schwein, und jenes andere, das sich unter „Bande" (Apostelg. 26, 29) den Hohenpriester und Genossen vorstellte, sie mahnen uns, wohl zu überlegen, welche Begriffe den Kindern deutlich sind und welche ihnen erst klar gemacht werden müssen.

Zu warnen ist vor dem Abweg, sich mit Erklärungen, Einflechtungen, Veranschaulichungen zu lange aufzuhalten. Die Nebensache muß auch bezüglich der darauf zu verwendenden Zeit Nebensache, die Hauptsache Hauptsache bleiben, und was gar nicht hergehört, muß ferngehalten werden. Ganz verfehlt ists z. B., wenn der Lehrer, wie irgendwo in einer höheren Mädchenschule vorgekommen, sich bei Apostelg. 17, 19 in eine gelehrte Auseinandersetzung über Bedeutung und Benutzung des Areopags in Athen verliert.

Es ist zweckmäßig, die Kinder aufzumuntern, daß sie selbst Fragen an den Lehrer richten über das, was sie nicht verstanden haben. Der verstorbene Inspektor Landenberger in Stettin hielt geradezu die Schule für die beste, in welcher die Schüler dem Lehrer Fragen vorlegen. Natürlich hatte er dabei nur solche Fragen im Auge, die aus eigenem Nachdenken der Schüler und aus dem Lerntrieb derselben hervorgehen.

These 7. Ist eine Geschichte zu Ende geführt, so wird ein Hauptgedanke gebührend hervorgehoben und den Herzen und Gewissen nahe gebracht. Nutzanwendungen und Ermahnungen sollen aber kurz sein.

Der Hauptgedanke wird in manchen Fällen am besten in einen Bibelspruch oder einen Liedervers gefaßt werden können. Der Heiland giebt auch bezüglich der Zusammenfassung des Unterrichts die besten Muster. Man denke nur an Zusammenfassungen wie die: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Oder: „Gehe hin und thue desgleichen" u. a. Und gerade solch ein zusammenfassender Hauptgedanke soll den Herzen und Gewissen nahe gebracht und als bleibendes Gut mitgegeben werden. Wenn die Schüler auch die ganze biblische Geschichte im Kopf und Gedächtniß hätten und Herz und Gewissen hätten nichts davongebracht, so wäre wahrhaftig nicht viel oder nichts gewonnen. Möge auch in den Seminarübungsschulen der Unterricht in der biblischen Geschichte immer so angelegt und gegeben werden, daß die Schüler etwas fürs Herz und Leben mitbekommen Es ist dies auch im Interesse der Seminaristen und ihrer künftigen Schüler nothwendig.

These 8. Das Bibellesen soll den biblischen Geschichtsunterricht nicht ersetzen, sondern unterstützen. Hiebei sind besonders diejenigen Stellen, die geschlechtliche Dinge berühren, mit Weisheit und heiligem Ernst zu behandeln. Man wird in solchem Falle meist gut thun, es bei der mündlichen Erzählung bewenden zu lassen und vom Lesen abzusehen.

Ueber das Bibellesen und sein Verhältniß zur Vorerzählung haben wir uns schon bei These 3 dahin geeinigt, daß freies Vorerzählen und Entwickeln

dem Lesen voranzugehen habe. Das Lesen in der Bibel selbst wird sogar je und je unterbleiben oder als Hausaufgabe gegeben werden können. Die Regel sollte aber doch sein, daß die erzählte Geschichte in der Schule gelesen wird. Es ist dies auch schon deßhalb nöthig, weil beim Lesen noch manches zu erklären oder sonst zu bemerken ist, was bei der Erzählung und Besprechung nicht zur Sprache kam. — Stellen, in denen geschlechtliche Verhältnisse berührt sind, müssen mit Vorsicht und Weisheit behandelt werden. Man lasse solche Abschnitte unter Umständen lieber nicht lesen. Sind sie nicht zu umgehen, so muß der heilige Ernst des Lehrers die Schüler in der Zucht halten, daß sie nicht lachen oder die Köpfe zusammenstecken. — Solchen Ernst und solche Weisheit aber möge uns der Herr schenken!

Einige Gedanken über unsern deutschen evangel. Lehrerverein und seine Jahresversammlungen,

anknüpfend an einen Artikel der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung":

Die Lehrerversammlungen gehören zum Lehrerleben.

Wer die Aufgabe der Volksschule begriffen hat und die Arbeit des Lehrers nur einigermaßen aus eigener Erfahrung kennt, der wird, der Wahrheit die Ehre gebend, bekennen: Der Beruf des Lehrers ist ein schwerer, mühevoller und verantwortungsreicher.

Ein rechter Lehrer erkennt und fühlt die große Verantwortung, die ihm sein Beruf auferlegt. Wenn er auch die mancherlei Sorgen im Schulamte betend auf den Herrn wirft, und unter den vielerlei Mühen und Beschwerden, die jahrein und jahraus auf ihm lasten, in der Gemeinschaft seines Herrn und Heilandes Erquickung und Ruhe findend, immer wieder mit erneuerter Freudigkeit der Ausrichtung seines Berufes obliegt, so ist es ihm doch nicht zu verargen, daß er am Schlusse eines Schuljahres sehnsuchtsvoll ausschaut nach Tagen der Erholung und Erquickung. Zu diesen Tagen gehören nicht nur die Ferientage, sondern auch die Tage der Lehrerversammlungen.

Die Lehrerversammlungen sind Kinder der neueren Zeit. Halten wir sie hoch und setzen wir alles daran, daß unser Lehrerverein und seine Jahresconferenzen fortbestehen.

Die Tage unserer Lehrerversammlungen sollen zunächst Tage der Erholung und Erquickung für die Lehrer sein. Schon die Reise nach dem Orte, wo die Conferenz tagt, wenn auch etwas mühsam, birgt doch in Gemeinschaft mit anderen Kollegen etwas angenehmes und liebliches an sich. Wohlthuend ist ferner für die Lehrer das Bewußtsein, von einer evang. Gemeinde zur Abhaltung unserer Conferenz in ihrer Mitte eingeladen zu sein und während unserer Conferenztage daselbst liebevolle und gastfreundschaftliche Aufnahme zu finden, um also in etwa es erfahren zu dürfen, daß unsere evang. Gemeinden auch den Lehrerstand achten und lieben.

Und wenn nun die von nah und fern versammelten Kollegen ohne das

Gefühl irgend einer Unterordnung als Brüder gleichen Standes sichtlich erfreut, einander die Hände schütteln und sich herzlich begrüßen, von Freud und Leid vergangener Tage einander erzählen, ihre Erlebnisse und gemachten Erfahrungen im verflossenen Schuljahr gegenseitig auszutauschen und sich dabei als Brüder im Herrn verbunden fühlen: gereicht das nicht allen und jedem einzelnen der versammelten Lehrer zur Erholung, ja zum Trost und zur Erquickung? Wer wollte solches verneinen! So ist es denn wahr: Die Lehrerversammlungen gehören zum Lehrerleben; sie sind Tage der Erholung, der Freude und Erquickung für den Lehrerstand.

Die Lehrerversammlungen fordern aber zugleich auch auf zu ernster Arbeit; sie geben auch Anregung zu gewissenhafter Fortbildung im Lehrerberufe; sie gehören also auch in dieser Beziehung zum Lehrerleben.

Es ist wahr, die Werkstatt des Lehrers ist auch zugleich eine Stätte der Fortbildung für ihn: durch die Praxis lernt man für die Praxis; aber „im engen Kreis verengert sich der Sinn," und „willst du dich selber erkennen, sieh wie andere es treiben."

Der Pedant wächst und gedeiht nur in der Einsamkeit; wer große Gesichtspunkte gewinnen will, der muß hinaus ins Leben. Für Niemanden liegt aber die Gefahr, ein Pedant zu werden, näher als für den Lehrer. Will der Lehrer dieser Gefahr ausweichen, so muß er sich mit zwei Leibwächtern umgeben, und diese sind: die Lehrerpresse und die Lehrerversammlungen. Die pädagogischen Lehrerzeitungen und unsere Lehrerversammlungen stehen im Dienste unserer beruflichen Fortbildung, aber sie dienen auch zu dem großen Zwecke, die Lehrer für die Fortentwickelung der christlichen Volksschule und der dazu nöthigen rechten Hebung des Lehrerstandes zu begeistern. Und daß unser Lehrerverein mittelst seiner Jahresversammlungen und mittelst seiner pädagogischen Artikel in der Theol. Zeitschrift ein wenig zur Erreichung dieses Zweckes beigetragen hat, wird Niemand zu bestreiten wagen.

Hieraus folgt nun, wie wünschenswerth und nothwendig es ist für die Fortentwickelung unserer Gemeindeschulen und für die Hebung eines christlichen, tüchtigen Lehrerstandes, daß diejenigen Lehrer innerhalb unserer Synode, die dem Lehrerverein noch fern stehen, sich demselben gliedlich anschließen sollten, und daß die thätige Theilnahme der Vereinsglieder an unseren Jahresconferenzen nicht ohne Noth versäumt werden sollte. Sollten aber Vereinsglieder aus familiären, gesundheitlichen und pekuniären Gründen die eine oder andere unserer Jahresversammlungen nicht besuchen können, so müssen sie sozusagen im Geiste anwesend sein da, wo eine Anzahl ihrer Kollegen zur Berathung wichtiger Fragen aus dem Schul- und Lehrerleben sich versammelt haben, müssen sich auch mit den gepflogenen Verhandlungen aus den Conferenzberichten bekannt machen, damit sie im Konnex bleiben mit ihren gleichgesinnten Kollegen und sich in pädagogischer Hinsicht auf der Höhe der Zeit erhalten. Wer still steht, der bleibt zurück.

Verbrüderung unter sich hat der Lehrerstand nöthiger als irgend ein an-

derer Stand. Leider ist es zu beklagen, daß hie und da auch unter den Lehrern die Liebe fehlt, die nicht das ihre sucht, sondern das was des andern ist, und daß dagegen Neid und Egoismus dem treuen Zusammenhalten der Lehrer im eigenen Lager hindernd in den Weg treten. Darum sollte jedes treue Glied unseres Lehrervereins es für seine heilige Pflicht erachten, solche Kollegen, die unserm Bruderbunde noch fern stehen, für den Anschluß an unsern Lehrerverein und für den Besuch seiner Conferenzen zu begeistern; er leistet damit der kollegialen Verbrüderung unseres Standes, der Pflege des so hochwichtigen Gemeingeistes unter der Lehrerschaft einen großen Dienst. Verbrüderung aber gehört zum Lehrerleben, ohne sie bilden die Lehrer keinen Stand; ohne sie sind wir Lehrer eine machtlose Menge einzelner, von denen keiner in isolirter Stellung etwas für das allgemeine Wohl der Schule und der Lehrer auszurichten vermag. Die Erkenntniß und der Wille einzelner, auch der tüchtigsten Menschen, vermag nur wenig auszurichten, das bezeugt die Geschichte aller Zeiten; aber die Erkenntniß und der Wille vieler werden in ihrer Gesammtheit zu einer bedeutsamen Macht.

Erst seitdem unser deutscher evangel. Lehrerverein gegründet und mit seinen Jahresversammlungen ins Leben gerufen worden ist und eine Anzahl Lehrer vereint für die Hebung und Förderung unserer deutschen evang. Gemeindeschulen thätig gewesen, hat der Lehrerstand innerhalb unserer Synode an Aufmerksamkeit und Achtung gewonnen, und hat die Synode die Wichtigkeit unserer deutschen evang. Gemeindeschulen und den Werth und die Nothwendigkeit eines christlichen, tüchtigen Lehrerstandes nicht nur mehr ins Auge gefaßt, sondern ist auch thatsächlich dafür eingetreten. Die dahin gehenden Beschlüsse der Generalsynode von '86 zufolge des vom Präsidium des Lehrervereins derselben unterbreiteten Schulberichts zeugen dafür.

Auch die seitdem im Friedensboten veröffentlichten Artikel über die Schulfrage, ferner die über dieselbe gepflogenen Berathungen und gefaßten Beschlüsse der einzelnen Distriktssynoden, und insonderheit der der diesjährigen Generalsynode unterbreitete Schulbericht des vom Synodalpräses eigens dazu ernannten Schulkomites, über christliche Erziehung und christlichen Unterricht in unseren Gemeindeschulen und über die Eingliederung des Lehrervereins resp. der Lehrer in die Synode zeugen davon, daß der Lehrerverein nicht unbeachtet geblieben und seine vereinte Thätigkeit für die Förderung unserer deutschen evangel. Gemeindeschulen und für die Hebung des Lehrerstandes einen, wenn auch nur geringen, Fortschritt zu verzeichnen hat. Auch die bisher vom Lehrerverein angestrebte und ihm auch gewährte nähere Verbindung mit der Synode als integrirender Theil derselben ist ein Zeichen seiner Anerkennung seitens der Synode. Ja, selbst die hie und da auftauchende Agitation gegen die Existenz des Lehrervereins giebt ein Zeugniß ab für seine Wichtigkeit.

Soll aber unser evangel. Lehrerverein für das Gedeihen unserer Gemeindeschulen und für die rechte Hebung des Lehrerstandes Gott wohlgefällig und segensreich wirken können, so müssen alle Vereinsglieder sich immer inni-

ger mit Dem verbinden, der gesagt hat: „Ohne mich könnet ihr nichts thun;“ müssen durch einen Wandel im Lichte als evangelische Lehrer sich beweisen.

Wenn wir dann als evangel. Lehrer auf unseren Jahresconferenzen in Jesu Namen versammelt sind, so werden wir die Wahrheit seiner Verheißung erfahren: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Ist aber Christus in unserer Mitte, erfahren wir sein heilig, selig Nahesein, dann erweist es sich als köstliche Wahrheit: „Die Lehrerversammlungen gehören zum Lehrerleben.“

Kirchliche Rundschau.

Eine interessante Betrachtung der Vorgänge auf der diesjährigen Versammlung des Generalkonzils gibt ein Mitarbeiter des Lutheran Observer, welcher im Jahre 1868 bei den Verhandlungen desselben anwesend war, in der Form einer Erinnerung an die damaligen Zustände und Ereignisse, die den heutigen außerordentlich ähnlich sind. Es sind weder Beschlüsse noch Auszüge aus den officiellen Berichten, welche mitgetheilt werden, sondern der Verfasser berichtet, was er gesehen und gehört und dabei — gedacht — hat.

Derartige Berichte — so subjectiv sie auch sein mögen — bieten oft eine sehr schätzenswerthe Ergänzung der officiellen Berichte und Protokolle, die dadurch sehr oft in eine Beleuchtung gestellt werden, die ihnen mit einem Male eine ganz bestimmte Farbe verleiht, die sie ihrer ganzen Natur nach als officielle Berichte nicht haben können und dürfen. Officiell ist ja nur geschehen, was sich vermöge seiner Passirung als Beschluß über jene Niveaulinie zu erheben vermochte, welche die Majorität von der Minorität scheidet. Dennoch ist aber das, was unter jener Linie geblieben ist, oft eben so werthvoll für die Beurtheilung der gesammten Verhältnisse und Zustände, wie das was sich über dieselbe erhoben hat.

Zunächst verweist der betr. Berichterstatter auf seine Erinnerungen an die Versammlungen des Generalkonzils in Pittsburg vor 21 Jahren im Jahre 1868.

„Dort waren es zum Theil ganz dieselben Fragen, welche verhandelt wurden und mit ganz demselben Resultat. Ein Komite legte einen Bericht vor, aber ohne Anträge zu stellen.

Daraufhin wurde ein weiteres Komite ernannt, welches die Diskussion über den Bericht verfolgen und Anträge stellen sollte, welche die Ansicht des Generalkonzils, wie sie in der Debatte zu Tage getreten sei, aussprechen würden. Es kam nun ein wunderbarer Bericht zustande. Da nämlich keine Partei die andere zu überzeugen vermocht hatte, so mußten ganz natürlich die sich widersprechenden Meinungen Ansicht des Generalkonzils sein.

Die Antichiliasten konnten in den Bericht eine Verwerfung des Chiliasmus hineinlegen und die Chiliasten konnten sich mit einem Antrag des Berichtes decken. Die Gegner der geheimen Gesellschaften konnten eine Verwerfung derselben herauslesen, während die Freunde dieser Gesellschaften unbehelligt Glieder derselben in ihren Gemeinden behalten zu können glaubten. Aus dem Wortlaut der Beschlüsse konnte man das Verbot ebenso wie die Erlaubniß der Kanzelgemeinschaft herausconstruiren, ebenso wie man auf Grund derselben sowohl die geschlossene Abendmahlsfeier wie die Zulassung Anderslehrender vertheidigen konnte.

Die strengern Lutheraner hatten — so wird weiter gesagt — mit mancherlei Nachtheilen zu kämpfen. Beinahe allen waren Fremde (foreigners) und mußten ihre Ansichten in deutscher Sprache darlegen; ihre Synoden waren nur theilweise vertreten und sie selbst waren von Anfang an in der Minorität. Aber, da sie einmal die Principien theoretisch angenommen hatten, so bestanden sie auch auf ihrer praktischen Durchführung.

Mit anerkennenswerther Offenheit und Ehrlichkeit traten sie für ihre Auffassung der erörterten Fragen ein, aber wurden nicht einmal von allen verstanden.

Als Zuhörer bei der Debatte konnte man leicht den Einfluß von Abstammung, Erziehung, Vorurtheilen und Umständen beobachten. Die einen ließen leicht erkennen, daß sie aus der Generalsynode hervorgegangen, in derselben aufgewachsen, oder wenigstens zeitweilig damit verbunden gewesen waren.

Hätte man nicht gewußt, daß es das Generalkonzil sei, das tagte, so hätte man manchmal glauben können, man befinde sich in der Versammlung der Generalsynode, welche elf Jahre früher in derselben Kirche getagt hatte. Zum Theil wurden dieselben Ansichten ausgesprochen, zum Theil waren es auch dieselben Persönlichkeiten, die anwesend waren. Und doch waren Generalkonzil und Generalsynode zwei einander bekampfende Kirchengemeinschaften."

Heute nun nach 21 Jahren scheint das Generalkonzil entweder noch auf demselben Standpunkt zu stehen, oder wieder da angekommen zu sein, wo die Generalsynode elf Jahre früher war. Die vier Punkte, namentlich der der Kanzelgemeinschaft, sind ihrer Lösung innerhalb des Generalkonzils nicht näher als damals, vielmehr scheint es, als ob den sich schärfenden Gegensätzen gegenüber das Nichtsthun das einzige noch bekannte Auskunftsmittel sei. Es wurde nämlich beschlossen: „Indem das Generalkonzil niemals die Erklärung, welche zu Akron, Ohio, in 1872 gemacht wurde, aufgehoben, zurückgenommen oder wiedererwogen hat, bleibt dieselbe in allen ihren Theilen und Bedingungen die Handlung und Regel des Generalkonzils. Genauer Zweck und Wirkung der Handlung zu Galesburg war es, der Erklärung von Akron die Angabe hinzuzufügen, woher die Regel entnommen sei und daß in jeder andern Hinsicht die Handlung unverändert blieb. Die gegenwärtige Stellung des Generalkonzils ist also so zu verstehen und auszulegen, daß weder die spätere Verbesserung und weitere Erklärung zu Galesburg oder die ursprüngliche Handlung zu Akron übersehen oder ignorirt werden darf, da beide in voller Kraft bestehen und einander gegenseitig erklären und ergänzen."

Es wird wohl nicht leicht Jemand im Stande sein, mit ebensoviel Worten noch weniger zu sagen, als in dieser Erklärung gesagt ist, denn es ist nichts, gar nichts, gesagt. Schon in Akron waren mit der Regel auch die Ausnahmen als selbstverständlich gesetzt; der einzige Unterschied zwischen Regel und Ausnahme war der, daß die Regel als Berechtigung die Ausnahme dagegen als Vergünstigung zu betrachten sei. Wenn auch die Regel recht war, so waren die Ausnahmen dennoch kein Unrecht, sondern Vergünstigung, die zu gewähren der einzelne Pastor — denn eben diesem wurde die Entscheidung überlassen — ebenso berechtigt war, wie er die Regel festzuhalten verpflichtet war. Unrecht that er aber in keinem Fall. Es ging eben wie mit einer grammatischen Regel. Die Ausnahmen sind ja dort nicht Ausnahmen, weil sie weniger richtig wären wie die Regel, sondern nur weil sie weniger häufig sind, und man hat ja da auch in jedem einzelnen Falle sorgfältig zu erwägen, ob man die Regel festzuhalten, oder eine Ausnahme zu machen habe. Nur haben die strengern Lutheraner im Generalkonzil diese Regel als Rechtsregel angesehen; dann allerdings waren die Ausnahmen unrecht und konnten unter Umständen wohl entschuldigt werden, aber nicht mehr. Außerdem aber sollten die einzelnen Ausnahmen vereinzelt bleiben, oder wenigstens werden.

Gerade nun in der Frage, in welchem Sinn die Regel als Regel zu fassen sei, wußte man noch nie Bescheid und kann man im Generalkonzil, bis jetzt wenigstens, keinen bekommen und es mag sein, daß der oben citirte Beschluß eben alles war, was man in dieser Hinsicht zu sagen und zu thun wußte, daß man nämlich wieder die Regel sammt Ausnahmen bestätigte.

Wie übrigens die Anhänger der Ausnahmen die Sache fassen, davon redet ein Artikel des "Lutheran" sehr deutlich. Ein Mitarbeiter desselben, der sich sehr selbstbewußt als "Paul II." unterzeichnet, sagt u. a.: „Eine sehr ansehnliche Anzahl von Predigern, die zu Synoden innerhalb des General-Konzils gehören, sind ‚schwache' Brüder, nicht in denselben Dingen als diejenigen, von denen Paulus schreibt, aber sie offenbaren denselben engen und schwachen Geist in Fragen, die unsere eigene Kirche angehen. Sie wer-

den schwer geärgert, wenn einige ihrer stärkeren Brüder Christi Evangelium auf Heidenkanzeln predigen oder irgend etwas mit irgend jemand zu thun haben, der nicht zu ihrem eigenthümlichen Stamme (peculiar tribe) gehört 2c. 2c. Es stellt freilich die Geduld eines jeden auf die Probe, der ein voller lutherischer und christlicher Mann geworden ist (who have attained to a full Lutheran and Christian manhood), die kindischen (puerile) Klagen und tadelnden Bemerkungen dieser schwachen Brüder zu hören. Aber wir müssen bedenken, daß es in jedem Haushalt sowohl schwache als starke giebt, und daß es ebensowohl Kinder als völlig Erwachsene geben muß (that children have their place as well as those who are fully matured). Man bedenke auch, daß die meisten dieser schwachen Brüder in einem anderen Lande geboren sind und auferzogen unter Verhältnissen, besonders unter gewaltthätigen Obrigkeiten, die ihrem Urtheil eine verkehrte Richtung gegeben (warped) und ihren Blick eingeengt haben. Ihre Stellung in manchen Punkten ist mehr das Resultat von Umständen als von einer Ueberzeugung vermittelst der Wahrheit Laßt uns in ihre Lage uns versetzen, besonders derer, die das Joch der preußischen Union fühlen oder demselben entfliehen mußten, und wir möchten so engherzig und vorurtheilsvoll und ‚schwach‘ gewesen sein als sie. Dieser Gedanke war es, der St. Paulus leitete, das 14. und 15. Kapitel an die Römer zu schreiben. Wir wollen nicht beweisen, daß die Starken ihre Freiheit im Evangelium den gesetzlichen und ceremoniellen Vorurtheilen der Schwachen opfern sollen. Wenn sie uns ‚gefangen nehmen wollen‘, müssen wir das andere Wort St. Pauli uns ins Gedächtniß zurückrufen: ‚wichen wir denselben nicht eine Stunde, unterthan zu sein, auf daß die Wahrheit des Evangeliums bei euch bestünde‘. Und wenn ein Petrus, der stark war, zu heucheln und eine zweideutige Rolle zu spielen beginnt, um Beifall von solchen schwachen Brüdern zu erlangen, so muß ihm ‚unter Augen widerstanden werden, weil er zu tadeln ist‘. — St. Paulus sagt, daß man diejenigen welche schwach im Glauben sind, nicht zu ‚zweifelhaften Disputationen‘ (Röm. 14, 1 nach der englischen Uebersetzung) zulassen solle. Unglücklicherweise kann das General-Konzil die Synoden nicht hindern, einige dieser schwachen Brüder als Delegaten zu seinen Versammlungen zu senden. Es geziemt deshalb den Starken, mit ihnen Geduld zu haben bis zur äußersten Grenze der Liebe und des Mitleids, ohne jedoch Grundsätze preiszugeben. Würde es nicht besser sein, anstatt sich mit ihnen in zweifelhafte Disputationen einzulassen, dem Beispiele von Aquila und Priscilla zu folgen, die, als sie Apollos hörten, ‚mächtig in der Schrift, aber allein bekannt mit der Taufe Johannis‘, ihn zu sich nahmen und ‚ihm den Weg Gottes noch fleißiger auslegten‘? Möglicherweise würden ihre Augen geöffnet werden, wie das mit den seinigen der Fall war, so daß ihre Schwäche weichen würde, und ‚wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi‘."

Wir wissen freilich nicht, wie die „schwachen Brüder" diesen Artikel, der allerdings „sehr stark" ist, aufgenommen haben. Wenn sie überhaupt noch Energie haben, dann wird er sie allerdings dazu stärken, daß sie aus dem Generalkonzil austreten, was „Lehre und Wehre" ihnen zwar nicht räth, aber wenigstens wünscht, wenn es am Schluß eines Artikels der ebenfalls die Vorgänge im Generalkonzil schildert, heißt: „Gott gebe ihnen heiligen Muth, guten Rath und r e ch t e W e r k e!"

Es ist eben doch eine sehr „starke Logik," wenn den „schwachen Brüdern" zugemuthet wird, daß gerade die Dinge, gegen welche sie als Gewissensbedrückungen kämpften, wenn sie Folgen der preußischen Union waren, ihnen nun als Freiheit in Christo willkommen sein sollen, wenn sie im Generalkonzil als Folgen der praktischen Nichtachtung einer theoretisch anerkannten Regel auftreten.

Der ganze Artikel sagt den „Schwachen," eben weil sie die „Schwachen" der Zahl nach sind, daß man sie allenfalls dulden wolle, so lange sie nicht verlangen, daß das was sie als Recht ansehen und in Folge der Beschlüsse des Generalkonzils als Recht ansehen können und müssen, auch wirklich geübt werde. Man bietet ihnen im Generalkonzil die Freiheit an geduldet zu werden und schweigend zu dulden, aber ja nicht im Generalkonzil zu reden oder zu handeln. Da hätten sie's in der preußischen Union doch viel besser gehabt.

Aus Rom wird berichtet, daß der Papst seine Schießwaffen an ein Hüttenwerk verkauft habe. Ob er wohl damit angefangen hat zu begreifen, daß das Reich des „vicarius Christi“ nicht von dieser Welt sein sollte, oder ob er künftig nur noch mit den geistigen Waffen kämpfen will? Wenn's wahr ist, was ihm von anderer Seite nachgesagt wird, daß immer noch 80,000 Gewehre im Vatican geblieben sind, so hat es allerdings den Anschein, als nehme er auch thätigen Antheil an der allgemeinen Neubewaffnung der ganzen Welt.

Wenn er nämlich die Italiener wieder aus Rom vertreiben will, so muß er wohl oder übel wieder die nöthige Gewalt haben. Denn um des „alten Mannes“ willen im Vatican wird man noch viel weniger zu den Waffen greifen als um des „kranken Mannes“ willen am goldenen Horn, der wenigstens auch selbst noch etwas zu thun bereit ist, soweit seine Kräfte reichen, während der „alte Mann“ im Vatican die andern rein alles thun lassen, und nur die Früchte des Thuns anderer einheimsen will. Ebensowenig ist zu erwarten, daß sich die Italiener durch die Beschlüsse der Katholikentage und ihren Abdruck im „Osservatore Romano“ dazu bewegen lassen werden, den Kirchenstaat oder wenigstens die Stadt Rom wieder herauszugeben. Das ist von Crispi in einer in Palermo gehaltenen Rede so deutlich gesagt worden, daß es kaum deutlicher gesagt werden kann.

„Der Papst als weltlicher Fürst“ so erklärte der italienische Staatsmann, den die offizielle Presse der Kurie als Marionettenpuppe des eisernen Kanzlers in Berlin hinzustellen pflegt, um ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen — „der Papst als weltlicher Fürst hatte nicht mehr Rechtsansprüche als die andern depossedirten Fürsten, und ebensowenig hatten die Römer nicht weniger Rechtsansprüche als die übrigen italienischen Bürger. Jene Fürsten (in Italien) regierten auf Grund widerrechtlicher oder vertragsmäßiger Besitzergreifung, die dem natürlichen Rechte gegenüber nichtig ist. Das Recht, frei und unabhängig zu leben, ist älter als jeder künstliche Vertrag, und keine Eroberung, keine Donation, keine Besetzung können dasselbe schmälern. Das Papstthum als weltliche Macht war darum, wenngleich hundertjährig, nur ein vorübergehender Zeitabschnitt im Leben der Stadt Rom. Rom entstand und bestand, lebte und herrschte, bevor es ein Papstthum gab. Und Rom wird bleiben und bestehen auch ohne dasselbe, und zwar als italienische Stadt. Jeder wird es mit patriotischer Freude hier an unserer Seite sehen, vertreten von seinem Bürgermeister, ein Beweis der endlich erreichten politischen Einheit unseres Landes. Dagegen wird keine hinterlistige Schmeichelei von innen, keine Gewalt von außen etwas vermögen. Man ersinne Klagen oder erhebe Drohungen, es wird vergeblich sein. Ein Allerhöchstes Wort, welches die großen Gedanken des Vaterlandes zu begreifen und die großen Thaten des Vaterlandes zu bestimmen pflegt, als getreuer Ausdruck der Volksseele, hat Rom als unantastbar erklärt. Und von Italien ist dies Wort ausgegangen als ein Gesetz der modernen Welt. Nun ist es gerade diese Welt, welche Italien (als Nation) in Rom (seiner Hauptstadt) vertritt und daher kommt der Streit auf dem Felde der geistlichen Freiheit (wir sagen: Gewissensfreiheit!). Im Namen dieser Freiheit haben wir der Kirche (im römischen Sinne: Papstthum) die Ausübung ihrer religiösen Beziehungen völlig und ununterbrochen gewährleistet — und das Oberhaupt des (römischen) Katholizismus redet von Rom aus frei zu seinen Gläubigen und sorgt von Rom aus für die Interessen seiner Weltregierung. Unsere einzige Aufgabe war, dafür zu sorgen, daß das Kirchenrecht (die Ansprüche der römischen Kurie) nicht in das Rechtsgebiet der Nation wie der Vernunft übergreife. So schufen wir die entsprechende Gesetzgebung, die übrigens bei uns viel milder (gegen die Kirche des Papstes) ausgefallen ist als in jedem andern katholischen Staate; so ließen wir volle Freiheit nicht nur dem Katholizismus, sondern auch allen anderen vernünftigen Grundsätzen. Wenn auch bis in die neueste Zeit sich Leute fanden, die damit einverstanden waren, in Rom sich zum Kerkermeister der Italiener aufzuwerfen, so durfte doch Italien sich nicht zum Kerkermeister des Gewissens machen, ohne an sich Selbstmord zu vollziehen. Jeder Glaube lebe also durch seine eigene Kraft. Möge die (römische) Kirche versuchen, mit ihren Kräften sich zeitgemäß zu reformiren und die vier Jahrhunderte des Sieges freier Forschung lahm zu legen; möge sie versuchen, den Prometheus von neuem zu fesseln, der, ohne mit Gott

in Streit zu gerathen, doch aus der Nähe sehen und urtheilen wollte; möge sie versuchen, ihn mit ihren Blitzen fürchten zu machen, nachdem er auf Erden Freiheit gefordert und gefunden hat. Unsere Sache ist es, für die Sache der Vernunft zu kämpfen und dafür zu sorgen, daß der italienische Staat das offenkundig zeige. Wenn die (gegenwärtige) Regierung ein Verdienst hat, so ist es dies, ihre Aufgabe in diesem Punkte begriffen zu haben und sie hat den Trost, das ganze Italien und die gesammte denkende Welt auf ihrer Seite zu sehen."

Wenn Crispi von der Vernunft redet, so wissen die vaticanischen Redacteure, so gut wie jeder andere vernünftige Mensch, daß Crispi nicht von weitem an eine Widerholung des pariser Vernunftkultus von 1793 in Rom denkt, aber, wo die Wahrheit fehlt, thut's bei ihnen die Dreistigkeit.

An Dreistigkeit hat es auch den in Fulda versammelten Bischöfen nicht ganz gefehlt, wenn sie in ihrem Hirtenbrief den Katholicismus ganz anders darstellen, als er in Wirklichkeit ist. Ueberhaupt scheint Fulda ein schlimmer Platz für die römischen Bischöfe zu sein. Denn wenn sie sich dort versammeln, so verkündigen sie nachher Dinge, die entweder gar nicht, oder wenigstens nicht ganz wahr sind. So wie Bonifacius Deutschland nicht viel christianisirte, aber sehr stark romanisirte, so wirken auch seine Nachfolger heute noch mit eben so viel Dreistigkeit und noch viel weniger Wahrhaftigkeit als er im Sinne Roms. Sie suchen nämlich — nicht die gläubigen Katholiken, denn die sind meist so gläubig, daß sie nicht viel Belehrung brauchen können — leichtgläubige Protestanten zu belehren, was denn eigentlich Lehre und Praxis der römischen Kirche sei, und behaupten dabei:

1. „Katholische Lehre ist es, daß wir, um Gott zu gefallen und das ewige Leben zu erlangen, das ganze göttliche Gesetz, wie es unser göttlicher Heiland durch seine Lehre und sein Beispiel erklärt und zur Erfüllung geführt hat, erfüllen müssen und zwar nicht blos dem äußern Schein, sondern der That und Wahrheit nach."

(Wenn das katholische Lehre ist, so sind die Heiligen noch vollkommener als Christus, aber rein überflüssig.)

2. „Das Reich Christi aber, die Kirche ist, wie der Heiland im feierlichsten Augenblick seines Lebens erklärt hat, nicht ein weltliches Reich, wie die Reiche und Staaten der Erde, sondern das geistige Reich der göttlichen Wahrheit und Erlösungsgnade; die vom Herrn gesetzten apostolischen Hirten dieses Reiches, der Papst und die Bischöfe und alle von ihnen bevollmächtigten Träger geistlicher Aemter wollen für nichts anderes gehalten sein und sind nichts anderes und Verwalter seiner Hausgeheimnisse. (1. Kor. 4, 1.)"

3. „Katholische Lehre ist: Keine Sündenschuld kann uns erlassen werden als einzig in Kraft der von Christus, dem Haupte der Menschheit, für uns geleisteten Genugthuung, und weder aus eigener Kraft noch durch eigenes Verdienst vermögen wir selig zu werden, sondern nur aus dem Glauben durch die Gnade Christi, welche unsere Rechtfertigung von ihrem ersten Anfang bis zur letzten Vollendung in uns wirkt."

4. „Mit Abscheu weisen wir die Behauptung zurück, daß wir Andersgläubige hassen, verachten oder für verdammt halten, wie nicht minder die neu aufgebrachte Verdächtigung, daß wir sie nicht als Christen anerkennen im Gegentheil bekennen wir, daß jeder Getaufte Christo und seinem geistigen Leibe einverleibt ist Wir verdammen keinen Menschen; der uns richtet ist Gott allein."

Es ist ein Glück für die Bischöfe selbst, daß diese Aeußerungen so außerordentlich zeit-, orts- und umstandsgemäß sind. Hätten sie das etwa 400 Jahre früher auf den Gassen italienischer Städte als Prediger des Evangeliums verkündigt, so hätten sie von Glück sagen können, wenn sie dem Scheiterhaufen entgangen wären. Da aber diese Aeußerungen von einer Bischofsversammlung in Fulda am Ende des 19. Jahrhunderts ausgehen, so befürchtet man in Rom nichts schlimmes und sieht in diesen Kundgebungen nicht ein Zeugniß des Glaubens, sondern der Klugheit, die sich unter Umständen sehr bald auch wieder zur Behauptung des Gegentheils herbei lassen kann. Haben doch zum Theil dieselben Bischöfe im Jahre 1869 von Fulda aus versichert, daß die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit eine Unmöglichkeit sei, und schon im August 1870

kündigten sie die Unfehlbarkeit des Papstes als von jeher geltenden Glaubenssatz an. Man hat also das, was von Fulda ausgeht, nicht mit dem Maßstab der Wahrheit, sondern der Klugheit zu messen.

Auf der andern Seite ist diese Kundgebung auch wieder ein Beweis davon, wie sehr die Bischöfe sich bewußt sind, daß die eigentlichen Lehrsätze Roms bei den Urtheilsfähigen, seien es Protestanten oder Katholiken, nicht mehr ziehen und daß sie sie darum nothgedrungen in ein protestantisches Gewand hüllen müssen. Die Natur Roms ist freilich dieselbe geblieben und wenn man die Macht hätte, die man wünscht, so würde man ganz anders reden.

Schulnachrichten.

Ein Vergleich des Lehrerstandes in England mit dem Lehrerstande in Deutschland. Der Engländer Sidney Whitmann schreibt in seinem „Das kaiserliche Deutschland" folgendermassen: „Wenn wir Engländer höchstens Individuen hervorbringen, die über der Jagd nach Reichthum stehen, so erzeugt Deutschland ganze Klassen, deren Ziel ein ganz anderes als Gelderverdienen ist, und die hervorragendste dieser Klassen ist die des deutschen Schullehrers. Während der englische Schullehrer nur darauf sinnt, Geld zu verdienen, ist der deutsche Pädagog arm wie eine Kirchenmaus, aber seiner Aufgabe mit Leib und Seele ergeben. Seinesgleichen findet man nirgends auf der Welt."

Nach dem neuesten Erziehungsberichte besuchten in Rußland nur 1466914 von 15 Millionen Kindern die Schule. Also ungefähr 90 % des „jungen Rußlands" empfangen überhaupt keinen Unterricht.

Nach dem amtlichen Jahrbuche Belgiens auf das Jahr 1888 können nur 60,23 % der männlichen und 55,28 % der weiblichen Bevölkerung lesen und schreiben. So sieht es aus in einem Lande, wo kein Schulzwang herrscht. Wie sagte doch der Führer der belgischen Ultramontanen, Abgeordneter Jakob? „Das Recht auf Unwissenheit ist ein kostbares Recht." Gewiß ist's das. (Allg. D. Lehrerzeitung.)

Fliegende Schule in Rußland. Die "Educational Times" theilt mit: Die Russen haben kürzlich viel gethan für die Eisenbahnschlafwagen und die die ländlichen Gegenden durchwandernden Lehrer. Man hat einen Schulschlafwagen eingerichtet, welcher ausgestattet ist mit einem Zimmer für den Lehrer, einem Klassen- oder Studienzimmer und einer Bibliothek, alles passend für den nothwendigen Bedarf versehen. Dieser Wagen wird das ganze Jahr hindurch auf der Linie der Transkaspischen Eisenbahn sein, und sich solange als nothwendig erachtet wird, in Distrikten aufhalten, welche mit keiner Schule versehen sind.

Jakob J. Tome, ein sehr reicher Bürger von Port Deposit, Mass., hat bekannt gemacht, daß er eine Anzahl großer Industrieschulen für Knaben und Mädchen gründen will und für den Anfang $500,000 niedergelegt hat, während weitere 5 Millionen Dollars für den gleichen Zweck reservirt bleiben. Nach dem Plane des Wohlthäters werden diese Schulen ihre Zöglinge — selbstredend nur Kinder armer Leute oder Waisen, die schon frühe ihren eigenen Weg zu suchen gezwungen sind — gänzlich aufnehmen, sie unentgeltlich mit Nahrung, Kleidung und Wohnung zur Genüge versehen und ihnen Gelegenheit geben, sich in irgend einem selbsterwählten Berufe bis zu einem gewissen Grade auszubilden. Die Hauptfächer für Knaben werden Kurse im Gebrauche von Handwerkszeugen ausmachen. Es soll in ihnen der Sinn und die Liebe zum Handwerk rege gemacht werden. Für die Mädchen wird eine der Hauptbedingungen die Erlernung des Hauswesens sein. Der Gründer des Instituts hegt die Zuversicht, daß durch derartige Unternehmungen die Zahl der armen, barfüßigen Kinder reduzirt werde, die, unbekannt mit Erziehung und Schule, zu Tausenden die amerikanischen Großstädte durchziehen und trotz ihres zarten Alters auf sich angewiesen sind.